

Baltische Monatsschrift

302

42

v. 35

Library of



Princeton University.





Baltische
Monatsschrift.

Herausgegeben

von
Robert Weiss.

XXX. Heft.

Reval, 1888.

In Commission bei P. Kiv
Bsp. & Stedl. Leipzig. Bk.

Дружески поздравки. Москва, 20 го Октомври 1909 г.

„Или не забравяйте“ пише Ви.

I n h a l t.

	Seite
Wissenschaft eines russischen Pflanzensammlers. III. 4. Von JOHANN CHRISTOPH REICHERT	1
Act des Lebens des russen Reichsbochmanns I—III. Von JOH. WILH. KRIEGER u. KREMER	20 119 169
Der Fürst Dorothee I. II. Von J. ENGELMANN	20 84
Neue Bräute aus der russischen Braut. Von JOH. KILIAN	30
Selbst. Von O. KALIN, J. ENGELMANN und Fr. B.	75
Zwei Jahre aus Oester. Von Dr. H. RINGHART	81
Wissenschaftliche Geschichte. Von Dr. H. SCHMIDT	144
Geogr. von Berlin. Mit der Geschichte der Observatorien. Von Dr. OTTO BARNACK	169
Namen. Von Dr. H. RINGHART und Fr. B.	169
Kritische Bemerk. u. A. B. C. Von RICHARD HANSEN	170
Wohl. Wissenschaft u. Poes. Von WILHELM SELIG	170
Wissenschaftliche Bemerk. in Russland. Von JOH. KILIAN	184
Russische Erzählungen. Von Dr. WILHELM SELIG	184
Namen. Von A. KILIAN und Fr. B.	184
Von Russenbildung in Preussen. Von A. K.	184
Wissenschaftliche Bemerk. in den russischen Jahren. Von RICHARD KILIAN	184
Die Geschichte der Russen von KILIAN	184
Die gewöhnliche Zeit der russischen Anstellung an Wien im Jahr 1800. Von Dr. WILHELM SELIG	184
Die Bildung eines Russen. Von WILHELM SELIG	184
Ein Jahr aus dem Ausland. Von Dr. WILHELM SELIG	184
Der Fall KILIAN. Von Dr. WILHELM SELIG	184
Talend und die russische Sprache auf der russischen Wägen. Von WILHELM SELIG	184
Es. Von WILHELM SELIG, russischer General-Inspektor. Von Dr. WILHELM SELIG	184
Der Russenbildung in der russischen Sprache. Von Dr. WILHELM SELIG	184
Erbe der russischen Sprache. Von Dr. WILHELM SELIG	184
1812—1813. Von Dr. WILHELM SELIG	184
Wörter in Russland	184
Selbst. Von Fr. B.	184
Die russische Sprache. I. II. Von Dr. WILHELM SELIG	184 184
Der Russenbildung der Russen	184

Karl IX. in Brasil. Von Wilhelm v. Hoffmann	Seite
Edict Dahlberg in Lissabon. Von T. Christiani	167
Vertrag Von L. N.	168
Neuer Vertheilungs von Timor-Laut. Von R. Hennrich	169
Die Handelsart in Ostindien der Niederlande. Von M. Bohn	170
Notizen. Von E. B.	171
Abhandlungen. Von F. B.	172

Beigepreschene Bücher.

J. G. E. Napierczyk, Die Erschicker der Stadt Rega. 1811-1828. Rega 1893	70
J. Lorenz, Lohnt sich die Dama Götter aus der Naturbeweihr? Braud 1893	72
W. v. Beckhau, Die Götter im Walden. 3. Aufl. Leipzig 1893	74
Joh. Richards, Fortmann David und St. Francis. Die schone Tochter. Leipzig 1893	76
Lehrer Hahn, Götterlehre über Götter. Berlin 1893	78
Dr. Otto Kierulff, Götter in der Sprache unserer Vorfahren. Leipzig 1893	81
Theodor Schreinemakers, Geschichte Lissabon. Die erste Zeit. Walter von Pörsching. Berlin 1893	144
Kempff von Kautz, Weltgeschichte. 8. Bd. Leipzig 1893	180
Dr. Jakob Freytag, von dem, Götter und Götter. Nach von Grop. Leipz. Weidmann 1893	184
Johann Conrad, An der Grenze. Wien 1893	187
Ludwig Pörsching, Zur Freytag'sche Reise in der Natur in Pörsching. Pörsching 1893	212
W. B. Schlegel, Die erste Zeit. Walter von Pörsching von W. B. Pörsching. Berlin 1893	218
Friedr. W. Haeckel, Die Natur der ersten Zeit. Walter von Pörsching. Berlin 1893	248
W. B. Schlegel, Die erste Zeit. Walter von Pörsching. Berlin 1893	254
Dr. L. Pörsching, Die erste Zeit. Walter von Pörsching. Berlin 1893	264
Dr. A. Schreinemakers und Dr. A. Schreinemakers, Die erste Zeit. Berlin 1893	268
Zur Geschichte des ersten Spemanns in Rega. Rega 1893	270
Dr. W. B. Schlegel, Die erste Zeit. Walter von Pörsching. Berlin 1893	274
Dr. W. B. Schlegel, Die erste Zeit. Walter von Pörsching. Berlin 1893	278
Dr. W. B. Schlegel, Die erste Zeit. Walter von Pörsching. Berlin 1893	282
Dr. W. B. Schlegel, Die erste Zeit. Walter von Pörsching. Berlin 1893	286
Dr. W. B. Schlegel, Die erste Zeit. Walter von Pörsching. Berlin 1893	290
Dr. W. B. Schlegel, Die erste Zeit. Walter von Pörsching. Berlin 1893	294
Dr. W. B. Schlegel, Die erste Zeit. Walter von Pörsching. Berlin 1893	298
Dr. W. B. Schlegel, Die erste Zeit. Walter von Pörsching. Berlin 1893	302
Dr. W. B. Schlegel, Die erste Zeit. Walter von Pörsching. Berlin 1893	306
Dr. W. B. Schlegel, Die erste Zeit. Walter von Pörsching. Berlin 1893	310
Dr. W. B. Schlegel, Die erste Zeit. Walter von Pörsching. Berlin 1893	314
Dr. W. B. Schlegel, Die erste Zeit. Walter von Pörsching. Berlin 1893	318
Dr. W. B. Schlegel, Die erste Zeit. Walter von Pörsching. Berlin 1893	322



Silhouetten eines rigaschen Pairsiärgeschichts.

III. Aus der Humann- und Herder-Periode.

4. Johann Christoph Herms, Raths- und Oberwäppler,
geb. 7 October 1775, gest. 29 November 1849.

Hier die Stillbildlichkeit zu Rigas bezieht, bei unter dem Gemälde und Herden der Repräsentanten der Humanität Herderperiode die Opferte sagt Grasset bemerkt, dessen Sachgewaltigen Sinn Intelligenz, dessen Begeisterten Gemüthsigen Wirklichkeit und Schicksalstanz verstehen. Fragt man nach dem Namen des Mannes, dessen charakteristische Züge der Nachwelt überliefert sind, so wird' der Name Johann Christoph Herms genannt. Welch eine Reihe von Erinnerungen weckt nicht dieser Name! Wer denkt dabei nicht an jene längst entschwundenen Tage, als Humann in Kowno unserer Aelternväter gewohnt, was nicht an jene glücklichen Jahre als Herder der Dinge war, was nicht an jene der Gegenwart vielfach entsetzt schicklich derselben an sich verwandte Periode, in der die allbewährte Verfassung Rigas nach jählichen Änderungen Botschaften für immer ihr Ende erreicht zu haben schien?

Wer, oder noch mehr, was war Johann Christoph Herms, jener Mann, der die Freundschaft Humanns gewann, der sich den Umgang mit einem Kant führen konnte und den nach nach seinem Absterben ein Herder in der Rückermemorie an seine Jugendjahre im Oranienalter durch einen warm empfundenen Nachruf in seinen Schriften so hochgeehrt hat? Was hat ihm die Bedeutung

....., daß er zu einem Lebenden weiß über die Grenzen seines Schmalheutes hinaus bekannt war, was die der Erde gewidmete, das die Gegenwart seinen Namen der allgemeinen deutschen Biographie erreichen hat? Die Beantwortung dieser Fragen ist die Aufgabe der vorliegenden Skizze.

Im Hause seiner Eltern (Hrn. Ackermeisters Arnold Heyne und dessen Gattin Juliana Sophie Baumgarten) erhielt der hochbegabte Knabe seine Erziehung, in der ersten Hohenhals, welche er im 18. Lebensjahre nach Beendigung des Lehrcursums verließ, ohne Anbahnung. Um sich den Studien der Rechtswissenschaft zu widmen, trat er den wissenschaftlichen Jüngling 1748 nach Königsberg auf der dortigen Altbauern war unter Jakob zarter ein gleichaltriger Jüngling immatriculiert worden, welcher, zuerst für Theologie eingeschrieben, Jünglingsjahre getrieben hatte, um sich, da seiner Ansicht nach das Bruchstück eines Rechtsstudiums helfe, nach Verlauf dieser Zeit philologischen, theologischen, philosophischen, mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien zuwenden. Der polyhistorisch gebildeten Jüngling war ein Kind selbstthätiger Eltern, der älteste Sohn des absterbenden Bäckers in Königsberg, der nachmalige Bürgermeister in Nord, Johann Georg Hansen. In den Hohenhals der Universität hatten der Vater Sohn den Kirchlichen Pfaffenstand und der begabte Pöbelarbeits von Hrn. einander kennen gelernt. Dessen machte der Schwaben der auf den Knaben, wenn auch selber Hohenhals Verhältnisse entgegen Polyhistor imponieren, wenn die Klarheit des Geistes und die Gewaltigkeit der Formen des jungen Eigentums mit einem Entzücken für diese Seite einlagig standen, — in kürzester Frist hatte die gewandte Sprache der beiden akademischen Bürger eine jener Bekanntschaften geschloßen, deren wir so häufig dieses Jahreshundert so häufig begegnen. Aber, es der Quelle der Wissenschaft, war es auch, wo Heyne zum ersten Mal mit Kant, welchem in der Folgezeit die Aufgabe zuteil, zwischen den beiden Studienberufen in der unter ihnen ausgeschloßenen Felder zu vermitteln, in Berührung kam. Der Königsberger Aufenthalt des jungen Eigentums währte übrigens nicht volle drei Jahre; denn abhangelndem akademischen Ueber ganges bewährte Heyne sich Studien nicht auf seiner Hohenhals, sondern begab sich zur Fortsetzung derselben nach Göttingen, wo er am 3. April 1751 (als Hgn-Lexikon) in das Album eines weltweisen Göttinger Hgn-berufen ward.

Nach Abschaffung seiner Studien, während welcher er Mäurer wie Putta, Achewell und Zamboniani kennen und hochschätzen gelernt, zog er ihn in die Welt hinaus: Deutschland, Holland und Frankreich wurden besucht, wo es ihm überall glückte, mit gelehrten und gelehrten Männern in Verbindung zu treten. In Paris war es dem jungen Rossetti ergötzt, dem Verfasser des *Journa! des les*, der die Welt mit seinen Freisinnigen in einem Trümel des Kriticismus versetzt habe, zu sehen. Wie ungeschicklich der demselben empfangene Eindruck auf ihn gewirkt, geht daraus hervor, dass er sich unmittelbar vor seinem Tode — in einem Alter also, wo man der Regel nach nicht mehr zu lernen pflegt, und zu dem Zeit, wo mancher seiner Jagdfründe sich nicht mehr grossen Berühmtheit schenkt hatte — dieses Umstandes Erwähnung that. Bei der Erwägung zu die Befangtheit, welche den stammenden Jüngling einst ergiffen, als er dem hochverehrten Montaigne gegenüber stand.

Während er in den ausschweifenden Salons der Weltkult in der Ecke jener reinen Gesellschaften hause lebte, dessen inneren arbeitsamen Formen, um im übrigen Europa nachzustreben bemüht war, erzielte ihn Nachrichten von der Heimat, die ihn an der weiteren Fortsetzung seiner Reisen hinderten. Der leidliche Zustand seiner körperlichen schwer erkrankten Mutter wie seiner bewegungs-empfindlicher gewesenen und wackeln, dem in gestrigen Genovesa schwebelndem Sohn eine schmerzliche Rücksicht zur Pflicht, sammt der Kunde von dem schuldlosen Wunden erfüllt war, liess in der Ferne wunden Lektüre noch vor ihrem Ableben zu sehen. In der That sah die Hoffnung im Wiedersehen ihres Kindes die schwebelnden Kräfte der Leidenschaft zu heilen und deren Anbahnung herbeizuführen, „denn kurz nach der Heimkehr des Sohnes, dem die Sterbende ihre Segenswünsche als das köstlichste Erbkitt auf seinen Lebensweg nach mitzugeben versuchte, trat am die Mitte des August 1756 der Jung schon vorhergehende Todfall ein.

Der Aufbruch auf den auswärtigen Nachschick, die Reisen im Westen waren nun vor der Hand abgeschlossen und hatten in dem mittelbaren Jünglinge einen reichen Grund zu akademisch-wissenschaftlichen, handschriftlichen, philosophischen, historischen und weltanschaulichen Kenntnissen gelegt welche nicht nur ihm selbst zu gute kommen, sondern deren geschickte Extrahierung in erster Linie der dem über alles thronen Vaterland und deren Wohl

darüber gemacht werden sollte. Und wie weit starrten die Hühner wie der Kuckuck, der Kuckuck wie der Hahnwinkler die Gänse von Kappeln, Bannow und Grieben durchwintern mussten, um das Meisterröckle würdig erachtet zu werden, so hatte auch der junge Rechtsgelehrte sich erst durch die verschiedenen Beschäftigungen im Kirchendienst lehrreich zu erweisen, die an ihm verlangt war, selbstthätig in die Rechtspflege und Verwaltung der Stadt einzutreten.

Zwei Jahre vor Borna's Rückkehr aus dem Auslande hatte er nach einem Novembertage (1752) einer der drei großen Hofpreussen, welche vor einem Jahrhundert in unsere Breiten in einem heftigen Lande gekriegt, eben Hannen, unter Thurnen seiner Mutter und vom Vater bis zu des Stadtherr Königsbergs gekriegt, einen Gelübde verlassen, um auf Ansuchen eines jensei Pfleger Leinhardt, welche, aus Deutschland gehörig, hienier als Hofmeister angewandt waren, um seinen Fortkommen in dem Geburtslande seines Unvermögensbesizers zu suchen. Nachdem er eine Handlungswelle auf dem 15 Meilen von Riga entfernten Gute Kogeln bei einer Barock Halberg gekriegt, brachte jedoch in Folge von Differenzen mit der ungeliebten Mutter seinen im unrichtigen Kogeln wieder aufgegeben hatte, stand er seit dem Jahre 1748 als Hofmeister des Käfers des Generals von Watten auf Gräuel bei Mitzn im Gemüthe.

Kaum hatte Borna, vermittelst durch den mit ihm auf das Insigne befreundeten Doctor der rügier Domschule Johann Gottlieb Lander davon Kunde erhalten, dass die gemeinschaftlicher Freund Hannen nur wenige Meilen von ihnen getrennt weilt als er nicht stand, dessen seine -Leidung- von Königsberg durch einen Besuch zu überraschen. Unverzüglich wurde eine Fahrt nach der beschriebenen Herrgutsstadt Mitzn angetreten und nächstlicher Welle ein Express mit der Bescheid eines Entschlusses nach Gräuel aufgesetzt wodurch das ganze Haus des Generals in nicht geringen Aufbruch versetzt ward. Hannen blieb nicht übrig, als dem Freunde nach zu derselben Zeit entgegen zu eilen. Auf eine solche Schnelligkeit nicht gewohnt, hatte Borna sich bereits lange zur Halle begeben, so dass jener, der durch Nacht und Nebel nach Mitzn gekommen diesen ruhig schlafend verließ. -Sich Will kommen- sagt Hannen bei dieser Gelegenheit, -wer so außerordentlich stätlich und unerschütterlich, dass ich in Vollständigkeit gewiss, das in meiner Antwort gleich zu kommen oder die zu

erröthen. Er beschränkte sich mit Ansichten, Aechtlagen, Begriffe von der Welt, vom Wissenschaften, dem herrschenden Geschmack des jetzigen Jahrhunderts. Er und besaß unermesslichen Anschaffungen, die im menschlichen Reich Herz und eine fruchtbare Einbildungskraft hervorbringen kann.

Welchen Einfluss die gewöhnlichen Seiten des jugendlichen Egoismus auf den nur so kindliche innere Lebensverhältnisse gewährten ebensolchen Fortschreitenden geist, wie von zunehmenden Wissen ihn dazu veranlaßt den ihm verbotenen geordneten Schulstudium von sich abzustreifen und den Lebenslauf mit Handelsgeschäften zu vertauschen wie dieser Wechsel der Verhältnisse zum erfolglosen Bestreben: Hatten um die Hand der Schwägerin seiner Güter, Katharina Berens und damit zugleich einen politischen Absicht von dem dieser gewöhnlichen Fremdenkreises und damit auch von Riga zur Folge hatte, haben wir bereits gesehen — und auch einmüthig erzählt, wie allen Ansehen nach ein von St. Petersburg ausgesandter Brief von J. C. Berens, in welchem dieser der politischen Verbindung entgegensteht, den Ansehens von einem Ausbruch, unter anderem den Fremden ausgesandten Spannung geboten, dem Holograph war gegen Ende ihres Lebens erfolgte.

Wie die ersten Schritte zu dieser Entfremdung nicht mit Rücksicht begünstigt werden können, so auch nicht die Motive der Annäherung. Doch aber kann sie sich aus der menschlichen Entwicklung leichter Freunde vermehren.

In Anerkennung der letzten, gelagerten Bildung wie in Berücksichtigung des weltmännlich gewandten Wissens und der gewöhnlichen Charaktereigenschaften von Berens war derselbe, trotz seines jugendlichen Alters, von Kaiser Riga dazu angewiesen worden, als Deputierter derselben deren Interessen in der Residenz an der Seine zu vertreten. Kaiser Wilhelm, seiner Hochachtung, auch nicht aber auf seinen Besuch hatte Berens einen Anteilhaft in Paris und den größeren Handelsstädten der Niederlande dazu zugestimmt, um sich theoretisch, wie praktisch mit dem Handel seiner Städte bekannt zu machen. Der durch Studien und Kenntnisse merklich gewachsene Mann vermochte daher auch die Handelsbeziehungen in einem viel höheren Grade aufzufassen, als es in der damaligen städtisch beschränkten Zeit der Fall zu sein pflegte. Mit dem Interesse für die Wissenschaft und des Erwachens der deutschen Literatur verband er eine Liebe zur Heimat und speziell zu seiner

Talentvoll, welche die zum Geschichtsträger derselben besonders befähigt erscheinen können. Zwar war er nicht die Natur an, auf dem Felde gewöhnlicher Rechte faßend, durch Entschlossenheit und mit Einsetzung der ganzen Person des Gegners am Nachgrübeln zu ansetzen, ohne einer solchen Personalität bedürfte es durch keine, da von einem systematischen Vorgehen gegen bestimmte Sonderrechte bedingt durch das Centralisationsprinzip, wie es sich bald darauf offen brach, auch keine Rede war. Eine verständliche, namentlich aber diplomatisch gewandte Personalität, wie Berens, war daher in jenen Tagen in der ihr übertragenen Stellung ganz an ihrem Platze.

Seine ständigen Beziehungen zu den einflussreichen Personen und Würdenträgern am Hofe hatten ihn ganz für diese ergriffen, und je zurückkommender die Grenzen sich ihm gegenüber zeigten, desto mehr gewann seine optimistische Lebensanschauung auch bei ihrer Bewerthung die Oberhand. Bald ist es der Oberhofmeister Graf Franz, der ihn durch sein Ansehen, der Stadt nützlich zu sein erlaubt, bald die Niederlegung einer Handelsmission unter dem Präsidium des Oberprocurators von Teheran, von welcher er sich den besten grossen Aufschlag der römischen mercantilen Verhältnisse verspricht.

«Ich habe,» berichtet er unter dem 12. Februar 1781 dem Kaiser, «ausserhalb des Reiches des Herrn Oberprocurators zu erwirken gesucht, mit dem ich einige Unterredungen über unseren Handel gehabt, die den Zustand desselben überhaupt und einige Einrichtungen betreffen. Weil aber bei allgemeinen Versicherungen nöthig ist, die Sachen in ihrer Zusammenhänge nach den wahren Gründen zu wissen, so habe ich nur die Erlaubnis erbeten, die Einzelnen bei Exzellenz von unserem Handel zu begreifen. Ich habe in der Absicht den ersten Theil einer französischen Mission von den Grundlagen der römischen Handlung, die ich dem Herrn Landrath Schick vorschreiben die Ehre gehabt, überreicht.»

Wie gross nun auch die Hoffnungen sein mochten die der Deputate Ruge auf die Reichsversammlung und den Erfolg seiner Missionen gesetzt, die eigenen Erfahrungen lehren auch bei jeder Ende des bewegten Berichtes an dem Kaiser selber nur zu oft vergeblich gelagten Wünsche gelagten, «denn keine Wohlthaten aufgedungen, sondern noch dem Sinne der Wiktanden angedreht werden mögen.»

Während Berens um jene Zeit sich in dem Glanze des mal

bewegten Lebens der Besetzung wurde auch er dort mit einem
Kranke in Verbindung kam, dem er Zeit Lebens die höchste Aner-
kennung geschenkt und den er selbst in dem ihm gewordenen Nach-
ruf des „Mann des Landes“ nennt, Carl Friedrich Baron Schoultz
von Achteröden — hatte auf seine Initiative hin seine Schatzkammer
Hanses jene geheimenverstecke und völlig unzugängliche Medaillen nach
London eingetrufen, wo man in manchen Kreisen wenigstens über
die ganze Natur der Angelegenheit, als auch hinsichtlich ihrer deren
Vertreter in gewissen Kreisen gestellt. Das ihm von den eigent-
lichen Freunden gewidmeten Instructionen gemäss hatte Hanses in dieser
den Ansehen nach diplomatische Angelegenheit ein Memorial
verfaßt und dieselbe dem russischen Gesandten am Londoner Hofe,
Fürsten Galitzin, überreicht. Warwol er durch Herrns' Kapfklugens
Zustritt ein vornehmen und gelehrten Welt. schalten, wie z. B. in
Paris an Kankalanka, so schenkt die hypercondensate und unge-
wöhnliche Mann durch den Mangel seiner Schulung in dem Grade
niedergelassen werden zu sein, dass er sich von aller Welt isolierte
und bei seiner Unschicklichkeit in die Hände von Betrügnen und
listigen, Persönlichkeiten gestellt, welche, um ihn auszunutzen,
die in ihre dunklen Plänen hineinzusetzen kein Bedenken trugen.
Von Geld- und Nahrungsmitteln gepackt, von Gewissensbissen über
seinen Lebenszustand gepöngelt, hatte er gefühllos seinen Welt-
statters in die Hand nicht nur, sondern gar den Samen in Krasnberg
jede Kunde von sich vorzuthalten. Das ihm mitgegebenes Bargeld
war verbrannt und jede Hoffnung auf Bedienung seiner Schulden
welche sich in London auf 100 L. St. in Jrr- und Kurant gestellt
auf das Doppelte belaufen, geschwunden! In dieser Schreckensstimmung
griff er zu einem Buche, welches er in London gekauft, jedoch
unbeschadet hatte liegen lassen. Es war die Bibel. Inmitten dieser
in dem Wort Gottes erdringt, wurde ihm „das Geheimnis der
göttlichen Liebe und die Wohlthat des Glaubens“ immer mehr
offenbar.

Aller Welt entfremdet, aber erfüllt von dem Trostsworte
der Schrift: „Ich will dich nicht verlassen, noch verlassen,“ hatte
er auf einer der Straßen Londons von einer Persöhnlichkeit, welcher
er wenig sympathisch zu sein wünschte, in französisch-russischer Weise
seinen Namen rufen. Der Sekretär der russischen Gesandtschaft
v. Lédars durch Herrns in Petersburg auf ihn aufmerksam gemacht,
brachte ihm Briefe seiner Vater und seiner Verwandten und be-
schloß seinen Zustand zur Bückkehr nach Riga.

Hier standen seine Freunde über die neue Wankung, welche sich mit ihm in London vollzogen. Aufklärung war die Lösungswort jener Tage. Aufklärung! heißt es von Paris her, wo Montesquieu dem Geiste der Gesetze nachforschte, Aufklärung! von Geoffroy, wo Jean Jacques Rousseau dem Ursprung und dem Grund der Ungleichheit unter den Menschen untersuchte und den Zustand mensch behandelte, und Aufklärung heißt es wieder von den Ufern der Spree, wo der königliche Rath an der Spitze des aus Frankreich importierten Standes herrschte, und von der Hochschule an Prag, wo Immanuel Kant an von seinem Lehrstuhl predigte.

Das ganze Bereich des Wissens wurde der Kritik unterworfen, überall, auf dem Gebiete der Religion, der Gesetzgebung, der Staatsverwaltung und der Naturwissenschaften brachen sich neue Anschauungen Bahn. Dazu auch Heros, von dem allen mit sich fernstehenden Stimmung angefaßt, in seiner Heimat in den ersten Reihen der Fortschrittler für die neue Richtung anzutreffen war, so eben so selbstverständlich, wie seine überreichliche Voraussetzung, in Hermann dabei einen Genossen zu finden.

Als jedoch jener erkannte, dass dieser nach seiner Rücksicht nach Ego sich, statt dem Restal zu bekämpfen, in den Dienst des dem Zeitgeiste — und somit nach Heros — unbekanntem Gottes gestellt hatte, war die Enttäuschung gross genug, um an Stelle der Freundschaft Bitterkeit und Abneigung treten zu lassen. Was war es von Heros' Standpunkt aus anders, als Egoismus und Undank gegen ihn, den Wohlthäter, der weder Geld noch Mühe gespart, um ihn am Abgrunde des Verderbens stehenden Freund aus schlechten wie materiellen Verlegenheiten zu retten, wenn dieser sich auf der beschrittenen Bahn immer weiter von ihm entfernte? — Und was störte nicht alles mit jenes auf Hermann gestützten Pläne? Gewissenschafliches Schaffen auf literarischem Gebiete, gegenwärtige Ansgang im Verkehr mit anderen, das Gelingen mit dem Freunde in dem Kreise, dessen Mittelpunkt Heros selbst war. Mit dem Momente, wo der junge Königsberger Gelehrte in Folge des unglücklichen Zwischenfalls mit der Tochter des gastfreundlichen Hagens aus Smolthen und dank auch aus Ego für immer schied, war alles dahin. — Das konnte und wollte der Mann dem Verfallenen nicht vergeben. Die den seinen dadurch entgegengekehrten, nach seiner Meinung verfallenen religiösen Anschauungen Hermanns hatten den erwünschten Anstoß an den Angewiesenen welche des Letzteren Gegen selbst in den Dialektikern einflusslos waren.

den der Domdechanten Linder mit jenen niederholländischen Leuten, von Hansen zum Vermittler in dieser Falschheit erwählt worden, wegen Mangels an Selbstständigkeit und Muth in dieser Stellung wenig und seine Bemühungen hatten keinen Erfolg, so daß sich Hansen Absonderung gegen den ehemaligen Freund in dem Grade steigerte, daß er ihn für einen „Nachtmanich von grossem Geiste und scharfen Tact“ zu erklären keinen Anstand nahm. Während Hansen es nicht verstand, eine Angriffsgelugenschaft zuerst gegen die Gegners Partei zu richten und schließlich gar seine Rücksicht zu Drohungen setzen, wird Hansens Brief, um ein Dunkel zu geben, bald heuschreck, wie ein Schwert, bald gelügelt spitz, widerständig, wie ein Pfeil, bald wehrig, wie die Kante eines Harnais, bald nachbarlich, unbedeutend, aber gefährlich verhörend, wie Böllendersters Davids, ohne jedoch dabei die Sache und Person mit Anstand zu verwechseln.

Wie erwähnt, war Hansen kurz nach Beginn des Jahres 1796 in seine Vaterstadt zurückgekehrt — und von wenigstens Monate später verlegten Patentverhältnissen Hansen, eine Reise nach Kempten zu unternehmen. Sein jüngerer Bruder (Georg) hatte sich nämlich ohne Wissen und Willen seiner älteren Brüder bei Higs anstellt, und man lag ihm, Johann Christoph, die Pflicht ob, den Nachbarn wieder auf den rechten Weg zu leiten.

Kurz hatte der damalige Lehner seinen Zogfuge Anwesenheit in Kempten verstanden, so wollte er alles daran zu setzen, um seiner Inhaft zu werden — „Es ist mir“ schreibt er an Linder, „ausnehmend viel daran gelegen, die selbst zu sehen und mich nach seinen Umständen zu erkundigen. Ich habe gehört, daß er alle seine Zeit an öffentlichen Orten verbringe. Er hat durch mich Ertheilung seines Bruder Christoph gemüthig bewirkt, weil er die Rücksicht von des jungen Schwerts Tode auf des Kempters misverstandenen. Dieser Umstand von seiner Kerklichkeit macht mir noch einige Hoffnung, da ich weiss, daß dieser Bruder ihn gleichfalls vorzüglich geliebt.“ — Bei weiteren wenigen wird betreffende selbigen Hansen den Echtheit seines Bruders, da er ihn „zu seiner Besorgung in ein Loch stecken lassen wollte, wo weder Sonne noch Mond scheint.“

Die gleiche Theilnahme, wie für den jüngeren Bruder, hatte Hansen sich dem älteren, J. C. Hansen, bewahrt, und es spricht gewiss für seinen verständlichen Charakter, daß, als er von seinem Vater erfahren, Hansen habe ihm versprochen, ihn zu besuchen,

— einer eben mit Versprechen nicht gleich mahlte, im Wiederlich, dass ihn jedoch zu Hause anstehen, verachte — Endlich, am 2. Juli (1766), erschien der umlante Gegner. „Wie angenehm,“ schreibt Hamann, „der gestrige Abend für mich gewesen, konnten Sie selbst leicht glauben, da ich ihn in der Gesellschaft unseres Freundes, des Herrn Berens, empfangt, der mich vornehmlich besuchte. Er hat nicht gevraut, dass ich ihn drei Tage nach einander ausgesucht, und ich nicht, dass er mich zu sehen wünschte. Ich weiss keinen Zweifel dass eine Unwissenheit von beiden Theilen ihm gewisse Dinge aus zu einem Misverständnisse vieler Kleinigkeiten und zu einem irrthümlichen Urtheil über angebliche Dinge verleiht hat. Eine Appellation zu Caesar, des grossen Helden unerschütterliche Vernunft und Ausdauer — die Zeit — im meine erste und letzte Schlacht.“ — Und hierin sollte Hamann denn auch thatsächlich Recht behalten, wogleich eine solche Belegung der Dehnenen, wie gesagt, erst nach Verlauf von Jahr stehen erfolgen sollte.

Denn war jedenfalls nicht der Mann um einen, wenn auch auch zu schnell gefasster Plan erwachtete Rechte aufzugeben. Was der Versuch, durch Lindners Vermittlung mit Hamann bekehrend einzuwirken, hauptsächlich an der Schwächlichkeit und Wohlthätigkeit des Kistenes gescheitert, so glaubte Berens in seinem Freunde Kant umso mehr die gegenseitige Activität getrieben zu haben.

In Erfüllung des von ihm übernommenen Zweckbündelbündels hatte der Professor der Weltweisheit es versucht, zunächst einen guten Mann vorzugeben und erst nachdem er sich von der Annehmlichkeit seines Versuches überzeugt hatte, es für angemessen befanden, die beiden Gegner seiner Lesung mit einander den Zweckpunkt des Unstern durchzukämpfen zu lassen, um dann mit desto grösserem Rechte dem Frieden zu schliessen. So wanderte über seine Magister: (Kant) mit „dem grossen Aristoteles“ (Berens), wie Hamann die beiden Freunde bezeichnet, und dessen Leistungen eines Julitags aus der Thoren Kantgebirge nach dem nahe gelegenen Trossen nur dortiges Mühe, zu seiner Mühen zu dem hartnäckigen auf seinem Standpunkt verharrenden Mann zu erfüllen. Nach Widerlegung der religiösen Anschauungen Hamanns schenkt, sobald er von dem Gegentheil überzagt war, wurde, eine Vertheidigung mit Berens nicht schwierig. War dieser Theil der Aufgabe gelöst, dass — und das war das Endziel, wie es diesem verschwieben — galt es jenen aus seiner Unthätigkeit abzurufen und die zu

verlassen, sich der schriftstellerischen Thätigkeit widmen anzuweilen.

Das gemeinsame Ziel der Wanderung war erreicht, das blaue Meer abzusehen im Krage versucht. Vergänglich hatte Berens sich in stoffl. stausföhen Wehrboten eingewogen, vergänglich der Profane der Festschweben seinen Schwestern aufgetan: der Begier war nicht zu überlegen. Unverschämter Sucher und ohne sich nur eine Annäherung angelehnt zu haben, luden die drei Peripatetiker zur Stadt am Frege zurück, wo jeder von ihnen sich seinen Beschäftigungen wieder anwandte.

Berens Thätigkeit in jener Stadt, wie dessen Charakter schildert aus Bannan, wenn er schreibt: -Ich rühme für eine Gewertheit - bei der jetzigen Jahreszeit arbeitet er wie ein Tagelöhner, den ganzen Tag in Papieren - den ganzen Nachmittage in gesellschaftlichen Zusammenkünften. Er hat in beiden eine Heftigkeit, deren ich nicht fähig bin, weil ich noch schwächlichen Lohn und ägypter Tracht habe.

Wie nachhaltig die Spannung zwischen ihm und seinem ehemaligen Freunde war, zeigt die Beurtheilung, welche Letzterer von ihm zu erhalten hatte.

-Eine Legen von Zerkeln an Kopf für deren Lösung er sich bemüht. Die Weisheit hat sich ihm fürstlich gemacht, weil sie sich unter ihrem Schilde für ihn verdeckt, und diesen Schilde - trägt einen Melancholiker. Die Weisheit hat sich bei ihm verächtlich und lächerlich gemacht, weil sie einen schlechten Geschmack und zu wenig Urtheil an der Wahl ihrer Lehrlinge unter den Tägeln zu erkennen gab.

-Ein heftiger Groll gegen mich, den der stärkere Geist unserer Fremdenheit in Fesseln hält - ein heftiger Groll an seinen kleinen Bruder, den er für verloren hält und in Widerspruch mit seiner Erziehung retten will und zu retten glaubt.

-Obw dessen Bruder auf, so hat die wahre Weisheit die nicht aufgeben, so glaube, dass ihm zu helfen sei; und brauche die rechten Mittel, so wird dir nach demselben Glauben geschrieben und die Mittel werden gesehrt werden. - Ich besuchte ihn eines Abends, wo er in grosser Unruhe war, die er als immer im Geruch freigelegt, wegenchtet er gegen seinen Bruder sagte. Ich wollte ihn zuerst zu befragen, dass Gott sich an unsere Wege bekümmere und unserer am meisten auf künftigen wertete und läste. Er sah darüber so auf, dass ich ihm unbegreiflich und

unvermeidliche Fälle vorzuziehe, denn ich mich freute, mit gesunden Gliedern der Treppe hinunter zu kommen.

In einem Briefe an Karl, welcher ihn mit Herrn von 29 Juli (1750) an demselben Behufe besuchte, lautet es denn: »Frankreich, das Hofleben und sein, d. h. des Lebens, Umgang mit hoher Colmanen sind zu allem Ueppigkeit schuld. Ich lebe das menschliche Geschlecht, wie die Franzosen das Flanzenzimmer zu einem bloßen Selbstgenusse und auf Bekannung ihrer Tugend und Ehre in der Freundschaft, wie in der Liebe so wie ich alle Uebertreibungen. Ja, Hermann suchte es, indem er in diesem Briefe Karl, der alle langen Sommer- und Augustmonate in Berlin Gastlichkeit zubringen pflegte, zu demselben Zweck demselben vom Vorwurfe, dass er mit seinen Schwachheiten und Hinderen, aus denen er ihm gegenüber seine vier Augen kein Geheimnis gemacht, eine Gesellschaft von gutem Tode unterhalte.

Herrn handelsmäßige Studien erlaubten ein längeres Verweilen in Kopenhagen, so dass er seinen Aufenthalt derselben bis tief in den Herbst hinein ausdehnte. Als nun die Arbeiten ihnen Abschlüssen entgegenzogen und damit die Zeit seiner Abreise herannahe, da machte ihm der Gedanke an das Schicksal von Kopenhagen nicht leicht werden. Wusste er ja doch im voraus dass solche Abende, wie er sie hier im Ideenwechsel mit Karl fast täglich gewesen, sich ihm weder in Petersburg, noch auch in Eiga haben würden. Von der Aussichtspunkt weiterer Einwirkungen auf Hermanns Lebensanschauungen und dessen ferneren Schicksal überzeugt, und weil auch das Nachdenken, machte er diesem gegenüber verständlicher gewesen sein. Karl, so behauptete sich, wenn auch keine persönliche Aussöhnung, doch so er wolle einer Ausöhnung der beiden Gegner zu, dass sie wenigstens nicht in Ueviden von einander scheiden. Auch Herder schaltete wir aus Hermanns Briefe nach. Unter dem 30 October 1750 schickte er nämlich seinem Bruder nach Eiga:

»Mein Freund an Sonntage abends und schickte gestern den Magister Kant, um nachher zu gehen zu lassen. Bei Herrn hat mir alle die Achtbarkeit, Heftigkeit und Zärtlichkeit erwiesen, die gute Freunde sich schuldig sind, wenn sie sich gleich gestört sehen, nach verschiedenen Materialien zu leben.

Während Herrs um in seiner entsetzten Stellung als Deputierter seiner Vaterstadt, Petersburg wiederum suchte, suchte der Theosoph seine »Säkularischen Denkweisen« für die lange

Wohl des Publikums, zusammengetragen von einem Leichliker der langen Welt in die Welt. Dazu klein, das Motto aus Paris: «Que l'on s'entende — et l'on s'entendra» tragende Schrift, mit einer doppelten Rücksicht an Niemand und an Niemand, um die unmittelbare Wirkung der Politik — Hamann bezeichnet dieselbe als Schreibe des Denkens, um damit anzudeuten, dass es ihnen des Nachdenkens würdige Dinge in der von Strauss seinen Schülern gegenüber beobachteten Methode befehle. Wenn er unter dem «Namen» des Politikers steht, versteht er unter dem «Namen» Bismarck und Kant. In seiner Rücksicht überfordert er das Denken dabei — er arbeitet an dem Stern der Wissenschaft, wie ein Menschenschand, der ihn für ein Mittel ansieht, den Staat, die bürgerlichen Tugenden und das Wohl des gemeinen Wesens zu befördern. Ich habe die ihn in der mystischen Sprache eines Sophisten geschrieben, weil Westphal immer das verhängnisvolle Gebotnis der Politik machen will, wasgleich die Aethyren an ihrem Knack kommt, alle die Menschen reich zu machen, welche durch das Märchen von Strauss (Fater des berühmten Staatsmanns) trachtete Maitzen bald! Freilich berückung müssen!

Nachdem, welche mit gleicher Intensität nach dem Ernste ihrer Berufspflichten, wie das Gelingen des gesellschaftlichen Lebens hinzugehen vermögen, und nicht häufig ununterbrochen Bruchstücke. Was die Bismarck schon im stillen Königsberg die beiden Extreme darat mit einander zu verbinden, dass der in gesellschaftlichen Hinsicht so sehr angestrebte Hamann darüber in nicht geringen Stücken gerath, so hat Petersburg für eine solche Persönlichkeit alle Befugnisse dazu in ihrer, wie in jener Hinsicht. Nach seiner Rückkehr in die Residenz überließ sich dem jungen Gelehrten mit dem Eifer Bismarck und dem glänzenden Geist wiederum die gewohnten Kräfte und traten zu den bisherigen noch weitere Verbindungen hinzu.

Um jene Zeit geschah in den dortigen katholischen Kreisen das unglückliche Handeltreiben von Linsberg ein besonderes Ansehen. Der sehr merkwürdige Verkehr mit dieser republikanischen und begüterten Familie, die er bereits bald nach seiner Ankunft in der Residenz kennen gelernt hatte sich inzwischen so innig gestaltet, dass Bismarck bereits am 21. October 1811 dem Kaiser berichtete: «Ich werde Rathherrschaft Ansehen und Kräfte ausstrengen, der mir anvertrauten Angehörigen der Stadt gesty an ihnen Ein. Hoffe und Wohl Rathherrschaft und an sachlich gegen sich

glaubt, als dass Hochverrathen es nicht ganz sicher sollte, wenn ich Göttingen hätte, wiewol ich meine Pflichten zu verstehen Diese Absicht hatte ich durch eine stehende Verbindung mit der Lüneburgerischen Familie zu erreichen. Ich hatte häufig an den Segen und die Fortsetzung der ständischen Vormehrung bei einer Verbindung, wenn mir der Hebel schon durch meine Gemüter vermittelt worden, mit einer Familie, die in allgemeiner Achtung stand und die Anzahl der Freunde der Stadt vermehren wird. — Etwa sechs Wochen später, am 20. November, fand nachdem der Rath über seinen Besatz mit der von dem beabsichtigten Ehe zu erkrankten gütigen Wittib, einer korbbelebten Konzeption mit der Tochter dieses Hauses Katharina von Lüneburg, statt, deren Schwester an demselben Tage ihrem H. von Straßborn zum Traualte folgte. — Seit der Begründung dieses Hofes am Neumarkt waren etwa drei Jahre verlossen, als ihn der Rath nach seiner Vollmacht antriefen, um ihm zunächst ein Sekretariat, dann aber das wegen seiner reichen Einkünfte sehr ältere her viel besetzte Waisensekretariat zu übertragen. In Riga trat er sichtlich an dem Buchhändler J. F. Martinek in freundschaftliche Beziehungen, welcher ein Jahr vorher die erste Buchhandlung in Lüneburg in seinem nachmaligen Hause in der Stadtrinne eröffnet hatte und dessen Verbindungen zu Königsberg, wo bekannt, viel zur Beratung Herders nach Riga beigetragen haben.

An der Domstube war mittlerweile die Stelle eines Collaborators vacant geworden. Am 12. October 1764 hatte der damalige Gerichtsrath, der nachmalige berühmte Rechtshistoriker Joh. Chr. Schwarz, dem Raths berichtet, dass seinem des Domstabsrectors Linder für die Besetzung dieses Postens zwei Candidaten zu Verfügung gebracht worden seien: nämlich ein Pfälzer der alten Schule von Dwaig Namens Schroeder und der junge Herder vom Collegium Fridericianum in Königsberg. — Von der Erwägung geleitet, dass jeder bereits gelehrt und überdies etwas langweilig zu sein schien. Dieser langweilig bereits drei Jahre an der beherrschenden Anstalt, als einer Schule wo schon etwas gelehrt werden sollte und an die Lehrkräfte bedeutende Anwartsagen gerichtet wurden, gewirkt hatte, entschied sich der Rath für die mehr verkommene jüngere Kraft. So erging denn die Vorlesung an Herder, welcher an den letzten Tagen des November in Riga, dessen Adepturakte es im künftigen Sinne das Wortes geworden, stand.

Hier, in der alten Hauptstadt mit ihrem durchgängig merkwil-

über Stoben, begann die neue, früher ungeschickte Lektüre sich zu regen. In der Danksagung für solche Hürden nach langem noch weinendem Abgange ein reges Interesse bekundete, bezahlte die dritte tausende, doch nicht wieder vergewandtes Jugend dem lebendigen Vortrag des jugendlichen Lehrers, stimmten die Collegen über die angewandte Methode dieser neuen Ansgeworren, mit welcher es den Schülern bequeme, und die Art und Weise, wie er diese leitete und es sich zog. Die Vorstandskirchen, von dem basarischen Publikum lieber nur spärlich bewirkt, waren, nachdem er (am 26. April 1867) von Adjunkt des Stadtschulrathes gewählt worden, selbst in dem Nachmittagsgottesdienste kaum mehr im Stande, die Zahl der Anwesenden zu halten, wenn es hieß, dass der neue Protaprediger die Kanzel bestiegen würde. — Der geistige Jüngling hatte alles, was mit ihm in Berührung kam, für sich zu gewinnen gewohnt, und wenn er hiervon eine Ausnahme gab, so waren es oft in der Gefühlsbegeisterung erwarren Anstöße, welche dem freudigen Verkündiger der Humanität, dem unerbittlichen Redner nicht selten mit Neid und Missgunst begegneten.

Durch Hartmann und Lenzler mit dem Gelehrten Berens bekannt geworden und in deren Hinsicht angelegten Kritik eingewilligt, konnte es nicht fehlen, dass er dem gewählten Oberhaupte dieser Familie, und als solcher mit J. C. Berens unwillkürlich zusammen, ganz besonders nahe mit H. H. Berens' freundschaftlich bedürftige Seele, die schmerzigen Rührung Hermanns noch immer nicht recht verwinden, so hat sich ihm für den erstinsten Freund in dessen Schalle Herder ein aus so seltener Ernte, — war dieser doch, wie Gervinus von ihm sagt, jener Lieblingsweiser und Freund, der die gleich seltsame durch seine jugendliche Seele und die Keuschheit des Gefühls, welche Hermann so jungen Lichtstern hülflos gefunden haben wollte, dessen kaltes Geisteslicht dem strengen Lehrer Anhang abhülligen, die dessen scharfen und bitteren The. streng und ihm Säureigkeiten unter die Nektarlinie streute.

Fehlte dem starren Geiste des Theosophen der Elementar in Form und Ausdruck, so fand Berens in dem jugendlichen Humanitätsgeist ein lebendiges schlagendes in Blick und Sprache erregende Persönlichkeit, deren unerschöpfliche, beherztes und für alles Große und Gute glühendes Herz die bei Unklarheit Entzifferung um so sympathischer bestrahlen konnte. Und dass eine Schaffigkeit der Pausenpause, eine unerschöpfliche sprachliche, oft sich

überausende Quelle von Plänen und Ideen, welche einen ungeheuren Reiz mussten dem Eigenthümlichen nicht auf Berens' für alles Neuz in sehr empfängliche Seele ausüben? — Hatte Berler erst bei seinem Eintritte in Königsberg über die Größe und den Reichthum der geistlich- und geschichtsvollen Stadt gestaunt, welche ihm im Vergleich zu seinem neuen Wohnort seine ganze Welt dünkte, so empfand ihn in Hign die von aristokratischem Geiste in der letzten Bedeutung des Wortes geleitete alt-weltliche Gemüthsverfassung, deren von edelstem Patriwismus bewachte Vertreter ihn für höhere Ideen von bürgerlicher Freiheit, bürgerlichem Wohl und wirksamer legislativer Seite reicher Gärten entgegen leitete die emphatischen Einträge durch vollkommene Ausgegung höherer, über die Landesverhältnisse hinausreichender Interessen, was die Leiter hier kaum grade gelassen wurden war. Dieses von dem bei seinem Schicksal historisches geringe Vermögen aber bewährte sich in so reichem Masse dass seine Wirkungen noch mehrere im Verlaufe eines Jahresforts in den Wilpert, Sonntag, Sangbuch, Judmann- und Graue-Holländischen Kreisen durch Berührung floss.

Die kurz bemessene Sparsame Zeit, welche dem Anstehende des alle Verhältnisse mit einer mannswürdigen Leichtigkeit beherrschenden Geisteskreises anwies, war für Berens und dessen Gemüthsgegenstände gleich einem schönen, köstlichen Tausche schmerzlos geworden. Man hatte hohe Pläne mit dem ganzen Geisteskräfte und er, der Jüngling, sich höher strebende Pläne für das Land, dessen Intelligenz er zu leben und zu leben in Aussicht genommen hatte.

Alles just von ihm geplanten Ideen und Entwürfe, so mussten durch die Einsicht werden, dass die irdischen Verhältnisse, wo glücklich er sich immer noch in ihnen fühlte, seinen eiferstreubenden Geiste wenig geworden. Als vollkommene neue nicht erregbare Empfänglichkeit durch Anforderungen von dem Kreise seiner Antreiber best auf die Probe gestellt ward und eigene ruhigen Zweifel und Bedenken in dem rein wurden, auch endlich die anonyme Antreiber der «Kritischen Wälder» für Deutschland in Frage gestellt zu sein schien, — da war der Entschluss, diese Lebensperiode, ein eigentlich gelimeser Zustand, vollständig zum Abschluss zu bringen, so einem leicht empfänglichen Seele zur Rufe gelangt.

Vorgeliegt waren die Vorstellungen der bestirnten Freunde, vergrößert das Augen des Raths bei der Entscheidung der einige-

welcher Ratherrung welche dem collich unter dem 6./10 Mai 1799 in ehrenvoller Weise zu Theil ward

Herders von langer Hand geplantes Aderlied war seinen Verehrern und Freunden so plötzlich und unerwartet gekommen, das man sich erst in den Gedanken, da constant gar weitgehend aufgetretene Betrüchtung, ihn zu verlesen (1787), so mancher nur geschänderlichen Theilsache geworden, gar nicht zu finden vermochten. Am meisten schon Joh. Chr. Herder von dem höchsten Verstehe betroffen. Von Misanthie erfüllt, verließ er, dem Domschulrechten Schögel für das intellectuellen Ueber die in Herder gewiesenen Entschlossen heitend, seiner bedrückten Bekundung dadurch untrüblichen Ausdruck, das er den Herder für eine „Lumpenmal“, dem man es zu denken das man Herder verloren, und dazugegen, das seine Thales wäre, für „Pflugs und Fests“ erklärte.

Wie die honorarische Abreise Herders an Bernischen Familienkreise von anderen Gliedern aufgenommen und beurtheilt wurde, dasie legt folgende Klaus Spasols man schenken Beweis ab

Wie einst an Bernen, so hatte Bernen' jüngere Bruder Georg sich jetzt an Herder geschrieben, das er in allen praktischen Angelegenheiten rational und heilend zur Seite trat. Wäre! jener damals nicht tollt 30 Jahre altete und somit um 5 Jahre älter als Herder selbst war, pflüge diese, das dabei das „Bild eines Heiligen der alten Welt“ verkehrte, jener eine das eigene Kräfte und einer gewissen Pöbeligkeit seiner Werten halber, so was um einer hohen Heiligkeit willen die meisten Bernen zu wissen. Bei seinem reichen Heime hatte Georg Bernen Herders ungeliebte Zwangung gewonnen, was erklärlich genug ist, wenn wir uns Wiffens Ansehungen entgegenwürfgen, in denen Georg Bernen in folgender Weise geschildert wird:

„Wie sich Bern kannte, war sich an eine hohe Heiligkeit halten wollte, das schenkte nicht der alterthümliche Ernst, der seine Seite umgibt, und die Consernien, die er Menschen ansehen. Denn durch die Stränge seiner Worte und bei der Schwermüdigkeit, die im dunklen Auge sich verberg, leuchtete dieses Gefühl und Mitgefühl für Menschenwohl und -weh. Auch wusste er, wie in der Noth Anderen ein Menschenhand so sehr Fanden und Fremde ein wenig theilnehmender Freund zu sein. — Am Krankenbette Lehmann und Blum habe ich ihn gesehen, an dem Sägen mit dem gewalt Kölicher konnte keiner einen

Freunde sitzen, sie haben mit dem sich auch getreu verbunden, wie er, des letzteren Ehre, des unterworfenden Ernst, beide kennen seine Freunde mit ihm, bei der Taufe, beim Kalchglas so gut, wie auf dem Spinnergang; wo er sich so gern vertheilt, überaus er sich gern der Freundschaft mischte, auch gern in die Gespräche anderer:

Den Tag seiner Abreise hatte Herder auf Sonntag, den 23. Mai 1768, angesetzt. Mit einem Schiffe des Barentschen Handelsgesellschafts sollte er in Begleitung des Commersanten Gustav Bernus die Kopenhagener nach Hause. Eine unbekanntes Terrain war das Schiff, mit dem der Dichter das Land verlassen wollte, bis auf die Anzeiherung Krug und war die Besorgung dieser Angelegenheit von dem Chef der Firma Carl Bernus & Co. dessen Bruder Georg übertragen worden.

Unmittelbar vor der Ausführung des ihm erhaltenen Auftrages hatte dieser jedoch in Erklärung gebracht, der Regierungsrath J. G. Bernus Compteschreiber, einer der einflussreichsten Gönner Herders, habe den Letzteren noch kurz vor seiner Abreise in sich beschließen, um ihn zum Stiebes in Riga zu bewegen, ihm die verlockende Aussicht auf eine Anstellung als Adjunct des bereits absterbenden Rectors des Lyceums Loder zu eröffnen.

In der Hoffnung, Herder würde, falls der Schiff seines Bruders am festgesetzten Tage nicht den Hafen verlassen würde, Zeit zur Überlegung des Compteschreibers Planes gewinnen und das ihm gemachte Anerbieten eines Gönners annehmen, beauftragte Georg Bernus die Ausführung des Auftrages, unterließ sich aus der Stadt und kehrte am des Abende spät wieder in des Comptoir seines Bruders zurück. Einen formellen Entschlus hatte G. Bernus sich kaum gewürdigt, wohl aber auf das Gelingen seines Planes gerechnet. In der ersten Annahme hatte er sich, als Geschäftsmann, dem sich nicht getraut, da letztere Vorwürfe des vorerwähnten Loder für den weitgerühmten Pörschkechahelmschkeit bildeten, wohl aber sich in der letzteren Annahme geübt, da Herder selbst erklärte, was seine Unterredung mit Compteschreiber ganz andere Gegenstände betreffen, letzterer auch aus Rücksicht für seinen ehemaligen Lector Loder, der zur Annehmung eines Adjuncten wohl wohl so bequem gewesen, wenn Pfliz Haupt vorher schon fallen gelassen hätte.

Das folgende Morgen, den 24. Mai 1768, wurde dem das Schiff ausliefert, welches Herder und die ihm bis zur Höhe der

Unheil gehende Gesellschaft bei strömendem Regen, unter Sturm und Gewitter stromwärts seinen letzten Seelen ausgepöhlte.

Vor Lichtung des Ankers strecken Ueorg Boreas, mit den nöthigen Schiffspapieren versehen, an Bord und beachte Empfehlungsbriefe und Geld für den das letztere in die Regel leitenden Helden. Dieser aber, dem vorunglückten Freunde seine wohlgefällige Bitte zugewandt, lehnte das wohlgenante Anerbieten mit dem Worten ab: »Sehen Sie, ich bin verunglückt.« — und nun, so schließt Wilpert, dem wir diese Aufzeichnung verdanken, seinen Bericht, »was heißt die Abreise nicht weiter auf, er war von nun auf immer geschieden.«

Da von einigen Anhängern Helden geübte Hoffnung auf eine belagerte Rückkehr des Dichters zu blühendem Aufstehle desselben in der Distanz nicht in Erfüllung gehen. Das Dichtertalent besch sich unter günstigeren Bedingungen stattfinden die ihm vorgewiesene Bahn zu dem Sonnenlauf des Ruhmes im deutschen Vaterlande.

Boreas aber und die von ihm geleitete Crew, des gelisteten Mittelpunktes beraubt, schweben aus der Ferne voll stiller Resignation des kühnen Fluges des Geistesherren nach, sich erlösend an jeder Kunde, welche von demselben über ihre nach Laskand herbergelange.



Aus dem Leben des rigser Goldschmiedehandwerks.

Von Prof. Wili. Steinhilber in Riga.

Durch die gewerbehistorische Ausstellung, welche die St. Johannis-Gilde in Riga am October 1882 veranstaltete, ist das Interesse hauptsächlich auf das Handwerk gelenkt worden, das, im Range weit über das andere stehend, richtiger vollends als eine Kunst betrachtet wird. Es ist jenes, welches den Hauptbestandtheil der Ausstellung der silbernen und vergoldeten Profile, Trinkgeschäße, Löffel und Willkommensschilder bildete — das Goldschmiedehandwerk. Die Leistungsfähigkeit desselben in alter Zeit, die schon auf der culturhistorischen Ausstellung vom Jahre 1880 deutlich hervortrat, hat sich bei dieser Gelegenheit gleichfalls in glänzender Weise gezeigt. Von dem etwa 60 grösseren Silbergeschäßen, insbesondere des Trinkgeschäßen von dem 17 und 18 Jahrhundert, welche die verschiedenen Zweige aus ihrem Laden geliebt hatten, sind zwei Drittel die Arbeit rigischer Meister. Lassen die selben mit einigen Ausnahmen auch wohl grade von einem aussergewöhnlichen Grad künstlerischen Könnens Zeugnis ab, so ist doch die Wahrnehmung, dass die Goldschmiede paar Tage sich nicht auf die Anfertigung von Ringen und mehr oder weniger wertvollen Schmuckstücken und Zerrathen beschränkten, sondern regelmäßig sonstige monumentale Werke hervorzubringen pflegten, höchst erfreulich. Es gibt nur eines guten Begriffs von den Fähigkeiten der Meister im Durchschnitt, wenn fast jede Werkstatt solche Stücke zu liefern vermochte, denn es ist wohl zu merken, dass jene 40 rigischen Silberarbeiten von 25 verschiedenen Meistern

herrühren. Besonders war das Verhältnis zwischen einkaufenden und auswärtigen Geschäften auf der kulturhistorischen Ausstellung. Unter 120 Nummern, die von dem 16., 17. und 18. Jahrhundert stammten — darunter mehrere Stücke umfassend — konnten 114 mit Sicherheit als rigischer Ursprungs nachgewiesen werden. Hiermit ist erwiesen, dass das Niveau, auf welchem die rigischen Goldschmiede früherer Jahrhunderte gestanden haben, kein niedriges war und von ein Stücklein in die frühere Zeit hinauf gepusht, wo sie zu stehen bisher noch nicht möglich war. Besonders wertvoll ist auch bei solcher Sachlage der Geschichte dieses hervorragenden Gewerbes seine Ausbreitung ins Ausland und die diesen Zweck die nachfolgenden Blätter in Anspruch zu nehmen. Die beiden aus mehreren Schrägen der Goldschmiede aus dem 14. und 15. Jahrhundert, sowie die in der Lage des Amtes erwähnten Prachtblätter haben das Material dazu.

Allerdings kann die Restaurierung des Handwerks nicht von einer Restauration von ihm auf die Gegenwart verlagert werden und wird selbst die Schärfung der Periode, die charakterisiert werden soll, dem Fortschritt der Unvollständigkeit noch nicht ersetzen können. Allen die Sachen, auf welchen dasselbe sich verheißt, sind vor Jahren gemacht, zu einer Zeit, wo die Erweiterung und Vertiefung derselben durch neu auftretendes Material in Höhe selbst durch den Verfasser nicht unerschöpflich war. Gegenwärtig haben kann an solche Fortschritte selbst daselbst nicht mehr gedacht werden, und es mag sich die Lückenhaftigkeit in Höhe und Formen gleichzeitiger Nachfolger unmittelbar am Tagebuch zeigen.

Der Schragen aus dem 14. Jahrhundert (1390) ist sowohl in den *Museum. Les origines*, als auch im *Liv., Hist. und Omladachens* Urkundenbuch abgedruckt. Der Schragen des 15. Jahrhunderts (1447) hat sich abschriftlich in dem im Besitz der städtischen Kreutzenden Gesellschaft in Höhe befindlichen „Schragenbuch der Stadt Riga“ erhalten, das im Jahre 1888 auf Anordnung des Reichsherrn Ernst Hasemann angelegt wurde. Auch ist er in die erwähnte Prachtblätter aufgenommen, dort jedoch viel durch Versuchen des Abschreibers aus dem Jahre 1888 datiert.

Dass diese Jahreszahl nur auf einem Versehen beruhen kann, ergibt sich aus dem Schlussatz. „und ist diese Schrage durch die rymen und städtigen Herren Pjotrskis Kisten auf der Johann Speckhans, an der (yd) vorwärts angefahren ist betrich einer anderen

wird die gefällige prälatenweise vornehmlichkeit und vorzüglich die feile sich selbstlichen dinstuch zu richten und zu helfen. Die beiden hier genannten Rathschreien wurden wie aus Hochfürst Augustus Katholice erhalt. erst im Jahre 1549 Antikverren. Eine Bestätigung erhalte dieser Schreyen durch Sigismund August II. im Jahre 1561, wie ich einer Antwort ertheilte, welche das Amt im Jahre 1560 auf den von Generalgouverneur nach dem Statuten ertragenen Auftrage ertheilt. Es lautet darin: anno 1561, im November den 26. ist dinstelle Schreyen nach dem alte Pergament abgeschrieben, und von Könige Sigismundus Tertius¹ in der Königl. Reichspolstaß Wien confirmiret und mit Palatinen und Lehenschen Reichs-Raths Rathschreyen und Papstet worden, was nach schreyen zu alten. Ahermals eine Bestätigung des Schreyen zugleich mit einer Erweiterung wurde den Goldschmieden durch Stephan Batary im Jahre 1569 zu Wien. Das angezogene Quelle lautet dinstelle: anno 1562, Aprilis den 26. ist dinstelle Schreyen, in einigen Artikelten von hochwürdigsten Fürsten eines Goldschmieden, also von den Goldschmieden-Schreien und Thätigen von Könige Sigismund, in Stunden gehalten und endlich in seiner Königl. Reichspolstaß Reichs-Rathschreyen, aufgetragen wird nach dem hocht Reichs-Rathschreyen beschreiben und aufgehoben worden. Nach Hüttig² und von diesen beiden Bestätigungen Abschriften in einem Schreyenbuche der Bibliothek der kaiserlichen Kassenkammer vorhanden. Sie selbst ist nur eine Abschrift des Schreyen vom Jahre 1569 an dem genannten Orte bekannt!

Einer Bestätigung des Schreyen im 13. und 14. Jahrhundert erwähnt die genannte Antwort gleichfalls und zwar in folgenden Worten: anno 1545 den 26. November erst die antike Schreyen von ihrer Königl. Reichspolstaß der hochwürdigsten Königin Christiane Theres gebornen und gleich dem vorigen Palatinen Königen confirmiret und mit Königl. Reichspolstaß Reichs-Rathschreyen bestätigt worden.

Anno 1721 in der Altherwürdigen hochwürdigsten Kaiser und Herr, Schatzkammer aller Reichen, hochwürdigsten und hocht vorigen Kaiserlichen Theres die erste, in der hochwürdigsten zu Reichspolstaß, von allerhöchsten Gnaden, unser Reichspolstaß, die alten und neuen Reichspolstaß geschrieben, was auch unsere Goldschmiedemeister anno 1721 bezeugt, das wir die vorige Reichspolstaß geschrieben.

Von diesen Bestätigungen sind nur in das rügen. Schreyenbuche (zu Demme des Bergvermeisters Rathschreyen, des Weltgerichte, der Kassenkammerbibliothek) keine Abschriften aufgetragen. Von

erwähnt sind nie erfüllt, ohne irgend eine Veränderung an dem Inhalt der Statuten vorzunehmen. Peter der Große, der bekanntlich von dem Zarthron eine sehr gute Meinung hatte und sogar den Versuch machte, dasselbe in Russland einzuführen; wird Veränderrungen kaum für nötig erachtet haben.

Was von dem Protokollbuch betrifft, so gehen meine Angaben über das sechzehnte Jahrhundert nicht hinaus. Die Hätter, die ich durchgesehen habe, waren paginirt, und zwar doppelt. Eine ältere Hand hat die ersten 45 Hätter mit römischen Zahlenzeichen versehen, was später in arabische Schrift von 1—99 durchgezählt. Leider sind aber diese 45 Hätter nicht vollständig erhalten, vielmehr sind nur noch verblieben Blätt 1—7, 10—22, 26—44. Nicht alle diese Hätter sind beschriftet. Blatt 1, 27, 28, 72, 90 sind ganz leer gelassen, andere nur theilweise benutzt worden. Die Handschrift wechset beständig. Der Rahm ist verzeichnet; es sind drei Schichten eines groben Papiers in Quartformat, die aber ursprünglich zu einem zusammengehört waren.

Die Einträge erstrecken sich über die Zeit von 1482—1590. Die Schrift selbst ist im ganzen als schwer leslich zu bezeichnen und ihre Entzifferung wird durch das dadurch ersichert, dass das Buch, wie es scheint, nicht gelogen hat. Wenigstens lässt sich nur so erklären, dass fast auf jedem Blatte die Hälfte des Eintrags verwehrt oder bei zur Unbedeutendheit verlässt ist. Wenn ich trotzdem glaube im Wamutischen richtig gelesen zu haben, so muss ich inwiefern für Namen und Zahlen um Nachsicht bitten.

Bei der Abfassung dieses Aufzeichnens war wol hauptsächlich, allen Theilnehmern, was im Leben der Zeit sich ereignete, für die Nachwelt zu bezeichnen. Ein eigentliches Protokollbuch ist es nicht, denn weder sind Lehrlingsverträge oder Prospektungen oder Aufrechnungen über die Erwerbung der Meisterschaft vorhanden. Am besten könnte man es als ein »Buch der Aufzeichnungen« bezeichnen, denn von diesem stammen die Nachrichten über Ereignisse und Angaben, welche den Hauptbestandtheil des Buches ausmachen. Eine dieser Hätter schließt auf Blatt 294, wie wir sehen, in der Schrift des 17. Jahrhunderts.

• In verschiedenen Stellen ist nur über Auktionen-Buch angegeben, was wenig ist, hat gesehen dass das Buch unbedeutend viel angefragt voran zu einzuschreiben, von aber •benachtheiligt worden, die halt werden, in die mitte, bald •wieder voran nicht ordentlich geschrieben haben, ist aber wie

«zu sehen von Anno 1680 Poly 125 erdentlich nach uns wider
 «gedrungen hat zu sich hat darnach (wollen nach ihm von
 «viel unbeschriebene Lössen sein und auch die alten schreiben an
 «noch darinnen sein nicht wegen bey seinen weissen) ein Register
 «halten gemacht das Fahren zu viele zusammen. und was un-
 «geschrieben wird zu register gesetzt, die wir immer versuchen
 «zu werden. hat dies Buch in Miltigkeit wol volgeschrieben
 «worden

«Auch ist in diesem Buch meistens geschrieben von
 «Rechnung was ausgegeben und empfangen, wenig was ver-
 «schrieben ist, ist nur eine oder zwei, die was darinnen ge-
 «schrieben haben, was vor gegeben ist auch ist die alte
 «schrafft darinnen verschrieben hat ein vor gutt gegeben, das
 «offen nach nicht nur schreiben und ausgeh und ein wider nach
 «geschrieben lassen das ungeschrieben, war vorhofft im Buche »

Ob diese gute Absicht in der That ja ausgeführt wurde, ent-
 steht sich meiner Bearbeitung. Diese Anzeige wissen keine
 Besorgung darüber an, ob ähnliche Bücher, wie dies in den
 letzten Zeiten entstanden, mit Beiträgen zur Geschichte des Hand-
 werks sich in der That oder sonst erhalten haben

Theodor Heuss «Das Goldschmiede-Amt in Reg., ein Beitrag
 zur Geschichte des Stadtgewerks, verlesen in der 103. Versam-
 lung der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde in Reg.
 am 14. November 1861, ergab hiebei für unseren Zweck keine
 Anbahnung

Als unter die regierten Gewerbetreibenden des Reichthums
 auch gewerkschaftlichem Zusammenschluss sich regte, schenken
 wir die Goldschmiede gewiss zu sein, welche allen nachher mit
 ganzem Beispiele vorgegangen. Wenigstens ist der Mann von 25. Jan.
 1500 auf ihrem Wunsch von Kaiser sechs Schillingen, der die Ver-
 fassung enthält, nach welcher sie zunächst ihr gewerkschaftliches Leben
 richten wollen, der Kunde aller regierten. Und es ist bemerkens-
 werth, dass diese Ordnung überhaupt aus der ältesten ist, die uns
 von den Goldschmieden überliefert sind. Natürlich ist das Gewerbe
 ein großes und machen bereits die Volkswirthschaft Goldschmiede aus-
 macht! Auch wird uns schon aus dem demselben Jahrhundert
 von der Verschmelzung der Goldschmiede Hülfsleistung gemacht,
 die aus dem Stande der Hütten und Umläufen sich herausgebildet

und stüftig organisiert leben. So erschienen Gewerkschaften der Goldschmiede im Jahre 1281 in Bessentzang¹⁾, im Jahr 1256 und 1259 in Kals²⁾, im Jahre 1274 in Angberg³⁾, im Jahre 1288 in Wanz⁴⁾, im Jahre 1295 in Bruden⁵⁾, im Jahre 1309 in Erfurt⁶⁾, im J. 1320 in Magdeburg⁷⁾ u. s. w. Aber wir wissen von diesen Meinen Verhandlungen recht viel mehr, als dass sie überhaupt existiert haben. Die frühesten auf uns gekommenen schriftlichen Statuten und Rollen stammen aus dem letzten Drittel des vierzehnten Jahrhunderts. Der erste Brief der strasburger Goldschmiede ist vom Jahre 1362⁸⁾. Dem kommen die Goldschmiedeverbände von Konstanz und Ulm aus dem Jahre 1364⁹⁾. In Wien erhalten die Goldschmiede ihre Ordnung im Jahre 1369¹⁰⁾.

Die reichste der Goldschmiede in Hamburg und im Jahre 1373 aufgenommen¹¹⁾. In Wismar erhielt der Rath der Goldschmieden im Jahre 1390 eine Rolle¹²⁾, in Breda 1393¹³⁾, in Ulm 1394¹⁴⁾, in Lüneburg gegen 1400¹⁵⁾, in Danzig 1404¹⁶⁾. Die Hübener Rolle, die das Vorbild für eine ganze Reihe von Städten gewesen zu sein scheint, ist aus Wismar nur in einer Abschrift von Jahre 1409 erhalten.

Die rügen Goldschmiede bezogen ihren Schutzes aus Lübeck. Ein Vergleich geschloffen mit der erwähnten späteren Redaction der Lübecker von 1482 hat eine fast vollständige Uebereinstimmung erkennen. Auch die Wismarer haben ihr Statut von dort her entlehnt¹⁷⁾, wenn auch mit gewissen Abänderungen, wie sie local geboten erschienen. Lübeck war eben der Vater der Hanse und durch eine rasge gewerbliche Entwicklung ausgezeichnet, daher war es ganz natürlich, dass man sich dorthin wandte, um die in der grossen Stadt gemachten Erfahrungen verwirklichen zu können. Es war das ein Vorhaben, wie es in den städtischen Kreisen jener Tage allenthalben wurde. So sehen wir beispielsweise Köln im neuen Schreiben vom 15. Juli 1372 an Bischof Antonius über diese Satzungen der Goldschmiede gehen¹⁸⁾, und wandte sich im Jahre 1464 der Rath von Speier nach Strassburg mit der Bitte, ihm die dort gültige Goldschmiedeverordnung mittheilen zu sollen¹⁹⁾. Wäre die Redaction des von Schraggen gewonnen haben, kann nicht mit der gleichen Sicherheit wie bei Rega bestimmt werden. In einzelnen Artikeln desselben ist wiederholt auf Lübeck Bezug genommen (siehe in Lübeck recht ist, oder was in Lübeck dort), doch weicht der Wortlaut ab ist die Reihenfolge der Paragraphen eine andere als in der Lübeckrügenen

Rolle und hat man jedenfalls eine selbständige Verarbeitung nach gegebenem Muster vor sich. Dasselbe gilt für Hamburg und Lüneburg, bei denen der Vergleich der Statute mit dem Lübecker und einer Verwandtschaft, aber keine völlige Uebereinstimmung anerkant. Wie weit eine Aehnlichkeit in der Regelung zu Tage tritt, die schliesslich bei den im allgemeinen wohl gleichen Zuständen in den Städten des Hansabundes nahe genug lag, werden wir im Verlaufe dieser Studie noch an mehreren Gelegenheiten haben.

Wie alle Künfte jener Tage, so hatten auch die Goldschmiede ihren Schutzheiligen, welcher St. Eligius war oder, wie er niederdeutsch genannt wird, „sanct Lays“ und „sanct Elays“. Zwar geschicki waren in dem rigoir Schleggen keine Erwähnung. Der runder Schleggen aber von 1488 verfügt (Art. 21), dass die jährliche Antokant am Tage des heiligen Eligius (den 1. December) stattfinden sei: „Item d. goldsmede, dē in unserer capell, sollen des capells lant nach heilich uppe sancte Lays dāst. Die Rigoir brachten über ihre Haltung ebenfalls dar und trachteten ihm, wenn dem heiligen Krasmas und der heiligen Katharina einen Altar“ (in welcher Kirche, weiss ich nicht anzugeben), der im Jahre 1488 am 26. October eingeweiht wurde. Dass auch in Riga der Elighaus ursprünglich geküert wurde, lässt sich urkundlich nicht nachweisen. In Wismar hatten nach dem Anschlusse der Goldschmiede dasselbe geschieht dem heiligen Elgus einen Altar errichtet. Uebrigens war unser Heiliger nicht Patron der Goldschmiede allein, sondern aller Schmiede, wie denn z. B. die Niederstadt der rigoir Schmiedekünfte ausdrücklich von St. an die Elgus erwehrt nach im Buch Laysen gestiftet wurde. Ausserdem wird der heilige Elgus nur noch erwähnt in den Ordnungen von Wismar, Bremen und Lüneburg. Selbste Zusammenhänge mit den Goldschmieden erfüllt die Legende folgendermassen:

St. Elgus, der „Gottgewählte“, der als Bischof von Noyon im Jahre 680 starb, wurde im Jahre 688 zu Catalan in Languedoc geboren und erlernte in seiner Jugend die Goldschmiedekunst in der Werkstatt eines gewissen Albin. Als vollendeter Künstler auszuwandern, Hess er sich in Neustreun nieder und wurde hier mit dem Schatzmeister des Königs Othmar II., Namens Baldo, bekannt. Auf dessen Veranlassung beehrte ihn der König mit der Anstellung eines goldenen Besels mit Edelsteinen — nach andern mit der Herstellung eines Sceptels — und übergab ihm das dazu er-

bederliche Edelmetall. Dieses war in solcher Menge bemessen, dass unser Meister von den verlangten Gegenständen zwei machen und dem Könige überreichen konnte. Der letztere, von solcher Ehrlichkeit erzaunt und erfreut, zog den wackeren Goldschmied näher an seinen Hof und übertrug ihm noch andere Aufgaben. Eligue wusste sich das königliche Vertrauen unter dem Nachfolger Clotaire, Dagobert I., zu erhalten und brachte, unterstützt durch seinen künftigen Schwager, einen Sachsen, manche Kunstwerke hervor, die den Beifall seines hohen Herrn in dem Masse fanden, dass er mit der Domäne von Solignac beschenkt wurde. Auf dieser erzielte Eligue im Jahre 661 ein Kloster, dessen Einkünfte gleichmäßig mit der Pflanz der Gewerbe, insbesondere der Goldschmiedekunst sich behandelte. Sein Sohn stieg nun immer höher. Er wurde zum königlichen Münzmeister ernannt, von Amt, das er noch in des ersten Regierungsjahres Clotiv II. ausübte, gründete mehrere Klöster und wurde endlich im Jahre 1160 der Nachfolger des verstorbenen Bischofs von Bayon und Tournay. Dabei vernachlässigte er seine alte Kunst nicht, sondern übte sie noch wie vor aus. Als er im Jahre 689 in Solignac gestorben war, wollte die Königin Ratilde seinen Leichnam nach der von ihr erbauten Abtei Clottes bringen lassen. Aber da er bei Lechartes gestanden hätte im Kloster von Saint-Loup in der Nähe von Beaumont bestattet zu werden, widersetzte sich seine irische Stille dem geplanten Transport, indem sie so schwer wurde, dass man sie kaum zu bewegen vermochte. Dieses Wunder folgten bald mehrere. Sein Grabmal wurde in Erinnerung an die Verherrlichung, die er um die Hebung seines Gewerbes sich erworben hatte, von vielen Seiten mit reichen Goldschmiedarbeiten geschmückt, mit Korbweid, Leuchtern, Gefäßen &c. Das reiste einen Dieb, der sich eingeschlichen und eine goldene Kette sowie andere Gegenstände sich angeeignet hatte. Aber es gelang dem Pöbel nicht, mit seinem Raube zu entkommen. Man fand ihn am Ausgang der Kirche zur Unkenntlichkeit umstürzt, umgeben von den geschloffenen Gegenständen. So war Eligue, der im Leben die Redlichkeit vor Habsucht seines Handelns gewählt hatte, auch im Tode der Schwere einer Last. Von einem neuen Goldschmiedarbeiten aber ist nichts auf die Nachwelt gekommen als ein Stahl, der unter dem Namen Lehnstahl König Dagoberts I. im Antikensaal der Nationalbibliothek zu Paris aufbewahrt wird. Mehrere Zweifler wohl gefunden haben, dass dieser aus vergoldeter Bronze bestehende Stahl dem Alterthum unbekannt und

den Rücken und Arme desselben, im 10. Jahr etwa, das untere Teil abgestutzt sein, die von einer älteren Periode herrührt“.

Der Amt der Goldschmiede, wie es sich nun im Jahre 1369 in Riga zeigt, war ein offenes, d. h. jedes Goldschmied, der sich um die Mitgliedschaft bewarb, wurde, nachdem er die vorgeschriebenen Beiträge entrichtet hatte, aufgenommen. Erst die Beherrschung einer späteren Zeit ließ das Bestehen des Amtes bei dieser schrankenlosen Occurrenz so wenigstens und demg. demsel durch, dasselbe zu einem geschlossenen zu machen. Bei dem Jahre 1349 dürfte nicht mehr als 17 Meister im Goldschmiedeamt sein. Auf die gleiche Zahl hatte sich das Hamburger Amt bereits im Jahre 1409 beschränkt¹⁾. Dagegen scheint man sich in den anderen Hansestädten die Freiheit des Zutritts zu wahren gewohnt zu haben. Wenigstens ist in den Rollen nicht von der Gleichzeitigkeit der Rufe. Der rügische Goldschmiedezunft von 1369 und die ihn ergänzende Beherrschung von 1393 kennen solche Beschränkungen der Meisterei nicht. In Danzig wurde das Amt im Jahre 1448 zu einem geschlossenen erklärt und die Zahl der zumhausewählenden Meister auf sechs beschränkt²⁾.

Wie groß die Zahl der Goldschmiede in Riga im 14. Jahr war, lässt sich leider nicht bestimmen. Das älteste Liber redimtum (vgl. Napierky) macht in der Zeit von 1326—1344 einen einzigen Goldschmied für jeweils in den J. 1340—1406 drei Goldschmiede ausweist. Der Erbschätzer der Stadt Riga (vgl. Napierky) lassen sich für das 14. Jahr die Namen von 4, für das 15. Jahr (von 1400—1475) die Namen von 11 OSM und Silberbeschneidern entnehmen, die aber keinesfalls gleichzeitig lebten. Aus der späteren Fortsetzung der Mitgliederzahl auf 12 lässt sich schon entnehmen, dass man es mit einem nicht stark besetzten Gewerbe zu thun hat und die freilich unvollständigen Nachrichten, die in dieser Beziehung von anderen Städten gegeben sind, bestätigen diese Auffassung. Das Paris macht eine Ausnahme³⁾, denn dort waren nach den Steuerrollen schon im Jahre 1296 nicht weniger als 116 Goldschmiede, im Jahre 1360 sogar 251. Vermuthlich sind hier Meist⁴⁾ und Gesellen zusammengezählt. In Brügge stehen nach 1297 Pferdegestallungsliste von Jahre 1302 die Goldschmiede aus einig⁵⁾ anderen Handen kann es unterer Stelle. Sie haben nur 2 Pferde, die andere meist 3—20 im Walker 50, die Weber 120 Pferde⁶⁾. Obne Zweifel waren die Goldschmiede also nicht zahlreich. In Nürnberg gab es im Jahre 1253 16 Goldschmiede⁷⁾, in Hamburg

im J. 1370 9^{te}, in Frankfurt a. M. im J. 1387 nur 4, im J. 1440 etwa 6^{te}. In Danzig erschienen zu einer der Belagerung der Bevölkerung am Anfange vom J. 1400 feststehenden Lotte 14 Goldschmiede¹¹.

Die Belagerungen, unter denen in Riga die Meisterschaft vorzuziehen werden mußte, waren keine gerade drückender¹². Es genügte, den Nachweis der städtischen Geburt und eines lauten Vermögens von 6 Mark kölligen Silbers geliefert hätte zu haben. Auch mußte eine Probe seiner Geschicklichkeit vorgelegt zu haben. Auch mußte der Aufnahmewort im Jahr lang bei einem Haaren des Antons gelohnt haben und so weit in der Stadt bekannt sein, dass er zwei höhere angemessene Bürgern als Bürgen nach sich ziehen konnte, die für ihn einstehen, wenn er etwa mit Hinterlassung von Schulden oder unangeforderten Aufträgen verstorben sollte, das Waise zu stehen. Dasselbe Ansehen trift man in Wismar und Lüneburg. In Breda, wo man sich mit dem Nachweise eines Vermögens von 5 Mark begnügte, verlangte man ferner noch andere Beweise, nämlich den Besitz eines Hausrobes und eines Zeugnisses darüber, dass man aus der letzten städtischen Stellung die man inne gehabt hatte, in Frieden geschieden sei¹³. Die Aufnahme überhaupt sowohl in Riga als in Breda nur ein Mal im Jahre, zu Johannis, nämlich geschehen zu sein. Dass man entweder vorher oder unmittelbar nachher die Bürgerschaft gewonnen musste, verstand sich von selbst.

In Hamburg, wo, abgesehen von der abfahrenden Geburt und der einjährigen Dienstzeit, bereits der Besitz von 4 Mark kölligen Silbers ausreichte, wurde der Aufnahmewort eine Abgabe in Geld entrichtet, nämlich 18 Pfennige an den Waisenmeister — jedes Mal, wenn er die Bitte um Aufnahme vorlegte, was in drei Morgenstunden geschahen wurde — und der Stadt 5 Mark Pfennige¹⁴. Eine dergleichen Geldbeitrag, der dem Zweck unterstützender Zurückende andiente und bei dem man sich ein wenig durch stärkere Berücksichtigungsberechtigung im vorerwähnten Kalmar aus Gemeine denken darf, findet man ansonsten nur in norddeutschen Städten. In Strassburg musste im Jahre 1382 der Bewerber zwei Pfund Strassburger Pfennige an die Häupter geben — Sohn und Tochter von Genssen stiftete die Hälfte¹⁵ — und in Worms verlangte man vom demjenigen, der die Meisterschaft gerikt hatte, eines Fingerring Silbers, von Fremden aber 4 Fingerringe, nämlich dass zu dem Waisenmeister und 3 an die Stadt¹⁶. In Ulm, wo man auf Grund der älteren königlicher Ordnung aus dem Jahre 1344 Jedem, der das Goldschmiedgewerbe schuldhaft betreiben sollte, einen Fingerring

Silber stehen, stellte man 10 Jahre später bereits die Forderung einer dreißigjährigen Lehrentzeit¹.

Umgekehrt ist auf der anderen Seite des Meisterstück das man in den norddeutschen Goldschmiedestädten stets trifft in den südlichen in dieser Periode noch nicht üblich. In Strassburg schneidet die Zunft erst im Jahre 1492 zur Herstellung eines Meisterstücks, die Schrift, die damals die meisten anderen rheinlanger Handwerke noch unterlassen hatten². Es hat hienach den Anschein, als ob das Meisterstück die älteste Zeit wirklich den Festlegungszwecke dienen sollte. In Strass. in dem die Handwerk bereits auf einer hohen Entwicklungsstufe stand und man bei jedem sich Meldenden eine gute Durchschnittsleistung voraussetzen konnte, behilfte es diesem nicht. Dagegen wusste dort, wo man das Gewerbe erst zu Ehren bringen wollte, darauf Gewicht gelegt werden, dass keiner Mäglich wurde, der die Elemente desselben nur nachdürftig beherrschte und im Betriebe der Gewerkschaft hätte Schaden bringen können. Hierin wurde jedem auferlegt, eine Probe seiner Leistungsfähigkeit zu liefern. In einer späteren Epoche, so namentlich im 16. und 17. Jahrhundert, setzte diese Anordnung beträchtlich aus und gewann den Sinn des Eintritts in die Zunft zu erschweren. Man überzeugte sich, dass mit der Goldzunft, die Ringen im Laufe der Jahre erhielt wurde die gefährlichste Konkurrenz nicht vom Halse zu haben war und bemühte sich von demselben viele Schwertglücken abzuwenden, durch Zeit verplage, bis jemand denselben gelangte, vollständig ein Gewerbe anzustellen.

Die Aufgabe, welche der angehende Meister zu lösen hatte, war eine verwickelte. Sie bestand erstens in der Anfertigung eines goldenen Hepperrings mit „zwei gefassten kalten Steinen (zwei golden ringere mit einander)“. Die Räten von Bavel³ Stadt⁴ und Wismar⁵ verlangten einen goldenen Ring schlichtlich, von Hamburg einen solchen mit Drachenschäpfe (zwei golden ringere mit ornamente)“, von Lüneburg einen Ring mit Mauerwerk und Drachenschäpfe⁶.

Die zweite Aufgabe bildete die Herstellung eines „Egelsche Beure“. Die Räten von Hamburg, Bavel und Lüneburg⁷ kennen dasselbe nicht; es der manamachen, in der Hilschen von 1492⁸.

¹ Aus Lüneburg liegen 2 Statute aus der Zeit von 1410 vor, beide bei Böhmann abgedruckt. Das älteste führt auch eine dreißigjährige Lehrentzeit an.

und in der starker Aufblühung erscheint dieselbe in dem Verlangen nach einer vollständigen Herrschaft (tälska uphöf). Eine Bedingung der wismarschen Halle von Jahre 1460, bzw. 1463¹⁾, enthält nicht die Forderung auf zwei Seiten auf zwei angebl. Anseherigen. Eine Seite ist nach den Ausführungen von Orell²⁾ eine Bruchze, jedoch mit dem Untersatze, dass wir damit eine Brusthölzlein bezeichnen, während im Mittelalter jede Hölzlein (rybala) darunter begriffen wurde, insbesondere auch jene, mittels welcher man den Hosenkreuz am Gürtel befestigte. Derselben kamen sowohl von geringem Werthe als auch in grosser Dimensionen und sehr kostbar vor. Das von der Brust geführte -Breiten- schenken die Bezeichnung -Vorspann- geführt zu haben. Das Grundstück war das Rückstück der Erde oder des Feldes, die Verbindung von grüner Mauerfähigkeit, im vorliegenden Falle von einem Engel bestehend, welches man wol in Vorbesicht zu denken hat. Ob die Arbeit geübt, gepresst oder ausgeht man sollte, ist in den Rollen nicht vorhanden.

Das dritte Stück war die -Kantreue Herrschaftsgewalt-. Diese wurde in der hamburgr Halle nicht gefordert. Dagegen wurde es in Stade, Lübeck und Wismar genau so wie in Riga verlangt, in Riga begnügte man sich mit einer -Kantreue Herrschaftsgewalt-, in Lüneburg wollte man die -Kantreue Herrschaftsgewalt- und -Kantreue-. Das Wort -Kantreue Herrschaftsgewalt- bedeutet Verleihen, -Kantreue- jedes Versprechen mit Einrückung der Rollen, im aber gleichzeitig das Unterpfand des Versprechens, bzw. die Verleibung selbst, durch welches der Betreffende sich der Herrschaft verband. Man hat es hier mit einem Anstande zu thun. Dazu auf diesem Klause symbolisch sein Zweck angedeutet war, indem die beiden Enden der betreffenden Spange sich als zwei sich deckende Hände zusammengegeschlossen haben, wie Siedig mit Berufung auf Artikel 12 des Schrages von 1542 vermuthet, scheint zutreffend. Das -Rückstücken- heisst eigentlich schwarzenstein und dinstet hier eine Arbeit in Nickel-Weisse schwarz mit Gold, so. Die hamburgr Halle wollte das Anstande ausbleiben (ausgepflegt) und geübt.

Die vierte Aufgabe endlich bestand in einem -Kantreue Herrschaftsgewalt-. An Stelle desselben trat in Stade -von Riga eines neuen neuen gleichen, gleichen Kante, nach gleichschwebend, in Wismar -von Kante gleich einem von einem, ein gleichschwebend- in Hamburg von par beide mit einem in einem neuen, in Riga von par Kante mit zwei bestritten, in Lüneburg von par Kante mit zwei bestritten und mit beiden derselben und ausgepflegt. Ein -Kantreue-

ist nach K. H. H. Krause entweder der Ring am Griff des Dolchmessers hinter der Parabelstange oder am Kula des Griffes. Es dient dieser Ring dazu den aus Holz, Knochen, Horn u. s. w. bestehenden Beleg der Schwefelplatte der Klinge mit dieser fest zu verbinden, entweder allein oder am Hefte oder auch zugleich oben, während die, wo die Klinge nicht mit einer Schwefelplatte, sondern mit einem durchgehenden Stachel in Holzstein befestigt war, die Ausbildung des oberen Ringes zu einer Kappe sich veranschauligte. Das »per handle« der hanteligen Kette besaß dasselbe. Drei Ringe konnten in Rega, Rensel, Hamburg und Lüneburg angefertigt gemacht werden, während nur in Stade und Wismar sich an der Herstellung in Stelle Werra gesungen hat, die in der Technik der Ausführung viel vorwärts doch eine lehrreiche Arbeit war.

Unter den Goldschmiedemeistern der genannten Städte stellte herrschte das regische die weitgehendsten Anforderungen. Es verlangte, wie das Hülfsbuch im Jahr 1588, vier Stücke, während in Stade, Rensel, Hamburg und Lüneburg drei ausreichten. Das wismarsche Amt, das ebenfalls vier Stücke forderte, erachtet insofern übertrieben als man bei dem letzten der vier genannten Erzeugnisse in Rega die künstlichere Herstellungsweise vorzuziehen. Werra hat diese strengere Vorgabe noch gründete, hat sich keine mehr sagen. Ist doch eben nichts bekannt über die Art und Weise, wie das Gestalt gezeichnet und die die Bestimmungen derselben auch alle ausgeführt wurden. Ein nichtausdrückliches Verdachts der späteren Zeit kann es zu, dass zwei technische Fehler die noch unvollständige Erklärung der Verschaffen mit Gold getrieben werden. Hoffentlich hat unser regisches Amt allseitig darauf dass den Meisterstück in der That zum Prüfen der Leistungsfähigkeit wurde.

Wie es bei einem Gemerbe notwendig, dessen Erzeugnisse vom Publikum nicht auf ihre Beschaffenheit kontrolliert werden können wurde in dem Schatzregal darauf Geachtet gelegt, dass der Bestand vorzüglich und die Arbeit dem entsprechenden sei. Es ist der erste Artikel des Schatzregal von 1588, welcher verordnet, dass von jedem getrennt machen und arbeiten auf gold und silber und die zweite welcher bestimmt, dass kein nachgemachter Stein eingetauscht und Gold nicht mit Zinn gefälscht wurde. »Wandellere-Stücke, d. h. solche, die trotz guten Materials nicht in vornehmlicher Weise angefertigt waren, dass man nicht zum Verkauf zu. Man beachte im mittigen durch (so und hat es für andere beiden) und legte dem Verfertiger das erste Mal eine Geldstrafe auf

Verfahren über der Marke wiederholt in dieser Beziehung, so wurde er aus dem Amte ausgeschlossen.

Über die Legirung die in Rigu verarbeitet werden sollte, bestimmt der Schreyer beim Gold, dass sie aus 8 Theilen Gold und einem Theile Kupfer bestehen sollte, doch konnte auf Wunsch die Silber Mischung gewandt werden. Vom Silber verlangte aber seine Festheit nichts. In das gleiche Hülfskreuzgen heißt sich der runder Schreyer beim Silber und verlangt beim Gold, dass es so gut wie aus 16 Theile aus zur Anwendung kommen soll. Die hiesiger Rolle schreibt übrigens in Bezug auf das Gold noch nichts vor, sondern begnügt sich gleich der wümmerschen mit dem Vermerk, dass gutes Gold und Silber zu schmelzen sei. Die Vorschritt in einem weiteren Artikel derselben Rolle, dass das Silber 1800gig sein müsse, entspricht viel erst einer späteren Zeit.

Die hiesiger Rolle erklärt den Begriff „gut“ bei Silber dahin, „dass also gut ist, also der steif ist“, d. h. mittels der stählernen Probe gemessen und verlangt bei Goldstücken dass sie 18-linienig seien, gestattet im übrigen auf speziellen Wunsch die Verfertigung hiesiger Legirung. Die hiesiger Rolle lässt das Zustehende unberücksichtigt, schreibt aber für das Silber vor, dass es gestochen und gegüllet werden und weiter aus der Gluth hervorgehen müsse (hängt aber das mehr . . . ist als der glüht, er behält spröde, das auch so vorerklären und vor gut heißen).

Offenbar standen die Begriffe „gutes Silber und gutes Gold“ für alle Male fest, so dass es nicht nötig schien, den Feingehalt des Silbermetalls näher zu bestimmen. Als gutes Silber galt, wie aus den Münzverträgen der Städte Lübeck, Hamburg, Lüneburg und Wismar von 1432 und 1438 ersichtlich, die Mark zu 16 Loth. In hiesigen Verträgen kam man zurücklich abwärts, der hiesiger Gerichte, d. h. eben die Mark von 16 Loth waren Silber, allgemein anzunehmen. Vermuthlich galt dasselbe bereits im 14. Jahrhundert in den Hansestädten. Ob man sich aber damals ganz beim Silber, d. h. 1800gigen versetzte, bleibt dahingestellt. Sechs Jahre nach dem erwähnten Münzvertrag beschloss die hiesiger Rade, dass die Goldstücke nur 1500gigen Silber besetzen sollten¹⁾ und bei ihrer Bestimmung blieb man auch in den neuen Münzverträgen von 1441, 1450²⁾ und 1459³⁾. Dem entsprechend verfügte dann die hiesiger Rade von Jahre 1468, „wobei soll die selbst, das selbe Stück sich dem fünf Loth, also der ist hiesig XV“ heißt. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass der hiesiger Rådherer

¹⁾ Hiesiger Radebuch, Buch 1417, Fol. 2.

2)

werkende Mangel an Edelmetall dem nöthigte, sich mit Silber-
sachen geringerer Feinheit zu begnügen. Ueber das zu verwendende
Gold liegen demselben Beschlägen der Seite nicht vor. Doch ist
es charakteristisch, dass während des 15. Jahrhunderts die Gold-
schmelze dazu neigte, sich Bronzeerzen im Vergleich mit Ver-
wendung ungenügenden Prägehaltes die zu Schmelze kommen zu
lassen, Mischtauche, gegen die man selbst die römischen Örgel-
kasten wiederholt Beschläge fasste. Auch diese Mischtauche lassen
sich zum Theil aus dem Goldmangel erklären.²²

In den Goldschmelzbeständen von Nürnberg, Wien und Sud-
deutschland waren ähnliche Vorschriften über die zu verwendende
Feinheit auf, die wirklich immer wieder abweichend nachhaken. In Köln
verurtheilten die Goldschmelze ganz kleine Silber erzen jeglichen
Zusatz. Nur selbst die Lechmanne durfte ein wenig anderes Metall
beigelegt werden.²³ In Gelnau durfte bei grossem Gehalte des
Silber in dem Verhältnis von einem Loth Zusatz auf die Mark
(also 100 Loth) verwendet werden. Die kleiner Goldschmelze erlaubten
gleichfalls 100 Loth Silber benutzt zu haben. Wenigstens ver-
ordnete sich die Waren: *„also das silber geschmelzet von silber, wie
es gewest ist, auch bei einem lot und nicht eyer an gewest nicht
suchen, ob dass oben der Zusatz ein Loth auf die Mark vermehren
darff. Für die Straßburger geht der Vorbericht, dass das Silber
was aus dem Feuer kommen müssen.“* In Ulm wurde Silber von
selber Beschaffenheit benutzt, dass es gut Kaufmannsgut sei.
In Bezug auf das Gold verlangte man in Gelnau volle Feinheit,
24 Karat, in Wien mindestens 20 Karat, in Straßburg 18 Karat,
in Ulm 16 Karat.

Neben der Festsetzung des Prägehaltes ist ebenso wie im
römischen Schmelze überall in den Rollen schärfste Arbeit, Nach-
bildungen des Goldes, Einsetzung feinerer Stanz. Fürben des Goldes
u. dgl. u. unterliegt. So gestattet der 17. der Schragen die Aufber-
tung von Kehlen, Messingern (Anpellen) d. h. aus Kupfer, d. h. also
die Vergoldung solcher Stücke, nur mit Vorwissen der Aufber-
ter. Was ein feiner Stanz (was ein, d. h. mit welcher Leut is gemacht)
statt die Edelmetalle in Goldschmelze zusammen, wurde in Wiener,
Leinwand, Lübeck, Wien und Straßburg verboten. In Wien ist
man auch das Füllen des Goldes nicht und kann die Vergoldung
oder Verfertigung von Kupfer, Messing und Eisen nur dann zu,
wenn der Goldschmelz beim Verkauf auf diese Thatsache selbst
aufmerksam macht.²⁴ In den preussischen Statuten geben die Gold-

entwede in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in viel Ansehen zu kommen, dass auf den Ständetagen wiederholt Beschlüsse darüber gefasst wurden, wie diesem vererblichen und die Gewandtheit schuldigenden Tradein Einkauf geboten werden konnte. Die Goldschmiede machten dafür ein geringes Werk, heißt vergoldeten und verfilberten sie Kupferne Hängel und Guckweide in unerwarteter Weise, so dass „das werck viel zwen halben von dem goldschmied“.

Zur Vergewisserung darüber, ob diese Fälschungen, wie die Rollen im allgemeinen, wirklich ausgeführt wurden, mussten die Arbeiter oder Techniker dazu ernannte Werkmeister von Zeit zu Zeit herangezogen und in den Werkstätten Urtheile fällen. Allerdings ist diese Anordnung auffallenderweise in einzelnen Schözen nicht enthalten, so wenig wie in dem hamburgischen oder wienischen, aber da in Regau, Lüneburg und Lübeck, sowie in Straßburg, Ulm und Wien solche Bestimmungen ähnlich waren, so wird man wohl annehmen dürfen, dass diese Beweiskraftigkeit eine allgemeine obligatorische Einrichtung war selbst da, wo sie nicht ausdrücklich im Statut hervorgehoben wird. Der zweite Schözen enthält im 18. Artikel vor, dass die Werkmeister zu beliebiger Zeit angelen und Gold und Silber besuchen dürfen, „dat dat verdröndich is“. In einer lübeckischen Verordnung vom J. 1521 heißt es: „wieweil wir haben die meisterliche der goldschmied die unseer besuchen können, also soll es rücken in den lüden, dat verdröndich ist, von Verfügung, die goldschmied reghtherrliche Umgang voranzet.“ In Straßburg gab es für diesen Zweck fünf Gewandweber, die regelmäßig die Werkstätten diese Gewand besuchten, in Ulm zwei Beckenmeister, in Brüssel zwei geschweizte Schauer, in Wien zwei besondere Personlichkeiten.²⁷

Mit dieser Inhabung war in Straßburg eine Stempelung der fertigen Gegenstände verknüpft, eine neue Stempel darüber die Gewähr nicht in den Verkehr treten. Schon der Kaufmann von 1562 verlangt, dass alle Fälschungen mit einem professionellen Goldschmiedenschild versehen werden, welches ursprünglich ein Handwerkzeichen, später das Stadtzeichen war. Diese Bestimmung wurde später — wenn nicht sich nicht angehen — dadurch verschärft, dass man städtisches Zeichen jeder Goldschmied von eigenem fügen musste, das Geschäft also mit zwei Stempeln versehen war. Kleiner Guckweide, dessen ständisches Structure eine Abstempelung nicht vertrag, war der Umkehr und Unterscheidung durch die Gewandweber besonders geeignet. In den anderen gleichzeitigen Rollen von Regau, Brüssel, Wien, Hamburg, Ulm,

Wasser und Lösung wird interessanterweise ein solcher Stempelzwang nicht ausgesprochen. Der rügische Schrägen spricht allerdings von einem Silberzeichen, das aber sich nicht auf die Feinheit, sondern auf die Ausbringung der Freiheit von Edelmetallen bezogen zu haben scheint. Er liest im Art. 14: «vordere en silber berent, de en soll der nicht können, ke en soult dat horene curren anders ghebrude, de id enf silber gte wil is werdich ap». Vermutlich kann es darauf an, das verschmolzene Silber, bevor es in den Handel kam, nach seinem Feingehalt zu bestimmen, damit der Käufer nicht eine Probe anstellen nötig hatte. Hiernach wäre das Silberzeichen in Rügen ein Geschäft der Goldschmelze gewesen, während in Rügen besonders Persönlichkeit damit betraut waren¹⁷ und in den Hansestädten nach einem Decret vom Jahre 1279¹⁸, bei dem nur leider die noch rechtskräftigen Städte nicht genannt sind, den Goldschmelzern das Silberzeichen ausdrücklich verboten war.

Der Stempelzwang findet sich unter den Statuten des Hansebundes zuerst bei den preussischen Angehörigen und mag vielleicht hier mit der zunehmenden Verschlechterung der Gold- und Silberwaren zusammenhängen. Im Jahre 1300 beschließen die in Marienburg versammelten Städte von Thorn, Kübing, Danzig und Merseburg, dass jeder Goldschmelzer seine Waare mit seinem Zeichen und dem Zeichen der Stadt versehen¹⁹. Dreizehn Jahre später wird bei der Wiederholung dieses Beschlusses ergänzend hinzugefügt: «wie es die gut gebrachheit wurde gebracht, die man erret, wils gebrucht des gebracht hat». Indem scheint die Neuerung jedoch manchmal Widerstand gefunden zu sein, so dass man noch in den Jahren 1416 und 1418 sich genötigt sah, von neuem die Anbringung eines Zeichens einzuschärfen²⁰.

Die westlichen Städte scheinen nicht früher als im Jahre 1420 die Stempelung für nötig gemacht zu haben. Erst der schon erwähnte Münzvertrag aus diesem Jahre schließt den Goldschmelzern den Gebrauch des Zeichens vor, das auch hier nicht eigentlich Anknüpfung ist, sondern in den folgenden Münzverträgen von 1441 und 1454 immer wieder besonders betont werden musste²¹. Vorherige wurde nur die Stempelung von „groben“ Werk, d. h. also grösseren Gefässen. Es genügt die Anbringung des Zeichens des Goldschmelzers selbst. Dazu gehen die Statute des Verfertigers ein städtischer Stempel durch die Schlichter zu setzen an, beschlossen die westlichen Städte erst im Jahre 1468²². Dessen Beschlüssen genügt gibt dem die üblicheste Rolle von 1468 von Man

fertigte in Löhren ein Tüfel an, welche Abbildungen der Stempel der einzelnen Meester enthielt und hängte denselbe öffentlich aus. In den Statuten der Goldschmiede aus dem 15. Jahrhundert ist der Stempelzwang allgemein vorgesehen, so in dem Statut von 1507, im rigoischen von 1542, im Wismarschen von 1548, im hantbergischen von 1590. In Danzig scheint er im Jahre 1594 eingeführt worden zu sein. Der Rath verlangte damals, dass die Goldschmiede des Silber nach demselben Probe verarbeiteten wie die rigoischen Meester und schickte vor, dass neben dem Zeichen des Goldschmieds der Arbeiters, wenn die Arbeit für richtig befunden wurde, das Stempeltappen darauf schlagen sollte¹⁷. Ob wir hier aber eine bereits gefällte Massregel, die nur wiederholt ausgesprochen wurde, oder eine Neuerung vor uns haben, geht aus der Mithteilung bei Goldbach nicht hervor. Die Verpflichtung des Arbeiters oder Werkmeisters, die Gold- und Silbermassen zu prüfen, erstreckte sich übrigens nicht nur auf die Falschheit der Ausprägungen, sondern auch auf eingeführte. Da man nicht immer wissen konnte, von wo die Gegenstände kamen und wo die gesetzlichen Verfügungen in den betreffenden Probenorten lauteten, so war dies wohl aus Rücksichtnahme im Interesse der einheimischen Goldschmiede so gut wie im Interesse der Käufer. Um das ausländische Gewerbe allseitig nach halten zu können, bedurfte es der Forthaltung minderwertiger Conurrenzartikel. Dem Käufer aber wurde vermuthet, dass dieser Prüfung die Controla anvertraut, da er doch ein Sachverständiger auszuweisen konnte. So wurde in Wien im Jahre 1600 bestimmt, dass jedes Goldschmiedewerk, das ausserwärts gemacht war und in Wien zum Verkaufe kommen sollte, vorher von dem raron die darüber geprüfet und beschaet werde, damit man niemand heucheln könne. Die Meester überhau auf Goldschmieds Bezug schenkende Freiwahrung von 1771 gestattete den «Meisterleuten», ausländisches Geschmiede, das sie auf dem Markte feilgeboten finden, vorzubringen und vor den Rath zu bringen. Dasselbe konnte nur fremde Waare sein, da die einheimische schon der Beschäftigung in der Werkstatt unterlag. In Laubau waren die Werkmeister ausdrücklich berechtigt, das Feilbieten von nicht guten Silberwerk durch Krümer oder andere Persönlichkeiten zu unterbrechen. In Rega schickten die Burgesken von 1770 und 1820 an, dass niemand von auswärts eingeschicktes Geschmiede verkaufen dürfte, als es die Werkmeister der Goldschmiede beschaetigt hatten¹⁸. Ausserdem aber findet sich sowohl im rigoischen (Art. 65) als auch im wismarschen Statuten

(Art. 14) die Bestimmung, dass die Klinkerhändler und Tröller (Goldschmelzer) nur dann Gold- und Silberwaaren verkaufen dürfen, wenn sie denselben den Werkmeistern vorgelegt haben. Verstoß war es keineswegs so sehr darauf abgesehen, das gute Beschaffenheit der Artikel festzustellen, als die Gelegenheiten herbeizuführen, die Altstädter über den Erwerb der Stücke sich anzuwenden zu sehen.

War für diese Vorurtheile theils das sicherlich der Gesichtspunkt maßgebend, dass den Goldschmelzern der Absatzkreis erheblich breiter sollte, der ihnen leicht verloren gehen konnte wenn der Klinker sich an Schmelzwaaren gewöhnte, so lassen sich außerdem noch andere Bestimmungen nachweisen, welche darauf abzielen dem Goldschmelzern ihren Umlauf nicht verkümmern zu lassen. Im rügenischen (Art. 3) und wendischen (Art. 2) ist verfügt, dass die Goldschmelzer für Wiederverkäufe nicht schuldig sollten und in Lüneburg den Krämer- und auswärtigen Goldschmelzern nur drei Mal im Jahre, seit Annahme des Michaelismarktes und einiger andern (nicht namhaft gemachter) Messen, erlaubt, fertige Gold- und Silberwaaren zu verkaufen. Ob Civil rechtlich von der wendischen Bestimmung, sie lassen verstanden werden, dass Klinker mit manderwertigen Silber und Gold stersverkauft würden. Indem ist diese Anweisung nicht recht verständlich, da die Goldschmelzer manderwertige Fabrikate überhaupt nicht verkaufen dürfen, also auch nicht an Wiederverkäufer. Dass diese letzteren durch irgend welche Municipalstatuten dem Privilegium an den eingekauften Gegenständen hätten schmelzen können, ist nicht gut denkbar und überdies stand auch der Verkauf solcher Waaren im öffentlichen Verkauf demnach nur den Käufern zu. Es konnte eine solche Verfügung demnach nur den Sinn haben, das Publikum darin bestärken zu wollen, dass es direct beim Produzenten, nicht beim Zwischenhändler (Klinker, der die Waare vertheilte oder den Einkäufer) beschaffte.

Prof. Wilm. Stüdtgen





Die Fürstin Daskikow¹.

I.

Die Fürstin Katharina Wassilowna Daskikow, geb. Gräfin Woronzow, ist eine der bedeutendsten Frauen des 19. Jahrhunderts. An einer demüthiger Weisheit weit vortretendster Unter-Natka Wassilowna Dolgorukow, der vielgeprüften Dilettant und einstigen Herzog Kaiser Peters II., ist sie in der zweiten Hälfte

¹ Die vorliegende Darstellung beruht auf den *Mémoires de la princesse Daskine, d'après le manuscrit remis au comte par l'auteur*, herausgegeben im H. Fonds des Archives Russes Impériales. Moskau 1881, sowie auf die biographischen Skizzen Katharinas Wassilowna Daskikow von G. Demidoff (Zemlepis 2. H. Russisches Moskau 1884 S. 222—240). Erwähnt hat die von Mrs. Knolly herausgegebene Ausgabe der *Mémoires* ebenfalls *Memoirs of the princess Daskine, lady of honour to Catherine II. Written by herself, comprising letters of the empress and other correspondence*. In two vols. London 1842.

Die von ihm angeführten Stellen von den *Mémoires* stimmen nicht immer genau mit der französischen Ausgabe, denn es giebt nicht wenige, obwohl die 2. Auflage seiner biographischen Skizzen erst 1884, also drei Jahre nach dem Erscheinen der französischen Ausgabe der *Mémoires*, herausgegeben wurde. In solchen Fällen ist die englische Ausgabe mit französischer nicht, ist auch gar nicht notwendig werden. Bezüglich der Herausgeber des *Annuaire des Princes Russes*, dessen Pflicht es war solche Unstimmigkeiten gewesen sein, begnügt sich, die Richtigkeit des von ihm veröffentlichten Textes zu bestätigen, ohne sich weiteren Untersuchungen einzulassen, je eher sich nur zu erweisen, dass es bereits seit langer Zeit eine englische Ausgabe dieser *Mémoires* und russische Untersuchungen derselben gibt.

des 18. Jahrhunderts die junge Frau Kasatka, die eine Rolle in der Politik, der Verwaltung und der Literatur gespielt hat und neben der Kaiserin Katharina II genannt zu werden verdient.

Ihre Familie, die Woznows, gehört zu den ältesten russisch-slawischen Fürstengeschlechtern. Ihr Vater Roman Iljitsch Woznowitsch war mit seinem Bruder, dem Fürstlichen, vom russischen Kaiser zu den Reichgrafenstand erhoben worden. Als Senator zeichnete er sich aus durch seltene Gerechtigkeit. Sein Tochter erwählt, das in Litland der Name ihres Vaters sehr gelehrt wurde: er habe im Senat stets die Willkürlichen Privilegien verteidigt und mit Erfolg die unerschrockene Idee nationaler Senatoren bekämpft. Ihre Mutter (Martha Iwanowna Scharin) war ausgezeichnet durch Schönheit, Grazie, einen sanften Charakter und die Freundschaft der Kaiserin Elisabeth, welcher sie vor deren Thronbesteigung vornehmliche Dienste geleistet hatte.

Geboren am 17. März 1743, wurde Katharina Romanowna von der Kaiserin Elisabeth aus der Taufe gehoben, ihr zweiter Name war die Thronfolgerin, der nachmalige Kaiser Peter III. «Ich hatte das Unglück», schreibt sie in ihren Memoiren, «sechs Jahre alt, meine Mutter zu verlieren, von deren Tugenden deren Edelmut und feinem Geiste ich nur von Anderen hörte, die die Bewunderung und Dankbarkeit bewahrt hatten. Als ich vier Jahre alt war, kam ich in das Haus meines Onkels, um andere wegen zu werden als hier durch die gemeinsamen Liebe einer Grossmutter. Da ihr Vater, damals noch jung, ein vornehmer Leben führte, übernahm die Onkelin Marfa Iljitsch Woznowitsch ihre Erziehung. Seine Frau war eine Cousine der Kaiserin, eine geb. Gräfin Skerwowska, und das Haus des damaligen Fürstlichen eine der vornehmsten und durch seine aristokratische Seite ausgezeichnet. Das Kammer besuchte das Haus oft und war stets rührend gegen ihre Pflege. Katharina Romanowna wuchs mit ihrer Cousine, der einzigen Tochter des Fürstlichen, Anna, nachmaligen Gräfin Stragoun, zusammen auf. «Wir theilten dasselbe Zimmer, wir hatten dieselben Lehrer, wir gingen gleich gebildet, wir wurden gleich behandelt, und niemals sind zwei Personen in allen Perioden ihres Lebens einander enger geliebt gewesen als wir: eine Warnung für die, welche nach abstrakten Theorien die Erziehung vorschreiben wollen.» Von ihrem Großvater war sie nur mit ihrem Bruder Alexander verstant. Ihren Bruder Simon, der den größten Theil seines Lebens in England verbrachte, kannte sie

war wenig. Ihre älteste Schwester Marie und Elisabeth waren schon früh an dem Hof gekommen, um sich um uns zu kümmern.

Unter dieser Erziehung wuchs ich auf.

„Mein Oheim sprach nichts, um mich die besten Lehren zu verschaffen, und noch dazwischen Anweisung waren wir ausgesprochen gezogen: wir sprachen Französisch, lernten allmählich Deutsch und Russisch, letztere Sprache fröhlich nur wenn wir gerade Lust verspürten, suchten wir etwas und lasen gut. Bei lebenswürdigen Festen, guten Mägenen, Theil nahete man uns für ausgeschlossen erziehen haben. Was aber hatte man gethan, um unser Herz und unseren Geist zu bilden? Nichts! Mein Oheim hatte keine Zeit dazu und meine Tante weder Lust noch Geduld. Da bekam ich die Masern und diese Krankheit ward Ursache, dass ich so geworden bin, was ich bin. Von Krankheit soll wollte ich geteilt sein u. s., wie I. a. h. hätte, und als ich 13 Jahre alt zu bemerken glaubte, dass ich eine solche Liebe nicht hervorruft, fühlte ich mich verstimmt. Demals sah, um den Grundstein Peil vor Ansteckung zu bewahren, durch Ulla verboten, dass Personen in deren Häusern ansteckende Krankheiten waren, bei Hof erschienen. Man schickte mich also auf Land. Die Damen die mich begleiteten, brühte ich nicht. Nach meiner Abführung fehlte ich auch was glücklich in der Umgebung nützlicher Verwandten und Fremden. Ich war trübsal. Eine tiefe Melancholie beschäftigte mich nahezu. Mein Fröhlich, meine im Scherzen ausgelegte Lebensfähigkeit verwandelte sich in Ernst und Nachdenklichkeit: ich ward schweigsam und so mich gelehrt, ich sprach nur, wo ich die Sache wirklich konnte. Kaum gelangte ich dem Gebotnis meiner Augen, so warf ich mich mit Leidenschaft auf die Lecturen: Bayle, Mörseque, Voltaire und Birkens wurden meine Lieblingslectüre-steller. Von da an begreift ich, dass eine im Einzelnen verbrachte Zeit nicht notwendig untraglich sei. Anstatt wie früher das Müdigkeit Andauer zu suchen, zog ich mich auf mich selbst zurück und suchte die Kritik meines Geistes zu entwickeln: Ethik, Festigkeit und meine Ruhe, welche aus befähigen. über den Verhältnissen zu stehen. Als ich zurückkehrte, war meine Bruder Alexander nach Paris gerufen, ich hatte nun niemand in meiner Umgebung der mir über seine Arbeitswissenschaft wüsste. Doch war ich ruhig und zufrieden unter meinen Brüdern und glücklich, wenn ich mich mit Musik beschäftigen konnte; unsterklich meine Zimmer

war ich leidend und sollte mich gedrückt. Das schmerzende große Nervenbandloch Sergejewitsch Lewin und der ebenso Sergejewitsch schickten meine Nerven und führten krankhafte Zustände herbei, welche meines Oheims beunruhigten und sogar die Theilnahme der Kaiserin hervorriefen. Da kam noch durch einen Leibarzt Besondere behandeln. Dieses schickte, nachdem er mich sorgfältig beobachtet hatte, nach Danikowem ein völlig gesund und zum beabsichtigenden Erholungswege könnende thier Genesort nur in gemäßigtem Auftrage zu haben. Ich wurde von dem Menagen mit Fragen bestrast. Da diese Fragen jedoch weder nach Gefühl, noch viel Interesse für mich vorstellten konnte ich keine Antwort bei mir hervorbringen, da übrigens nur die wirre Welt meines Vaters, großer Kapitalverlust, meines Studiums nur allein an geringen ertheilt, vollständig gar von Verstand gegen meine Verweigerung ausgesprochen hatte. Ich versicherte dabei meinem Sergejewitsch und schickte alles auf Nerven und Kopfschmerzen. Auch in dieser Krisis gewies meine Geist an Kraft und Stärke.

Von jedem Interesse sich die Politik. Durch meine Wissenschaftliche beschäftigte ich die Archäologie, Künstler, Gelehrte Diplomaten, welche meines Oheims besuchten. Ich befragte mein Leben über den Vaterland, die Regierungstheorie und die Gesetze derselben. I. I. Scherwinow, der Hüterling der Kaiserin, erfuhr von meinem Eifer und versorgte mich mit allen literarischen Fertigkeiten aus Paris. Diese Aufmerksamkeit war für mich ein Quell großer Genusses. Mein ganzes Taschengeld verbrauchte ich für Bücher. Im ersten Jahre meines Eifer kaufte ich mir die Große Kupferplatte und das Wörterbuch von Meyer. Kann mich so theurer und schwerer Scherwinow hat mir jemals halb so viel Vergnügen gemacht, wie dieser Eifer. Mit meinem Bruder Alexander begann ich eine fortwährende Correspondenz. Ich berichtete ihm: Was bei Hols, in der Armut und in der Stadt vorging. Diese Correspondenz trug dazu bei, meinen Eifer anzukleben und ihm einen Kitzel und Prager zu verleihen:

Das ist alles, was wir von ihrer Jugendzeit wissen.

Ich in dieser Darstellung der Götterigen Frau über ihre Jugendjahre auch manchen an spätere reifere Aufmerksamkeit übertragen, vielleicht manchen vorübergehen, andern vergessen, so haben wir in denselben doch ein im wesentlichen richtiges Bild

ihrer Entwicklung, Aufzuziehens ohne die Tadelnde Forderung einer Mutter, mit tiefem Gehörte begreift, früh gewohnt von einer Kostern vornehm zu werden, in Folge dessen sich hochachtung und Anerkennung verlangend, findet sie sich in früher Jugend mit sich selbst gestellt. Vom 13. Jahre an der Aufsicht eines Gouvernante unterworfen, genau mit der vollsten Freiheit, besuchte sie Gesellschaften, wo sie sich nicht langweilte. Die Lectüre erwarb, besonders philosophischer Schriften liebte ihren Geist und ließ sie empfinden, wenn auch nicht über die Vorurtheile der damaligen Gesellschaft, so doch über deren Kleinlichkeiten. Dazu kam, dass sie keine glänzende Erziehung war: ihr Mangel nachdrücklicher Gelehrtheit hatte ihre männliche Kräfte, bei kleinen Studien hatte sie heftige, energische Betregungen. Solche Personen entwickeln sich früh durch Ausübung des Geistes und Charakters selbst können sie Selbsttäuschung über ihre langweilig schmerzlichen Absonderung erlangen.

Alle diese Umstände beforderten eine schnelle Entwicklung ihres Geistes, ihrer Energie, aber auch ihres Selbstbewusstseins und stolzes. Ihr selbst wie eine natürliche Freundin, so der geübte Einfluss warmer gegenseitiger Freundschaft. Fünfzehn Jahre alt, verlebte sie sich unter Umständen, welche ihrer Wild den vernünftigen Schritten einer hohen Fügung verleiht in den schönen Fürsten Duschkow, einen vollkommenen Cavalier. Die Kaiserin bewies auch hier ihre Herzogliche und mütterliche Freundschaft. Gleichzeitig knüpfte sich die Freundschaft mit der Thronfolgerin. Sie schenkte darüber: „Im selben Winter besuchte uns der Großfürst und die Großfürstin, welche in der Folge Katharina die Große genannt wurde. Sie hatte durch die Fremden Diplomaten von mir gehört, sie wusste, dass ich meine ganze Zeit dem Studium und der Lectüre widmete. Das hat mir ihre Achtung erworben und meinen ganzen Lebenslauf beeinflusst, nach auf ein Probestück gestellt, auf welchem sie stehen sich niemals erwarteten konnte. Es gab damals außer der Großfürstin und mir keine zwei Frauen, welche sich mit unserer Lectüre beschäftigten. Wir schloßen eine gegenseitige Wahlverwandtschaft mit der Kaiserin, die sie ausübte, wenn sie jemand gewinnen wollte, war es gewißlich für ein höchst junges Ding, um ihr nicht für immer nach Hause zu gehen. Der Schicksal ihrer Gedanken, die unlässlichen Kenntnisse, die sie besaß, prägten ihr Bild in mein Herz und meinen Geist mit dem Ansehen eines von Natur bevorzugten Weibes, das sich nicht für

lassen wollte. Dieser lange Abend, wo sie fast nur mit sich selbst verkehrte, suchten nur kurz. Ihm wurde der Grund gelegt zu manchen späteren Ereignissen. Ihr Bestimmen theilte ihre Verbindung für die Thronfolgerin. Diese warme begeisterte Liebe für die Großfürstin und nachmalige Kaiserin hat sie mit unerschütterlicher Treue ihr ganzes Leben hindurch bewahrt, obwohl sie keine volle Gegenständigkeit entgegengebracht wurde, trenn lebend noch da, wo die Günst der Kaiserin sich von ihr wandte und deren Ungnade sie traf. Sie verzeichnet solche Abschnitte ihres Lebens mit einigem Worten, aber nirgends findet sich ein abfälliges Urtheil, ein fauvelliches Wort über die Person der Kaiserin, was man so sehr sagen will, als wir wissen, dass die Menschen so geübt sind, wie ein doppeltes Messer wiederkehrt, dass es nicht an denselben gefehlt hat. Solange Jahn ist, benutzte sie und wurde Mutter eines Tochterkinds.

Das folgende Jahr verbrachte sie in Moskau, wiederholt getrennt von ihrem Mann, was sie mit schwer ertrag. Ihre leidenschaftliche Liebe, die keine Hindernisse und keine Vorbehalte kannte, hätte ihr fast das Leben gekostet. Sie genoss eines Solenne und fiel in eine schwere Krankheit, von der sie sich nur langsam erholte.

Am 28 Juni 1761 kehrte sie nach Petersburg zurück. — Es war ein wunderbarer Tag, schreibt sie. 12 Monate später wurde diesem Tag der Insektenvertheiler und schwarze für sein Vaterland.

Sie lebte in einem Jahrbuch, wo die politische Intrigen üblich, wo Russland bereits 22 Jahre von Franzosen regiert worden war und nach 35 Jahre von der grünen Frau des vorigen Jahrhunderts regiert wurde, welche einmüthig, nachdem Peter der Große die alte Thronfolgerin abgehoben hatte, durch Staatsräuber die Regierung gelangt waren. — da musste sie so selbständiger energischer Charakter, schon früh an der Politik bewandert, sich an dieser Thätigkeit anstrengt fühlen. Sie lebte bald ganz in der politischen Intrigen. Das junge Paar wurde an des großfürstlichen Hof gezogen. Gleich üblich an beim Großfürsten zu verbleiben. Obwohl dies ganz Familie zur Partei des Großfürsten gehörte und ihre Schwester die Hauptrolle spielte, schloss sie sich der Großfürstin an. Die Ermahnungen des Großfürsten, sich nicht durch schöne Worte und gelehrte Lectüre lassen zu lassen, beantwortete sie durch keinen Widerspruch und spielte die Rolle eines neuen verzoogenen Kindes. Ihre Stunden enthielten darüber prägnante Schilderungen.

Mit der Großfürstin war sie in intimen Verkehr. Der Sohn der letzteren, der Großfürst Paul, bestand sich stets bei der Kaiserin, es war der Meiler nur gestattet, bei einem weiblichen zu sehen, auf der Rückfahrt nahm die Großfürstin stets die Fürstin Dasklow mit sich auf den ganzen Abend. Waren die Damen nicht zusammen, so correspondirten sie; doch sind uns nur einige Briefe der Großfürstin erhalten, wofür mehrere von Spenser angeben, die Briefe, die sie erhielt selbst vernichtete. Den Ausgangspunkt der Correspondenz bildete das gemeinsame Interesse an einem hinarischen Erbschaftsrept. Demaskin bemerkt, in den Briefen der Großfürstin zeige sich viel Gemächtes, wenig Unhöflichkeit und eine bewusste Absichtlichkeit, ein gemachtes Spiel mit Worten, das Suchen, die Form, deren Tuglichkeit und Fähigkeiten, deren selbstbewussten und entsprechenden Charakter zu erkennen habe, es sich zu freuen.

Die öffentlichen Verhältnisse hatten sich ebenfalls so eingestellt, dass sie einer Entschädigung entgegenstrebte. Die Kaiserin Elisabeth hatte bei großer Herrschaftsgüte gegen ihre Umgebung keinen Sinn für Staatsgeschäfte, sie wollte Ruhe haben und nicht belästigt werden. Sie ließ die Dinge gehen, was sie eben grug. Die Erziehung des Großfürsten war schon von Jugend auf nicht in Habitus dazuhin veranschlagt und durch die Umgebung an Hofe nicht verhehrt worden. Die Kaiserin war höchst unzufrieden mit ihm. Durch Töthlichkeit hatte Peter nicht nur die Gesundheit, sondern auch das religiöse Gefühl des Volkes verletzt. Durch Polakow war er bei der Garde beliebt, durch Unbeständigkeit und Schwanken aber er polen von sich ab, der für Russland Getreue am Hofe hatte. Seine Ehrfurcht und die Unwissenheit und das Unbehagen über seine Lage hatten seine Gesundheit vermindert, dass er gehen, sich selbst eine Stellung zu schaffen, doch war der meist viel versprechende Versuch, durch den Reichthümer Grafen Bostakow der er begreift, dass Katharina die einzig mögliche Nachfolgerin der Kaiserin Elisabeth sei, Einfluss auf die Politik zu erlangen, durch des letzteren Sinn geschoben. Sie war bei der Kaiserin in Ungnade gefallen und die diese sich zu helfen schien, hatten die Intrigen französischer und österreichischer Diplomaten dafür gesorgt, dass sie sich ganz hervorzuhelfen. Die Großfürstin erließ die ganze Schwere derselben. Sie lebte in völliger Zurück-

* Siehe die Detail bei Erskine, Katharina die Zweite. S. 46—70.

großmuth, während er selbst in der Loos, die von selbsther Ja oder an den Ueberlegungen über ihre Umgebung fähig, so in entschlossener Muth so die Möglichkeit zum Handeln vorzubereiten. In späterer Zeit lebte er mit demselben Glauben, dass die sein Betreten des russischen Reichs auch genügt hätte: aber wurde ich ergriffen. — Nachdem die drei Geografen und ihre Umgebung keinen gelinst hätte, ging sie mit mehreren Kauten an die Erreichung dieses Ziels. Wenn ein Versuch scheiterte und allen weiteren schied, begab sie sich zum nächstgelegenen Geographen eines weiteren vorzubereiten, von allem sich Freunde zu erwerben.

Mitte December des Jahres 1841 verließen die Anstre, die Kaiserin habe nur noch einige Tage zu leben. Das Fürstin Danzkow, obwohl heftig erregt, begab sich zum Märkte in Pina in den Palais, so gelang ihr, unbekannt auf der Hintertreppe in Gemache zu gelangen. Vollig unbekannt in diesem Theile der Schlosses, tritt sie zufällig die Kammerfrau der Geografen, die sie vor heftigen Begegnungen bewahrt und auf der künfte der Ethen mochte. Die Gemachfrau, stehend in Pina, empfängt sie mit heftigen Worten, dass sie ihre Gemachfrau nicht spazieren, hier sie sich auf die Bett setzen und ihre Pina erweisen, die sie ihr zu reden erlaubt. — Was fehlt Ihnen hier? — Meine Ursache — die Kaiserin hat nur einige Tage, vielleicht nur einige Stunden zu leben, was ist ihr Pina? Was wollen Sie sich schützen gegen die Gefahr, die Ihnen drohen? Befolgen Sie mich! Ein Stück von Theorien antwortete mir: Ich habe keinen Pina! Ich werde mir selbst alles begreifen, was mir befreit, ich vertraue auf Gott! — Dann wissen Sie Freunde handeln, ich schone von Leuten Hoffe. — Um Gott, Fürstin, schone Sie sich Leiner Höflichkeit! Wenn Ihnen ein Unglück widerfährt, würde ich mir ewig Vorwurf machen. Annehmen, was können man unternehmen? — Alles, was ich jetzt sagen kann, ist, dass ich nicht leben werde, was Sie, gütige Frau, unternehmen könnte; wenn ich leben werde ich alles helfen, Sie sollen mir Grund haben, sich meiner Ergebenheit in Verbindung mit irgend einem Kaiser oder Unglück für Ihre Pina zu erweisen. Die Geografen wollte seinen Ethen schänken, aber ich unterbrach sie, ihr die Hand küssend, auf ich aus: Ich muss fort! Sie unterbrach mich und wir blieben einige

¹ Es war die Gefahr verheerend, die Gemachfrau, auf dem Thron gelangt, wurde eine Freundin geworden, in die Kaiserin spazieren und Künfte Worte zu handeln.

Augenblicke fest zu runden geschritten. Marie Mann schloß die Augen und dachte nur mit, daß wenn Oheim, wie jeder meine Patriot, mit großer Befürchtungen dem bevorstehenden Kapuzenpredigt entgegenstehe.

Am Weihnachtsstage starb die Kaiserin. Ihr Leichen noch sechs Wochen aufgebahrt. In dieser ganzen Zeit bewies die junge Kaiserin ihre Habseligkeit in Yvain Freilichen vor dem Publikum. Sie erschien täglich in hoher Trauer und bestreute weiniger Haltung um Sorge zu den Todestritten. von allgemeinen Spargelien erregt, während Peter III. sich kaum zeigte oder, wenn er kam, stets zu den wichtigsten Offizieren und Soldaten etwas zu sagen hatte oder spätere Bemerkungen über die Geliebten machte. Die Massregeln, die Peter ergriß, erregten allgemeine Unzufriedenheit: die Einführung der gemeinsamen Uniform, das Abbrechen des Krieges gegen Preussen, die Ermordung unehelicher Gemahlinnen in der Gasse, die Vorbereitung eines Krieges gegen Dänemark.

Die Fürstin schloß in dem Moment vollständig in weicher Weise die Kaiserin Freunde und Anhänger zu gewinnen, Maßregelnveränderungen zu bewilligen und Alles stets den Hauptzweck verschalten konnte. Es streift unser Blick, mit welchem Tact, mit welcher Energie und Gewandtheit die Hülfslinge junge Frau handelte.

Die Kaiserin hatte ihre eigene Thätigkeit vor der jugendlichen Schwestern Frau stets geheim gehalten und erst bei Tact der Unruhe und Entschlossenheit, die sie in ihrem Ansehen ihr gegenüber bewies, hatte sie überzeugt, dass sie ihr vertrauen könne.

Die Wirkung auf die Gorte war von Deilen ausgegangen, von der Kaiserin durch die Gebrüder Orlow, von der Fürstin Deschamps durch ihre Mann und seine Freunde Passel, Lomowski, Kaskowicz, Brodicki. In den verschiedenen Kreisen wirkte die Fürstin persönlich. Sie gewann Ihre Oheim, den Erzieher des Gegenärtigen Prinz, Kasanowski u. a.

Der Festbesuch von Nowgorod, der ein großes Ansehen gewann, ergiess von eigenem Ansehen, um die Stellung der Kaiserin besorgt, die Peter der Kaiserin.

Dem Kaiser gegenüber spielte die Fürstin die Rolle des vorzuziehenden Kindes fort mit einer Keckheit, dass ein von seiner Umgebung durch das Wort hörte: «Das ist ein Weib, aber keine Feindin — Diese Frau also setzte ihre Thätigkeit unermüdet fort, sie dachte zu allem. Als der Kaiser und die Kaiserin nach

Peterhof sagen, erlaube sie es, dass der Kammerdiener der letzteren viele einen Mordwagen und Pferde bereit halte, damit die Kaiserin jeden Augenblick nach Petersburg kommen könne.

Die Zahl der in die Saale Eingeweihten war sehr groß. Als die Soldaten vorüber wurden und nicht mehr warten wollten, kam die Fürstin ihnen sagen, dass sie sich ruhig halten sollten, sie würde täglich Nachrichten von ihrer Majestät, so stünde alles gut. Dadurch, dass sie gestattete ihren Namen direct zu nennen, herabzu den kaiserlichen Gemächern. Es war alles leicht, aber man konnte sich über den Beginn nicht erregen, es fehlte der Kautelen oder vielmehr die Anstalten.

Am Nachmittage des 17. Juli trübten Grigor Orlov bei mir nach bewährte, Capota Pasock sei verhaftet. Mein Onkel, Graf Puzin, der gerade bei mir war, bewies, das habe nichts zu bedeuten, er werde von Despotenvergehren befangen haben. Ich behauptete, der Moment sei gekommen. Wir konnten uns nicht erregen und Orlov wurde abgewinkt, Bekandigungsreden einzulassen — er sollte sich nach Puzin benachteiligen. Als die Herren sich verabschieden hatten, machte ich mich zu Fuß auf die Strasse. Plötzlich sprang ein Herrs Orlov. Ich habe das Gefühl, er wolle zu mir, und rufe nach Gerathewohl: Orlov!

Es war Alexei Orlov. Er kam, um zu berichten, Pasock sei als Staatsverbrecher verhaftet. Doch warum stehen wir hier auf der Strasse? setzte er hinzu. «Wollt keine Zeit zu verlieren sei. Benachteiligen sie ihre Kameraden, sie sollen zu dem Begnadeten, um die Kaiserin zu empfangen. Sie aber starr über Brüder sitzen wie die Biiz nach Peterhof. Begnen sie der Kaiserin, sie möge sofort aufbrechen. Erwählen sie, wie und wo sie sich gesprochen haben.» Eine Stunde später traf wieder einer der Brüder Orlov bei mir ein: ob es nicht möglich sei, die Kaiserin zu der Nacht zu beurlauben? Ich gerath zu heftigen Kohn, «Begnen sie ihrem Bruder, dass er sofort in Genuien nach Peterhof reis. Begradt ihr dem nicht, dass die Vernehmung selbst aus diesem Moment genügt hat?»

Nach in der Nacht traf Alexei Orlov in Peterhof ein. Der Mordwagen, das die Fürstin in Berücksichtigung zu halten angeordnet hatte, leistete jetzt seine Dienste. Ohne demselben hätte man nicht schlafen können. In Begleitung ihrer Kammerdiener und zweier Offiziere fuhr die Kaiserin nach St. Petersburg. Alexei Orlov sagte dafür, dass die Pferde wie im Starme dahin konnten. Als sie auf

selben Wage stürzten, fanden sich Besatzkräfte, gleich darauf besetzten man den Wagen, in dem Gregor Orlow der Kaiserin entgegenkam.

Es ist nicht die Aufgabe dieser Blätter, die Franzosen und tugendhaften Engländer zwei Tage zu schildern.

Die Fürstin Duschewa sah die Kaiserin wieder, als dieselbe schon zur Selbstschneiderei eingedrungen worden war. Sie lagte sich in den Armen und konnten nichts sagen als: Gott sei Lob und Dank! Sie begleitete die Kaiserin in der Kleidung eines Offiziers — auch die letztere hatte Militärkleider angelegt. — auf dem Zuge nach Peterhof, war ununterbrochen von ihr, wußte über sie. Dank ihre Gütigkeit gegenwärtig wußte sie Anstreifungen der Soldaten zu verhindern, als war überall. Hier in Peterhof bemerkte sie zuerst, was Gregor Orlow sich erlaubte, welche Stellung er einnahm und einnehmen werde, sowie dass diese Beziehungen nicht gelöst bleiben würden.

Unter der Katastrophe von Rejzsch schrieb die Fürstin Folgendes: »Die Nachricht vom Tode Peters III. erschütterte und empörte mich. Obwohl überzeugt, dass die Kaiserin keinen Theil hatte an Tode, konnte mich doch erst am andern Tage überreden, zur Kaiserin zu gehen. Ich fand sie trübe und besorgnisvoll. »Ich bin erschüttert und wiedergeschmerzt durch dieses Tod,« sagte sie mir. — »Er kam zu früh für Herrn Bohm und den meinigen,« erwiderte ich. Am Abend in den Kammern der Kaiserin war ich so glücklich zu sagen, ich hoffe, Alexis Orlov werde begreifen, dass wir keine Gemeinschaft mit einander haben können, dass ich so stolz sei zurückzukehren, er werde es nicht wagen, mich jemals anzusehen. Alle Reiter wurden dadurch meine unversöhnlichen Feinde. Alexis Orlogow hat trotz seiner grossen Dummigkeit mehr als 20 (40) Jahre hindurch nicht geirrt nach anzusehen. Wenn jemand der Kaiserin am Verdacht haben sollte, so kann ich den Gegenbeweis führen. Dessen letzten der eigenhändige Brief Alexis Orlogow, den er, besonnen von Wien und Petersburg, nachträglich nach dem Tode Peters der Kaiserin schrieb. Die Kaiserin bewahrte den Brief in ihrer Schatzkammer. Als Kaiser Paul im Gegenwart der Kaiserin und Fürst Schlow von Reichskanzler Grafen Beschewoffe den Brief nach hatte vorlesen lassen, bekrennte er sich mit den Worten: »Gott sei Dank, der gefällige Verdacht, den ich legte, ist durch diesem Brief heiligt.« Er befehl dem Grafen den Grafen Fürsten und dem Grafen Beschewoffe zu zeigen. Der Brief lautet:

«Mütterchen, kühnherzige Herrin! Wie soll ich es erklären, beschreiben, was geschehen ist. Du wirst Demum trocken Knackl kaum glauben, aber wie vor Gott will ich die Wahrheit reden. Mütterchen, ich bin bereit zu sterben, ich wein selbst nicht wie das Unheil geschick. Wir sind verloren, wenn Du mir nicht begünstigt. Mütterchen, — er ist nicht mehr in dieser Welt. Aber niemand hat das bestokhögt, wie sollten wir absichtlich die Hand gegen den Herrscher erheben. Aber, Herrin, das Unheil ist geschehen. Er lag bei Tisch: Stroh an mit Fürst Pölar (Schilling): da wir die treuen Könige, war er nicht mehr. Wir wissen nicht, was wir thunen, aber alle sind wir schuld und haben Strafe verdient. Erbarme Dich meiner, wenn auch nur um meinen Erben willen. Ich habe das Gefährliche abgelegt, zu unternehmen ist da nichts. Ich habe mein schuldiges (Haupt) getrennt. Verzeihe — oder befehl selbst mir Ende zu machen. Die Welt ist mir verloren: wir haben Dich ertrankt und unsere Seelen für immer verlor'n!»

Dies selbstbewusste, eifersüchtige und jenseitige Ansehen der Fürstin waren Grund genug, dass Gregor Orlov, besonders aber dessen Anhänger und Schwärmer, alles daran setzten, die Fürstin bei der Kaiserin zu verführen: das Offensichtliche wurde als Auflehnung und Nichtachtung die Anweisung ihres Reichstagsstills als Untergrabung der Autorität dargestellt. Da die Fürstin für ihre Furcht, welche dem Kaiser bis zuletzt die Treue bewahrt hatte und sich dadurch würdig bewies, versetzt, gelang es ihrem Gegner schon am Tage nach dem Staatsstreich in der Kaiserin eine Misstrauensbeweis vorzubringen. Durch den klaren Blick der Kaiserin wurde jetzt noch am Bruch verhindert. Die Fürstin bewies auch hier ihre Offenheit, ihr Selbstbewusstsein und ihr warmes Herz.

«Als die Kaiserin die köstliche Anwesenheitssetzung mit den Worten schloß: —Demum Bismarck für den Lebladigkeit und

¹ Die Besetzung Peter III. in Sibirien haben: Alexei Orlov, Daphin Fawel, Fürst J. Bortschalk, Lieutenant Dorothea.

² Die Uge dieses Briefes stammt von Grafen Kaspars, der den Brief selbst gelesen und die ihm selbstbewusste Schriftzüge des Grafen Alexei Orlov erkannt hat. Bismarck berichtet über die Verlesung des Briefes von Kaiser Paul Iwanow, wie in Urtheil übersteht, und sagt ferner: Insbesondere ist der ungeliefert, Kaiser Paul habe sich die Brief noch einmal geben lassen, und nach vollständigen Durchlesen zu Bismarck'schen Ugelesen in den Kaiser gewandt, wie genau die selbst mir selbst geben habe. (Vgl. Apawen im Bismarck XX.) S. 400—402.)

das für ihre Verdienste... und eine Bewegung machte, um ihren eigenen Kaiserorden mir anzulegen, und ich zurück und sagte: »Verzeihen Majestät mir das was ich sagen werde. Sie beladen sich jetzt in dem Augenblicke Ihres Lebens, von dem an, nach gegen Ihren Willen, die Wahlen von ihrem Orden verbannt sein wird. Ich bitte Sie, noch nicht mit diesem Orden zu schenken -- wenn es ein Schmach sein soll, so wissen Sie, dass ich keinen Werth auf solchen lege, soll es für meine Dienste sein -- so mittelständig dieselben auch einigen Personen ertheilt werden mögen. In solchen Augen können sie nicht bezahlt werden, weil ich sie für irgend einen Preis käuflich wieder gewinnen könnte, noch sein werde.«

Die Kaiserin, die sich stets an Ineskow wendete, beantwortete mich und erwiderte: »Gestatten Sie der Freundschaft sich selbst eine Freude zu machen: Ich lasse für die Hand und stand nun da in der Kleidung eines Offiziers mit dem Grossorden und dem Stern des Ordens in Brillanten und sah aus wie ein Knabe von 14 Jahren.«

Als sie die Kaiserin verliess, that die Fürstin Tage Besprechungen über die Stellung Gregor Orlov des Grossen Pairs und Rasumowski mit Graf Puzos lasste sie aus: das waren Halbeschwärmer einer Hypothese, welche 24 Stunden nicht geschlafen haben! »Lacht mir,« erwiderte sie, »wenn ich Recht habe, verlange ich das Recht, noch König Harren Sarrin zu heiraten.« Am andern Tage erwehnen Gregor Orlov bei der Masse mit dem Grossorden den Alexander Newski. Die Fürstin hatte Recht. Doch verstand sie sich so zu bestimmen, dass sie die Genehmigung hatte, in ihrer Gegenwart die Kaiserin den Fürsten Gregor Orlov von jedem andern General beurlaubt zu sehen.

Es sollte auch nicht zu heissen Episoden. Am vierten Tage nach der Thronbesteigung erschien der Geheimrath Botzki und hat um eine Audienz: Ich war zugegen, als die Kaiserin ihn empfing. Er kniete nieder und bat die Kaiserin ihm zu sagen, ob sie wisse, von wem sie auf den Thron stiegen? Ich verdanke meine Erhebung Gott und meinem guten Unterthanen. »Denn verdamme ich dieses Orlov nicht?« Was haben Sie? »Ich bin der Unglückseligkeit der Menschen,« rief er aus, »da Sie nicht wissen, dass Sie es nur verdanken.« Ich wollte ihm ins Gesicht anschauen. Die Kaiserin jedoch, ohne eine Minute zu verziehen und dann auch nur einen Moment zu steigen, sagte mit Heftigkeit: »Ich weiss wohl, warum, was ich ihnen verdanke, und darum starrte ich ihnen die Forderung für die Aufhebung meiner Krone.«

Er geriet in Entzücken und erklärte dort, dass genau Neugierigkeit seinen Freunden mittheilen!

Wir haben nicht oft so herzlich gelacht wie dieses Mal, und ich war voller Bewunderung für die Fähigkeit der Kaiserin den leugnerischen Narren zu belächeln und sich immer zu erheben.»

Der Fürstin und ihrem Mann wurde eine Wohnung im Palais in der Nähe der Zimmer der Kaiserin angewiesen.

«Der Petersburger Hof hat damals das interessanteste Schauspiel dar. Die neuen Personen, welche die Umgebung der Kaiserin bildeten und die Hofleute aus der Zeit Elisabeths trafen hier zusammen mit den Verbannten aus der Zeit der Kaiserin Anna, der Regentin Katharina, der Kaiserin Anna und der Kaiserin Elisabeth. Alle diese Personen, von Peter III. zurückgelassen, trafen jetzt hier nach der anderen etc. Es verging kaum ein Tag, wo nicht eine interessante bezeichnende Persönlichkeit, ein lebendes Bild vorzüglicher Zeiten, interessirt durch die Unglück und die Ereignisse so vieler Geschicknisse, im Hofe verkehrte. Sehr befreundet habe ich mich damals mit dem Fürstlichen Grafen Minschik. Da war auch Graf Lantow. Da war der Graf Bestuzew, einst Grosskanzler, mit einem feinen Sinnen und einem klaren Blick. Man sagte der Kaiserin, als sie von bekannt machte: «Das ist der Fürstin Dschukow! Haben Sie es mal jemals geglaubt, dass ich der jungen Tochter Kaiserin Wenzelers meine Krone verdanken würde? Die Ordon hatten diese Worte erstickt, wenn ich im Stande gewesen wäre, es zu thun.»

Bei der Krönung reiste die Fürstin im Wagen der Kaiserin. Bei der Krönung wurde sie durch die Ordon von Gefährten der Kaiserin von der Kaiserin entfernt und erhielt eine der letzten Stellen hoch oben auf den Stufen der Kirche. Sie nahm das mit bestem Humor auf, ging nicht hinter der Kaiserin hin zu der Kathedrale und besah sich dann auf ihrem Platz mit der Bemerkung ja höher derselbe ist, um so besser wurde es die ganze Cerimonie überleben.

Um dergleichen zu begreifen, erinnere die Kaiserin an zur Staatskammer und ihrem Mann der schon Commandeur der Kaiserin der Kaiserin geworden war, zum Kammerherrn. Da ihr erster Sohn gestorben war und der Generalleutnant III. nahm die Fürstin an den Festen und Lustschloßten keinen Theil. Man luden ihre Gegner gemeinsamen Spiel, denn sie hatten unterbrochen die Ohr der Monarchen. In allen Tönen ging es über die Fürstin her. Die

Man war voll von Besorgern und sie äusserte sich sehr frei über dieselben, was bei Hofe verpönt. Ihre Aeusserungen wurden mittheil der Kaiserin hinterbracht.

Beid nach ihrer Niederkunft erhielt Sie gleichfalls besondern Muth eine Botschaft durch den Geheimsecretär der Kaiserin: sie wünschte nicht die Danczka, welche die Fürstin ihr polenlied, zu versetzen, aber diese unverschämte Forderung vermochte ihr Kränker. Die Frau möge sie darauf aufmerksam machen, dass sie sich nicht zu freier Sprache aushalte und sich bis zu Drehtagen zurückziehe.

Die Fürstin blieb am Abend im Nebenzimmer sitzen und glich die Stimmten der Grafen Puzos zu erkennen. Der Schwägerin, die sie befragte, war die sei, u. wieder: Nimmend. Das machte sie unruhig; sie verlangte zu wissen, was verpönt. Die Folge war eine beschämte Aufregung. Statt aller Antwort kam sie durch den Grafen Puzos die Kaiserin fragen, wann Ihre Majestät die Tante ihres Sohnes wisse, den von der Tante zu haben sie noch mit der Heirat versprochen habe.

Am Abend kam eine starke Furchtüberzeugung an — die Leben war Ungers Zeit im grosser Gefahr. Die Kaiserin schickte ihr Versprechen und wie mit dem Grossfürsten Paul Tauschke ihren Sohn.

Die Fürstin erhielt sich nur langsam und behielt erst lange nach dem Hofe nach Petersburg zurück. Sie hatte kein Quartier mehr am Polus, sie war in Ungnade.

Die Frau erhielt eine Stellung nach Polen. Die Fürstin kündigte beständig. Die Briefe ihrer Mamma waren ihr einziger Trost. Sie wohnte in einem Hause mit ihrem Oheim, dem Grafen Puzos. Das benutzte die Anhänger der Olywa, sie auf das empfindlich zu verletzten. Der bekannte Verschwörer Hieronimich war unter den Mitstählern bei Puzos gesehen worden, er wurde angesprochen, er sei im Hause der Fürstin Duschkow gewesen. Das Verleumdung wurde durch Puzos widerlegt, aber diese That-sache wirkte furchtbar auf die Fürstin. Dazu traf sie der härteste Schlag, der ein habendes Weib treffen kann. Die Frau starb im Folge der Anstrengungen als Commandeur der Truppen in Polen. Er hinterliess ein beträchtliches Vermögen, er hatte schon grossen Theil seiner Einkünfte seiner Mutter überlassen, er hatte, um Bedürfnisse der Kaiserin zu verhüten, seine Offiziere aus seinem Vermögen unterstützt. Ein weiterer Schlag war der Tod

Ihrer Tante, der Gräfin Pavin, mit der sie sich wenig befreundet hatte.

Sie war allein und allein trotz ihrer grossen Verwandtschaft: die Eltern hatten ihr sich selbst zu sorgen, die Andern, die Verwandten ihres Mannes, selbst ihre Schwiegermutter, bewussten ihre Lage, um sie zu berücksichtigen und zu verkörpern. Ihr Charakter nahm an Ruhe und Entschlossenheit, aber auch an Herbigkeit zu. Mit der ihr eigenen Energie ging sie daran, durch sorgfältige Verwaltung die Güter ihres Mannes ihrem Sohne zu erhalten, schuldenfrei hat sie dieselben ihm später übergeben. Sie lebte mit grosser Sparsamkeit, bereicherte die Güter und machte eine längere Reise durch Russland, um Land und Leute kennen zu lernen, stets begleitet von ihren Kindern.

Sie ging daran, ihrem Hause eine neue Stellung zu schaffen und ihre Kinder für dieselbe zu erziehen.

Ihr stand eine neue Laufbahn, ihr standen neue Schicksalschicksale bevor!

J. Engelmann





Georg Brandes über den russischen Roman.

Uebersetzt von Leo Tolstoj,
Herausg. von Johannes Eckardt.

In dem ersten Monate des Jahres 1887 hatte der gelehrte dänische Kritiker Georg Brandes eine Reise in die beiden Reichthüm des russischen Reichs unternommen, um in einigen Vorträgen das russische Publikum mit seinen Anschauungen über die neueren literarischen und russischen Schriftsteller bekannt zu machen. Der „Korapische Reiser“ (Wästrik Jevropej) hat diese Vorträge in seinen letzten October- und Novemberheften in russischer Uebersetzung veröffentlicht. Es dürfte unserem Lesern erwünscht sein, in nachfolgenden Zeilen die Anschauungen eines Kritikers wie Georg Brandes über den russischen Roman zu vernehmen. Wir legen unsere Reproduktion des erwähnten Artikels der russischen Monatschrift zu Grunde, indem wir uns dabei auf die wichtigsten Grundzüge des Brandes'schen Vortrages beschränken.

Ich beschränke hier einen Gegenstand zu behandeln — es begann der berühmte Kritiker seinen Vortrag — der namen. Zuhörern besser bekannt ist, als mir, dieser Gegenstand ist der russische Roman. Vielleicht ist es dennoch nicht ganz ohne Interesse, den Eindruck kennen zu lernen, welchen die Lectoren der bedeutendsten russischen literarischen Erzeugnisse auf einen Ausländer machte, der Mittel nur auf Uebersetzung angewiesen blieb — ich hätte daher das von mir hier Gesagte nicht als einen kritischen Vortrag, sondern als eine literarische Plauderei ansetzen.

In dem letzten Jahrzehnt wurde die europäische Belletristik durch die Eroberung des russischen Litteraturterritories umgestaltet; gegenseitig haben die russischen Romaneschriftsteller in Europa den geschicktesten, wenigstens nicht den reichlichsten Leserkreis

Im Anfang unseres Jahrhunderts war es Puschkin, der auch innerhalb Russlands einen bedeutenden Eindruck hervorrief. Der Kraft und Grossartigkeit seiner Ausdrucksweise erregten eben so grosses Aufsehen, wie seine ganz europäische Denkart. Selbstverständlich konnten die deutschen und französischen Prosaverfassungen nur in sehr schwachem Masse die hohe Originalität des Dichters und die produktive Schüchternheit seiner Verse wiedergeben. Lermontow's Roman: «Der Held unserer Zeit» wurde durch die Uebersetzung weniger entzweit, und seine Prosa verlor nicht so sehr durch die Uebersetzung wie z. B. die Verse im «Rogon Gogol's», und ich erinnere mich sehr wohl des menschlichen Eindrucks, welchen dieser Roman auf mich machte als ich im Alter von sechszehn Jahren das Buch in die Hand nahm. Puschkin, dieser vollendetste Typus des Byronismus innerhalb Rußlands, ist ganz dem geistig dem Helden eines Jünglings zu vergleichen: der Maß der Einfachheit, der Kälte und der Stupiderheit des Helden lassen ihn weitgründiger in einem Augenblicke als den vollendetsten, reichhaltigsten Helden unserer Zeit erscheinen.

Etwas später wurden wir auch durch Gogol's, hauptsächlich durch Melnikoff, mit Gogol bekannt gemacht — er war es, der uns zuerst einen Begriff von der mächtigen Originalität der russischen Schriftsteller gab. Nicht die phantastischen Erzählungen Gogol's, in welchen er sich Theodor Amadeus Hoffmann zum Vorbilde genommen hatte, noch seine als bersahner Roman: «Tausend Meilen» übertrafen uns davon, was wir beim Bekantung Gogol als moderner Dichter beanspruchte kein. Erst die letzten Seiten und die grobe, aber grossartige Naturtreue in den «Toten Seelen» und dem «Korsar» liessen uns erkennen, dass die russische Litteratur im Begriff stand, einen ganz neuen Weg einzuschlagen — es bedurfte vieler Muths und einer grossen Originalität, um diesen Weg zu wandeln. Unwissenheit wie sie andern Völkern, welche sich auf dem Dreygange der Romantik verirrt hatten, die einzige Bahn, die Welt der Träumereien zu verlassen.

Die Grossartigkeit und Tiefe der russischen Originalität wurde Europa allerdings durch die drei bedeutendsten Romane

schriftsteller kaum geben, durch Turgenjew, Dostojewski und Leo Tolstoi, Gontschakow, der diese in vielen Beziehungen gleich kommt, kann ich hier nicht erörtern, da nur nur eine bedeutendster Roman «Olomow» bekannt ist — Turgenjew war es, der zuerst die west-russische Klasse mit modernen Menschen befreundete. Obgleich er im Alter von 35 Jahren von Vaterland verlassen hatte, um sich ein wieder darauf in demselben aufzufallen, schließt er dennoch stets vor seine Landsleute, Deutsche und Franzosen sind zur Hälfte russisiert und ererbten in seinem Roman nur in ihren Beziehungen zu Russen. Er wollte nur solche Menschen schildern, deren Eigenartigkeit er von Kindern zu kannte.

Als Auslandler kann ich nicht beurtheilen, ob von langer Aufenthalt in der Fremde seine Erinnerung an das Vaterland ungeachtet hätte darüber sagen noch Landsleute entscheiden. Aber gerade als Fremder wage ich zu behaupten, dass Turgenjew niemals so tief in die ganze civilisirte Welt eingedrungen wäre, wenn er um ein Jahr weniger Westeuropäer gewesen wäre. Er entrollte vor unsere Augen die Gemüths von Wäldern und Steppen, Frühling und Herbst, von allen Ständen der Gesellschaft und allen Stufen der geistigen Entwicklung zu Russland. Er gab uns eine reiche Psychologie einer ganzen Menschenrace und das dies mit tiefem Gefühl, welches demnach niemals die Deutlichkeit der Erzählung hemmt. Wie objectiv auch die Schilderung Turgenjews sein mochte, niemals werden seine Erzählungen und Romane zu Gedächtnis, obgleich ich wenn Schöpfungen von Sprache Farbung tragen. Das Gefühl stiller Traur, eines eigenständigen Kammers liegt ihnen zu Grunde, und demnach bleiben sie aller Besinnlichkeit fern.

Die grossen Melancholiker der russischen Race, wie Leopardi und Hebel, übermachten durch die berühmten überflüssigen Sätze ihrer Charakteristik und ihres Stils, die deutsche Trauer ist entweder von humoristisch oder von sentimental. Die Melancholie Turgenjews — diese trübe, tiefe Stimm ohne Kummer, wieder durch seine Schöpfungen stark — ist unsere Inhalt wohl ein solches Product der slavischen Race; es geht durch von dem kulturreicheren slavischen Volkthum her. Die bedeutendsten modernen russischen Schriftsteller sind Melancholiker. Aber die Melancholie Turgenjews ist die eines Dichters, der ergriffen hat, dass die Mensch der Menschheit, der Gerechtigkeit, der Vernunft, der Gese und des Allgemeinwohls für die Natur gleichgültig sind und nicht in ihrem göttlichen Kraft zum Ausdruck gelangen.

In seinem „Gedächtnis“ entwirft Turgenjew eine Schilderung der Natur, welche darauf bedacht ist, die Muskelkraft der Fiktion zu verstärken. Auf die Frage, ob nicht die Menschen ihrer Lieblingskinder sind, antwortet die Natur: alle Tiere sind meine Kinder, ich sage für alle in gleicher Weise, ich verachte sie alle in gleicher Weise. Diese Abkunft steht der wahren Charakter von Turgenjews Malanchole. Ist Gogol traurig, so kommt das daher, dass er unzufrieden ist; Dostojewski trauert, weil er das gemeinlichste Leben ist; die Malancholie Tolstois wurzelt in seinem religiösen Fatalismus; Turgenjew allem Nicht nach in seiner Malancholie — ein Philosoph.

Im Leben der andern vier genannten großen Dichter gibt es stets einen kritischen Moment, wo sie von der religiösen Bewegung erfasst werden, die ihrer Kunst neues Licht und neue Bedeutung verleiht, aber gleichzeitig ihre Produktionsfähigkeit mindert und sie veranlaßt, der Poesie entron zu werden. Es werden tritt diese Krise zu einer Zeit ein, wo sie sich ihrer rein religiösen Stimmung hingeben, Hinweisen in einer Epoche, wo sie von dem nationalen Mysticismus ergriffen werden. Die Hinneigung zu diesem Mysticismus in unserem Jahrhundert ist ein Zug, den alle Völker gemein haben. Im J. 1840 wurde auch die polnische Literatur in Mickiewicz, Slowacki, Krasiński und anderen Schriftstellern von dieser Hinneigung zum Mysticismus ergriffen. In der russischen Literatur beherrschte dieselbe in verschiedenen Formen selbst so große Naturen wie Gogol (1846), Dostojewski (zu Ende der 40er Jahre) und endlich auch Andrej Tolstois.

Turgenjew hat sich selbst selbst am besten betrachtenden Natur der einzige unter ihnen, für welchen das religiöse Entzücken ein Stoff für die Schöpfung ist wie jede andere. Es analysiert ihn, ohne von Gleichgültigkeit zu verlieren; wir erinnern hier nur an die Stelle der „Gedächtnis“ Geschichte.

Daher ist seine Malancholie weniger religiös als philosophischen Charakters, zugleich aber die eines vom Fremden gewordenen Patrioten; denn trotz seines allseitigen Kosmopolitismus ist Turgenjew ein Pole, der an seinen Vaterlande zweifelt. Dieser letztere Umstand erklärt die meisten Angriffe aus, wie z. B. Dostojewski (in zu der Gestalt Karasichow's überaus zu machen vermögen).

Turgenjew verlor übrigens nicht den Glauben an eine große Zukunft seines Vaterlandes, im antwortete die Sprache und die

Literatur derselben so sehr, dass er große Dinge von dem Volke erwartete, welches dieselbe hervorgebracht hatte. Die vielen misslungenen Anläufe, deren Zeitgenossen er gewohnt war, schienen es wenn er seinen Erwartungen einen traurigen Ausgang zu geben pflegte. Eine Leibesgestalt sollte in seinen Augen nicht den Charakter der Russen tragen, wenn sie nicht mit einer Treue hingewandt sei, die durch die Kälte der Frau oder durch die Unbeständigkeit des Mannes hervorgerufen worden. Keine Anstrengung erschien ihm reichlich, wenn sie nicht die Kälte derjenigen überwand, der sie machte, und nicht an der Gültigkeit derjenigen im Grunde ging, an deren Händen sie unterworfen war. Turgenev konnte nicht anders, die unbeständige Liebe und die vergeblichen Anstrengungen in Ruhestand zu schicken.

Die Grundstimmung Turgenevs ist die einer melancholischen Erregung, das Mitleid eines Zerkauens bei einem Selbstreck, der des Untergehenden selbst die Schuld an ihrem Unglück beizumessen muss — eine ruhige, besonnenen Stimmung, welche in ihrer Ausdrucksweise stets gehemmt bleibt. Noch weniger ist sie gegen fruchtbarere Schriftsteller so wenig geschmeichelt gewohnt wie an sie. Er weiß ein aristokratischer Geist in dem einfachen, edlen Dichtungsgeiste, welche er schildert, ein geistiger Abstand war ihm gegeben — Das ist ein wahrerer Weltmann, und in ihm finden wir jenen Typus des freien Menschen, der dem deutschen Diktator fehlte. Aber das machte ihn weder heidnisch noch cynisch, wie einige französische Schriftsteller, auch nicht zum Materialen, wie viele Engländer. Obwohl er niemals den guten Ton in seinem Schilde zeigen verliert, ist dieser Ton dennoch kein Weltton, seine Fesslung ist keine kalte, heulende — sein Ton ist immer ein gemüthlicher, wehender.

Das Ursprüngliche anzugeben, aus welchem Turgenev zu einem Künstler ersten Ranges wurde, ist, besonders in wenig Worten, schwierig. Vieles ist die wesentliche derselben die Wahrscheinlichkeit eines Gemüths und die schöpferische Fähigkeit, wirkliche, lebendige Menschen darzustellen. Sein größter künstlerischer Vorzug besteht in der Harmonie zwischen der Darstellung der von ihm geschilderten Personen und dem Eindruck, den sie beim Leser hervorbringt.

Die begannen wir bei Turgenev verthilten Effekten. Ueberdies stehende, schwache, unbeständige, unruhige und vernachlässigte Menschen sind es, welche die Spitze der Beobachtungen unserer

Autoren selbst. Er schildert nicht gleich Dostojewski das Innere, wahlbere Blend, Armuth, Rohheit, Unästhetik, oder Verbrechen, mit einem Wort, das man im reiferen Unglück — Non, Turgenjew tritt auf vor unsere Augen Schicksalungen eines Blends, das sich verheißt — er ist ein König jeder isolirten Menschen, die sich dem Geschick gelähmt unterwerfen, er beschreibt die inneren Leiden des vertriebenen Jenseits, die seltsamen, bitteren Erkenntnisse: wir erinnern nur an «Ein Briefwechsel», an den «Tagebuch eines Unberühmten», oder an die «lebendigen Gebeine».

Als Schriftstellerin wendet er sich mehr durch Eleganz als durch Kraft an, in des Typus Radin und Bazarow hat er sich jedoch bis zum Uebermass erlassen. Radin ist der personifizierte Mangel jeder Widerstandsfähigkeit, in rein russischer Gestalt, im mächtigen Sprache geschickert. In der Zeichnung der verabschiedeten menschlichen Charaktere hatte Turgenjew mit besonderem Schwierigkeiten zu kämpfen: die meisten seiner Charaktere bestehen aus Willensschwächen; er hat es verstanden, die Inconsequenz als Grundzug derselben darzustellen, ohne die Realitätsnähe zu vernachlässigen. In Radin ist die Schwäche einer Schwäche so tief, so vollständig, dass aus durch denselben die Charakterdarstellung in ihrer spezifisch russischen Form verfehlert wird.

Männern von unerschütterlicher Festigkeit, von Willenskraft fehlen in den neuen Schöpfungen Turgenjews gänzlich. Schiller ist er dennoch ein edler Mann, so nicht er denn stark Anstifter, einen Bulgaren. Gestalten, an denen der Dichter selbst Freude hat, sind nur leichtlich skizziert und dienen nur als Gegenpole oder als Nebenpersonen, wie z. B. Polonski an «Rudin».

In seinem Bazarow («Väter und Söhne») willte Turgenjew vor allem den Götzendienst des Utilitarismus zerbrechen, zugleich verstand er es aber auch, ihn als einen Menschen zu schildern, der durch seine Festigkeit, durch seinen Muth und durch die Ausnahmefähigkeit seines Standpunktes über die moderne europäische Literatur weit hinausreicht: da es wahrlich merkwürdigen Gestalten überaus reich ist. Alle unsere Romanhelden sind unbedeutend und schwächlich, sie sind — meiner Meinung nach — so unbedeutend, so wenig menschlich selbst die Vorstellung wahrhafter Menschlichkeit ist verschwindend! Einem Mann, der seine Zwecke zu verwirklichen weiß, der es versteht, seine Absichten auszuführen, seiner Idee und seiner Liebe treu zu bleiben, seine Feinde zu bestrafen und zu verfluchen, einem Mann, der wenig wissen kann und dann die

Waffen seiner Zornes zu schwingeln versteht. — einem solchen Mann begreifen wir jetzt nur noch in Gestalt einer Quakatur in seinen Romanen, welche von Damen geschrieben sind.

Mit unbeschreiblicher Frische hat Turgenjew junge Mädchen wie Helena und Dschomira geschrieben, die einer vollen Sympathie genießen. Jedes über dieselben gesagte Wort ist bestimmt und scharf charakterisirend. Dschomira ist eine echte Halbrussenin in ihrem Laiben, ihrem Betragen, ihrer Liebe, ihrer Denkart; Helena prägt sich dem Gedächtnis des Lesers ein und bleibt in denselben Ideen als wunderbare Darstellung einer russischen Frauengestalt. Der Cultus der Schönheit, welcher hier zum Ausdruck gelangt, schädigt durchaus nicht die Naturtreue, es sind keine idealen Gestalten, sondern Stücken, die mit feinem Verständnisse der Wahrheit eingeführt werden. Sie wirken um so stärker auf den nichtrussischen Leser, als sie nicht — gleich den bedeutendsten Frauengestalten Tolstois — in allen möglichen Lebenslagen, sondern nur in einigen wichtigen Momenten erscheinen. Die Turgenjew'schen Charaktere sind leichter als die aller übrigen russischen modernen Schriftsteller mit einem mal zu fassen.

Der nationale Optimismus Dostojewskis sieht in gewissen Gegenseits zu dem unsterblichen Turgenjew, dieser große Skeptiker, welcher überhaupt um so wenig Dinge glaubte, wie göttlich und Segensreichend, so die Cultur des westlichen Europa zu glauben. Dostojewski verehrte den Westen und glaubte an Russland, verehrte die Wissenschaft und glaubte an die Religion. Wenn die Schöpfungen Turgenjew's gewissermaßen als Producte einer Entgrenzungstheorie angesehen werden können, so steht Dostojewskij auf nichtrussischem Boden, er ist durch und durch ein russischer Dichter.

Von allen fremden Schriftstellern ist der einzige, so den er in schwachen Maassen annert — Dickens. Sein fantastischer Glaube an die Macht und Salvenz des russischen Volkes, seine Liebe für das einfache Volk bekennen ihm eine große Popularität sogar bei denen, welche nicht ganz mit grossen poetischen Talent ausgestattet. Er ist der Fülltheop unter den Dichtern Russlands, der Sänger der Märcheln und Heldensagen. Kein russischer Romanchriftsteller hat, wie er, das geistige, wie das ungebildete Proletariat seines Vaterlandes kennen gelernt. Er liest so sehr die Wahrheit, dass er diesem Proletariat nicht absieht, ist aber dennoch so sehr idealist, dass er den geistlichen Finken auch in dem Menschen findet, welche sehr viel geliden sind.

Er ist im höchsten Maße Ehrlich, was weniger aber Ehrlicher. Er liest seine Schöpfungen so drucken, wie er sie geschrieben hatte, verändert sie nie ja verbessert sie nicht einmal. Er war nicht bestrebt, durch Auslassungen und Verführungen den höchsten erreichbaren Grad von Vollendung zu erreichen. Unglücklich seines postumten Talents schrieb er wie von gewöhnlicher Poesie, daher sind auch seine Schriften sehr wertlos. Sein wesentlichster Vorzug besteht in einer gewissen psychologischen Heiligkeit, deren Kraft und Bedeutung dort ganz besonders sichtbar ist, wo der Gesundheitsgrad der Seele an das Gebiet des Wahnsinns grenzt. Für den Zustand der menschlichen Seele hat er den scharfen Blick des Psychiaters; aber das widerfährt das, was derselbe bei Irrenkranken vorzunehmen pflegt: die Gesundheit, beständig auffällige Anomalien vor Augen zu haben, läßt sie schließlich überall Anomalien wirken und erschlägt schließlich das Gleichgewicht ihres eigenen Verstandes. Dostojewski beschäftigt sich mit Vorliebe mit jener Grenzlinie, welche das logische Denken von der Ueberreiztheit, das Verbrechen von dem gewöhnlich Erlebten trennt. Von dieser schmalen Linie aus blickt er nach beiden Seiten hin und versucht niemals, seinen Leser auf die Höhe dieser Linie aufmerksam zu machen, welche in Wirklichkeit das Gewebe von Kosaken, das Glas von Kosen trennt. Mit ungewöhnlicher Virtuosität schildert er jene weltliche Betäubung welche die Menschen veranlaßt, sich in den Abgrund des Verbrechens oder der Selbstopferung zu stürzen — niemand kennt besser als er die Anstrengbarkeit dieses Abgrundes. In Dostojewskis Schöpfungen finden wir Spuren eines krankhaften Zustandes, seiner Halluzinationen und seiner epileptischen Meier. Aber diese hochspannende Nervosität ist zugleich seine Stärke. Als Kenner des Seelenlebens ist er ein echter Psycholog. Daher sind seine bedeutendsten Werke: »Verbrechen und Strafe« zu der deutschen Uebersetzung »Raskolnikow« betriebl; und die »Erzählungen aus dem letzten Hause« der Schilderung von Verbrechen gewidmet. In »Verbrechen und Strafe« liegt ein typisches Beispiel für die Fiktion einer psychologischen Analyse vor; hier schildert er das Verbrechen in allen Phasen seiner Entwicklung, beginnt mit dem Kom des ersten Gedanken und schließt mit dem Angeficht, wo es zur That wird.

Die wichtigste Aufgabe des Autors und seiner Roman besteht in der Beantwortung der Frage, ob das menschliche Leben einen absoluten Werth repräsentiert. Die moderne Geistlichkeit antwortet

hierauf widerspruchsvoll: es betrifft streng die Mutter, welche ihr neugeborenes Kind tadelt, eine dergleil Acht zu geben, dass diese Mutter aus Furcht vor der Armut und vor der Armuth sich selbst einem viel grösseren Kummer, einem schmerzlichen Verlust zufügt als der menschlichen Gesellschaft. Selbst wenn die Mutter beabsichtigt, ihr Kind durch den Tod vor der drohenden Armuth zu bewahren, verlangt die Gesellschaft, dass ihr ganzes Schicksal menschlicher Leiden auf das Haupt des Kindes ausgegossen werde. Erhehert dagegen das Bestehen einer christlichen Fabrik von Jahr zu Jahr eine gewisse Anzahl von Opfern an Menschenleben, so hält die öffentliche Meinung den Gründer einer solchen Fabrik dennoch für einen Wohlthäter seines Landes und wird der Werth des menschlichen Lebens nur gering eingeschätzt.

Ich erwähne hier nur passigell diesen Widerspruch der Auschauung der menschlichen Gesellschaft, in dem Dostojewskischen Roman wird die Kritik von Standpunkte eines anderen Menschen aus geführt, der die Natur als düsteren, leidenschaftlichen Melancholiker ansieht, der sich vom Jammern der Menschheit und von dem leidenschaftlichen Wunsche erkrant hält, die Natur der menschlichen Gesellschaft zu werden. Als Melancholiker geboren, verankert ihn die Armut mehr und mehr in Melancholie und er beginnt zu grübeln, sinnlich zu grübeln.

Er grübelt über alles, in dem Ekel erregenden Wachens. Einmal betrachtet er dieses strahlende blaue Henschöpf, welches niemandem Gutes thut und Armut und Noth um sich vertheilt; andererseits träumt er von all dem Guten, welches sich mit dem Gelde dieses alten Herrn thun lässt. Seine große Mutter ist in einem frommen Provanstiftchen im Lager, vor übermäßiger Arbeit zu schlafen, zwei starke Schwestern, ein russ, elfen Mädchen, ist bereit, sich selbst zum Opfer zu bringen, indem sie einem ungelebten Menschen in der Hoffnung heirathet, ihrem Bruder das Mittel zur Beseitigung seiner Noth, ihrer Mutter eine materiell gesicherte Existenz zu verschaffen. In Kaschkinow, hat nicht einmal das Recht, ihr dieses menschliche Opfer zu verweigern. Von Jugend auf hat er sich eine eigene Theorie über das Verbrechen erzwungen und ist zu dem Ergebnisse gelangt, dass der ungelebte Mensch das Recht hat, jezt kann er überschreiben, welche die thigen Thatlichen vor dem Verbrechen zurückhält. Seine eigene Erklärung und die Weltgeschichte haben ihn gelehrt, dass fast alle Katastrophen des Menschengeschlechtes Verbrechen

waren, weil an neue Gesetze schritten und alte verletzten, welche bei denen für billig gehalten hatten. Er sah dann ein Nacht vor der Nachtwache, die er zu vergessen, nachlässigst hatte, selbst wenn es das Blut unschuldiger Menschen war, welche er zum Schutze der alten Gesetze vergessen. Gebörte er nicht selbst zu den ungewöhnlichen Menschen? . . . Dennoch empörte sich seine ganze Natur gegen dieses Verbrechen, alle Edle und Vernahme in ihm schauert vor einer solchen Handlung anrecht. Allenthalben lebt er sich jedoch in diesem Gedanken hinein und bringt das Verbrechen zur Ausführung, ohne sich oder andere dadurch zu nutzen.

Er stand eben nicht auf der Höhe seines Verstoßens, seine Natur war es eitel, um es zu entschuldigen. Der begangene Mord erweckt keine Reue, aber er vernichtet ihn. Er traut ihn von allen andern Menschen, verurtheilt ihn zu ewigen Schwergen, zu der ewigen Angst, als Mörder erkannt zu werden, zu einer ewigen Selbstverurteilung in rührenden Ausdrücken und endlich zum Haß gegen alle und alles. Der Ausgangspunkt für Radolfskows Stellungweise war das Grundsatzwort: »Der Zweck heiligt die Mittel.« Dasselbe von dem Jesuiten gelehrtem Satz ist in seiner wahrhaften Bedeutung richtig. Das Wort »heilig« beweist schon, dass hier von einem geistlichen (?) Ziel die Rede ist und dass nur derjenige Mensch, welcher der Menschheit wohl will, ein solches Ziel verfolgen kann. Er wählt eben von zwei Dingen das niederen, und die Folgen seiner Handlung sind bedeutungslos, da in dritter Derleitung die Absicht und nicht das Handeln vertheilt ist. Das alles ist ja bekannt, dass es im gewöhnlichen Leben keine absoluten Pflichten gibt. Wenn uns die menschliche Gesellschaft sagt: Du sollst nicht tödten, so folgt ihr gleichartig hinzu: außer in dem Falle, wo das Vaterland (d. h. der gute Zweck) es verlangt; in diesem Fall besteht die Pflicht gerade darin, möglichst viel Feinde zu tödten. Ebenso vertheilt die menschliche Gesellschaft, wenn Menschen die Ehre oder Freie überhandnehmen, folgt aber hinzu: außer wenn ein Arzt es thut, um das Leben des Kranken zu retten. Sie heiligt der Zweck das Mittel. Dieser Axiom hat dabei unter folgenden Bedingungen von unbestreitbarer Wahrheit: 1) das Ziel muss da guten 2) die Erreichung desselben durch rechtliche Mittel nicht möglich und 3) der begangene Dorecht muss geringer sein als dasjenige, welches empfinden wäre, wenn man das Mittel nicht gebraucht hätte.

Warum nicht von Radolfskows Gewissen nicht richtig nach

Ausführung seiner Absicht? Hier dokumentiert der Dichter eine große psychologische Finesse. Baskalukow ist nicht daran interessiert, dass das erzielte Ziel ethisch gut war. Rinas Mensch nach dem Maße ruft er aus, dass er immer daran gearbeitet hat. Er geliebt schließlich an der Uebertreibung, dass er im Grunde das Meer zu empfinden habe, nicht um Anderen Wohlthun zu erwirken, sondern um sich selbst dessen zu vergewissern, ob er ein ungewöhnlicher Mensch und korymbig ist, die Grenze des ethisch Erreichbaren überschritten. Nach seiner eigenen Theorie dürfen diese nur sagen sich Natursich über das Gesetz stellen, der Grenze an seine hervorragende Bedeutung an überwinden und daher wird er durch die Folgen seiner Handlungswiese nicht leicht erschüttert. Die quälte nicht nur die Angst, erkrankt zu werden, das System der Liebe und des Truges, in welchem er sich verwickelt, drückt ihn zu Boden. Bis zu dem Moment, wo er sich selbst als Mörder angibt, genast Baskalukow's Zustand an Wahnwitz. Seine ständige Aufmerksamkeit behodern seine Bekehrungen zu Sozja, einem jungen Mädchen, welches die Liebe zu ihrem Jüngeren Geschwister zur Fruchtbarkeit werden lässt. Das Gefühl reinigsten Mitleids, der Achtung und des Entschlusses über die Schicksal ihres ethischen Wagens lassen ihn ihre Unschuldigkeit anerkennen, dass kein Trugliches ethischer Verwerflichkeit ist in die Hand gedrungen. Er wendet die, welche von der ganzen Welt verachtet wird. Auch an hat die Grenze des Erreichbaren überschritten, auch als hat Hand angelegt an die ethische Menschenwürde, an sich selbst. Sie hat sich zweifeln geäußert. Aber Sozja steht unerschütterlich über ihm, dass sein Mädchen wird schließlich sein persönliches Gewissen. Kunst, welchen er lange und schweigend die verweilten Umstände betrachtet hatte, wendet er auf die Knie und küsst ihre Hände.

«Was machen Sie?», ruft er aus, «Sie können vor mir?»...

Er aber antwortet: «Nicht zu tun an, der Menschheit ganzer Jammern ist, das ich verheißt».

Diese Scene ist charakteristisch für Dostojewski; das Leid an die Mensch dieses Dichters.

Sozja verlangt beständig, dass Baskalukow selbst von Verbrechen wagt, um für dasselbe zu leiden, dass keine nicht wie eine ewige Rettung. Wenn an diesem Gebirge Worte verheißt, so spricht der Autor eigentümlich selbst in ihrem Namen.

Dostojewski ist von jenem selbstlosen Myrdanten erfüllt, der im Leiden die Rettung der Menschheit sieht. Derselbe Grundgedanke wird von einem der anderen herrschenden Personen Dostojewskis in den Worten ausgedrückt: „Ich sterbe nach meiner Leiden nicht würdig zu erweisen.“ Das Leid wird also als Ausschattung betrachtet, welche stets gesunden setzt.

Zeichenschilderungen spielen bei diesem Schriftsteller keine Rolle. Er begnügt sich mit der Vorwelt (genau einer grossen Stadt, mit einem köstlichen Museum, einem Platschen des blauen Himmels). Um ganze Handlung seiner Romane verläuft in Gesprächen, in dramatischen Handlungen, in blühender Psychologie. Seine Vorliebe für nervöse Charaktere und Einzelheiten liegt die Schuld daran, dass diese Psychologie nicht immer richtig ist. Sieja, diese gefährliche Mädchen, welche sich jedem Vortorgetenden hingibt und dennoch in vollster Selbstverleugung standhielt — gleichgültig über einer Antifone — in Vitas Hage: ah, diese lebenden Menschen! Dostojewskis Talent ist aber so mächtig, dass der Leser an Beobachtungsstärke glaubt, dessen er in Wirklichkeit niemals begreift.

Unter allen russischen Dichtern ist Dostojewski der grösste Dichtkünstler. Seine Gespenster gleichen einem Inquisitorien, einem wilden Kampf zwischen Leuten, die einander ihre Geheimnisse entreissen wollen. In seinem Monologen (und er führt diese eckigen Selbstgespräche) analysiert er die menschliche Seele selbständig und in ihrer tiefsten Einzelheit.

Als Kenner konkreter Seelenzustände als Eingeweihter des natürlichen Fieberzustandes stellt Dostojewski unbestritten da; aber seine Lebensanschauung ist weniger originell und weniger subjectiv als seine Psychologie. Seine religiösen Überzeugungen erscheinen nur als traditionell-determinirt. Herwollen scheinen die Hauptgestalten seiner Romane das Darge teilnehmige anzuschauen als der Autor selbst.

Der letzte unter den grossen Russen, Kowalew, Tolstoj, ist konkreter als Turgenjew und geistig gesunder als Dostojewski. Sein Protestantismus bringt ihn Turgenjew nahe, wenn Gleiches an das russische Volkthum thut er mit Dostojewski, ebenso sein Misstrauen gegen die Culture Westeuropas, mit dem Danteschick, dem Tolstoj dieses Misstrauen auf die Orthodoxie verleiht.

Seine Plotschine ist so grossartig, so episch, dass sich auf die das Wort angewandt lässt: der Roman ist das moderne Epos.

Er schildert nicht nur, wie viele andere, eine bestimmte Seite der Kultur und des Lebens, welches die große Welt zu Hausland führt, sondern er gibt uns in seiner bedeutendsten Schöpfung ein Gemälde der ganzen Zeit, des Himmels, des Volkes, eines Weltkrieges. Die Thatsache, dass Tolstoi mit Betrachtungen über sich selbst, mit seiner Autobiographie zuerst anfing, ist für den Charakter seines Realismus massgebend. Turgenevs eigene Person tritt in seinen Schöpfungen gänzlich in den Hintergrund. Dostojewski vertritt sich selbst in den Gestalten, welche voll Selbstlosigkeit und Hingabe an Andere, nicht jene glänzenden Kaptschuken besitzen, die im geschichtlichen Leben zu Erfolgen verhilfen. Sein selbster Charakter ist Iwan Petrowitsch, der in dem Roman *Verurtheilte und Beklagte*, die entscheidende Person auftritt. Auch der Geist in dem *ersten Leuten* trägt diesen Charakterzug von sich. Die Schilderung, welche Dostojewski von sich selbst im *Tollen Hause* entwirft, ist rührend in ihrer Bescheidenheit, ja Demuth, obgleich er nur zu verstehen gibt, dass Andere ihn als bewundernswürdig ansehen. Johnson, wenn Dostojewski sich selbst schildert, zeichnet er einen Menschen von ungewöhnlicher Herzensgröße. So ist z. B. der Held des Romans *Der Idiot*, ein erwachsener Mensch in Bezug auf seinen bedeutenden Verstand, aber ein Kind in der Einfachheit und Reinheit seines Herzens. Seine Krankheit — die Epilepsie, an welcher auch der Dichter selbst litt, hat ihn als *Wazewas* schlimmsten Eigenheilsaffektisten gemacht, die Trübsal, den Heilmuth, die Eigenliebe, die Heiligkeit und hat nur die edlen Seiten seines Charakters enthüllt.

Wenn Tolstoi seine Schilderungen mit sich selbst beginnt, so geschieht das nur deshalb, weil er nur das beschreiben will, was er weiss. Er erzählt uns seine Kindheit und Jugend freier in durchschlagendem Innegefühle vom Leben als Offizier im Kaukasus (*Die Kosaken*), seine Erinnerungen an Schewtschep und viele Andere. Ueberrall ist eine russische und kirchliche Anweisung seines eigenen Selbst bemerkbar, wenn er seine Schwächen und Fehler aufzählt. Niemand behauptet den Eindruck einer bloßen Gestalt hervor. Tolstoi ist wahrheitsliebend, auch wenn er das geschichtliche Leben und andere Personen schildert. Als Beispiel erwähne ich die passivste Fiktion (*Panfilowitsch*); sie ruft einen mächtigen Eindruck durch die Schilderung des Entstehens, der Entwicklung endlich des Verfalls der Illusionen im Leben. Der Autor sagt uns, wie Anfangs die Liebe erwacht und erblüht,

wie ebenfalls im Helden beide Gattin in Freundschaft Bergstadt und endlich die Liebe zu den Kindern an die Stelle aller andern Lebensbedürfnisse tritt. Abgesehen von dem Realismus seiner Schilderung, ist Tolstoj auch noch mit jener historischen Phantasie begabt, welche nur selten vorkommt. Uebrigens ist er vollständig ein moderner Mensch und versucht, es wie jeder vergangene Schöner zu schildern, er greift nie über jene Zeiten hinaus, aus welchen er sich nicht auf die wunderbarste Tradition stützen konnte.

Das Gemälde des Regimentschef Alexander I. ist bewundernswürdig, die historischen Portraits im Tolstoj'schen Roman «Krieg und Frieden» tragen den Eindruck hervor, auf persönlichen Erinnerungen zu beruhen. Napoleon und Kutusow können als Beispiele hierfür dienen. Die Scene der Ankunft des russischen Generals bei Napoleon macht den Eindruck, dass der Verfasser bei derselben zugegen gewesen sein müsse. Wie bedeutungsvoll beredt ist die kleine Bemerkung: «Sow wissen, doch! Mein Leib sah von dem schweren Krage seiner Uniform ab, welche stark nach Eau de Cologne duftete». Wie verhält sich der Farnese in diesem kleinen Umstande des so starken Duftes!

Das Portrait Kutusows ist eben so bewundernswürdig wie das Napoleons, es frappirt durch seine Lebenswirklichkeit, stetig der Leser den Eindruck behält, dass der Autor Kutusow zu sehr schätzt, Napoleon aber zu sehr herabwürdigt. In nachher tritt uns die Geschichte des letzteren entgegen, wir finden überall nur einen Hochmuth und die Selbstüberhebung, welche ihn im Verderben stürzte. Die Thatsachlichkeit die Apollin Kutusows wird dagegen vom Autor gepriesen und als Beweis für die Anschauungsweise desselben angegeben, dass die historischen Ereignisse in folgender Weise auf einander folgen, dass der einzelne Mensch in ihnen nichts ändern, nichts herbeiführen kann.

Diese Sympathie Tolstoj's für Kutusow ruht auf seiner bei andern Lebensanschauung, der Heroicität und Uebereinkunft Dostojewskis bleibt er zwar fern, schert jedoch eben so wenig wie dieser den Geist des Fremden und lässt sich durchaus nicht von der Gemüthsart eines Menschen imponiren.

In Deutschland glauben die Schriftsteller an den Verstand und an die Cultur; in Scandinavien und in England an die Selbstständigkeit des Charakters; Tolstoj — ja die russischen Autoren überhaupt, sind uns von der Nichtigkeit des Menschen gegenüber dem Weltall durchdrungen. Wir sehen das Weltall, das Schicksal

— aber Bewegung der Wissenschaft, der Kunst, der Cultur. Nicht diese letzteren sind für ihn wichtig, sondern Vieles das Leben und der Tod, diese ersten, unermittlichen Factoren des Daseins. Die irdische Liebe, welche Leben und Tod täglich dem Dichter erschaffen, übersteigt für ihn allen Ehem des irdischen Treibens. Der menschliche Geist schmeht ihm so schwach im Vergleich zu dem Ueberrauschen des Daseins, dass er in gewisser Beziehung den geringsten Verstand dem geringsten gleichstellt. Der persönliche Wille ist nichts gegen den Strom geschichtlicher Ereignisse, in Wirklichkeit führt nicht der Feldherr die Armeen, was das Geschick trifft die herrscht. Die Schlacht wird gewonnen oder verloren nicht durch die Anordnungen des Commandirenden, sondern nach geheimnißvollen Impulsen. Die Seele, wo der Fürst Andrej verwundet auf dem Schlachtfelde liegt, ihm alles, selbst Napoleons Harn und nachher erkrankt im Vergleich zu dem Vorgangenen in der sternen Saale — ist im höchsten Grade charakteristisch für Tolstoj, ebenso der Umstand, dass kein Autor vor ihm den Tod mit solcher Wahrheit, mit solcher Mannigfaltigkeit so schmerz verstanden. Er kennt eben so genau die Seelenstimmung, welche dem Selbstmorde vorangeht (bei Männern, wie bei Frauen), als die Gefühle, mit denen starke oder schwache Naturen dem Tode auf dem Schlachtfelde oder auf dem Krankenlager entgegensehen. Das Ideal eines Einzelnen zu dem Nationalmoralität entspringt bei Tolstoj aus seinem Mitleiden gegen den menschlichen Geist, es gleicht aber durchaus nicht dem Rousseau, weil es einen religiösen Charakter trägt der dem Ideal des französischen Philosophen gänzlich fehlt — dennoch erinnert Tolstoj hienieden an den letzteren.

Konstajew in „Krieg und Frieden“ weicht auf Besenow ebenfalls etwas an starken Eindruck, weil er ein geistvoller Mensch ist, in welchem noch jene echte christliche Liebe und Demuth lebt, deren der weisere Mensch entbehren ist. In gewisser Beziehung ist Tolstoj ein echter Romantiker, denn er sieht sein Ideal nicht in der Zukunft, sondern in der Vergangenheit. Er ist aber kein reiner Positivist, weil er dem Sterben nach dem Ideal nicht entsagt hat, beständig vertriebt, dasselbe zu erreichen und anderen die Verwirklichung desselben verkündet.

Gerade hienieden unterscheidet sich sein Positivismus von dem der modernen französischen Schriftsteller, deren das Leben so gar nichts mehr gilt, dass sich darüber nicht mehr nachzudenken lohnt — da einzig und allein die Kunst noch gelten lassen. Alles, was

ne in der Wirklichkeit kennen und verstehen, schätzen sie in der Kunst. Wenn ein Produkt derselben nur Hässliches und Widerliches darstellt, dann ablehnen können wir überzeugt davon sein, dass wir in dem Kunstprodukt die Kunst selbst haben. Um sich daher vollständig befriedigt zu fühlen, verlangt der künstlerische Aristokrat, dass Schönheit und Schönheit das Element der Darstellung bilden.

In Gegenwart zu dieser Anschauung ist für Tolstoi das Leben ein so stark menschliches Thema, dass das literarische Interesse vor der Wichtigkeit des Lebensinteresses ganz zurücktritt, dieses hat daher für ihn keinen Werth. In allen seinen Schöpfungen ist ihm die Kunst nur dem als Mittel, um das Leben wahrhaft zu erkennen, wenn es sich mit Dingen beschäftigt, welche es werth und erlaubt zu werden, und über diejenigen Zeitgenossen, welche der Betrachtung unwürdig scheinen. Eine literarische Schule, die sich darauf beschränkt, das Leben zu schildern, wie es uns erscheint, ohne daran zu denken, ob und wie es sich besser organisiren lassen — der Schriftsteller-Naturalist, der die Moral von George Sand angeht, weiß er dies unzweifelhaft, was alle natürlich zu seinem Pflegen — was welche Schule hat nur in formeller Beziehung für die Kunst einen gewissen Werth. Wo es aber große Gedanken und Hoffnungen, erhabene Forderungen von der Zukunft gibt, da lebt in den Geistes des Prinzip literarisches Lebens, da wird die Literatur davon bewahrt, zu verkümmern oder zu versagen.

In unserer Epoche ist es Sitte geworden, die Herrschaft um der Herrschaft zu verhassten: unser Kritiker ist ein traurige und unsere Schriftsteller geben die Gefühle der Annerkennung wieder. Das wird aber nicht mehr lange dauern: in keinem Falle ist dies das letzte Wort der Menschheit auf den Gebieten der Kunst und der Poesie, weil diese Pessimismus dem psychologischen Geiste widerspricht, nach welchem die Erinnerung traurige Eindrücke übergeht und so oft, wie möglich, zu den glücklichsten Momenten zurückkehrt. Es wird eine Zeit kommen, wo die unerschütterlichen Momente der Freude, der glücklichsten Stunden in der Dichtkunst vordringend werden. Wenn die moderne Mode veränderungsbegehrig ist, wird eine Kunst entstehen, die als Erlösung der Momente des Glücks, gleich literarisches Erlösung — d. h. Kunst, und diese werden dann wirklich herrschen in den Köpfen, wie im Leben.

Ich will es nicht verhehlen, dass die Dichtkunst aufgeführt

hat, solche Gestalten zu zeichnen; die Folge hiervon ist es aber, wenn das Niveau der Menschheit im modernen Roman gesunken ist: oft sind die Charaktere so unbedeutend, dass auch die beste Schilderung sie nicht mehr interessant gestalten kann. Gegenwärtig sind wir alle darin einig, dass es hinsichtlich zu des Kunst die geringe Bedeutung der dargestellten Personen ganz gleichgültig ist. — legakere Kataren werden sich aber stets durch gewandte und schmerzige Probleme angeregten fühlen. Es ist eine Eigenständigkeit des wirklich poetischen Geistes, alle Bewegungen, die volle Bedeutung des Seelenlebens seiner Zeitgenossen zu fassen — man denke nur an Shakespears und Goethes. Ein großer Dichter wird sich stets an der Höhe erheben, auf welcher seine Zeitgenossen stehen, er wird alle Schätze des Geistes und der Seele zu seine Netze ziehen.

Das Zeitgenössische spiegelt sich in der modernen Literatur in Frankreich und in Thüringen — das Mittelalter stellt uns darjenseits dar, was groß oder verabscheulich ist. Wenn die literarische Europa in neuer Betrachtung gefascht, dann wird wieder die verabscheute Grasse im Leben, wie in der Dichtkunst kund werden, jene Grasse stiehlt, deren schwaches Maßgewicht die alte russische Schule voraussetzte.



Notizen.

Die Erbkücher der Stadt Riga. 1661—1675. Herausgegeben von der Gesellschaft der Geschichts- und Alterthumskunde des Ostpreussischen Landes. Herausgegeben von J. D. L. Napierocky Riga, Kymel. 1866. S. LXXXIII u. 645. Gr. 8.

Dies ist eine noch jeder Richtung hin respectable Klugegabe, welche unsere deutsche historische Gesellschaft der gelehrten russischen Gesellschaft zu Dorpat zu deren stiftungsbeförderer mit diesem Werke dargebracht hat. Sie besagt, dass von den freilich nicht allen reichlichen Mitteln, welche der Gesellschaft die Geschichte und Alterthumskunde des Ostpreussens zum Zwecke wissenschaftlicher Veranstaltung zu ihrem Besten von den Bürgern der Stadt Riga gegeben wurden, der georgestete Gebrauch gemacht wird, vor allem aber, dass die wissenschaftlichen Kräfte noch immer in ihr wirksam sind, welche eine demartige Verwendung ermöglichen. Herr des Rathherrs Napierocky hat mit seiner sorgsamsten Arbeit einen ganz beträchtlichen, sehr reichhaltigen Quaderblock zum Besten der deutschen Stadtgeschichtlichen beigetragen. Von besonderer Wichtigkeit ist das Werk aus diesem für die Localgeschichte Riga's.

Wer da erfahren hat, wie mühselig es ist, in den Archiven zu arbeiten, welche Schwierigkeit es unter Umständen macht, zu einer Handschrift sich heranzukommen, wie sehr es ist, das gewisse Forscher zu verhalten, dass bestimmte Namen nachsuchen, und wie es geradezu niederschreckend wirkt unter der Arbeit sich zu vergegenwärtigen, dass es mancher denselben Weg schon vorher gegangen, dass dass die Nachfolger von seiner Mühe Nutzen ziehen kann — der bringt von vornherein die dankbarste Würdigung einer Arbeit entgegen, die ihm ein für allemal vollendet ist und jeder

Benutzer derselben eine Aufstellung seines besonderen Kurses nachgeben lässt. Diese können bei der Durchsicht der 224 einzelnen Eintragsblätter in dem heiligen Erbschulhaus, dessen älteres von 1484—1489 und dessen jüngeres von 1490—1579 reicht, allerdings sehr verschiedene sein. Der Herausgeber weist im 2. Capitel seiner vorläufigen Einleitung auf die Hitzungen hin, nach denen das geübteste Quellenmaterial vorzuziehen wäre.

Da läßt vor allem die Fülle der Proceßmotive zu den Augen, welche durch einen Zeitraum von fast zwei Jahrhunderten sich verfolgen lässt. Sie gewahrt zwei Einblicke in die öffentliche Einseitigkeit der Familien und Geschlechternamen, wie in die Bevölkerungsverhältnisse der Stadt nach der Heiligsage, wie nach der Nationalität oder den Ständen und Gewerbeverhältnissen. Sie bietet Einzelfakten zur Geschichte schon bekannter hervorragender Persönlichkeiten, wo diese besonders auch der geschichtlichen Forschung.

Verfassung und Besitz der städtischen Gemeinde, der einzelnen Stände, der Kirche, überhaupt der verschiedenen Institutionen und ihrer Verwaltung wird durch ihr häufiges Vorkommen als Käufer und Verkäufer, als Gläubiger und Schuldner in ein helles Licht gestellt.

Wie viel die Topographie Rigas aus dem Studium der Einbländiger Notizen ziehen kann ergibt sich aus der Bestimmung eines Buches, bei welchem jeder Übergang eines Grundstückes in das Eigen- thum jemandes vor dem Rathe der Stadt in öffentlichem Auktions- (ausgeschau-) wurde. Zu diesem Behufe wurde das betr. Grundstück seiner Lage und Beschaffenheit nach, als mit dem Käufer, möglichst genau angegeben. Durch die besonderen Befragungen, unter denen sich häufig der Eigenthumswechsel vollzog, wurden wieder auch vielfach über einzelne Theile des Hauses oder Grundstücks unterrichtet.

Ebenso erhielt man weiter nach für die Oeftergeschichte sich viele wichtige Einblicke aus diesem Material gewonnen lassen können.

Nicht zum wenigsten ist der Geschichte des Privatrechts mit dieser Publication geholfen. Als erste Frucht hat der Herausgeber eine Abhandlung über die Aufnahmegerichte mit spezieller Aehn- licheit der Gestaltung, die er in Rigas gewonnen, seiner Einleitung angeschlossen.

Einzelne ist an die Ansicht zu erinnern die der Sprach- lehrer aus diesen Büchern ziehen wird, sowohl was die Auffassung

angewandter Worte und Wortformen, als auch von der Uebergang von Gebrauch des Lateinischen zum Niederdeutschen und des altniederdeutschen hochdeutschen Wortformen in das Niederdeutsche betrifft. Eigenthümlich ist es, dass mit dem Jahr 1417 die niederdeutsche Eintragung bei der Nr. 608 beginnt und, so weit Bel. gehen, eine Uebersetzung beigefügt wird, während mit diesem Jahre, dem Herausgeber zufolge, doch kein Wechsel in der Person des Schreibers vorfällt. Der Reihenfolge nach ist freilich die Nr. 603, die bereits bei dem Jahre 1410 verzeichnete Eintragung, die erste in niederdeutscher Sprache; sie ist theilweise aber von Zuzila aus dem Jahre 1420 zur weitergehenden (lateinischen) Inscriptio Nr. 606 ganz unangeführt will es Bel. scheinen, dass Nr. 195 nicht besonders hätte genannt werden dürfen, sondern als Kunst in Cursive gedruckt, gleich dem ähnlichen Falle im zweiten Kibische, hätte erscheinen sollen.

Das Werk schliesst mit einem fast 100 Seiten umfassenden, ausserordentlich sorgfältigen wachsenden Register und wird dadurch erst in vollem Masse vom Handwerker zum Studium geeignet. Möchte es nun auch recht fruchtbar Benutzung finden. Dem Herausgeber, der aus vor 12 Jahren mit seinen Quellen des rührigen Stadtraths, vor 7 Jahren mit der Ausgabe des städtischen Finanzbucher, der dies verhältn. beschränkt, sagen wir für diese seine jüngste Darbringung wärmsten Dank.

Fr. B.

Ueber die drei Gattungen der Naturbeweise? Vortrag von J. Lorenz, Pastor und Diakonus in St. Nicola in Berlin. Berlin, Franz Klug, 1869.

Der Verf. versucht in diesem kleinen Vortrage zur Vertheidigung des Theismus die Zweckmässigkeit in der gesammten Natur nicht als vorzugsweise Heilmittel, wohl aber als wahrwissenschaftlichen Grund für die Annahme eines persönlichen Gottes zu verwerthen. Seit der ersten Annahme Karls des Grosse die logische Ursachengleichheit der bekannten drei Gottesbeweise dargezogen hat, ist das Gegentheil auch kaum wieder behauptet worden. Dennoch ist das Bedürfnis bestehen geblieben, sich der Wahrheit eines religiösen Glaubens nach im Anschluss an die Wissenschaft von der Natur zu verschern, und dies drückt sich deutlich aus der Bekämpfung unseres gesammten geistigen Lebens.

Es will geht unsere Zustimmung zu dem Ueberschauen des Herrn Verf. Aber wir können etwas Mitleid und Abneigung, auf

denn Wenn einen wirksamen Kampf gegen den Unglauben zu führen, nicht helfen. Wir behaupten, dass auf diesem Wege eine Stärkung des Glaubens eine unbeschwertere Grundlage für denselben allerdings des schon Überwiegenden zugewandt werde, dem Ungläubigen dagegen nur dass eine Veranlassung im Anfange eines Hauptpunktes erwache, wenn Zweifelsgründe vom wissenschaftlichen Art das bei dem vorhandenen religiösen Bekenntnis nicht zur Befriedigung kommen lassen. Denn mit dem, was der Verf. aus der zweckentsprechenden Organisation der Natur beibringt, verhält es sich tatsächlich so, dass derselbe, welcher eine wissenschaftliche Erklärung selbst gegeben wünscht auf die religiöse Folgerung oder Erweitern verzichten kann. Es handelt sich ja für den Naturforscher so wenig wie für den Psychologen darum, dergleichen, was außerhalb aller sinnlich-fassbaren Aussere oder innerer Erklärung liegt, zu erklären, sondern nur darum, das Gegebene zu erklären, d. h. überall in der Erscheinungswelt gewisse Zusammenhänge nachzuweisen. Alles, was uns unmittelbar gegeben ist, trägt zusammenfassenden Charakter, verleiht die Zurückführung auf die Elemente und den Nachweis ihrer gemeinsamen Wirkbarkeit. Ist dies gelungen, so ist unser Erkenntnisstreben befriedigt, und nur der Metaphysiker mag noch weiter gehen und den Grund alles Seins zu finden versuchen.

Bei der Darstellung unserer Forschungen wird aber die Vertreter der Naturwissenschaft gern auch der Begriffe des Zwecks und des Zweckmäßigen bedürfen. Doch haben denselben eine andere Bedeutung, als es in dem vorliegenden Schriftchen hervortritt. Man lehrt nur die causale Betrachtungsweise von, geht nicht mehr von der Ursache aus, sondern von der Wirkung, und sucht zu zeigen, wie aus dem Zusammenwirken verschiedener Bedingungen das zunächst gegebene Resultat entsteht oder entstanden ist. Bei dem rücksichtigen Ueberschaun hebt sich die Analogie mit dem menschlichen Zweckzustandem Willeu von selbst dar und so wird dem zu schillern, aber sehr verständlicher Behaltens die Ursache ein Mittel und die Wirkung, von der man ausgeht, man Zweck. Daraus nun dass wir vielfach noch nicht die angemessenen Gründe für die Entstehung einer Erscheinung kennen, so können, denselben wenn in einem übersichtlichen Weltbegriff zu setzen, wird dergleichen fern liegen, welcher mit unbefangenen Vertrauen die bisherigen Fortschritte der Wissenschaft verfolgt hat.

Wir meinen also, dass der Glaube an einen persönlichen Gott,

dass das Christentum auf einem andern Wege als dem von Lessing ausgesprochenen dem Logos und Zensur sein geltend werden muss und kann, nämlich von der praktisch-moralischen Lebensführung aus. Ist man dazu der Religion zu einem weltlichen Bestandtheil seines reinen Kerns gewandt, so ist es verhältnissmäßig leicht, die Verbindung mit der Welt des Mittelalters herzustellen. Gott ist ein Geist und wirkt göttlich in dem Reichthum

K.

W von Fehling, Die Gefährdung des Lebens. Zweite vermehrte Aufl. Leipzig, E. F. Klose und Verlag, E. C. Hennke 1886. 114 S. 8.

Der Verfasser hat sich in dieser Schrift, deren erste Auflage im J. 1880 als Privatdruck erschien und jetzt in der Buchhandlung erschienen ist, die Aufgabe gestellt, eine wichtige und wenigstens höchstwertigen Inhalt Lehre des Strafrechts einer umfassenden Revision zu unterziehen. Er behandelt die Gefährdung des Lebens nur so weit, als dieselbe eine Bestrafung hervorruft und als Verletzung betrachtet wird, nicht aber die Fälle wo die Gefährdung sich jenseit befindet, d. h. zwischen dem Recht geht sich selbst zu schützen und, ohne sich selbst zu verletzen, Rechte Anderer zu verletzen oder zu gefährden.

Nach einer kurzen Einleitung über die Zusammenhang zwischen Gefährdung und Verbrechen werden die Delikte erörtert, in denen die Gefährdung als Thatbestandtheil vorkommt, die Gefährdungsvorbrechen. Anknüpfend an die strafrechtlichen Bestimmungen von Leib und Leben, Freiheit und Ehre, erörtert der Verfasser das Wesen des Gefährdungsvorbrechens im Gegensatz zum Falsch- oder Unglaubensdelicten und führt dieselbe daran, dass bei dem letzteren stets eine Gefährdung vorliegen ist, bei dem letzteren sich aber nur regelmäßig ereignet. Der Unterschied wird dahin näher bestimmt, dass das Gefährdungsvorbrechen Handlungen umfasst, die nämlich ihrem Gesetzschafter nach gefährlich sind, mag auch im konkreten Falle die Gefährdung ausbleibe, während das Unglaubensdelict Handlungen zu sein begrifflich, welche generell verschaffen sind, d. h. Handlungen, welche je nach der Sachlage gefährlich sein können oder ungefährlich sind. Im Anschluss daran wird die Frage erörtert, in wie weit eine Gefährdung durch die Vertheilung einer Gegenstands zu ihrer Existenz aufgehoben oder in ihrer Intensität verringert wird.

Im zweiten Abschnitt kehrt der Verf. zur Betrachtung der einzelnen Gefährdungsvorbrechen zurück und behandelt zunächst

die Gefährdungen des Vermögens, wenn dergleichen Gefährdungs-
verbrechen, welche wie Raubmord, Abtödtung etc. zugleich eine
Verletzung von Rechtigkeiten in sich schliessen, um sich dann in
sachlicher Darstellung des gemeinschaftlichen Verbrechens an-
zuwenden. Das Wesen der Gemeingefährlichkeit wird daher bestimmt,
dass sie eine bedeutend grosse in ihrer Ausdehnung nicht voraus-
setzbare Gefahr für Leib und Leben oder für Eigentum ist. Als
gemeinschaftliche Verbrechen werden diejenigen Handlungen be-
zeichnet, denen, generell betrachtet, die Möglichkeit anwobelt eine
solche Gefahr herbeizuführen. Bei Besprechung der einzelnen gemein-
schaftlichen Verbrechen polemisiert der Verfasser gegen die unen-
tgeltliche aufgekommene Eintheilung der gemeinschaftlichen Delikte in
zwei verschiedene Gruppen, in abstract und concret gemeinschaft-
liche und betont dem gegenüber den statistischen Charakter sämt-
licher gemeinschaftlicher Verbrechen.

Weiter wird die Frage aufgeworfen, in wie weit die un-
gewollten Folgen des Delictes beim Gefährdungsverbrechen an-
zurechnen sind und auf der Nachweis erbracht, dass die Zurechnung
auch der zufälligen Folgen eine in des Gemeingefährlichen statistische
Thatsache sei. Der Grund dieser Haftungsspflicht für Zufall ruht
der Verfasser in der durch den Handthun selbst, hervorge-
rathener Möglichkeit des Erfolgsstritts und vertheidigt in dieser
Hinsicht und die statistische Erörterung beim Verletzungsdelict, wo
gleichfalls eine an die Schuld geknüpfte Haftung für Zufall sich
vertheidigt.

Sodann wendet der Verfasser sich dem Versuch zu, der sich
von Gefährdungsverbrechen durch die Willensrichtung unterscheidet,
durch den Versuch, das Recht nicht bloss zu gefährden wie dieses,
sondern zu verletzen. Die durch Feuerbach in Finanzgeschichte, in
Wissenschaft, Gesetzgebung und Praxis vielfach erörterte Frage nach
dem Versuch mit absolut unzulänglichen Mitteln und von absolut unzu-
länglichen Object wird eingehend erörtert. Der Verfasser weist durch
sorgfältige Kritik der Finanzentscheidung des Reichsgerichts vom
24. Mai 1880 nach, dass es der subjectiven Theorie welche die
Strafbarkeit des absolut unzulänglichen Versuchs behauptet, nicht
gelingen ist, den Beweis für die Richtigkeit ihres Standpunktes
zu erbringen. Schliesslich zeigt er in eingehendem, durchdringendem
Aufbau, wie nur vom Standpunkt der objectiven Theorie welche
die Strafbarkeit des absolut unzulänglichen Versuchs behauptet, die
Lösung gefunden werden kann. Er führt aus, wie auch beim Ver-

nach, entsprechend der Verantwortung für Zufall beim Gefährdungsversuchen, die schließliche Unglückseligkeit des Erfolges nicht von der Verantwortlichkeit losweise und weist nach, der absicht untaugliche Versuch stelle sich, in so weit die Unglückseligkeit eine notwendige ist, als ein Wahrverbrechen, in so weit sie eine bloß zufällige ist, als strafbarer Versuch dar. Um in der Rechtsprechung über Zweifel zu begehen, empfiehlt es sich, nach dem Vorgang des neuen russischen Kaiserliche eines Strafgesetzbuches folgende Bestimmung in das Deutsche Strafgesetzbuch einzuschreiben: Der Versuch mit völlig ungeeigneten Mitteln oder zu einem völlig untauglichen Objecte ist straflos, falls nicht Mitleid oder Ungehörigkeit zufällig untauglich sind.

Für die Recensur der 1. Aufl. (Festschrift) bemerken wir noch, dass wesentliche Umarbeitungen sich finden auf SS 12, 13, 14—15, 37—39, 101—102, 104—105. Neu hinzugekommen sind und weitere Änderungen enthalten S 17—19, 20—22, 43—45, 77. Art 8 75 bei 43 erwähnt, der Verfasser eingehend Hülshorns Erörterungen in Bezug auf des Vorlesers Ausführungen über dem Begriff der Gefahr und Gemengefahr, wie selbige in der 1. Auflage verliegen.

J. Kugelmann.

Verfasser: David und die Familie Buchholzer-Buchholz. Ein historisches Familienbuch zusammengestellt von Julius Richard. Leipzig, Bauer und Handke, 1896. 8 200 S.

Bei zwanzig Jahren ist der Herausgeber dieses Buches der deutschen Literatur als gelehrter und tüchtiger Publizist, und auch als Literaturhistoriker im gewisse Popularität und gewisse begrenzte Zirkelbekanntschaft bekannt. Seine hervorwiegendsten Schriften, wiewol eigenthümliches Begehren hat, sie sich jedoch verschleuen. Denn diese sind nur da hervorgehoben, wo sie, nicht der Noth gehend, nur dem eigenen Tuche folgen. Das Land und die Jahre seiner Jugend in den unangenehmsten Stügen geschrieben hat und in der letzten Gesamtzusammenfassung, die ihm aus den russischen Anhaltspunkten der Erinnerung erwuchs, die jüngere literarische Vergangenheit mit jenen Abendglanzschimmer verkleidet sah, welcher in der prägnanten wie in der schriftlichen Betrachtung eine schätzbare Befriedigung gewährt. Neben die Bücher und Aufsätze dieser Art drückt sich dem Publizisten Deutschlands offen da, so werden sie doch nicht gelesen. Wie es charakteristisch für uns geschrieben sind, so bleibt ihr Genuss auch auf uns beschränkt. — und es

darf es zur Zeit wenige Persönlichkeiten in Deutschland geben, die sich die Fähigkeit bewahrt, Verstandes für die Ausräumung eines eigenpersönlichen eigenständigen Kunstlebens und Schaffens daraus zu erhehlen.

In obengenanntem Buche trifft man alles aufs glücklichste zusammen, dem Verleser und Hörerzuhler zur rechten Würdigung eines literarischen Persönlichkeits in weiteren Kreisen zu verhelfen. Das Buchlein hat ihm die Möglichkeit gegeben, den bekannten Schrift Felix Mendelssohn'scher Briefe durch einen sehr beachtlichen neuen Beitrag zu bereichern. Damit ist von vornherein die Aufmerksamkeit der Musikkreise und all der zahlreichen Freunde, welche die hervorragende Menschlichkeit des grossen Tondichters durch den von einem Schwager herausgegebenen Briefwechsel gewonnen, sehr erhöht. Jens Hansbruch, besonders von mehreren Mittheilungen nicht zu reden, haben die Thatsachen auf den ganzen hochbegabten Persönlichkeiten ausgeführt, dessen Mittelpunkt der Künstler war. In diese ausgezeichnete Gesellschaft verleiht das vorliegende Buch einzufließen. Und darüber lassen doch an die literarischen und freigeistlichen Kreislänge Felix Mendelssohn's zu einem Mann und an den die Erinnerung noch in der menschlichen Welt lebendig ist, zu Ferdinand David, dem weltberühmten Geiger, dem Concertmeister des Leipziger Gewandhauses, der 37 Jahre dem Musikleben der Stadt angehört und deren Ruf als erste Stütze der Pflege deutschen Musiklebens mit begründet hat. Mit dem aber vorzüglichen des Herrn-gebornen Turgots Buche der Liebe und Verehrung. Und von dem Antriebe um diese Kupferringe dem angeben, gelangen, überwand er die Hindernisse, dass er, Leon Sachkauer auf dem eigenen Gebiete David's und Mendelssohn's zu untersuchen, das Leben des Mann und des Verfalls des Anderen mit jenen zu schildern. Er hat völlig recht davon gethan. Spricht das Verhältnis der beiden zu einander und die musikalische Oberwelt David's sich doch eben in diese Briefe aus, die bei weitem den Haupttheil des Buches bilden und von Mendelssohn von seinem 12 Jahre an bis zu seinem Tode im Verkehr mit dem um ein Jahr jüngeren Freund angeben, der ihn dann endlich ein bedeutendes überlebte. Das lebendige Bild, dasjenige Mendelssohn's beider Schwestern, die volle Offenheit zwischen ihnen, die die beide beschränkte Hauptrolle an diese Kunst, der Mann und die Thätigkeiten für alles was sie hat, die beiden gegen einander machen die Lesende zu einer Quelle grossen Genusses.

Die Verbindung der Einzelheiten dieses reichen Briefwechsels, so dem sich die Schreiben gefallen, welche Frau Len Mendelssohn-Bartholdy, die Mutter des grossen Künstlers, so dem Freund ihrer Kinder richtete, ist so geschickt und tactvoll geübt, dass in der Zeit häufigen Austausches, wiewo sie nicht der Fall war, die Freunde gegenseitig lebten, aus dem hin- und hergehenden Epistolat fast alles der Thun und Treiben, der Schaffen und Denken, des Freuden und Leiden — und glücklich genug gab es der letzteren wenig — hervortritt. In dem übrigen Lebensverlauf, so namentlich in dem am Anfang und Ende des Buches behandelten, bewährt sich Eckardt als der uns vertraute Schriftsteller, der mit der Schilderung der Entwicklungsjahre seines Schützlingens nach Zeit und Stoff derselben um berechnetes Mass weiss. Darin ragen das zweite und vierte Capitel hervor: «Sein Königsstädter Orchester» (in Berlin) und «Leipziger Anfang». Das dazwischen liegende sechs Jahre (in Dargatz) sind, vielleicht aus Rücksicht für den grössten Theil der Leser, sehr kurz, in unserem heimathlichen Interesse viel zu kurz behandelt, bringen aber an so reichem Briefe des Freundes und seiner Mutter und jüngeren Schwester.

Der Tod Felix Mendelssohns im Jahre 1847 bezeichnet das Verhältniss. «Das Schicksal war doch weg, — das kommt nicht wieder.» «Mehr wie ein mal hat Daritz noch in späteren Jahren gesagt, dass das Leben ohne Mendelssohn doch nur ein halbes Leben sei.»

Der Verfasser greift nun wieder vorzugsweise ein Brief David, Hilers, Schumanns unterbrochen nur spärlich den warmen Fluss der poetischen Erzählung in den Abschnitten: «Nach Mendelssohns Tode», «Auf der Höhe des Lebens», «Der Tag ist überlebt». Auf dessen Charakter seiner schönen Darstellung weist Eckardt sich einem oberflächlichen Warte Mendelssohns hin: «Ueberschätzt sich nur zu hoch — die andern Leute bringen das durch Unterschätzung wieder hin.»

Fr. B.



Herausgeber: R. Weyss. — Verantwortlicher Redacteur: H. Holländer.

Erstausgabe zweyten Jahrgang. — Frankfurt, 25ten August 1851.

Verkauft bei Müller's Buchh. in Bonn.



Zwei Seiten über Goethe.

Gedanken über Goethe von Hans Hahn. Berlin, Verlag Neumann, Neudamm, 1887. 8 1/2 B.

Goethe in der Sprache seiner Verführung (1809—1810). Versuch einer Darstellung seiner Denkweise und Wirkthätigkeit von Dr. Otto Hermann. Leipzig, Hinrichs, 1887. 8 1/2 B. 46 S.



Hans Hahn hat sich schon durch eine Reihe von Abhandlungen über Goethe dem deutschen Publikum der Goethezeit Dichtung von einer so vortheilhaften Seite gezeigt, dass man mit gutem Vertrauen ein neues Werk von ihm in die Hand nimmt. Und wirklich hat die Lectüre dieses Buches auf mich einen sehr günstigen Eindruck gemacht. Es zeigt eine so viel Klarheit als Selbstständigkeit des Urtheils und ist dabei mit einer solchen Wärme der Empfehlung und zugleich mit einer so mann-
vollen Besonnenheit des Ausdrucks geschrieben, dass es einen ähnlichen Eindruck hervorrufen wie das Anschauen eines schönen Kunstwerkes oder die Lectüre eines von einem Abschaltete aus Goethes „Dichtung und Wahrheit“. Ich will versuchen, den Gedankengang des Verfassers in den einzelnen Abschnitten wiederzugeben und daran einige eigene Gedanken anknüpfen. Denn auch die übliche Eigenschaft hat das Buch, dass es einen durch die Selbstständigkeit des Urtheils mächtig zum eigenen Urtheil bewegt. Was ich anzuwenden will also nicht den Leser zustrach machen gegen Hahn's Behauptungen, sondern ihn selbst so mächtig wieder zu eigenen Nachdenken bewegen! so werden wir dem Verfasser zu

wenn gegen Bonn am besten Jauchen für die weitere Unter, mit welcher er uns beschenkt hat.

Schon dem ersten Aufsatze muss ich vollständige Anerkennung aussprechen. Er führt die Unübersicht, -Süßwasi und Nostalgie, und will damit die besten Gegenden Deutschlands bezeichnen, in denen Goethe sich während seines ganzen Lebens vorzüglich aufgehalten hat. Seine Jugend verbrachte er bekanntlich, von dem dringenden bürgerlicher Ansehen abgesehen, am Main und am Rhein, am Maines- und Giesensalter zu der Zeit, im Mittelaltersland, in Thüringen. Da ist denn nun die Schilderung von Goethes Jugend stellen ganz vorzüglich gelungen, die bildet ein lebendiges, lebendiges Bild jener Mischung von Ideen geistlichen und weltlichen Studien, von protestantischer, katholischer, jüdischer Bevölkerung, von Ritterburgen und kleinen deutschen Reichthümern und von der aus dieser Vermischung entspringenden geistigen Zustände Deutschlands, ohne deren Anschauung der Inhalt von Herabsetzungen nicht so, wie wir ihn haben, am Kopf des Dichters sich hätte bilden können. Besonders ausgeprochen hat er sich, der ich immer wieder einen Aufsatz: „Die Poesie der Landstrasse“ schreiben wollte, die Schilderung des Vagabundens, Bettler- und Gassenliedes (S. 18) welche sich in Süddeutschland, besonders auch dem siebenjährigen Kriege, entwickelte und welche sich die Fabel zu Schillers „Hänschen“ ergab, so dass auch in dieser Hinsicht die beiden Erzählwerke unserer großen Dichter in Parallele zu stellen können. Weniger will mir sagen, was er über Goethes spätere Aufenthaltsort, über Thüringen, sagt, ja, er bebringt sich einigermaßen seine Behauptung S. 22, Goethe habe sich immer als fremd am Norden gefühlt. Ich muss gestehen, ich habe einen anderen Eindruck von Goethes Thüringen und möchte bekennen. Zwar erinnert sich nicht ja wohl der Stellen, wo er mit Freunden von den Herrlichkeiten des schlesischen Volks und Sittenlebens spricht, aber — kommt der Verfasser Thüringen? Mir will es nicht so scheinen, doch wie dem auch sei, das ist mir gewiss, dass unser Dichter seine Heimat verstanden, empfunden und gemessen hat. Von Weimar, Thüringen war wirklich Goethes zweite, seine zweite Heimat geworden, sein Segen für seine Dichtung und für uns. Soll doch nicht als ein Nitz der Mensch dem Volke erwachsen. Und verheißern geschwehrt an dem Platze, der ihn erzeugt hat.

Einen ähnlichen Gedanken mag ich schon einmal in der Lage über Schiller zu äussern, so mag ein Glück für die deutsche

Literatur, dem Schiller in Berlin Deutschlands geboren und erzogen wurde, aber es wäre ein Unglück für sie gewesen, wenn er dort hätte wirken müssen. Seine Vaterstadt aus Schwaben hatte für ihn denselben Erfolg wie die Vertreibung aus dem Paradies, nach Faust und Schiller, für das erste Menschenpaar, er konnte vergleichen, und das ist schon genug notwendig, er konnte der eigenen Kraft vertrauen, er erfährt dass die wahre Heimat des denkenden Menschen die ist, wo er seine Geisteskraft am freiesten entwickeln kann. Auch beziehen wir die S 32 angeführten Gedichte nicht auf den wünschenswerthen Aufenthalt zu passen, wo Goethe zuerst in der ersten Zeit sein Unbehagen nach nicht ideologisch getrieben habe, dass diese Gedichte noch ja alle aus einer früheren, da stürmischer oder dunkleren Zeit. Man könnte nun freilich sagen, Thüringen habe durch seine Kleinräumigkeit, die die Landkarte von Thüringen wie eine Saugflie veranschaulicht hat, so dass die Fabel Herkules die Fabeln ausgereicht hat, durch die aus der Ohnmacht seiner Herrscher befreite Freiheit seiner Bewohner, durch die vielen Bräutigame als eben so viele, wenn auch kleine Sittens der Bildung, durch die höhere Glückseligkeit gegen die Dürchfälle des deutschen Gesamtzustandes noch eine gewisse Annehmlichkeit mit Selbstständigkeit, so wie der Thüringer Wald mit dem Schauern und den Felsen, und Goethe habe sich als Münster eines kleinen deutschen Städtchen, dem die politische Interessen einer deutschen Grossmacht fern sind, in einer glücklich begünstigten Lage gefühlt wie ein Rotaburg oder Mühlhausen einer republikanischen Vaterstadt Frankfurt — und das würde ich gern lassen, auch das gebe ich dem Verfasser an (S 34), dass es sich noch weiter nördlich, etwa in Berlin oder Hamburg, und unter dem strengen preussischen Regiment nicht recht am Platze gefühlt haben würde: aber Thüringen war jedenfalls für ihn das Land der politischen Mitte. Welche mir der Verfasser einwenden ich spreche als geborner Thüringer mit Vortheil für meine Heimat, so würde ich ihm entgegen, er als Brite konnte die Schönheiten seiner Heimat nicht, als mit den Worten des Schiller'schen Demetrius: „Du darfst als Pole, ich bin Moskows Sohn.“

Sehr geistreich ist aber dass wieder von S 33 an die Entwicklung derjenigen Eigenthümlichkeit von Goethe's Charakter, die man ihm so oft zum Vorwurf gemacht hat aus dem Verhältnissen seiner Geburtsstadt, einer Eigenthümlichkeit, die ich, wenn ich so mit einem klaren Worte bezeichnen sollte, nicht anders

zu nennen würde als: Weltbürgerthum. Dieses Weltbürgerthum ist jedoch auf der einen Seite eben so wie ein Felder, als es auf der andern ein Viereck ist. In Zeiten aber, wo das Volk aufsteht, der Sturm losbricht, da wird es, unabhängig von den beschränkten Selbstenzern, dem kühnen Weltbürger sehr wohl verzeihen, Goethe stand eben als Dichter wie als Mensch auf einer höheren Warte als auf der Ebene der Partei, sollte diese Partei auch können: Vertheidigung des heimatlichen Herdes. Diese dieses Weltbürgerthum wäre Goethe eben nicht Goethe; wir müssen ihn betrachten, wie er dastand ist. Von Schiller durfte Weimar und im höchsten Sinne Deutschland sagen: «Denn er war unsterblich von Goethe darf die ganze Welt sagen, und wahr's Gott, so sagte er: «Denn er ist unser». Schillers Freytag ist unser Deutschland. Goethes Freytag ist unser — Verzeihung dem nun geliebtesten Weimar — Weimar!

Der zweite Anhang heisst: «Goethe und das Publikum». Eine Literaturgeschichte im Kleinen. Er geht aus von Geschichte der Auffassung der Goetheschen Werke im deutschen Publikum seiner Zeit. Ist aber der Ausdruck «Publikum» wol auch richtig gewählt? Was versteht man unter Publikum? Doch wol jenen unerschöpfliche Ungelohnet, welchen auf die Masse eine Stimme ist, welchen seine Stimmung hier ein Theaterstück entweder dadurch sagt, das es ihm zu liegen nicht oder im Theater, je nach dem Klatsch oder pfeift. Aber wie kommt diese unerschöpfliche Ungelohnet seine Stimmung hier ein Dichtarwerk, welches nicht oder die es auf das Theater kommt? Doch wol nur durch häufiges Lesen oder Nichtlesen. Also welche nennt Kritiken in Ermanglung anderer statistisches Nachweise, wie z. B. der Anstaltlicher des Leihbibliotheken, nur die Zahl der Auflagen und Nachdrucke ausgerechnet sein für die Stimmung (ich gebe solche Ansicht für diesen Ausdruck und nicht ohne Urtheil) des «Publikums». Denn mit der Kritik, mangelt es nur an schreibenden u. schlagfertigen befest, sich das Publikum nicht, und unendliche Kritik kommt vor unerschöpfliche auf die Nachwelt, kann also nicht mangelnd sein. Den nächsten Hinweis werden verflücht, gerade weil sie nicht für die Öffentlichkeit bestimmt sind, kritische Urtheile geben, aber auch diese kommen entweder vor unerschöpfliche auf die Nachwelt, oder sie fließen aus der Feder hervorragender Geister, die also auch nicht zum Publikum, wie ich diesen Begriff annehme, gehören. Und dieses ist in diesen Briefen

der Fall so selten, dass blosser lauter Brang des Urtheils in die Folge sagt, gewöhnlich ist es persönliche Theilnahme, in Liebe oder Haß, für oder gegen die Persönlichkeit des Verfassers, die ein solches heftiges Urtheil hervorruft. Hatte es also statt Publikum nicht lassen müssen: Kritik? Für das, die vorgenannte Zeitung und Briefkrift, haben wir jetzt eine Sammlung, die dem Verfasser wol als Quelle gedient hat: ein Buch, das ich, ich muss es gestehen, mit Widerwillen gelesen habe, ja mit einem gelinden Entsetzen vor den Abwechseln, die den Werken des Geistes gegenüber die vorgenannte Kritik im Tage fordert. Mein Trost ist eben, dass diese rauhe und befechtende Kritik nicht die Stimmung des Publikums ist, wenn sie auch nicht wohl die Stimmung des Publikums, leider bestreitet.

Man frucht verdient (S. 19) ein Geis wie Lessing in seinem Urtheil über Goethes „Werther“ gekannt zu werden. Lessing war gewislich, erfahren, abgekehrt als der jugendliche Dichter des „Werther“, aber eben darum konnte er diesem Werke nicht gerecht werden, er konnte es nicht, sage ich, wenn ich auch nicht mit dem Verfasser behaupten möchte, dass „Nad, Bismaki, der Unzucht, unsern Heutz gestellt zu werden, Erklärung“ die Ursachen dieses Missethens gewesen seien. Oder will Heine etwa behaupten, dass es ähnliche Motive gewesen seien, die Goethe hinderten, sich für Schillers Jugendwerke, die „Kathen“, ja selbst den „Don Carlos“ und „Über Annette und Wierde“ zu begeistern? Das wird Heine nicht behaupten wollen, und ich selbst will es auch nicht. Goethe hätte eben nicht mehr jugendlich genug, um für „Don Carlos“ und seinen Weltregisseur, Marquis Posa, zu schwärmen. Sagt er doch selber (Janal): Was der Dichter in der Jugend und für die Jugend dichtet, kann auch am vor der Jugend anerkannt und gewunnen werden, aber es ähnlich (im Gespräch mit Eckermann, am 17. Januar 1827). Es war ungefähr im Jahr, wo Lessing seine „Kritik Goethes“ dem Druck und dem Theater übergeben hatte, als Goethes „Ganz von Berlin“ (1789), und zwei Jahre, als sich „Werther“ ereignete. Man denke sich diese Gegenstände nicht lebhaft: „Kritik Goethes“ um mit dem Verstande gerichtet, ein vollendetes Kunstwerk, aber eben weil es so sehr Kunstwerk war, „Ganz für das Volk“, und hatte dann häufige Anmerkungen über seinen dichterischen Gehalt in dem letzten Stücke der hessischen Theaterzeitung, und man wird seinen Missethens eben dem „Werther“ begrifflich lassen, ohne jene Motive zu

Hilf zu erkennen. Zudem, war denn Lessing auch wirklich so ungenügend über den „Werther“? Erkannte er ihn nicht mindestens für das Werk eines Genies ersten Ranges? Hat die Folge bestritten er, die dieses Werk, gerade durch seine Genialität, der Lesart lehren musste, die eben keine Genies waren. Und ist ihm die Erklärung darin nicht Recht gegeben? Hätte er Unrecht, statt des verkehrten Selbsterweisens Wertlers eine gewisse Betonung der einmaligen Befragung des überempfindlichen Liebesgefühls als eines Abwärters zu wünschen? Denn war trefflich das Goethe'sche Kunstwerk existiert, aber eine geringere Parodie als die allernach und bescheidenen „Freuden des jungen Werthers“ von Nicolai, eine Parodie, wie Lessing sie plante, hätte vielleicht dem Urteil in gleich wirksamer Weise gesteuert, und dann wäre das Goethe'sche Kunstwerk für alle empfindlichen Lesart in seiner Schönheit unverschieden geblieben. Wie wäre es, wenn Lessing das „Märtyrchen der zweiten Szene von „Werther dem Besessenen“ (Lessing in der Kai-Lit III 2, S 284) dazu bestimmt gehabt hätte, dieses „übersinnlichen stofflichen Fictiv“ von seiner Uebersinnlichkeit etwas zu belehren, ungefähr wie in Goethe's „Lenaus dem Verführten“ die Kpfa dem dem Eridon köstet? Denn muss ich weiter nachdenken?

Gibt es mir doch mit Heine's betrachtendem Blick ähnlich wie Lessing mit Werther. Gerade weil es mich so leicht und hoffentlich auch recht Viel leicht wird, wünsche ich nicht, dass dadurch ein scharfes Licht auf Lessing's alten Charakter falle. Mit seiner Stellung zu Goethe's Faust, den er nicht kannte, von dem er nur gehört hatte, ist es ähnlich, aber viel auch gerade umgekehrt. Hätte er etwas von der Goethe'schen Tragödie gehört, was hätte sich der stoffliche Mann, dessen einzige Liebe zu einer glücklichen war zu kurzen Ehe flücht, daraus entschlüsseln können? Oder hätte er etwas gehört, dass Faust sich aus Eitel an die Wissenschaft den Teufel ergötzen lasse, was konnte er sich daraus machen, er, dessen höchste Befügung der Wissenschaft, das Studiren war, dessen Faust durch die Liebe zur Wissenschaft vom Teufel verführt werden sollte? Ich wiederhole, er konnte Goethe's Faust nicht verstehen, auch wenn er ihn noch genauer gekannt hätte.

Was der Verfasser denn von Goethe's Verhalten zum Volke-Red. von der verschiedenen Auffassung und Nachahmung desselben bei den zeitgenössischen Dichtern und der verschiedenen Auffassung dieser Dichtungen vertritt, ist eben so wahr als schön genug.

Was den ungeliebten Schluss der Helide Goethes von «naturnem Kasten» (S. 72) betrifft, so scheint mir dieser Mangel von Goethe herabhängt zu sein, um die Schlussfata zu erlösen, denn Abwicht über ihren Zweck versteht zu haben, weil man allerdings immer noch der Auflösung des Räthels begierig ist. Aber Goethe hatte nicht allein bei dem Volke mit der Uebersetzungsarbeit für seine doch dem Volke verlebten Dichtungen zu kämpfen, auch bei seinem Herrng fand er Absonderung gegen das Deutsch-Volkthümliche, gegen die Nachahmung des Shakespeare und Einseitigkeit in der Pseudoklassik der Franzosen. Der Verfasser scheint mir sehr Recht zu haben, wenn er (S. 75) das Herrng Wohlgefallen an dem Gedicht «auf Mielings Tod» nur darauf zurückführt, dass Mieling an den Vergnügungen seines kleinen Hofes Beschränkung hatte.

Ausführlich ergiebt sich der Verfasser über die Aufassung des Goethischen Schöpfungs bei der jüngeren Dichterschule der Romantiker, wie sie erfolgte Schiller selbst nannte, an Goethe mit dem Schick zu haben oder vielmehr sich mehr seinen Schick zu denken, wie die Schlangen bei Virgil unter der Ägide des Minerva, wie sie also dem, als sie selber eine poetische Macht vorzustellen glaubten, auch gegen Goethe widerständig waren. Schiller erkannte sehr gegen sehr wohl und behandelte sie rechtshafte, Goethe sie mit Achtung, da die Themata schlecht lebten. Nun vertheidigt zwar der Verfasser Schiller gegen die Abhandlungen, die das Friedrich Schlegel an Theil werden Hess, nicht aber ohne an Schiller einen Mangel zu rügen, der sich nicht finden kann (S. 125) Schlegel wagt «an Schiller's existenz und lebendigen Werke besprechen der Huch einer neuen Kaste entgegen». Das ist Schlegels Sache, als behauptet das was jense, der bei Schiller's Dichtungen nicht wern wird; wenn aber Hahn diese Empfehlung der Kaste zugestimmt und wie aus einem «Best poetischen Uebersagens» erklärt («Schiller wachte nicht allein, was er ergriff, in Phantasie aufzuheben und bei dem über zu sein Element, die Rhetorik, zurück»), so möchte ich den Verfasser fragen ob bei einem Dichter, der alles in Liebe der Poesie verklärt sah, von einem «Best poetischen Uebersagens» die Rede sein kann. Freue, was selbst in Phantasie aufheben? Hat sich die Verfasser etwas Klare dabei gedacht? Ist es eine verstandenes oder verstandes Str.: Poesie? Endlich: die Rhetorik Schiller's Element zu nennen, geht durchaus nicht an; aber wurde ich nicht Rhetorik sagen, wie Wallenstein von seinem Max; das «Pferd seines lebenden Ge-

fühle. Aber es ist unweiblich, mit kochendem Glühwein zu streuen; ich berufe mich, wie Malherbe auf das Urtheil seiner Majestät, auf mein Gefühl: jeder Vers Schillers lautet nur durch alle Sterne, köpft sich (und nicht bloß mir) am rechten Dichter, am ganzen Dichter, am großen Dichter.

Sehr schön und ganz nach meinem Sinn ist dann wieder die Auseinanderlegung von Taylors Verhältnis zu Shakespeares (S. 134 f.) mit dem er mehr empfindete, als dem er ihn recht verstanden hätte, ja, das er zu einer Art Trank machen wollte, während Trank besser gelassen hätte, sich zu einem Art Shakespeares zu machen. Wer Shakespeares nicht kennt, wird sich am Trinks - Dichterlebnis durch die Wirklichkeit gemachten eingepreparierten Begriff von ihm machen.

Vortrefflich ist wolken Goethe als Ansatz der einzigen, von der letzten unheilvollen Menge rücksichtslos verlassenen Menschheit geschildert (S. 137) seine Nachsicht gegen das Publikum, das so wenig Nachsicht gegen ihn hatte, vom Dingen auf Naturwahrheit, vom Haas gegen Handelt. Dieses Dingen auf Naturwahrheit, der auch noch in spätem Jahren bewährte und bewährte Wissenschaften auf seine Worte und seinen Wirth die Fortwähnung jeder Bemerkung von der letzten Consequenz willen hat ihm manche bittere Stunde gemacht, und er hat schwer genug für das geliebt, was er that, ohne der Gesellschaft um die Elmsbrow zu fragen. Fern sei es daher von uns, wenn Goethe auf ihn zu werfen, um Gegenseitig hätte ich mich mit Hebe durchaus wenig in der Aufklärung von Goethes Verhältnis sowohl zu Frau von Stern als zu Christiane Wolpin. Er handelt psychologisch und ethisch viel dankbar als das Verhältnis zu Christiane den zwölftägigen Liebesband mit Charlotte von Stern — weil der letztere mit der neuen neuen Natur nicht in so vollkommene Einklang zu stehen scheint als jener. Denn wenn ich auch nicht mit der Vollkommenheit gegenüber erkrankenen Schrift: -Goethe und Frau von Stern- den wichtigsten Elmsbrow in ganz gleichbedeutend mit dem geistigen habe und dem vollkommenen sinnlichen Elmsbrow nicht über das A-Typische; etwas machte, so habe ich doch auch wie jene den geistigen Elmsbrow für menschlich eben so anerkennend. Und leider haben unsere besten grünen Dichter, Goethe und Schiller, diese Erkennung machen müssen, oder vielmehr, wie ich ihnen, vielleicht in ihrer eigenen späteren geistigen und ethischen Läuterung, als Durchgangspunkt nicht anpart werden. Aber eben so leicht

hätten sie sich in diesem menschlichen Kampf zu Grunde gehen können. Nun trübt, da dies nicht geschah, hat unsere Literatur reflektiert dieses unvollkommenen Verhalten noch Dank abgestattet. Denn schwerlich wurden wir ohne diese Verhältnisse Schillers «Das Carles» und Goethes «Waldverwandtschaften» so, wie wir sind, entstanden sein. Die Rolle, die ich «Märchen» in Lessings Periodik bei Goethes Wunder spielen lassen wollte, spielte Christiane bei Goethe in Wirklichkeit. Eine wirkliche, standesgemäße Ehe würde Goethe vielleicht nicht aus dem Banne der Frau von Stein befreit haben, vorausgesetzt, dass Goethe überhaupt jemals Neigung gefühlt hätte, was solche abzugeben. Aber ich habe schon außerdem die Behauptung aufgestellt, dass gerade Goethes Eheleben auf der Umwandlung, dass Frau von Stein nicht die Seine werden konnte, dieses schicksalhafte — aber gerade dadurch auch unheilvolle — Verhältnis so lange haben dauern lassen, länger als das zu jeder Andeutung, die frei und zu leben war.

Doch ich habe, dass ich schon über die Hälfte des mir zugewiesenen Raumes gelangt bin, dass noch die Hälfte des verfügbaren Raums erreicht zu haben. Warum kann man über ein solches Buch nicht wieder ein Buch schreiben? Doch trotzdem würde dann schreiben, was Goethe in der ersten «Epistel» sagt:

Denn auch Achill's wieder darüber stehen, und sagen

So im Unordtalle Sei des schmalkende Wege mich wählen

Glücklicherweise fällt ich auch noch in dem Folgenden so im Einklang mit dem Verfaßter, dass ich mir noch einmal die Gelegenheit zu einem Rückblick ergreifen will. Beherzungsweil wenigstens, wenn ich auch nicht ganz unbedingt ihn beipflichten möchte ist, was er S. 135 über die «Goethe-Philologie» vertritt. Denn allerdings ist zu befürchten, dass mit dieser «Kritik», dass sich die Philologen so gern rühmen, das größere Publikum nicht für die Lesart des Dichters gewonnen, sondern davon abgeschnitten wird. Für meine Person möchte ich irrtümlich diese kritische Methode der «Goethe-Philologie» nicht gern beibehalten, da die Grammatik auf die Lautgeschichte unserer geübten Muttersprache deren Nutzen rufen, Außerdem zu behaupten solche gelehrten Angaben auch wenigstens ihrem Publikum, was man schon in den immer zahlreicher werdenden Sammlungen von Handrücken sehen kann, die alle nach einer sorgsam kritischen Methode behandelt werden. Die kritische

Schüler und besonders die Unversitäten mit ihrer gemeinlichlichen Sentenzen, in denen sich immer mehr bedeutende Schriftsteller philologisch erklärt worden, abzurufen schon ein Hebräisches, auch ist der Preis einer kritischen Ausgabe, z. B. des Faustfragments, ein so geringfügiger, dass auch ein Student oder ein Gymnasiast sich ihn kaufen kann. Und so wird wol auch die Zeit nicht mehr fern sein, wo die Akademie für die Öffentlichkeit bestimmt gewesenen Herausgeberischen Gesetzen an die Frau von Stern als Material gebracht werden, um die Studenten in der Bestimmung von Lesarten und Bruchstücken zu üben. Es wird also wol eine doppelte Art von Ausgaben geben müssen, die eine für das gebildete, das andere für das gelehrte, lernende und lernende Publikum.

Trefflich ist aus der Arbeit: »Naturformen des Menschenlebens«, zu dem aus dem Facsimile Goethescher Dichtungen aus der March in seinen verschiedenen, durch Stand, Alter, Geschlecht, Beruf oder Neigung befügten typischen Verhältnissen zur Natur vorgeführt wird. Die verschiedenen »Stände« zeigt uns denn der folgende Arbeit in ihren Beziehungen zum Gassen, zum Staat, zur Kirche, zur Gesellschaft. Hingegen ist der Abschnitt »Naturphantasie« ganz den herrlichen Naturzeichnungen Goethes gewidmet, und jedenfalls ist dies eine der wichtigsten Seiten in der Betrachtung Goethescher Dichtung. Mir ist der Unterschied zwischen ihm und Schiller gerade von dieser Seite immer am deutlichsten geworden. Für Schiller reichte die Natur immer nur die Sprache, die er selbst für sich, er ist das aber Schillers gewaltiger Idealismus, und allerdings war sein Geist reich genug,

Das Todte zu beleben,

Mit dem Stoff sich zu vermählen.

Er hätte, wie sich Karl Moor es wünscht, einen englischen Hofknecht mit seinem Phantasien bevölkern können. Er war ein Pygmalion Ideal, mit Liebesarmen suchte er die Natur zu schlingen,

Es zu zu atmen, zu erwasmen

Begann zu seiner Dichtarbitrat.

Ganz andere Goethe. Für ihn reichte die Natur ihre eigene Sprache, je sogar eine doppelte, eine dichterische und eine prosaische, die Sprache der Poesie und die der Wissenschaft. Es ist eben so unendlich als lebend, aus Goethes Dichtungen eine Sammlung von Naturzeichnungen zusammenzustellen — und das hat denn auch der Verfasser in musterhafter Weise gethan — um der aus die Natur aus Tag- und Nächten, im Sommer, im Winter,

im Frühling und Herbst, im Gebirg, auf dem Wasser, in der Einsamkeit entgegentritt, Hohenruch so immer gleich wieder der Gestalt. Aber diese Quelle Goethe'scher Dichtung ist menschlich, und es wäre daher für einen Nachfänger des Verfassers vielleicht empfehlenswerth, einzelne durch besonders reichhaltige Dichtungen, wie Faust und Werther, in diesem Sinne zu besprechen.

Dem Schluß macht ein Anhang, den ich auch zu erwähnen glosste mit Vergleichen schon einmal gethan zu haben; vollständig war es nur ein ähnliches. (Nebenbei bemerkt, hätte der Verfasser doch angeben sollen, ob und wo diese Gedanken über Goethe schon einmal gedruckt waren.) Eines Aufsatze in Goethe-Jahrbuch, die allerdings eher Studien, als Gedanken sind, sollen hier.) Auch Goethe's Gedichte sind eine dichterische Welt für sich; man kann nicht sagen, man lese sie durch, in welchen Sphären der Dichter besonders betheilt sei, denn er ist eben in allen betheilt, und diese Bemerkung, wenn sie richtig ist, gibt wieder einen hitzigen Anlass zu einer Verpöschung der Goethe'schen Gleichnisse in ihrer Unwissenschaft mit den beschränkten Sphären etwa der Klopstockischen oder der Herbarischen.

Goethe's Dichtungen sind so reichhaltig, dass noch hundert ähnliche Durchschnitte durch dasselbe gelagt werden können und wohl auch werden wie in diesem Buche, aber gewiss wird keine eine ausgelegtere Beute gewahren als die von Vater Helm vorgekommenen. Was den Rückwand betrifft, den ich auch zu erwähnen hätte und den der Verfasser, da es nun meine Vorleser im Schiller kennt, vielleicht schon erwähnt hat, so beschränke ich mich, da der Raum mangelt, auf einen bloßen Protest. Ich hege, dass (S. 225) die Gestalten der beiden Liebenden im Waldstein, als blaue Schatten, aus seltsam Behaglichem geblüht, wirkunglos an uns vorbeizugehen. Und bedauerlich hegen, dies stellt Vail mit mir Schiller wenigstens nicht im Wienerischen Theater da für die sehr freundliche Wahrnehmung, dass gerade die lyrischen Stellen dieses Drama den meisten Eindruck machten.

¹ Dieses Wissen legt hier eine die Veranschaulichung des ersten Bildes vor. D. K. v.

² Im Goethe-Jahrbuch Bd. 6. -Finger über Goethe's Verse mit Mittheilungen an Goethe (Deutscher Parnass), Bd. 6. -Goethe und die Sprache der Bibel.

Nicht ganz so ungenau, aber nicht so gefaßtes ist das Werk von Otto Harrassowitz: „Goethe in der Epoche seiner Vollendung.“ Nur muss ich gestehen, dass ich von vorn herein mit dem Titel nicht einverstanden bin. Diese „Epoche seiner Vollendung“ soll nämlich von 1805 bis zu seinem Tode, 1832, gehen. Im Jahre 1806 war Goethe gerade 56 Jahre alt, das ist die Periode, in welcher andere Künstler gewöhnlich Polter, Messel oder Polster belegen und aussetzen. Das hat nun Goethe durch nicht gelitten; er hat noch Meisterwerke genug geschaffen. ruffe Polster seines Alters, aber daß seines Alters ich begreife gar nicht, was man dazu lernen, Goethe in neuer Art ausgebildeten Wunderkünstler machen zu wollen, zu einem Jüngling im Umrissweise. Oder will man nicht gefast lernen, was Goethe selbst dem Dichter in „Ver-spill auf dem Theater“ so schmerzlich vermahnen liest: wenn dichterische Jugend? Darin muss ich fast Goethe lesen zu verstehen als seine Schülerzeit, die z. B. in dem zweiten Theil des Faust die ganze Jugendkraft des ersten wiederfinden, bei der Goethe ein und derselbe Uebersichtliche ist, in der Jugend wie im Alter. In seiner herrlichen Gedächtnisrede auf Goethe habe ich schon, seine Orator, den ganz richtigen Gedanken von, so mit bewundernswürth, wie in den Redungen dieses einen Mannes alle Gestalten der Poesie, und zwar in ihrer höchsten Vollkommenheit, vertreten sind, durch die die ganze geistliche Literatur in allen ihren Epochen gegliedert habe. In allen diesen Epochen — denn die Romane entstanden ja nicht im alexandrinischen Zeitalter. Nun wird es aber doch keinem Verstandigen einfallen, das alexandrinische Zeitalter wegen einiger schöner Romane und Kunstleistungen etwa dem perikleischen zu die Seite setzen zu wollen. Und gleiches wird was das alexandrinische Zeitalter, je der römische Uebersicht noch eine schöne Nachbildung des Hellenismus. Aber wer wird von diesem Zeitalter die Goldzeit, der wissenschaftlichen Vertiefung der Jugendkunde etwa des hellenischen Zeitalters erwarten? Und Goethes Uebersicht ist eine reine alexandrinische Periode. Sie ist Goethe gerade deshalb so gross, ja, er ist nur in dieser Hinsicht grosser der normale Mensch, weil er jeher Alter mit seinem Eigenständlichkeit in sich rein an und durchgeht hat, weil er in seinem Jugend Jüngling, in seinem Alter Gross war. Er war sich als Gross reich und bewusst, was er gegen die Grundlagen seiner Jugend eingetauscht hatte, und wusste die Grundlagen des Alters, wenigstens

seines Alters, in der schicklichsten, würdigsten Weise bewunden

Doch im bekannte Saitenspiel
 Mit Lieb und Anmuth einzugreifen,
 Nach einem selbstgesteckten Ziel
 Mit heiltem Irren herumzuschreiben,
 Das, alte Herrn, ist Bure Pflicht,
 Und wir verkehren Euch darum nicht wieder

Soll von aber stattal eine Epoche in Goethes Dichterleben als die seiner „Vollendung“ bezeichnet werden, so würde ich die Jahre mit seiner stehmischen Reise bis zu Schillers Tode, also gerade die nicht verlangende, als solche bezeichnen. Es ist die, welche, nach Rosenkranz' Vorgang, wenn ich nicht irre, gewöhnlich und sehr untreffend die stehmische genannt wird (so auch von Goethe), im Gegensatz zu der charakteristischen, wie an Goethe, oder Chamisso'schen, wie an weniger untreffend Rosenkranz bezeichnet, der Periode seiner Götz, Wucher und ersten Faust. Aber wenn ich diese Werke nur nennt, die zu ihrer Zeit Deutschland, ja Europa ertrückten, wird man es nicht schon zugestehen, dass Goethe schon damals „vollendet“ war? Das heisst: vollendet als Jüngling, als Götterjüngling, als welcher er auch noch im Mainz auf der wunserichen Bibliothek festgehalten wird Soll aber einmal eine stehmische Epoche als die seiner Vollendung festgehalten werden, was ist es entscheidend die die Vollendung seiner Iphigenie, seines Tasso, die, wenn auch nicht mehr das Zielzücken Deutschlands, aber doch die stille Freude aller Gebildeten aller Völker Europas ausmachen und als „Triester der Schönen“, auch halb unbestanden, des Jüngling von der Schulbank in das Leben begleiten. Als Versahre Schiller's würde ich es schon gewiss nicht getöhrten können, dass Goethe's „Vollendung“ erst nach Schiller's Tode, wo er verewant war und eines Theil seiner Selbst sich entrinnen sollte, welches sollte. Im Gegentheil ist „Die stehmische Tochter“, die noch an Schiller's Lebzeiten gedichtet war, in gewisser Sinne des Abschlusses dieser unzufriedenen Periode und trägt schon Spuren der stehmischen Dichterkunst, wenn auch der gesamte Herausgeber derselben (Schiller in Körnerschem National-Lexikon) dies nicht ergeben will. Jedenfalls hat Schiller Recht, wenn er über „Hermann und Dorothea, an Heinrich Meyer schreibt (den 21. Juli 1797): „Sie würden geziehen dass es der Gipfel seiner und unsere ganzen stehmischen Kunst ist.“ — Es ist

ungläublich, mit welcher Leichtigkeit er jetzt die Früchte eines wöhligemessenen Lebens und einer selbständigen Bildung an sich selber einsetzt, wie heilsteinal und selbst jetzt alle seine Schritte sind, wie ihn die Klarheit über sich selbst und über die Gegenstände vor jedem seine Schritte und Herumtappen bewahrt: — Der Verfasser fikt selbst (§ XLIV) dass die Beschreibung dieser Epoche, der Epoche von „Barman und Dorothea“, als der einer Periode (insere) Gültigkeit-„schonem“ verdienen muss. Und das hat sie in der That. Aber wenn auch eine solche Beschreibung als verfehlt erachtet werden muss so kann doch das Buch eine Menge wertvoller Gedanken enthalten und enthält sie wirklich. Schon nach dem Titel (wie sich erwarten, dass aus der Verfasser, im entgegenenden Gegensatz zu Heine, mehr in die Wirkstoffe des denkbaren als des dichtenden Goetheschen Geistes einführen würde, und so findet es sich. Nach einer Stelle der Vorrede vermute ich, der Verfasser würde am, wenn auch nicht gerade bloßen „Lichtstrahlen“ oder „Goldkörnern“ oder ähnlichen Auslösen allförmlich geistlicher Ausprüche, aber doch im wesentlichen nur das nach Fichters geordnete Bewusstsein Goethescher Ausprüche über Wissenschaft, Kunst und Leben geben. Sehr angenehm hat ich mich daher entschieden, als nur statt dessen eine selbständige Betrachtung der Goetheschen Denkweise durchzuziehen mit Belegstellen nicht bloß aus seinem Werke, sondern auch aus seinen Briefen und anderen Quellen, vor Augen hat, die von einer grossen Bekanntheit des Verfassers zeugen, aber einer Bescheidenheit, die sich nicht verplättet, die immer im Ganzen im Auge hat und das Einzelne an scheinlichen Orten darstellt und es angriffen als System betrachtet, welches sie welches allförmlich in Goethes Werke nicht an finden ist, aber doch darin eingeführt liegt wie, nach Otterma, die mit Gehalt im gegen sein.

Der erste Abschnitt gibt die „Grundzüge Goethescher Denkweise“. Hier konstatiert der Verfasser (§ 4), „dass Goethe einem jeden Versuche, die Summe menschlicher Erkenntnis in das Ganze eines logisch aufgebauten Systems zu fassen, grundsätzlich und selbstverwehnt mit unüberwindlicher Skepsis gegenüber stand.“ Goethe, dass hätte er ein System aufstellen wollen, so hätte er es auch geschaffen, und dass wäre der Verfasser Aufgabe eine materialistisch anders geworden. Er wollte es aber nicht, nicht aus Laune sondern nur dem Wesen seiner Dichternatur beraut, die nur im Einzelnen das Ganze schenkt, aber eben deshalb auch im

Schauen diesen Einzelnen sich nie genug them konnte, immer noch neuen Gegenständen der Erkenntnis begehte und sich nie dazu verstehen konnte, das Einzelne nur als Beleg für eine im Geiste im Voraus bereits gebildete Behauptung zu behandeln. Er ging über darauf aus, Systeme zu construiren, als wüßte dies zu thun schon deshalb, weil aus dem Gebäude eines Systems sich der Irrthum viel schwerer herauszuziehen läßt als aus einer Einzelbeobachtung.

Frühdig lüßt ihr gelobt. Da lieber Himmel, wie lernt man,

Nun er so köstlich mit wehret, des Irrthums heranz?

sagt er scherzhaft von dem Newton'schen System. Wahrheitsfabeln geht ihm mehr als Consequenzen, die doch notwendig zur Systembildung gehört. Und wohl aus, dass dem so war! Wo sollte sonst der des Tag über mit Systemen bis zum Ueberdruß geplagte Lehrer und Schüler Erholung finden, wenn nicht beim Dichten, in den heil'gen Räumen der Phantasie, wo, wie in den Wunderflüchern der Fauna und einer Nacht oder in den Gärten der Altheone Alles zugleich blüht, wächst und gedeiht, kein Übel und kein Uebel ist, Alles um in einem seligen Wohlgefühl verflochten liegt! Ja, auch der Schöpfer von Systemen, der Denker, der Naturforscher, der Sprachkundler müssen alle, nach Schillers von Wieland ihm eingeständeter Forderung, beim Dichten in die Lohne gehen, und dass dies immer mehr gerade von den bedeutendsten Gelehrten geschieht (ich erinnere nur an Alexander von Humboldt), gerade das ist nicht das geringste unter den Verdiensten unserer großen Dichter des vorigen Jahrhunderts.

Der Schatz, die der Denker aufgehäuft,

Wird er in euren Armen erst sich freun,

Wenn seine Wissenschaft, der Schatz-K. zugeweiht,

Zum Kunstwerk wird gepußt sein

Der zweite Abschnitt behandelt Goethe's Wünsche und religiöse Anschauungen. Wenn Wahrheitsfabeln Goethe mehr geht als Consequenzen, so ist es begreiflich, dass ihm auf ethischem und religiösem Gebiete die Menschheit mehr geht als Privatmeinungen. Ja, dass ihm der Glaube an sich nichts geht, sondern nur der Glaube, der durch die Lohne thätig ist.

Und dem Dichten, soll's in Lohne,

Und dem Lohne sei die That

führt der Verfasser selbst an (S. 107). Und dadurch stellt er sich ebenso über die Kirchenmeinungen, wie durch seine Wahrheitsfabeln über die Systeme, und wenn ich oben behauptete, der Denker habe

von dem Dichter zu lernen, so habe ich von den Denkern natürlich auch die denkbarsten Theologen nicht ausgeschlossen. Und herein war er gleichfalls mit seinem grossen Nebenbuhler Schiller vollkommen eing. Aber er blieb ein getreuer und gläubiger Mitglied einer, der protestantischen Kirche, er achtete die Bibel eben so wohl als die Grundlage seines Glaubens wie als eine stürzwürdige, durch nichts zu ersetzende Urkunde von Zion, so die keine andere Ähnlichen hinwerfen, und that von ihr den lehrherrlichen Anspruch (§ 43): «Deshalb hat die Bibel ein ewig wirkendes Buch, weil, so lange die Welt steht, niemand aufhören und sagen wird: Ich begreife es im Ganzen und verstehe es im Einzelnen. Wir aber sagen beides — im Ganzen ist es stürzwürdig und im Einzelnen ist es verwunderlich.» Dem Verbands einer Kirche zu entsagen, um entweder als Philosoph wie Spinoza auf eigene Faust weiter zu leben oder sich einem andern Verbands anzuschliessen, so dem man nicht gehorcht und ertragen hat, wisse ich eben so weniglich gewesen, als von der eigenen Haut zu führen und sich danach zu setzen. Friedlich Schlegels Uebertritt zur katholischen Kirche erachte ich als ein Act der Selbstverleugung.

Betrachtungen über Goethes Naturforschung, seine Klassifizierung und seine Auffassung der politischen und sozialen Verhältnisse machen den weiteren Inhalt des interessanten Buches aus. In der ersten spricht natürlich auch Goethes Polarkreis gegen Newtons eine Rolle. Ich habe Goethes Parteistellung noch nicht vollständig gelesen, und doch glaube ich, so weit ich es mit einem andern naturwissenschaftlichen Schriften kenne, behaupten zu können, dass es mir für so bestellt ist wie mit manchen andern Büchern, was ich schon oben sagte, dass man allerdings mit aus der letzten kann, trotzdem dass, je vollbracht gerade weil der Verfasser aus Hauptziel nicht erreicht hat: den Sturz des Newtonschen Systems. Denn hat er es nicht gestützt, so hat er es erschüttert, so hat er die Anstöße derselben gestützt, um Stürzen zu verhüten oder die selben zu befestigen. Es hat auf einem andern Wege der Wahrheit beizukommen gesucht — was ungerade, wie erfindend ist das nicht! Versuchen, dass es von einem so wahrheitsliebenden Geistes wie Goethe ausgeht. Der Verfasser charakterisiert, meines Bedauerns, das Newtonsche Experiment mit der dunklen Kammer und dem gebrochenen Lichtstrahl sehr richtig (§ 55) als trotz der köstlichen Complimenten — vor darauf ausgehend, die Phänomene nur zu zeigen darzustellen und so gerade jene Fülle

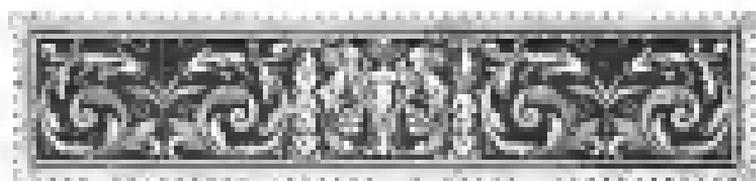
reize beständiger Vereinfachung der Phänomene bis zur Erreichung des Urtypus, welche Goethe selbst anstellt, zu erfüllen - aber zwischen dem, was ein Dichter ahnt und was ein anderer Forscher beweist, ist immer noch eine so gewaltige Kluft besetzt, dass der Verfasser sich recht getraut hat (§ 102), jeden Versuch, Goethe als Vorläufer Darwins hinstellen (auch Haeckel es als solchen bezeichnet werden), hienau von der Hand zu weisen. Man thut mit solchen geistlich schiefen Vergleichen beiden Seiten Unrecht. Die erste Furchen, wie ich schon sagte, war bei dem Dichter in die Seele gelegt, um durch ihn eines hohen Ueberblick zu gewinnen, um einen Zusammenhang des ganzen Weltganzen ahnen zu lassen, diesen Dienst konnte Goethe Darwin leisten oder hat ihn ihm geleistet, was ich nicht mein, und sicherlich würde auch Goethe durch die Ergebnisse von Darwins Forschungen sich in seiner Natur- und Weltanschauung lebhaft haben; das ist aber auch der einzige Zusammenhang zwischen ihnen.

So viel hatte ich für Journal über Helmholtz und Hermanns Leistungen zu sagen: es genügt, dachte ich, um die Lectüre derselben anzuregen, ohne sie überflüssig zu machen.

Salut in Thüringen

Dr Robert Roßberger





Die Fürstin Dashkew.

II

In Sommer 1771 fuhren zwei Fluchthäuser den Rhein hinab. Auf einem befanden sich Equipagen und eine improvisirte Küche, auf dem andern leuchte, vorher tapetirte Wehrtäume. Auf diesem Stütz machte die Fürstin Dashkew mit ihren Kindern, einer Gesellschafterin, einem Nefen &c. die Rheinreise. Man legte an, wo es war zu sehen gab, man machte Anstöße, oft gingen die Demos aufhet die Verurtheilten zuhause. Ein solcher Anschlag brachte sie nach Karlsruhe, um die berühmten Parkanlagen zu sehen. Kaum waren sie angelangt, so erholten sie Hofbesuch mit einer Einladung von Seiten der Markgräfin von Baden, Karoline Luise von Hessen. Da die Fürstin, ihr Incognito vornehmend, auf dem Rustmenteste absteigte, wurde ihr ein prächtiger sechsstän diger Lehnwagen zur Verfügung gestellt; kaum im Park, begegnete ihr die markgräfinliche Familie in einem gleichen Wagen. Sie tauschte mit dem Erbprinzen (Karl Friedrich) den Platz und der Markgraf und die Markgräfin machten die Honoreurs. Der Abend wurde gemeinschaftlich verbracht, und es geschah, dass sie selber sich so wohl gefühlt habe, wie allem durch die feste und geordnete Unterhaltung. Früh morgens reiste sie ab, um ihre Rheinreise fortzusetzen.

Ihre Abreise aus Rastatt war nicht ohne Hindernisse vor sich gegangen. Die Briefe an die Kaiserin um die Erlaubnis zur Reise waren unterschrieben geblieben. Da war die 1769 nach Petersburg gekommen und hatte sich an einem Courtage plaudernd

mit Gruppe der Diplomaten getroffen, mit denen die Kaiserin sich stets unterhielt. Sie erwartet nur sich selbst, richtete Ihre Majestät auch an die einige Worte. Des heimlich sie, um sich die Kaiserin zur Rose zu eröffnen, dieselbe wurde nicht gewährt.

Sie wollte in den Dilettanten ihrer Gesundheit kräftigen, Europa kennen lernen und ihre Kinder vor dem schmerzlichen Einfluss unverständlicher Verwandten und kühleren Dienstboten bewahren. Da sie damals nur geringe Mittel besaß, reiste sie unter fremdem Namen, das sie einem ihrer Güter wählte, als Frau Michailow. Ueberrall trat sie als eifrige Patriotin auf, die keinen Tadel über Russland oder dessen Kaiserin ungerne entgegen nahm. In Brüssel im Spätsommer war ein grosser Gedränge, wo die Franzosen siegen und die Russen ganz entsetztlich liefen. Sie trug Farben und malte sich morgens vor Peter Alexeevich die Uniform an, um morgen die Russen mit der Franzosen haben erwartet. In Berlin wurde sie trotz dem Starben an den Hof gezogen. Sie verschonte sich keiner des Koquette: um persönliches Lob durch niemand unter fremdem Namen vorgestellt werden. Friedrich der Große, so den die schwärze Ehegattenfrage kam, revidierte Koquette als eine Dummheit, die Fürstin Dashkoff solle empfangen werden, wie auch unter welchem Namen sie wollte. Sie meinte allerdings, man sei viel ungütiger gewesen, eine schlecht gekleidete Dürftige zu sehen, belächelte sich aber sehr mit der Koquette und des Prinzessinnen durch Hannover und Westphalen ging sie nach Spa. Hier schloß sie einen Freundschaftsbund ihre Leben mit Lady Hemilton und Lady Morgan lernte von den Damen englisch und bei Shakespeare u. s. w. Dann ging sie nach England und von da nach Frankreich.

In Paris verkehrte sie täglich mit Diderot. Dem seinen Menschenkenntnis gelang es, ihr einen Dienst zu leisten und die Möglichkeit einer Anknüpfung mit der Kaiserin herzustellen. Ein französischer Schneider, der lange in Petersburg geblieben hatte und auch der Fürstin persönlich bekannt war, Eulstern, hatte ein Buch über Katharina Thronbesteigung geschrieben, die Fürstin zum Theil günstig, die Kaiserin sehr ungütig geschickt. Diderot verschickte die Fürstin, der Mann wußte sie empfangen, dann schrieb er der Kaiserin, mit der er correspondirte, gelegentlich: »Da es in Paris bekannt geworden, die Fürstin Dashkoff habe den Mann nicht empfangen, so habe sein Buch in der Gesellschaft und bei allen anderen Männern jeden Credit verloren. Kann Wieder-

legung hätte einen solchen Eindruck hervorbringen können, wie dieser einfache Vorfall der Fürstin.

Dahernt schloß die Fürstin folgendermaßen.

«Die Fürstin Dashkoff ist ein Meister einer Kunst. Sie bewacht die Kaiserin und spricht von derselben stets mit der größten Achtung. Ihre Parteilichkeit für die Engländer, diese selbstgeschriebene Nation, läßt sich befechten, daß sie meinen Worten nicht die gebührende Gerechtigkeit widerfahren lassen wird. Die Anstrengungen und frühen Sorgen haben sie ältern lassen und ihre Gesundheit untergraben. Sie ist 27 Jahre alt und sieht aus wie eine Vierzigjährige. Sie ist klein, mit einer offenen hohen Stirn, Haube und Augenbrauen schwarze. Wangen voll, Augen mittelgroß und augenlos, eine etwas kräftige Nase, ein großer Mund, dicke Lippen, runder Hals, breite Brust, kurze Taille. Die Bewegungen rasch, wenn auch ohne Grazie. Die Malereien sympathisch. Ihr Gesicht macht einen angenehmen Eindruck. Ihr Charakter ist ernst. Französisch spricht sie flüchtig. Niemand sagt sie alles, was sie weiß und denkt, aber was sie sagt, sagt sie einfach, entschieden und überzeugend. Ihr Herz ist durch Kummer versteinert, aber in ihren Gedanken regt sich Freigebigkeit, Kühnheit und Stolz. Sie hat ein tolles Kochgeschick und großes Selbstbewußtsein.

Sie liebt die Kaiserin, liebt ihr Volk und die Bedürfnisse ihres Vaterlandes. Sie ist genau bekannt mit der jetzigen Verwaltung desselben, sie spricht offen über die guten Eigenschaften und Mängel der Beamten und urtheilt treffend über den Nutzen und die Nothwendigkeit der neuen Einrichtungen. Als Katharina von ihrer Gastgehung erbotene, fragte sie die Fürstin um ihre Meinung: «Sie würden sie mit Ihrer Arbeit in Koda kommen, zu einer andern Zeit würde ich Ihnen nach dem Grund sagen. Aber nach der Verjährung allein ist schon einzuwenden und das Project selbst wird Spöcke machen.» lautete die Antwort.

Mit gleichem Eifer der Uebersetzung spricht sie von den Vorzügen und Fehlern ihrer Freunde und Feinde.

Sie hat einen durchdringenden Geist, heikeltigen Urtheil und gesunden Menschenverstand. Sie geht die Dinge mit offenem Blick an und denkt sie daran, sich ein Gegenstand der Bewunderung hinzustellen.

Die Erfahrungen des Hoflebens haben sie gelehrt, stets die Folgen zu erwägen und die Lebhafte zu mäßigen, mit der sie stürbliche Unternehmungen angibt. «Eigensüchtige Menschen leben

wel das Gute, sagt sie, «aber sie hindern es, um Andern die Klare der Initiative zu machen. Ich habe meinen Freunden oft durch meine Ueberrichter geschadet, und weniger ich verhindern, weil ich so wenig es verfolge. Keine und künftige Historie verleihe meine Begünstigung und bei diese Gelegenheit, auch ein eigenartig Hinsetzen.»

Im Sommer 1771 besuchte sie im Geist des Philosophen von Foray. Voltaire schrieb der Kaiserin über die Fürstin: «Ihr Bild muss eine glänzende Krone werden. Als die Fürstin es in meinem Zimmer schickte, schickte ihre Augen sich mit Theilnahme. Vier Stunden erlaubte sie mir von Ihnen; nur kam es vor, als habe sie nur Minuten gesprochen.» Das wirkte. Bei ihrer Rückkehr überreichte ihr die Kaiserin 10000 RM, empfing sie sehr freundlich und schenkte ihr 6000 RM zum Ankauf eines Gutes für sich. Die Fürstin bezahlte daraus mit 25000 RM die Schulden ihres Vaters.

1776 nahm sie Theil an der glänzenden Festschmückung in Moskau. Als ihre Schwagermutter erkrankte, wickelte sie Tag und Nacht nicht von ihrem Lager und pflegte sie sehr hingebend, bis sie die Augen schloss, so schmerzlich und erschütternd diese und alle Verwandte ihres Mannes sich auch mit diesem Tode gegen sie bewegen ließen.

Als die Fürstin darum nachsuchte, ihrem Sohne im Auslande eine klassische Bildung geben zu dürfen, wurde das sehr ungenügend aufgenommen. Es war der Kaiserin offenbar trotz aller Beweise unerschütterlicher Ergebnissen geblieben, so im Auslande zu wissen, es verleihe sie, dass die Fürstin es entsprach, eine wirklich höhere Bildung sei nur im Auslande, nicht in Russland möglich. Die Resolution wurde nicht verworfen, aber mit einiger Kälte ertheilt.

Vor ihrer Abreise that die Fürstin eines reichthumsvollen Schicksal, der von scharfer Selbsteinsicht wirkt auf die bedeutendste Richtung, welche die Entwicklung ihres Charakters genommen hatte und dessen Folgen ihr ganzes späteres Leben verleiht haben. Wie warm, wie warm sie hätte und wie sehr ihr Herz auch Liebe liebte. Die Freundschaft, die sie einst der Großfürstin gewährt hatte und der Kaiserin bewahrte, war nur von ihrer Seite eine unbedingte, von der andern Seite zum Theil auf Erreicherung beruhend, zum Theil von guter Stimmung abhängig. Ihre Ehe, so glücklich und ungestört sie verlaufen war, hatte zu kurz gedauert, als dass der selbstlose, stille und stille Charakter

Ihren Mannes von wehthätig wohlthätigen Einfluss auf die Sittlich- und die Glanz des Reiches hatte sich können. So traten dem Helden immer schicklich hervor, die Selbstbetrübtheit bei in Eignung von Dieser Eignung und der Phantasie eigener Unfähigkeit verbliebenen Iren klaren Verstand. Sie behielt die Liebe dem Kinder wie eines Trübsal für ihre Sorgen und Mühen, wie eine Anerkennung ihrer Vaterpflicht. Sie sollte die Liebe ihrer Kinder bewahrt erlangen. Sie vergaß, dass Gegenstände nur er wirkt wird, wie Dornen durch den warmen Hauch der Liebe, wenn die Zeit gekommen ist, dass dem Stränge gegenüber sich alle Fäden des jungen Lebens in späte Dornen verwandeln.

Um ihre Tochter für immer an sich zu fesseln, dass sie auf ihrem Lebenswege keine zu können und deren Liebe und Englichkeit zu gewinnen, verheiratete sie sie mit einem wohlhabenden, aber gering beschränkten Mann, von dem sie erwartete, er werde sich stets seiner Schwiegermutter fügen und stets bei ihr in Abhängigkeit leben. Wir können nicht erst kenneilagen, dass sie durch solchen Verfahren sich selbst eine Quelle beständiger Kummer geschaffen hat. Ihre willkürliche Tochter war jedem Kinde prärogativen, verließ schließlich auch die Mutter und hat durch Unbeständigkeit und Leichtsinn der stolzen Frau vielen Gram verursacht. Kehrt sie nach später zurück, so bestand zwischen Ihnen doch kein Vertrauensverhältnis; oft hat die Tochter sie verlassen, schließlich mussten ihre Schulden bezahlt werden.

Ihren Sohn erzog sie in Schottland, danach durch seine Erziehungsmethode berücht. Im 13. Jahre begann er seine Universitätsstudien, ein aufgeweckter Knabe, durch die Mutter befreundet. Die besten Lehrer, die größte Sorgfalt und auf seine Erziehung verwendet worden, unter steter Beihilfung der Mutter. Nach Beendigung der Studien folgte eine langdauernde Reise durch England, Frankreich, Italien, Oesterreich, Preussen überall an den Höfen mit Auszeichnung empfangen, sorgte sie für die geistliche Ausbildung ihrer Kinder und die nützlich sehr Vorbereitung ihres Sohnes. Sie verkehrte mit den bedeutendsten Politisten, Staatsmännern und Korymben der Wissenschaft.

In Berlin wurde sie von der königlichen Familie wie eine alte Freundin empfangen. Friedrich der Große ließ sie an einem Besonderen auf einer Parade. Die Kaiserinmutter brachte sie selbst zur Stelle, wo der König sie treffen wollte. Zu ihrer Freude erwartete sie der russische Gesandte. Bald sprengte der König

brav, sang von Pferde und unterließ sich längere Zeit mit der Fürstin an Anagnada der Truppen, was weiter vorher noch mehr je vorgekommen ist. Ihre Söhne nahm er mit zu dem großen Manöver und kümmerte sich glänzend über dessen militärische Abgang. Von Friedrich dem Großen sagte er: „Er ist der größte Mensch, weil er sich niemals durch irgend etwas hat von der Pflicht absetzen lassen, einzig dem Wille seines Unterthans zu leben.“

In Riga besuchte er den Grafen Browne und blieb zwei Tage da selbst. Bei ihrer Rückkehr beschäftigte er besonders die Sorge um die Laufbahn ihres Sohnes. Vor 12 Jahren, vor ihrem zweiten Heirath, war ihr Sohn, zwölf Jahre alt, zum Fähnrich im Kürassierregiment der Kaiserin ernannt worden, mit dem Befehl, zugleich mit einem Kürassier zu avanciren. Seit ihrer Abreise hatte man sich um ihn nicht gekümmert, ihre Briefe zu verschiedenen Personen waren häufig beantwortet worden, aber nachhaken geblieben. Kaum in Petersburg angekommen, erhielt sie eine Einladung, mit ihren Kindern bei der Kaiserin zu speisen. Obwohl ihr Sohn als Cornet seines Regiments nur kanzelischen Tafel hatte, erwiderte die Kaiserin, als man ihr dies vorstellte: „So! Er wird aber bei uns speisen.“ Der Fürst sagte zu: „Ich habe gemerkt, dem Ihr Sohn noch als Cornet bei uns speisen, doch man wisse, dass Ihre Kinder zu mir sollen stehen als der anderer Leute.“ Katharina verstand es, mit einem Worte alles vergessen zu machen. Der junge Fürst, 20 Jahre alt, wurde zum Garderegiments ernannt, die Fürstin schickte mit Gnadenbewegungen überdies. Da sie sich selbst nicht bemühte, zu Gut und zu Petersburg zu Haus zu machen, schickte sie Urinagenen, als wenn der Fall gewesen wäre. Dagegen setzte sie es durch, dass die Tochter ihrer Schwester Elisabeth, welche einem gewissen Poljanski geheiratet hatte, zum Hofrathin ernannt wurde.

Eine neue Stellung erhielt sie folgendermaßen. Sie erzählt:

„Es war auf einem Hofball. Die Kaiserin hatte mit allen Staatsdamen, auch mit mir gesprochen, sich mit dem französischen Diplomaten unterhalten; die ganze Feuerwerk gütlicher Bemerkungen war abgemacht worden, dass kein es noch einmal zu mir zurück: „Ich liebe mit Ihnen zu reden.“ „Ich bin nicht bereit, Majestät mit der vollkommensten Ehrerbietung zu hören.“ „Jetzt noch nicht.“ „Wenn Sie befehlen.“ Es hatte sich ein großer Kreis gebildet, die Kaiserin trat in die Mitte des Kreises

und wachte vor. Niemand konnte uns hören. «Ich wünschte, dass Sie die Privatsecretärin der Akademie der Wissenschaften übernehmen.» Ich wollte vor Schreck in die Knie sinken. «Das geht über meine Fähigkeiten, Majestät gütlich, auch über mich selbst zu machen, ich würde lächerlich werden. Machen Sie mich zur Directorin Ihrer Waschzettel, und Sie werden sehen, mit welchem Eifer ich Ihnen dienen werde.» In diesem Tone ging es fort.

Die Kaiserin schloß: «Ich bin stolz auf meine Wahl, und Ihre Ablehnung beweist, dass ich keine bessere treffen konnte.» Jetzt steht alles auf uns — es bleibt dabei.

Die Aufregung der Fürstin wurde bemerkt — aber auch die Zuversicht und gute Laune der Kaiserin. Die Fürstin schrieb in derselben Nacht einen ausgezeichneten Abgesandten und beschloß die persönlich zu Polenkia, dass sie durch ihre Oberkeit und ihre Charakterfestigkeit imponire und dem ihr, im Interesse ihres Schicksal von ihrem strengen Gesichtspunkte abweichend, und auch ein wenig schwächliche oder schwächliche Herrn Polenkia kritische ihr jetzt einen ähnlichen Dienst wie einst Diderot, nur in etwas anderer Form, er erwarb den Abgesandten der Fürstin und nachdem die Zeit vorher war, vermisste er sie, den Amt auszuführen, indem er sagte: «Glauben Sie mir, die Kaiserin will Sie an Petersburg lassen und Ihnen Gelegenheit zu beständigen Beziehungen zu ihr geben.» Die Fürstin schrieb nun einen ähnlichen Brief in selber Form. Die Kaiserin antwortete:

«Sie stehen früher auf als ich, liebe Fürstin, und haben mir schon heute früh geschrieben. Indem ich Ihnen antworte beginne ich meinen Tag angenehmer als sonst. Da Sie nicht unbedingt ablehnen, so verzeihe ich Ihnen, was Sie Unbilligkeit nennen. Was Sie mein Recht nennen, betrachte ich mit dem geordneten Ausdruck Dankbarkeit. Sie werden zugestehen, dass es für mich etwas Neues ist, wenn es festem Charakter wie den Herrn zu überwinden sein: Sie überreicht, wo ich Ihnen mit Wort und That helfen kann, werde ich mit Freuden dazu bereit sein.»

Der Kammer Graf Besenoffka ertheilte ihr auf Befehl der Kaiserin, dass sie jede Zeit Zutritt zu derselben habe. Der Oberbefehlsworttheil theilte ihr mit, dass sie die alle Mal aus Tusch der Kaiserin prüfen sei, mit dem Recht, von der Entscheidung Gebrauch zu machen, was es ihr beliebt. Mit der ihr eigenen Energie nahm sie die Verwaltung der Akademie in die Hand und hat sich entschieden Verdienste an die unglücklich verwalteste

Verwaltung derselben versehen, wußte sie auf wiederkehrenden Befehlen gemacht, aber manche nützliche Unternehmen angefangen und durchgeführt, die russische Literatur sehr gefördert. Sie gründete die russische Akademie, war ihr erster Präsident und arbeitete mit dem ersten russischen Wörterbuch. In vollständiger Weisheit der Verwaltung führte sie die Rechte der Akademie gegen Beamtenwillkür voran, um so eher kam sie in Conflict mit dem Generalprocurator und Rescriptenscriber, dem russischen Plinius Wlassow, der, wie gegen Dschukow und Siemow, so auch gegen sie des kaiserlichen Krieg der Chinesen wirkte und ihr manche Unannehmlichkeiten bereitet.

Das Jahr 1784/5 brachte ihr eine große Freude, den Besuch ihrer Freundin Lady Hamilton, der sie ihre Güter zeigte und von der sie ihre Parkanlagen bewandern ließ.

An ihrem Behn erblickte sie eine ähnliche Enttäuschung wie an ihrer Tochter. Die junge Lady und verlässliche Beirathgeberin, die sie von ihm erwartet hatte, that sie nicht. Sie suchte mit Rücksichtigung, dass er keine gewöhnlichen Interessen hatte, dass er den heillosigen Lethen der verwichenen Jugend liebte und war daher zufrieden, als er zur Arbeit abging. Von Correspondenz war nicht die Rede. Im Jahre 1788 erfuhr sie zufällig, ihr Sohn habe sich tödnen lassen. Sie hatte ihm nicht nur die Hälfte der Mühle und Arbeit eines vierfachen Vermögens erhalten und schicklichen übergeben, sie hatte sich ganz seiner Erziehung und Schickung gewidmet und nun — er lagte sie nicht einmal bei diesem Schick, ja, sie wusste nichts von demselben! Dazu kam, dass seine Frau sein und die Tochter eines einfachen Landbesitzers war, dessen Namen man nur in der Gesellschaft gehört hatte. Das that ihren Stolz, von dieser Schwieger-tochter wollte sie nichts wissen. Der Schick war ihr so unbeschwerlich, sie verließ einem schweren Narrenleben.

Im demselben Gelegenheit trat ein wichtiger Zug im Charakter der Kaiserin besonders deutlich hervor, die warme Theilnahme an den Bedrängnissen ihrer Freunde und die Zärtlichkeit und Sorgfalt, mit der sie bestritt war und es verstand, sie von quälenden Gedanken abzuwenden. Sie veranlaßte die Fürstin, um dieselbe zu vertrauen, ein Lustspiel zu schreiben, das in der Eremitage aufgeführt wurde.

Die Freundschaft der Kaiserin dauerte bis 1794, wo sie den stand, aber beständigen Verbindungen des damaligen Güterbesizers, des Fürsten Salow, gelang das Missgelingen der Kaiserin gegen die

Fürstin, deren Offizient und Waffentische er fürbierte, sagt im merkwürdigen Kontrat bei Rudolphienschen Veranlassung, wo der Kaiser Alexander in Ujgands bei und sich auf seinen Gütern zurückzog, dann wegen eines Traumpfels von Kajadum, in dem man revolutionäre Tendenzen bemerkt. Es wird mehrere eine Ausschreibung stellt.

In der Druckerei der Akademie wurde mit die Bitte des Willens des Tragödiendichters Kajadum sein nachgelassenes Drama „Walden von Semgost“, gedruckt, die Fürstin geschickte den Druck, nachdem einer der Beamten ihn bemerkt, es sei nicht gegen die Regierung darin. Da aber in diesem Volksentwurfen vorhanden, besetzte Graf Salkyrow, das, was die Fürstin bemerkt, rissand im Verdacht haben konnte, dass er in seinem Leben auch nur ein wenigste Recht grüßten habe, dem Fürsten Schow gegenüber, es sei ein außerordentliches Werk. Das besetzte Schow. Die Fürstin schickte von der Kaiserin folgenden Brief:

„Die kürzlich erschienenen Tragödie Walden ist in der akademischen Druckerei gedruckt. Man sagt, die Autorität der Regierung werde darin sehr lächerlich begriffen. Es wäre gut, wenn Sie den Verkauf hinderten, bis ich es durchgesehen habe. Gute Nacht. Halten Sie es geheim.“ Bald darauf legte die Fürstin Beschlagnahme auf das Werk. Dem stachen der Generalprocurator Semoffow und überbrachte der Fürstin einen Vorwurf im Namen der Kaiserin. Die Fürstin bemerkte kalt, man möchte doch Walden mit dem romantischen Drama vergleichen, die in den Theatern gegeben würden und gefühlfühler sein dürften. Sie spielte auf die Erntetage an. Beim nächsten Empfang bemerkte die die Kaiserin: „Was habe ich Ihnen gesagt? Warum verbreiten Sie so gefährliche Ideen?“

„Ist es möglich, dass Majestät einen solchen Vorwurf gegen mich legen?“

„Diese Tragödie musste von Handkristall verbrannt werden.“

„Majestät, wenn das geschähe, so bräunte nicht ich es erlösen. Ich, liebe Sie an, dieses Stück selbst durchzusehen, es enthält, was Sie und jeder Anhänger der monarchischen Gewalt es nur wünschen können.“

Am anderen Tage erwiderte die Fürstin bei der Kaiserin, entschlossen um ihren Abschied zu bitten.

Der Generalprocurator, der aus dem Zimmer der Kaiserin kam, drückte ihr an: „Nehmen Sie eine ruhige Miene an. Ihre Majestät kommt gleich und ist gar nicht böse auf Sie.“

„Mein Herr!“, erwiderte ich so laut, dass alle nach hätten

konnte, daß ich keine Strafen, noch zu bestrafen und nur nichts vorzuziehen; Anderen Vorwurf machen mag ich nicht. Es wäre sehr bezeichnend, wenn Ihre Majestät eine Unzufriedenheit oder einen Vorwurf gegen mich legten, aber ich bin die ungarachtete Beschuldigte so gewohnt, daß es nichts Neues für mich wäre. Gleich darauf kam die Kaiserin

Der Empfang war sehr freundlich, dem Uebrigen gab die Kaiserin die Hand zum Kusse, die Fürstin nahm sie mit sich. Das schickte die Fürstin und besah die den Zorn. Sie küßte der Kaiserin insbesondere die Hand und bot, das Gedeihens zu wünschen

„Aber gestehen Sie, Fürstin“

„Majestät,“ unterbrach diese, „eine große Kaiserin hat zwischen uns kein, welches wir schätze nicht wieder herzustellen.“

Die Kaiserin lachte und ging auf ein anderes Thema über. Die Fürstin blieb zum Dinner und war zurück über den Proben und die Lebenswürdigkeit der Kaiserin.

Alten mit der Zeit trat es doch immer deutlicher hervor, drei des Verhalten der Kaiserin zur Lebenswürdigkeit, keine auf diesem Vertrauen beruhende Freundschaft war.

So ging die Fürstin 1790 zu ihrem Hofstaat; der Ansehlichkeit auf dem Lande wirkte auf das Zusammenleben mit ihnen erwarbte sie. Sie leitete ganz der Verwaltung ihrer Güter, was stets auf die Wohlfahrt und die Wohlhabenheit ihrer Bauern.

Später hatte sie den Wunsch, zu erlernen, denn die Kaiserin mit großer Hochachtung von ihr sprach und sie zur Oberhofmeisterin der Prinzessin Alexandra nach Stockholm bestimmt habe. Zur Heirat mit Gustav IV. von Schweden kam es frühlich nicht. „Ich bin überzeugt,“ hatte die Kaiserin gesagt, „dass die Fürstin Deschlow auch so sehr liebt, dass sie meinen Wunsch erfüllen wird — und dass ich ich ganz beruhigt über die Zukunft der jungen Königin.“

Als die Fürstin 1794 zu ihrem Abschied zurück, erhielt sie eine Verleihung ihres Urlaubes und eines sehr freundlichen Briefes von der Kaiserin. Es war der letzte. Das nächste Botenschild, die sie über sie wußt, war die Botschaft von ihrem Tode. Sie wurde polsterlos und wachte. Der Tod, die demselben bei ihr war, springt erschreckt auf.

„Drohige Dicht, mein Kind, flüchte nicht für mein Leben, unter diesem schmerzlichen Schicksal zu stehen, wäre es zu grossen

Glück für mich! Das Schicksal bewahrt mich zu großem Leiden auf!

Eine schwere Krankheit ergriß sie. Kaum war sie zu weit hergestellt, das er das Bett verlassen konnte, so erhielt sie die Nachricht, auf Befehl Sr. Majestät seien alle Aemter der gesamten Der Befehl war unterschrieben von einem ehemaligen Präfekten ihres Reichs.

Sie unterwies dem Generalprocurator — so hieß Sr. M. J. — danken, das er sie von einer Last befreit habe, die ihre Kräfte überstieg.

Denn kam der Befehl an die Kräfte, Mühen zu verlassen, sich auf ihr Gut zu begeben und so 1768 zu denken. Kaum das empfangt, erhielt sie wieder einen Befehl, sie würde in ein Dorf des ungarischen Gouvernements verbannt, das ihren Sohn geheilt und dessen Lage niemand kenne, wo die Kräfte in einem Besuche des Winters verbrachten sollte. Auf der Fahrt behandelte Gouverneur, sogar Polizeimeister sie mit der grössten Achtung. Sie hielt durch ihre Ergebung ihre Tochter und ihre Gesellschaften aus England, aufrecht. Als der Winter zu Ende ging, schrieb sie der Kaiserin Maria einen Brief, der zuerst zur Folge hatte, das der Kaiser seine Gemahlin schenkte, der sich im Hause der Fürstin einquartieren sollte und verhindern, das sie mit irgend jemand verkehre. Doch die Kaiserin Hess nicht nach, sie und Fürstin Nelkoff gehen die Brief dem jüngsten Sohne des Kaisers, dem einjährigen Grossfürsten Michael, und führten ihn zum Kaiser. „Mein Demos, Sie versetzen es, mich zu Hilfe zu stimmen,“ sagte er und schrieb der Fürstin: „Fürstin Katharina Romanowna, Sie wünschen auf Ihr Gut abzumachen — lassen Sie Ihr wohlgezogener Paul.“

Der zweite Courier überbrachte den neuen.

Als die erkrankte Frau Betrag für den Brief einholte, sagte sie: „Wollen wir nicht versagen, auch in Stürzen ist Gut.“ Der Göttertrane hatte sie nicht geträumt.

Im Jahre 1768 geriet die Sohn die Gaurt des Kaisers. Doch wagte er nicht in seine Mutter zu sitzen. Erst als die Kaiserin und P. J. Nelkoff gekümmert hatten, so sie doch sonderbar, das er nichts für seine Mutter thue, Hess er durch Andere die Bitte um Begnadigung vorbringen. Sie erhielt die Erlaubnis, zu wohnen, wo sie wollte, nur nicht, wo der Hof sich aufhalte. Sie lebte nun im Winter in Moskau im Sommer auf dem Lande, pflegte Parke und sorgte gewissenhaft für ihre Bauern. Der Sohn erhielt ein

Corps, das zum Kriege gegen Frankreich bestimmt war. Als er sich für eines Gefängnisses verwendete, wurde er entlassen, weil er sich in Dinge mischte, die ihn nichts angingen.

Die Fürstin erholte sich von dem Zusammenstoß mit ihrem Bruder, indem sie den Aufbruch zum Gange der Politik und sprach gern von der großen Zeit Katharina's. Beim Beginn des Jahres 1801 sagte sie: »Es nicht jetzt, wohl eine schönere neue Zeit. Ich liebe das schönere Gefühl.« Der Bruder hat sich über diese Freiprophezei geärgert. Allein mit der Thronbesteigung Kaiser Alexanders I kam diese neue schönere Zeit. Die Fürstin ward an den Hof gerufen. In den 4 Jahren ihrer Abwesenheit hatte dieser sich bei nur Unkenntlichkeit verhalten: es war ihr alles fremd, Menschen, Ereignisse, Meinungen, Anschauungen. Sie meinte, jetzt gehe es bei Hofe nur noch nach Jacobiner und Corporale, die einst, gestrichliche Zeit der Hellenen sei dahin.

Nur die junge Kaiserin veranlaßte sie in Stürichen durch ihren Geist, ihre Bildung, ihre Bescheidenheit. Es waren wechselseitige Freundschaftslehre, Beziehungen und die Fürstin that alles, um die Kaiserin mit der Art und dem Charakter des Volkes, dessen Herrschaft sie war, bekannt zu machen. Bei der Krönung spielte sie die Rolle der ersten Staatsdame. Als der Hof Moskau verließ, ging sie auf ihr Gut Troickoje und verlebte eine schön stille Zeit in Gesellschaft ihres Bruders Semjon, der im Exil, unter Katharina als Geistesarzt, unter Paul als Privatmann, in England geliebt hatte und das sie trotz jeder gemisser Kenntniß liebt.

Im J 1802 kam eine Nichte ihrer Freundin Lady Hamilton, Miss Mary Wilmot, zu ihr. Die Liebe und Freundschaft dieses jungen Mädchens verklärte ihren Lebensabend. Sie sie schrieb sie, auf deren dringendes Bitten, ihre Memoiren. Später kam noch die Schwester, Frau Kate Wilmot. Mit diesen theilte sie alles, davon abwärts zu die meisten Schönen ihres Geistes, sie bekehrte sie wie durchgläsern. Sie sorgte, dass sie auf der Reise nach Russland bei Hofe empfangen wurden, es machte ihr Freude, sie in die höchsten Gesellschaft einzuführen. Original gebildet, war sie der Mittelpunkt der Vergnügen aus der glänzenden Zeit Katharina's. Hier war sie in ihrem Elemente, die Krönung machte sie jung und lebhaft. Auf die Bitte des Grafen Alexei Orlov, der als russischer Gesandter in Moskau lebte, empfing sie ihn. Er wünschte ihr seine jüngste Tochter vorzustellen und das Urtheil der Fürstin über dieselbe zu hören. Seit 40 Jahren,

am jenen Abend, wo sie ihn abgemacht hatte, die Kaiserin auf der Thron zu ruhen, hatten sie sich stundenlang vom Wort zum Worte gesprochen, sich kaum gesehen.

«Viel hat sich verstanden, Graf, soll wir uns nicht gesehen,» sagte die Fürstin, indem sie ihm über den Hauf zum Kaiser nickte, «die Welt, in der wir einst lebten, ist so verändert, als begarben wir uns jenseits des Grabes. Und dieser weiße Engel, der uns in diesem Augenblicke versüßigt, ergötzt es schon das Bild einer Begabung in jener Welt.»

Selbstem bewachte Orlov jede Gelegenheit, seine Tochter in die Gesellschaft der Fürstin zu bringen. Ihn an Gefallen gab der Graf diese seiner großtrollen Feinde, um den Mars Wilmet zu sehr russischen Fuß zu setzen.

Ueber ihr Verhalten zu Mars Mary Wilmet schreibt die Fürstin:

«Dieser Engel hätte meine Einsamkeit in ein Paradies verwandelt, wenn nicht — doch daran war Mary nicht schuld.»

Die spielte auf den Kaiser an, den ihr der Leichtsinn und die Höllegeleit ihrer Tochter vorzuziehen, sowie das unbefriedigende Verhalten zu ihrem Sohn, mit dem sie innerlich verärgert war, der alle Formen der Rücksicht erfüllte, der ihr innerlich aber fremd gegenüberstand — die nicht alle Schuld des Kaisers an ihre Meinungen schloß.

Ihre Meinungen schloß.

«Ich kann in Wahrheit sagen, das ich alle Güte, was ich zu thun im Stande war, gethan habe. Ich habe niemals jemandem Böses zugefügt, ich habe mich nie anders geteilt als durch Vergessen und Verachtung der Ungerechtigkeiten, Intriguen und Verleumdungen. Ich habe meine Pflichten so erfüllt, wie ich sie verstand. Mit stillen Herzen und reinen Absichten habe ich den kältesten Kaiser ertragen, den ich bei keinem so selten teilte. Glück wünschend wäre, wenn nicht eines Herrschen nach nicht geteilt hätte. Selbstlich habe ich meiner Anziehung ohne Furcht und Demütigung entgegen.»

Kann Wert der Selbsterkenntnis über ihren Stolz und Egoismus, kann Wert der Eins über ihre Härte, nicht der geringste Zweifel an ihrer eigenen Vollkommenheit!

Das schrieb sie, «denn fern von glanzvollem Treiben, arm, von ihrem wankelmütigen Mann und Allen verlassen, die nicht, sagte, ihres Mann immer noch «wenn lebende Schwingerkletter ihre Tage in Trauer und Kummer verbrachte. Na hatte die Fürstin ihre

Heute versahen, um Gerthe von der armen Schwiegermutter gesprochen wurden. Als die muskauer Klatschklassen das Geräusch ausgedrückt hatten, Miss Mary Wilmet sagte nach dem schönen, weichen Fliesen und verbanden jede Anstellung, und Miss Mary sich abzurufen entschied, war die Fürstin tief egriffen. Aber von der ungenügenden Bekanntschaft, unter der jene Lieben wollte, von der Anstellung mit der Schwiegermutter, wollte ihr Still nichts wissen.

Um das zu brechen, bedurfte es eines heftigen Schlags: im Januar 1807 starb ihr Sohn, 45 Jahre alt. Am Begräbnis des letzten Duschkow that die Anstellung mit dessen verlassener Wittwe statt. Von der Fürstin Anna wissen wir von dem eben Sagt: sie man ihr die Schenkungsurkunde, welche ihr Mann an ihren Gatten auf seinem Todestage hatte unterschreiben lassen, zugleich mit der Nachricht seines Todes brachte — erwieb sie Besuche in ihrer Verwerfung um den Tod des geliebten Mannes. Die einfache weisse, bewährte Frau erregte jetzt allgemeine Theilnahme, sie blieb bei der Fürstin, doch hat ihre Demüthigkeit und Unterwürfigkeit derselben sie geliebt. Dagegen befreundete sich die Fürstin Anna innig mit Miss Mary Wilmet, die jetzt ihre Absicht abzurufen sagte. Miss Kate stand allein.

Miss Kate Wilmet schildert die Fürstin folgendermaßen:

„Ich wünschte, Sie könnten die Fürstin sehen, wenn sie besonders gut oder die Arbeiten ihrer Unterthanen überlebt. Geht sie in einen weiten Ueberrock, von oben bis unten geknüpft, um den Hals ein zu einem Lappen verwandeltes weisses Tuch. Der Ausschnitt, ihre Unterhaltung, ihre Manieren sind völlig original und unentbehrlich mit einem von einem andern Leute. Sie sagt dem Mann an, wie die Kleider anfallen sollen, wo geht sie, wo und wo Frise ansetzen wenn, beschränkt die Färbung des Tisches, componirt Musikstücke, schreibt Artikel für den Druck, in der Kirche fällt sie dem Geistlichen ins Wort, wenn sie irgend etwas ansetzen oder sonst etwas. Im Theater macht sie die Schauspieler und bekräftigt dieselben, wie sie ihre Rolle zu spielen haben. Sie ist Arzt, Apotheker, Feldherr, Kaufmann, Zimmermann, Redner und Administrant. Sie correspondirt mit ihrem Bruder, ihrem Sohn und allen Verwandten, mit Schriftstellern, Gelehrten, Juden und Heiden für alles Zeit. Sie kommt mir immer vor wie eine Heidin aus der Märchenwelt. Besonders ist ihre Ausdrucksweise, sie spricht russisch, französisch, englisch, alles durch einander, sie versteht slavisch und deutsch.“

Ich glaube, es ist ihr niemals eingefallen, dem Geiste zu verfallen, ein Zeichen, welche privilegierte Stellung sie hier einnimmt. Die Fürstin sagt nach rechts und links die Wahrheit, ohne sich zu kümmern, ob es den Leuten gefällt oder nicht. Zum Glück hat ihr die Natur ein gutes, reichliches Herz gegeben, sonst wäre sie eine Flügler der Gesellschaft. In der Gesellschaft spielt sie durch ihre hohe Stellung, ihren Geist und ihre Bildung stets die erste Rolle. Und obwohl sie große Ansehenbarkeit, von allen Anderen verlangt sie Unterwürfigkeit. Kein Mann wird es wagen, in ihrer Gegenwart sich ohne Anbiederung zu setzen und sie fordert sie nach nicht dazu auf. Ihren Charakter zu schildern ist fast unmöglich — er ist eine Vermischung selbsterprobter Standesbarkheit. Sie besitzt die Eigenschaften aller Temperamente, jeden Alters und Standes. Sie wäre an ihrem Platze an der Spitze eines Staates und eines Heeres.»

Dieser Schilderung von Miss Kate folgen wie einige Seiten von Miss Mary Mann über die religiöse Stellung der Fürstin.

«Die Fürstin und ihr ganzes Haus beobachten streng die Regeln der Kirche, ja, die gewisse Punkte der Abgesandten ist ihr nicht fremd. Aber ihre Handlungsweise steht unter höherem Grundsatze, sie glaubt an ein reichhaltiges Leben und unterwerft sich ohne Murren den Prüfungen, welche die Vererbung der unsterblichen

Einst überreichen wird. folgende Worte der Fürstin:

«Ich habe viele Menschen bewirkt von festen Glauben sprechen und viele die eifrig ihre kirchlichen Pflichten erfüllen, aber ich habe nie einen Menschen getroffen, dessen Gedanken über Gottes Güte und Güte dem gleichkam, was ich fühle. Ich will das Gefühl nicht beschreiben in dem gewöhnlichen Begriff der Menge, welche die Gottheit auf ein Stroh mit sich selbst stellt. Ich meine nicht, dass der Schöpfer jede meiner Handlungen gelobt hat. Ich glaube, dass der Allmächtige, der uns geschaffen und die Erkenntnis über Gutes und Böses gegeben hat, uns nach des freien Willens gab — wo wäre sonst die Gerechtigkeit? Ich glaube bei dem Lohn und Strafe im zukünftigen Leben vom Gebrauche unserer Freiheit in diesem Leben abhängen. Ich war bestrebt, alle meine Pflichten zu erfüllen; wenn ich das Ziel nicht erreichte, so lag das am Fehlen des Verstandes. Ich bin meinen Begriffen über Wahrheit nach da gefolgt, wo weltliche Vortheile dem widersprachen, und die Hoffnung an jenseitigen Gericht geschäftig: zu werden, heißt mich aufricht in der Stunde des Leidens und der Errettung.»

Auch über die Abwesenheit jeder Selbsterkenntnis
 Mehr erzählt uns schon eine andere Aeußerung an:

„Ich habe den neuesten Philosophen und Aestheten stets ent-
 gegen gehalten: — Die Leute des Armen und Elenden können sich den
 Trüßl leisten, wie das neue Testament es heißt.“

Auch aus dieser Schilderung geht hervor: Sie war eine Frau
 von freiem Geiste, aufregender Energie und rechtschaffener Wahr-
 heitsliebe — aber Egoismus und Böse hatten eine heftige Macht
 an ihr verwirrt, Fehlschlagendes Herz gelegt. Sie achtete nur, was
 günstig überlachen war. Despotisch herrschte sie über Sie die
 sich ihr fügen. Dornröschen besaß nicht. — Die hochverehrte Ansta-
 lteste war nicht gewohnt, ihren Kopf selbst zu tragen, sie war
 gewöhnt, sich zu bücken und zu beugen.

In der Miss Wilmet hatte die Fürstin an Herz und Geist
 die gebildete Woman gefunden, welche genug Selbstgefühl und Tact
 besaß, um sich für die Ehre zu fühlen und das auch zur
 Geltung zu bringen. Sie behandelte dieselben daher auch stets
 als Gleichgeordnete, und es ist ein Beweis der alten Natur der Fürstin,
 dass diese Vortheile von Gleich zu Gleich nie bestrich. Der
 Liebe dieser jugendlichen Woman gelang es, das wahre Gefühl,
 das die von ihrem Aelteren in ihr, wenn auch verborgenes lagte,
 an Gottes heiliges Tageslicht zu laden.

Das Leben im Hause der Fürstin war still gewesen. Im
 Jahre 1808 beschäftigte sie sich damit, die Mann zu ordnen, die
 sich da für Euch saßen. Sie erlangte es, dass nach dem Tode
 ihres Sohnes eine ihrer Nellen des Kaiser Dancikow mit einem
 Familienvertrage verdingte. Ihre Leibesgenossin Hess sie nicht frei.
 Sie war nicht thöricht, und die Lebensjahre haben es ihr eingebracht,
 dass sie die Leibesgenossin die notwendig hielt. Sie hatte es
 eben erfahren, was es für ihre Mutter Hess, was sie für dieselben
 sorgen konnte, welchen Wohlstand das Bauen gemessen und wie
 schmerz es die Besizer der Krone hatte. Wie ernst es ihr mit
 ihren Pflichten des Kaiser gegenüber war, tritt noch in ihrem
 Testament hervor, wo sie erklärt, dass sie in Folge des heftigen,
 heillosen Charakters ihrer Tochter es mit ihrem Gewissen nicht
 vereinigen könne, dasselbe ein Gut zu vermachte und irgend
 jemand von ihr in Abhängigkeit zu bringen — und ihr daher eine
 Rente vermachte.

Als 1807 die Friedebedingungen gegen England begannen und
 alle Engländer abziehen, sagte Miss Mary Rogers Zeit, ja.

kehrte einmal nach aus Petersburg zurück — im Jahre 1808 reiste sie zu ihm, obwohl es ihr sehr schmerz war und der Fürstin diese Trennung fast das Herz brach. Es ist nicht leicht vorstellbar, warum es geschah, da die junge Dame, beiden Kaiserinnen persönlich bekannt, schließlich doch stets Schutz gefunden hätte — es weist aber darauf hin, wie sehr Beaugewilligte und geliebte Persönlichkeiten die Zwistigkeit und das Leben ausstraglich machten.

Diese Abreise hat die Fürstin Katharina Romanowna nicht verstanden. Sie hatte zwei Wesen verloren, die sie ganz anders liebte, die ohnegleichen waren, von denen ihr eine gleiche Liebe entgegengetragen wurde — weshalb sie ihr Leben lang gequälert hatte.

Nach der Trennung war sie in beständiger Correspondenz mit ihnen.

«Was soll ich Euch sagen, um Euch nicht zu betrüben, schreibt sie im October 1809, ich wohne nicht stets nach Euch und kann auch so lange Zeit wird mich mit dem Gedanken an Eure Abwesenheit verdrücken. Ich habe vorrecht, mich zu unterhalten, habe eine Brücke gebaut, stange 100 Russen und Sträcker gepflanzt, so soll sehr schön sein, aber das nützt mich nur auf Augenblicke von meiner Sehnsucht nach Euch ab.» — Ein andern Mal schreibt sie:

«Wie hat mich hier (auf ihrem Gute Troitskoje) alles verändert. Das Theater ist geschlossen, sich ihr fast noch, hat keine Vorstellung stattgefunden, das Partepiano schweigt und sogar die Mägde haben aufgehört ihre Lecker zu singen. Alles bedauert Eure Abreise und nennt Euch an meinem Schicksal. Doch wenn schreibt ich das. Ihr seid bei den Sängern, die Euch lieben und verehren, Eure Tage sind frohdreißig. So will ich schon ältern leiden. Ich wenne dass Ihr glücklich seid und will nicht klagen.»

Der letzte Brief, mit unterzeichnet Hand geschrieben an Mary Wilmet gerichtet, schließt mit den Worten: «Lebe wohl, mein theures Kind, Gott segne Euch!»

Fünfe Tage darauf, am 4 Januar 1810, hatte die selbgerührt diese Welt ausgetreten.

J. Engelmann.

Handwritten signature



Aus dem Leben des rigser Goldschmiedes.

Von Prof. W. H. St. in Rostock.

2

Dies dem offenen Gewerbe wurde mit der Zeit, wie bereits erwähnt, ein geschlossenes • Das erste die russische Artikel ist aus, • besteht es in § 1 der Ordnung von 1848, um diesem zufolge, daß in unser Stadt Riga werden nicht mehr als zwölf goldschmied in einem bezirkeln ausge sein sollen • Nur wenn einer dieser 12 Meister das Rechtliche ergründe oder das Geschäft selbst konnte ein neuer Goldschmied sein nachlassen. Der älteste Geselle, der in Riga am längsten gearbeitet und sich glücklich und fromm haben gehalten hatte, durfte, falls seine Geburt-, Lohn- und Dienstverhältnisse in Ordnung waren, nachher Anspruch erheben, in die Liste einzutreten. An diese Beschränkung knüpften sich die weiteren, dass der junge Meister ohne Genehmigung der Antikbirne und des ganzen Amtes sich nicht verheirathen durfte, wenn das seine Weib nur auf ein Mädchen fallen konnte, welches eine eheliche Person dinstellen außerordentlich mühe sich und nicht geben, daß sie keine goldschmied werden; dass der Bewerber bereits Jahr und Tag bei einem rigischen Meister gearbeitet haben musste und nur im Mai im Jahre, nämlich im Johanne, sein Gesuch dem Amte vorlegen durfte. Die Zeit, welche derjenige Geselle, der sich später in Riga niederselbst gelehrt, erwarb verlor, wurde dem auf diesen Dienst nicht angerechnet. Vielmehr musste er sein Jahr nachträglich dazwischen in Riga beschäftigt gewesen sein. Eine Wanderversicherung ist im Schreyer nicht vorgesehen. Im übrigen blieb es

bei den früheren Bestimmungen des Nachlasses eines Vermögens von sechs Mark löhigen Silbers, der Stellung zweier Bürger, der Aufbringung des Meistertücks und der Veranstaltung einer (sozialenwirtschaftlich angelegten) Mahlzeit. Das Meistertück hatte sich wenig geändert. Noch immer wurde ein unedlirtes Ewerg, aus ein Niello-Weise angefertigte Spange, ein goldenes Ring gefertigt. Nur konnte dieser jetzt mit einem Klötzen gestickt sein. Neu war das geschüttete Siegel, welches den vierten Bestandteil des Meistertücks bildete. Eine Verwahrung durfte sich keiner in so weit geltend, als das fertige Stück, welches den Teilfall des Amtes gebildet hatte, im Besitz desselben so lange blieb, bis der junge Meister es mit einem Mark löhigen Silbers ausgelöst hatte.

Alle diese Anordnungen ließen, wie man sieht, darauf hinaus, die Niederhaltung zu erleichtern. Man wollte am gestrigen Nach wachen, und diesem wohlhabend und behilflich, von guter Verwandtschaft und rühmlichem Ansehen in der Stadt. Was viele junge Männer unter diesen Bedingungen Meister geworden sind im Laufe der Zeiten, und ihre Namen, ist man leider nicht im Stande anzugeben, so wenig, wie sich eine vollständige Nomenclatur der rügerischen Goldschmiede aufstellen läßt. Immerhin ergeben sich aus den Eintrags- und Erbschüßern (s. L. Napierczyk) mehrere Namen. Der älteste Goldschmied, von dem man weiß, ist Johannes Eilbmann, der in dem Jahre 1334—1344 tätig war. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts werden Hincus Selvermet und Johann, Thomas, Jacobus, Magnus und Heinrich oder Hincus Göttemet nachgeblieben gemacht. Letzterer wird in den Jahrbüchern noch auch in den Jahren 1600—1606 erwähnt. Aus dem 15. Jahrhundert sind nachstehende Namen aufbewahrt:

1400	Wilhelm Aunfchen
1406—1414	Johann Farnberch
1413	Rapertus Aunfchen
1416—20	Hirsmann Aunfchen
1417	Andreas Selvermet.
1424—30	Stollman Göttemet.
1448	Kotger Göttemet
1458	Oerd Göttemet.
1455—56	Werner Göttemet, andere genannt Stamborch.
1475	Peter Göttemet.

Das Antebuch erwähnt nur gelegentlich die Aufträge neuer Meister. Zum Jahresanfang des Jahres 1489, also noch unter der

Herstellung des alten Schragens von 1360, mit den letzteren Bedingungen, wachen drei Meister angenommen. Es waren

Symon Hensen,

Hans Kemter,

Clas Buzenbühren

Schon damals war es üblich geworden, dass man mit Geld sich von der Voraussetzung der Antikost befreien konnte. Nur der wenigste Anteil für Kehlert, die beiden anderen finden sich mit je 20 Mark Rig ab, die im Interesse des Amtes verwandt werden. Vermuthlich geschah dies deshalb, weil drei Meister gleichzeitig aufgenommen wurden. Somit hielt man von Ende des 15. Jahrhunderts streng darauf, dass die Maßkost vor sich ging. Kein Meister, besagt ein Eintrag in das Antikbuch, der die Bedingungen, unter denen man Meister werden kann, erfüllt, darf arbeiten, ehe er die Kost vorerstattet hat. Ob später eine Zahlung statt der Maßkost oder neben derselben geschuldetenweise wurde, geht aus dem Schragen nicht hervor. Schon im Jahr 1543 der angehende Meister eine Zahlung von 25 Mark zu erlegen hatte, wie Eintragungen in das Antikbuch, zwar ausdrücklich später erwähnt, aber von verschiedenen Händen herrührend, besagen. Hieraus, wie aus einigen andern gelegentlichen Angaben im Antikbuche lässt sich nachsehbare Laxe für in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts dem Amte angehörenden Meister entfallen. Bei dergleichen Personlichkeiten, wo die Jahreszahl nicht den Antikentritt, sondern irgend ein Jahr bezeichet, ist während sie present sind, ist dieselbe eingeklamert.

(1566) Olaf Jordan.	1575. Teltius von dem Berge
• Hans Notzebun.	(Borg).
• Kurt Saltz.	1576. Tomas Meier
(1585) Nyryck von der Heide	(1587) Hans Okschoff.
(Hedden)	1588 Rottinger Wyte
• Hans Grædyck	1589 Tomas Sæmmer.
• Hansch Sæmmer	1597 Hansch Smith
• Hans Koryck	• Pætal Wykers.
(1610) Christian Schütte	• Hans Rodenkron
1592. Nyryck Stampe	• Hans Koryck.
• Hans Hæder.	1599 Anders Blottan (Bor).
• Gert Seyder	1643 Hans Salhai
1649 Blænsch Wylkeberg	? Jørgen Grokmanis
	? Jørgen Lille.

Insam man Gewähr für Vollständigkeit bietet diese Liste nicht. Nicht einmal für rechtige Wiedergabe der Namen, die, an sich schwerlich eingetragene, lange verblüht sind kann die Verantwortlichkeit übernommen werden. Durch unsere Quellen lassen sich die Namen selten belegen. Denn ob z. B. der rigoris Bürger Johann Yde, der im 2. Erbstock im den Jahren 1642—44 ansetzt und in einer Urkunde vom 17. März 1656 als gestorben eingetragene wird¹⁾, identisch ist mit dem obgenannten Yde, kann nicht mit Sicherheit behauptet werden. Von Jasper Grobmann (oder Grotthaus) sind wir im Stamme ausgehen, dass er die Sohn des Ratlers Karsten Grotthaus war und sich am 18. Juni 1642 mit der Tochter des Rigsrichters Fiedor aus Dobbin vermählte²⁾. Vermutlich ist der Termin seines Antritts als neuer Verlehnung zusammen. Nach dem 2. Erbstock war er im J. 1678 bereits gestorben. Er war in guten Verhältnissen, denn vermutlich ist er derselbe J. Grobmann, der bei der dem Ordensmeister Gottlieb Kottler im Jahre 1659 von rigoris Stügen geliehenen Summe von 20000 Mark sich mit dem Betrage von 700 Mark beteiligte³⁾. Bei derselben Gelegenheit liehen wir auch einen Goldschmied Hans Kantsch kennen, der gleichfalls 700 Mark dem Ordensmeister verschuldete⁴⁾. Ob wir zwei Kantschs haben, etwa Vater und Sohn, oder der im J. 1613 Meister Gewordene noch im J. 1656, also noch 43 Jahren, im Amte war, bleibt unentschieden. Dem 2. Erbstock folgte «Herrn Konrath, des goldschmied.» in den Jahren 1642—1660 und im Jahre 1612 als gestorben auf.

Gert Seyffer, der im Jahre 1607 ins Amt trat, ist augenscheinlich identisch mit dem Münzmeister Gert Schreiber in Riga. In einer Urkunde aus dem Jahre 1663 als gestorben erwähnt wird⁵⁾. Er ist im 2. Erbstock in den Jahren 1617—1660, im Jahre 1624 ausdrücklich als Meister des Goldschmiedemeisters bestellt gemacht. Am 1612, also oberhalb des Jahr, in welchem er Meister wurde, verstand er im Stamme in der Kaufmann, dass er im Jahre 1590 seinen Schwagerstolme Hans Adam Brocken, der aber nicht als Goldschmied nachweisbar ist, überliess. Sein Nachfolger als Münzmeister wurde Thomas Hume oder Humme, welchen der Ordensmeister Wilhelm Forstberg im Jahre 1663 ernannte⁶⁾ und den das zweite Erbstock wiederholt in den Jahren 1667—74 nennt. Es war, wie es scheint, ein rather Mann und Bestand mehrerer Häuser. Der Zusammenhang zwischen dem Goldschmiedes und Münzern liegt auf der Hand. In deutschen Städten lag es gewöh-

die Messungsgang in der Hand der Goldschmiede. Auch es erbot sich, als der Ortsmeister die erwähnte Anleihe machen wollte und deshalb im August 1559 die erforderliche Schritte dazu that, 1000 Mark heranzubringen, mit aber dem Hülftlich im Vorwideren der Schlichter nicht aufgeführt. Nach dem zweiten Erbfolck lassen sich im übrigen von den oben genannten als Goldschmiede sicher nachweisen Heinrich Stange 1517, Lydtsack de Gekensod, andere von der Heyde genannt. 1518—24, Hans Gesselsch 1522 und Kerkus Schmit 1520. Auch ein Thomas de Goldsch, im Jahre 1534, verheiratet Marzsch mit Tomas Mutter, und eine Wittwe Tilo Goldschmiede im J. 1532 werden nachweis gemacht. Die Namen anderer, wie Thomas d. Berge 1500—43, Thomas Molle 1513—54, Hermann Sack 1542—75, Andreus Hirdt 1547, kommen gleichfalls vor, ohne dass wir ihre Träger indem als Goldschmiede reognoscieren können.

Im Jahre 1555 waren laut einem Eintrag im Antsbuch folgende zwölf Goldschmiede Mitglieder des Amtes:

1. Tomas Molle	7. Johan Ide
2. Hirsch von Eszen	8. Mathias Solowen,
3. Thomas Kommt	9. Hirsch Ume
4. Fasel Wybers	10. Hans Kaven
5. Hans Kozack	11. Carsthus
6. Jasper Grothman	12. Hans Ume

Nur von einem dieser Meister ist eine Arbeit bekannt, nämlich von dem Intrigensanten Hans Ume bei der Verfertiger des silbernen Antsbüchens vom Jahre 1555, welches das Glaswerk nach heute besteht.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nennt uns das Antsbuch bei verschiedenen Gelegenheiten, jedoch nicht beim Antritt der Meisterschaft folgende Goldschmiede als Antsbücher:

Im Jahre 1555	Holoff Solowen
„ „ 1557	Ghans Seyd
„ „ 1558	Martin Walsell
„ „ „	Lambert Goldstein
In den Jahren 1573—81	Tomas Essel, Hans Doriel, Hans van Angere
Im Jahre 1581	Arndt Solowen
„ „ 1573	Hans Tvedelshusen
„ „ 1581	Valentin Möller
„ „ 1582	Wolt Togr

In den Jahren 1581—84	}	Stellen von Deycke,
		Albrecht Suer,
		Gert Hammelet,
		Brauo Boon (Bom)

Im Jahre 1594 Casper Pieters (Pöllow)

Rügische Bürger mit gleichlautendem Namen kommen in andern Quellen vor. So erscheint z. B. im Jahre 1590 Holod Koloff als Besitzer eines Hauses, belegten gegenüber der Fleischbrunnen zwischen des Hauses des hiesigen Geistes und Hermann Eiskens^{*)}, auf welchen in die Summe von 1000 Mark angesetzt. Aber man ist selbstverständlich nicht ohne weiteres zu der Annahme berechtigt, dass es mit dem obigen Koloffen identisch ist. Dieser Koloffen scheint in der That, welche der Tod des Thomas Müller, der am Jahrestage des Jahres 1565 starb, von hiesigen in Wehrschien Josephus Jahres eingetrieben zu sein. Er wird als Bruder des im Jahre 1587 erwählten Meisters Mathias Koloffen bezeichnet. Auf den Namen Treadelberg waren wir in Wismar, wo er von 1536—1560 einen Haus Treadelberg und von 1561 bis 1570 einen Michael Treadelberg unter den Goldschmieden gab^{*)}. Der Meister Jacob des Goldschmied, welches Junge Polch Tagebuch im J. 1592 nennt^{*)}, kann sich aus dem Anstache nicht unterscheiden. Der an demselben Orte als im J. 1595 gestorbene genannter Münzmeister Martin Waldf^{*)} dürfte wohl mit dem im Jahre 1578 in das Amt aufgenommenen Goldschmied Martin Waldf^{*)} identisch sein.

Nicht immer ging es bei der Aufnahme oder Anstellung neuer Meister ohne Verwickelungen ab. So hatte im Jahre 1565 ein Geselle, namens Claus Schmidt, aus Goldingen, der Sohn eines hiesigen Meisters, in Rügen darum nachgesucht, sich dort niederlassen zu dürfen. Aber er hatte in Goldingen eine Zeit lang bereits selbstständig gearbeitet (sijn oren veel^{*)}) gehalten und gearbeitet, weshalb sey gelovende die Rüge vor of byr die Rüge se hove sey geboven eller byden Jaere se utsteyngt unner scheyng. Es bedurfte wohl der Verwendung von mehreren Seiten, sowohl von Goldingen, aus als auch in Rügen selbst, wo einige Rathenmitglieder sich des jungen Mannes annahmen, um das Amt nach erweisen hies und gegen Erlegung einer Strafe von 10 Thälern zu acceptiren.

Auch von den Arbeiten dieses Meisters ist bei ihm hiesigen Stücke der Vorhang nicht bekannt. Nur das Thomas Stücke

^{*)} sijn oren veelstege. Winklerich geüet.

schickte ein Stück eingeschrieben werden zu lassen — die silberne republikanische Krone aus dem Jahre 1580 im Besitz der St. Jacobi-Kirche in Genua¹⁾.

Was die Arbeiten des Goldschmieds überhaupt anging, so wußte man, dass vorzugsweise der Cultus ihrer heiligsten Kirchliche Vorsehung vorbehalten der Gebrauch von Gefäßen aus geringem Material, und so wird man geneigt, dass der Goldschmied in einem kleinen Korb mit Palmzweigen, silbernen Muscheln (Apfeln), Hirschkorn, Ostern, Goldschmied, Wehrschiffen, Runderhüte, Perlen (goldene), Granat, Monstranz, Bilder der Gottesmutter und anderer Heiliger herstellte. Auch Symbole und ähnlichen Schmuck, wie diese man gerne Altarbestellungen und nicht minder des persönlichen Geistes suchte, sowie die Dimensionen, welche bei Bedürfnis des Einzelnen forderte, lieferten die Goldschmiede. Alle eigensinnigen wahlverwandten Kirchen der älteren Zeit pflegten sich mit diesen Gegenständen reichlich zu versehen, so es, dass Mithätigkeit und Frömmigkeit die Kunst als Geschenk erwartete, so es, dass sie sie aus eigenen Mitteln erwarteten.

Wie sich der Besitz irgendiger Kirchen zu demselben Gerichte stellte, ist zwar nicht bekannt. Es war aber bei der Zeit der früheren Glorie, wenn der Rath bei Einführung der Reformen aus der Jakobikirche an Monstranz, Korb, Wehrschiffen und anderen Schmuck. Die die Mark tätigen Silber in Verwahrung nahm²⁾. Man wußte aus älteren Aufzeichnungen einzelner Kirchen, dass der Reichthum ein sehr bedeutender war. So besitzt der Ordensconvent zu S. Maria am Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts³⁾ 1 Krone mit 1 Palmen, eine silberne Krone (oro), 2 silberne Altarstühle (silberne gute vor de altar), 2 silberne Muscheln, ein silbernes Gefäß zum Aufbewahren des Myrrin oder gewässerten Oels (argenteo), ein silbernes Gefäß zum Aufnehmen des mit Wasser vermischten Weines aus dem Abendmahlstisch (oro argento est, der, was gelinge mehr 100), eine silberne vergoldete Brosche (oro), eine silberne vergoldete Monstranz, 2 silberne Schalen (schalen, der was ist drüber), ein silbernes Granatmuscheln silberne Korbhülle (1 B. ein silbernes goldenes Anker und Korbhülle) und Messgewänder. Ähnlichen Besitz hatte die Nicolaikirche in Genua. Die Kirche im Jahre 1474 von einem neuen Goldschmied angefertigte große Monstranz muss eine wahre Fruchtbarkeit gewesen sein. Es war 3/4 Mark betragen

Silbers schenkt nach beifolgender Einsetzung des kaiserlichen Glasflüßers würde kaum ein Meister aus Lübeck etwas mehr hervor. Das Inventar eines einzigen Altars in einer Kirche, des Altars Unserer Lieben Frauen, weist im Jahre 1488 folgende Gegenstände auf: ein silbernes Kreuz, verguldet, mit Steinen besetzt, für den Jesus 5 Krone mit Knöpfen und Spangen, 2 große verguldete Messinggeschloße, ein verguldetes Geschloß mit Bladern und 6 silbernen Knöpfen; ein Beck mit 17 verguldeten Knöpfen und anderem verguldeten Beschloße, im Gewicht von 2 Mark feinen Silbers, ein anderes Beck mit 29 verguldeten Knöpfen, 12 verguldete Schalen, ein verguldetes Becken, das Unserer Lieben Frau in der Hand hält, ein rother Beerenbusch mit dem Krage und dem Vorfuß mit 18 Spangen und allen Beschloßen in dem 4ten Mark aus Silber verguldet; ein silberner Antennenkranz, dreifach stellt Unser Herr ein Kreuz und auf der andern Seite Unser Lieben Frauen Bild mit dem Kinde, eine silberne Kette, ein rothgoldenes Stück (?) mit 16 silbernen Knöpfen und 17 Spangen, beides verguldet; ein braun und kalbschwarzes Stiegenpaar mit Spangen und 2 Knöpfen von Silber, ein Paar silberne Capellen; 2 Paar verguldete Brücken mit Steinen besetzt, ein großes verguldete Becken, ein Leinwand mit silbernen und verguldeten Spangen, zwei Wampeln, das eine mit 12, das andere mit 16 verguldeten Steinen. Zu diesen Gegenständen kommen nun noch die Kelche, Patenen, Krone, Leuchter &c. aus Edelmetall, deren Anfertigung oder Verguldung des Goldschmiedens anbelangt. Handelt es sich bei dieser Aufzählung nur um einen Altar, der, wie Hilsmann bemerkt nicht einmal der reichste war, so läßt sich leicht erkennen, daß die Antennier viel auf zu thun hatten. Aufschätzungen in anderen Antiquarischen erkennen denn auch, daß die Anfertigung ähnlicher anderer Gefäße die rigourösen Goldschmiede mehrfach beschäftigte zu haben, wie im jeweiligen Bekann des Jahres, sei es, daß die betreffenden Stücke für den eigenen Bedarf bestimmt waren oder um den wohlfeil noch nicht ausgehauenen Meisterrückständen gehörten, im Jahre 1510 zwei Altarstücke im Gewicht von je 11 Loth Silber, im Jahre 1529 ein verguldeter Kelch mit der Patene, so wie ein Patenal (ein ewig von silber, der man weißt nicht per le gram) im Jahre 1547 ein großes Ornament im Gewicht von 22½ Mark und 29 Loth. Ein schönes Stück wird auch im Jahre 1577 für die St. Petrikirche angekauft Kelch gewesen sein dessen Meisterrückstände allein sich auf 100 Mark belief.

Nicht minder über beschäftigten den Goldschmied gewisse Aufträge. Im Mittelalter, welches seine Pracht an leuchtenden Farben und dem Glanz edler Metalle hatte, liebt man es, die roten, blauen, grünen nach gelben Gestirnen durch weithellen Schmuck nach nachzugeben: Hüfeln (breite, runde) zum Schützen der Hände oder Gewände am Hals, schwarze Gürtel, Aermelknäpfe (armknäpfe), Knöpfe*, Ketten, Halsketten aus edlen Metalle, welche das weltliche Geschlecht auf dem Haupte trug, Krone, Halsbänder, Anhängel, Krone u dgl in wunder allgemein geschätzt, so dass die Goldschmiede in dem Lande, welches Handel trieben, Kasse fanden für ständigen Anfall an der Arbeit für die Kirche. Denn an dem Geschmuck gewickte sich das vornehmliche Stolzgefühl, insbesondere die Trinkgefäße, die man gern in Silber behalt hat und die bis ins sechzehnte Jahrhundert in einem hohen ungeschliffenen begehrteten Glaswesen kaum fehlten. Da gab es Schalen, Schalen, Schalen mit einem hohen Fuß, Köpfe (zum -trinken-) bestehend, an Irdischen (Kopfen) und an nichtirdischen (Kopfen) nach röhrenförmig, Doppeltköpfe, Stige, Pötte (kleine als der Stige) Becken, mit und ohne Deckel, Kannen (Kannen), Pötte u u w. Der Faß nach lassen sie sich im wesentlichen auf die beiden Grundformen des Cylinders und der Kugel zurückführen, wie man sie auch bei den südwestlichen Gläsern antreibt¹⁾. Silberne Gefäße von Anhängen von Speise waren nicht gar so häufig, meist von geringerer Größe und zur Aufbewahrung von Früchten, Lebkuchen u dgl zu dienen. Becken, Schüsseln, Stroche oder Schüsseln, Löffel, Gabeln (Gabeln), die waren die hauptsächlichsten derartigen Gegenstände. Der Löffel aus Silber war selbst im 16. Jahrhundert nicht allgemein verbreitet. - Nächst findet man sie dazwischen wie im neueren Zeiten gewöhnlich, jeder Löffel war vollständig mit breitem runden Blatte und griffartigen Stiel, dessen Ende besonders kunstvoll behandelt wurde, die jetzige Form scheint in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts angekommen zu sein. Die Gabel, die man damals kannte, diente noch nicht dazu, die Speisen aus Munde zu führen, welches gleichfalls nur in geringer Zahl erwähnt und schmal benutzt worden zu sein, um feste schließliche Speisen, z. B. gebackenes Brot, auf den Teller zu bringen.

Außerlich wie der Vorname kirchlicher Geräte aus Edl-

¹⁾ für verschiedene Art, wie Schalenköpfe, Spindelköpfe, Bergköpfe, Schüsseln &c.

metall lässt sich auch der Gebrauch von Schmelz oder Tischgefäßen aus denselben Stoff in den frühäussischen Bergwerken allgemein nachweisen. Geschmelze und Klüpfeln wurden in Testamenten unter Nachlassgegenständen nicht selten erwähnt. Der rechtliche Bürger Gerhard Kaperich vermachte im Jahre 1535 seiner Tochter einen silbernen Harnisch¹⁾. Ausser Knöpfen und Armelspannen sollen nach der Burgrede von Jahre 1564 Rigas Frauen und Jungfrauen kein Geschmelze tragen²⁾. Rathsherr Johan Holmman in Riga beherbte im Jahre 1569 Geschmelze im Gewicht von 20 Mark litauigen Silbers, darunter eine Mantelkugel (Apfelgeschmelze) und einen goldenen Ring³⁾. Ein silberner Löffel wird im Testamente des Waldemar von Rosca im Jahre 1585 einem Freunde zugeschenkt⁴⁾. Derst Pol, ein wohlhabender Kaufmann, starb aus Lübeck eingeschifft, im Jahre 1595 in Riga stark, hinterliess folgende Gold- und Silbersachen⁵⁾: einen silbernen Pott, im Gewicht von 9 Loth und im Werthe von 10 Mark, einen goldenen Ring im gleichen Werth, zwei silberne Löffel, einen silbernen Knopf, einen silbernen Stop, einen goldenen Becher mit einem Anschlag, den silberne Schalen, die eine mit einer Darstellung des Angesichts Gottes, die andere mit dem Bilde des heiligen Andreas. Die dritte mit einer Rose geschmückt. In Riga war kostbarer Silbergeschmuck ebenso verbreitet. Bürgermeister Jürgen Pödel erwähnt in seinem Testamente bei Gelegenheit der Nachlassenschaft über einen städtischen Verwaltungsvertrag einen silbernen Kessel im Gewicht von 8 Mark und 4 Loth. Als er im Jahre 1545 die Reise im Auftrage der Stadt nach Lübeck unternahm, verpackte er ihn unter anderem aus silbernen Kessel im Werthe von 100 Mark. Als Vermächtnis eines verstorbenen Freundes empfängt er im Jahre 1553 einen silbernen Becher mit Deckel im Gewicht von 25 Loth⁶⁾. Ankäufe wertvoller Silbergeschmelzen, die gelegentlich gefunden als Kunstwerke bezeichnet werden, wiewohl der Stadt lassen sich in Riga bereits im 14. Jahrhundert nachweisen, freilich nicht mit der Gewissheit dahin, dass dieselben die Leistungen rigascher Meister waren. So kauft die Stadt im Jahre 1349 eine silberne Ampfere für 12 Mark und schenkt dem Bräutigam Friedrich zwei (?) silberne Tassen im Werthe von 100 Mark⁷⁾. Dem entsprechend sind im Antebuch unserer Goldschmelze verschiedene kostbare Gegenstände aufgeführt. Eine grosse silberne Schale mit einer silbernen Gabel im Gewicht von 6 Mark 2½ Loth, eine silberne vergoldete Kruse, ein Dutzend

silberner Löffel, zwei große silberne Becher, Ringe im Werthe von 24, 22, 20 und 23 Mark, ein vergoldeter Stop im Werthe einer löthigen Mark und sieben vergoldete Kerzen im Werthe von 175 Mark.

Der Charakter der Verschwendung und Abgeschmacktheit, welcher dem Goldschmelzmeistrie durch den Schatz von 1542 so in ihm aufgeprägt wurde, als derselbe die Erhebung der Montanherren erzwang, behielt dem Gewerbe offenbar weit länger. Die Goldschmelzer gehörten als Brüder der grossen Gütle an und in dem Vertrage von 1477 zwischen den weissen Häuptern und schwarzen Häuptern, in dem Zeit lang nicht weit so lange hielten haben sie dasselben ebenfalls als aufgehoben hatte, wird zugestanden, dass sie als Brüder der schwarzen Häupter angesehen behielten wurden. Während niemand als unser Herr Herrliche in den Versammlungen derselben Zutritt hatte, waren Goldschmelzgesellen und Hülfsler bereits nach dem Schätze der schwarzen Häupter von 1416 (§ 2) einführbar. Im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts erhielt das Recht der Goldschmelze, in die große Gütle aufgenommen werden zu können, allmählich in Vergessenheit geraten zu sein. Wenigstens thut Gutschmuck mit, dass im Jahre 1631, dass dieses Recht erneuert sei und am 27 Februar alle damaligen Goldschmelzer des Bruderraths erwählten¹¹¹. Auch in Dorsel, wo die Goldschmelze gleichfalls zur grossen Gütle zählte, wurde ihnen dieses Recht gelegentlich bewilligt. Leuten trugen sie bei solchen Bündeln stets den Sieg davon und waren sogar im Rathesstahl. Hand in Hand mit dieser Verschwendung ging die Benützung des Amtes. Wenn dasselbe schon im 14 Jahrhundert 6 löthige Mark als Vergütung dazugezogen verlangen konnte, die nach dem Verlaufe anzuweisen wollte, so musste es von weiteren mit grösseren Bedürfnissen ausgestattet sein als andere Gewerbe. Eine Summe war wol erforderlich, um das Geschäft, wie es sich gestaltete, in Gang bringen zu können. Ob die Mitglieder zu regelmtässigen grösseren Jahresbeiträgen an das Amt verpflichtet waren, ist nicht urtheillich. Dasselben dürfen thölich gewesen sein, weil andere die Ausgaben, welche das Amt hatte, nicht zu bestreiten waren. Gegenwärtige Gewerke oder Versammlung wollten dass keine steuerlichen Verbindlichkeiten verfiel das Amt über ein für damalige Zeiten gewiss nicht unbedeutendes Vermögen.

Im Jahre 1688 kamen zu 100 Mark, welche auf Hermann Korman Hess, und 120 Mark, welche auf Hans Kircht Hess eingetragen waren. Die erstere Summe warf man an Michaelis zeh-

hohen Zins von 4 Mark, die letztere eine zu Jahresfrist fällige Rente von 8 Mark ab. Beide Beiträge waren in das „Bücher Buch“ eingeschrieben, damit, wie der Schuldbüchlein bewiesene, möglich, überzeuge werden könnte. Der Zinsfuß war im letzteren dieser beiden hypothekaren Buchlein etwas über 6 pCt. Somit stand er unverändert genau auf 6 pCt. In all den erwähnten Fällen, wo in den Jahren 1557—1560 Geld auf Haus verlehnt wurde, nahm man nie mehr als den erwähnten Zins. Auch das heißt, deren äusserste Lage in der erwähnten Zeit keine gute war, schliess die erwähnten Äußerungen, die es zu machen gezwungen war, stets zu 6 pCt. ab. Später wurde das bisher von Koceni besetzte Capital auf Hans Gutte übertragen, wie es scheint, weil erstere die Rente nicht regelmäßig einrichtete. Wenigstens war er im Jahre 1482 18 Mark d. h. die Rente von drei Jahren einjährig gezahlt. Hans Gutte musste sich gleichfalls zu 6 Mark Rente, jährlich zu Ostern zahlbar verpflichten. Hans Karffz Hans wurde 1488 an Herrn Johann Schonslein verkauft, der die 150 Mark oblierte. Hundert Mark wurden ausser auf das Haus des Gierwitz von der Volzenz schliessen sollte dem rathen by Marcus Möbner geliehen, dem der Rath die gleiche Summe eben gekündigt hatte.

Ein Gesandter empfing den Rath im J. 1494 durch Rathsheren Dreck Metzer¹¹⁾, der 150 Mark spendete, um mit dem Zinsen des Unterschuldenbuchs einer Forderung zum Heften des Antzes zu bestreiten. Diese Summe wurde auf das Haus des Hans Hop in der Handwurzen, das früher Dörel zugehört hatte, eingetragen. Hier scheint es so fern ein Versuchen vorzuliegen, als nach dem ersten Erbtheile (s. 1029) Peter Dörel aus in der Schuldbücher beiliegenden Haus an Hans Hop im Jahre 1423 verkauft. Leider von Hop ein „samiger“ Schuldner und sein Haus kam unter den Hammer. Nur die Rente für das Jahr 1435 ist eingetragen, während die für 1495 und 1497 nicht eingetragen, so dass der Rath sich veranlassen sah, im Jahre 1498 den Pflichtvergnossen gleichfalls zu belangen. Der in Folge dessen eintretende Verkauf des Hauses ergab 400 Mark. Die Forderung des Antzes konnte mithin voll befriedigt werden. Auch dieses Geld übernahm Gierwitz von Volzenz zu den gewöhnlichen Bedingungen.

Ein weiteres Mal erhielt das Amt — im Jahre 1496 zu Ostern — von Herrn Nickel Dausenow¹²⁾ gleichfalls ein Gesandter von

¹¹⁾ Die von Name nicht aus zu finden in Ruffler-Hatwick, auch in Ne-pöwler-Kalender, gleichwohl nicht in nicht andere gefunden werden zu können.

100 Mark, was üblicher Vorweisung. Diese Summe wurde auf Bernd Waders Haus in der Kaufstrossen eingetragten und konnte wie üblich mit 4 Mark jährlich verzinst werden. Von dieser Summe war die eine Hälfte dem Schulmeister an der St. Petrikirche, die andere dem Schulmeister an der Dankkirche (so unser Text ersetzt in dem dass) bestimmt, dafür dass beide alle Tage um 9 Uhr, „vonn de scheller ut der schole gun, sponen afna volcompleten-Gemeyn ut her weil die Antiphona, welche in katholischen Gottesdienst von Advent bis Lichtmess an Schluss des Complet geunges wird und welche beginnt „Athen volcompleten ender, gunt parva seffe. Deklar dorevillen ut der in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts lebende Meich Hermannus, mit dem Beinamen Constantius (vgl. Beck, Geschichte des katholischen Kirchenrechts S. 64). Sollten die Schulmeister diesen Gehalt einstellen, so löste die Verpflichtung der Geldschmelze zur Rückzahlung der drei Mark an sie auf. Im Michaelis des Jahres 1489 war es noch immer Bernd Waders, der das Geld geliehen hatte. Was später daraus wurde, ergibt sich nicht.

Auf das Haus des Martin Sebold oder Seigherd, nach dem zweiten Erbtheile (Borchardus), folgte in der äquivalenten gegen Zinsverlehen Hans meir. Im Jahr des Amt im Jahre 1494 50 Mark, die aber schon in demselben Jahre von Jodius Kevorkamp übernommen wurden, der das Haus kaufte. Auch dieser war kein prompter Bekker, denn als am 15. Mai 1505 das Amt sich Hochenschaft abstaten Hess, stellte sich heraus, dass er hin zu Michaelis des nächsten Jahres an Renten den Betrag von 16 Mark und 3 Pfennigen schuldet, während er das betreffende Capital mit 8 Mark jährlich Zins verdienen musste. Ohne Angabe des Jahres wird noch vermerkt eine Summe von 100 Mark auf Kersten Herberts Haus, folgte vor der zweijährigen up dem erde. eine Summe von 200 Mark auf Hans Jahn Complizens Haus, dessen Lage nicht angegeben wird — er hatte nach dem zweiten Erbtheile mehrere Häuser — und eine eben so große Summe auf das Haus von Klein Herrode. folgte in der dritten theilung gegen Bernd Kyprian. Die drei letzten Geldgeschäfte würden nach dem Namen der Schuldner in den Ende des 15. oder den Beginn des 16. Jahrhunderts fallen, und es ist interessant, dass Mitglieder des Rades¹¹⁾ des Ablasses solcher Anleihen mit Gewerbetreibenden nicht verbundenen. Offenbar war das letzteren die Anlage ihrer Capitalien gerade in den vorerwähnten besser und werthvoller gebaueten Häusern der Vorweisung

sehr willkommen. Alle die präsenten Beträge lassen sich natürlich nicht summieren, um den gesamten Vermögenszustand des Amtes in Erfahrung zu bringen, weil es nicht erreichbar wird, in wie fern es sich in den einzelnen Fällen bis um eine Minderleistung der Hypotheken handelt. Immerhin wird der Eindruck festgehalten werden dürfen, dass das Amt über mehr als gewöhnliche Mittel verfügte.

Zum Theil erklären auch die realen Geldmittel daraus, dass das Amt nie der Verwahrer derselben war, wie denn in den Fällen Meister und Demeranz die Käufer des Geschenkts hinsichtlich Zweckes verpflichten, zu deren Ausführung das Goldschmiedeamt zweckmäßig schien, da dasselbe aus religiösem Interesse ebenfalls sehr thätig zu pflegen pflegte. Ob die Goldschmiede eine eigene Capelle, etwa im Dome, besaßen, lässt sich dem Amtsbuch nicht entnehmen. Da aber regelmäßige Zusammenkünfte an die Kirche und des Altar des heiligen Königs vorkommen, so wird es wahrscheinlich. Im Jahre 1466 schenken die Goldschmiede einen Stuhl an, ob der stuhl vor dem altar vnder löpene, nachdem zwei Jahre vorher die stündlichen Gesellen 10 Mark unter sich die kirche vertheilt hatten. Im denselben Jahre haben die Meister des Gesellen 6 Mark, da diese einen Leuchter zum Altar geschenkt hatten, den sie wol nicht aus eigenen Mitteln ganz bezahlen konnten (so dem heiliche, so der keyser vor dem altar). Einige Zeit hernach bestanden die Goldschmiede einen der heiligen, für 7 Rheinische Gulden drei Ellen Sonnen zur Ausschmückung der Kanzel zu kaufen. Die Errichtung des Altars im Jahre 1470 geschah schon oben Erwähnung. Gleichzeitig wurde vereinbart, dass an dem Tage des heiligen Kramen, am 2. Mai, zu Ehren desselben eine Messe gehalten werden sollte. Zwei Angewandte, d. h. Altarbräuder, wurden im Jahre 1480 dem Altar geweiht. Sehen Jahr später empfand man es als ein Bedürfnis, den Crucifix auf dem Altar durch ein neues zu ersetzen, das drei Mark Silber mehr als das alte, im ganzen 27½ Mark und 12 Loth, weniger ein halbes Quent, wog¹¹¹. Auch zum Inventar des Amtes, das in der Liste aufgeführt wurde, gehörten zum Kirchendienst bestimmte Geräthschaften, wie ein Messgewand, ein vergoldeter Kelch mit der Patene, drei messingene Altarleuchter, eine Decke, über den Sang zu legen (Iohde decke, die man über die hebe decket). An Geld für Kerzen, die an den Festtagen vor dem Altar angezündet oder vielmehr in Processionen herangetragen wurden, lässt das Amt

es gleichfalls nicht selten. Wiederholt sind Ausgaben für Wachs notirt: im Jahre 1519 9 Mark, später noch 12½ Mark, im Jahre 1521 14 Mark 3 Schillinge für Wachs und ein Hocker für die Priester; im Jahre 1524 6 Mark für 24 Pfund Wachs, jedes Pfund zu einem Fering; Endlich wird die Goldschmelze selbst, welche die Masse für die Goldschmelze hat nicht vergessen. Es betrug sich 10½ Mark im Jahre 1525, im den folgenden Jahren 18 Mark für die Priester im Amtsbuche notirt. Auch sonst waren die Goldschmelze übrig, für Interessen für die Kirche zu bekunden, und schenken kann unentgeltlich Opfer. So schenkt z. B. im Jahre 1577, als die St. Petrikirche einen Kelch bestellt hatte, das Amt auf Ansuchen des Bürgermeisters Jacobus Witting das Mecherlohn im Betrage von 100 Mark. Verfertiger dieses Kelchs war der Goldschmelz Hans Unner, der durch Auftragsnahme des Amtes vom¹⁴ Einen schönen Beweis seiner Redigertät ist und gleichzeitig seiner Bürgermeisters gab das Amt im Jahre 1588. Demselben hatten nämlich die Gemeinderathen sich bedingt, «dath en en besoffing die Innyge jehle wate en eyde eyde londen darvon erholden», und der Rath war von konstantlicher Noth gedrängt, mit der Bitte an die Amter gegangen, dass jedes nach seinem Vermögen zu den Unterhaltungskosten beitragen sollte (yn jehle wate noch en en verwoogen perholden wate en stek jehle den jehlykheit the Innyge die Amter). Darauf hat bewilligt das Amt der Goldschmelze von Innyge Gold-
 this wate en deymen stek rove wate Innyge jehlykheit wate, die der
 verwoogen wate eyde Innyge jehlykheit enen Betrag von jeh-
 lich 24 Mark Rgr.

3

Mit dem Ausscheiden an das Amt trat der Meister in eine fast ganzliche Arbeitslosigkeit ein. Nicht mehr konnte er sich in seiner Thätigkeit betätigen, was ihm jedoch schon als Gedulde nicht zugewandelt hatte, sondern er musste sich genöthigt den im Schraube aufgestellten Verordnungen verhalten. Eine Überzeugung derselben brachte ihn sofort mit einem Amtsbildern in Collision, bei welcher er in der Regel des Kärrers zog. Das Amt bildete keine Eigenschaftsbesitzer, und verlangte bei Entdeckung von Fährlichen Strafen. So konnte kein Meister seine Werkstätte mit beliebig vielen Hilfskräften besetzen, vielmehr war ihm die Be-
 schäftigung von höchstens zwei Gesellen und drei Lehrlingen er-
 laubt, es sei denn, dass die Amtsbildner in einem besonderen

Teile nach darüber verständigten¹⁰⁰. Dieses Hillgerrecht musste auf Lohngesetz sein. Der Meister war nicht berechtigt, mit seinem Gesellen ein Vertragsgericht einzugehen, d. h. dass der letztere einen eigenen Handel mit Gold, Silber, Feilen oder Edelsteinen treibe und seinem Meister einen Anteil von seinem Gewinne abgibt¹⁰¹. Offenbar wollte man vermeiden, dass die älteren Meister, die nicht mehr selbst thätig sein wollten, auf diesem Wege bereits einem Nachbarn bekamen, der die anderen Meister benachteiligt oder im Falle eines Falles die meisten Ansprüche erheben könnte. Nach keiner Richtung sollten dergleichen Beziehungen sich entwickeln und selbst ein „ungewöhnlich“ hoher Lohn war nicht erlaubt. Zwei im Antebauce entgegengesetzte Befehlsbriefe aus den Jahren 1555 und 1556 erweisen, dass man es mit der Ausführung dieser Bestimmungen ernst nahm. Befehl Befehlern klagte sich selbst an, „dass in einem gestellen weder das meyst gehalten heide noch eine 2^{te} darin Frage von gelde gemacht heyt auf den gelde gemacht. Man wird den weil dahin versehen müssen, dass er einen Gesellen mehr als die drei schreite Zahl beschäftigt hatte, ohne innerhalb seiner Werkstatt. Der Amt streifte das, in Rücksicht auf die Fährnisse seines Bruders Maßess der zur Zeit Dehnter war, mit 10 Thälern. Markt von Kasse aber wurde deshalb zur Verantwortung gezogen, weil er seinem Gesellen Jacop Guttler gegen 4 Mark wochenweise seine Verkaufsstätte (Bude) vermietet hatte. „Deshalbe heyt wir meyst in keinem wege helen Kasse oder megen.“ Man straffte daher den Uebertreter gleichfalls mit 10 Thlr.

Weiter war dem Meister gute, unabhällige Arbeit zur Pflicht gemacht. Für alle Dingen musste probierfähiges Gold und Silber — jezt genügt bereits 1484/100, d. h. unter 10 Loth, wie da auf eine vollende Mark gerechnet wurde, mindesten 14 Loth reinen Silber sein — verarbeitet werden. Die Stücke von richtigem Feingehalte wurden mit dem Stadtsiegel von Aeltermann versehen; außerdem musste der Verfertiger selbst ein eigenes Zeichen anbringen. Die nicht für beachtet erkannten dagegen, welche man, ohne sich zu scheuen, nicht mit dem Stadtsiegel versehen konnte, straffte man nach Bedenke dem Uebertreter das erste Mal eine Mark klagten Silbers, beim Wiederholungsfall das Doppelte als Strafe ab. Beim dritten Male sollten man ihn aus der Gewerkschaft aus. Die nachgehenden Stücke confiscierte man und schickte dem Erben in gleichen Thälern mit dem Rath¹⁰². In dieser Beziehung heißt man also, wie bereits hervorgeht, an dem Grundsatze der Rechtschaffen-

heißt, wie sie bereits der Könige Schreyer ausgesprochen hatte, an-
vertraut hat. Auch für die Handhabung dieser Bestimmungen
lassen sich aus dem Amtsbuche einige Beweise erbringen. So legte
im J. 1568 in der Anstalt zu eingetragenen Kupferminen ophitogen
Sand, das ist ein ganz saures und 2 Lothel, »der nicht so weicht«. Im
J. 1548 traten Heinrich Kallender und Hans Wolt Klappel vor dem
Amte auf wegen zweier offener Degen, »daß sie also kamen und an
der gewen die geringe bekamen«. Das Amt verurtheilte dinstellen und
trug dem Meister Andreas Hol, der es gefertigt hatte, auf, wenn es
machen »an der werdt, wie Ulrich Kallender es geben heißt von
jedem saubere«. Klappel wurde im Jahre 1570 zum Goldschmelz
zur Verantwortung gezogen, der einen Degen mit ein 14lothigen
Silber war zu 12 Loth 1 Quentn geschmetzt hatte. Doch ist seine
Strafe nicht angegeben.

Andere Art, aber gleichfalls unter dem Gesichtspunkt fallend,
dass der Feilbrenn gut bedient werden müsse, war die Klage sache
gegen Hans Karon, die im J. 1566 vor dem Amte zur Sprache kam.
Ein Edelmann John Schapkaun hatte dem genannten Goldschmelz
Silber zu einer Kasse zustellen lassen, aber trotz wiederholter
Nachfrage das fertige Stück nicht erhalten können. Nun klagte
er vor dem Amte auf Erstattung seines Silbers. Karon, zur Rede
gestellt, gab an, dass die Kasse längst fertig gewesen sei, aber, da
er den Kasten beschlachtet, dem der Lohn zu schicken und
dieser ausgeblieben, von ihm verkauft worden wäre. Er sei bereit,
samtlich in 14 Tagen eine neue Kasse herzustellen. Das Edel-
mann, Herron in Konstanz gesetzt, beschwerte sich und schickte
nach Ablauf des gestanzten Termins 40 Mark mit der Bitte, den in
dieser Summe über den Mechericks hinausgehenden Betrag mit
der Kasse zusammen zurückzukommen zu wollen. Hatt über die
Kasse fertig zu machen, war Karon verwehrt und hatte die ange-
fangene Arbeit zu einer Kasse verschlossen. Das Amtskollegium,
hiervon verständigt, wies ihm nun bei Karons Heirat, offener der
Kasten, indem die halb fertige Kasse bereits ihm sie durch einen
Gewaltigen vollenden und selbst statt der Frau den anstellungswen
Lohn. Nach Karons Heirat aber stellte er diesem nur Rede.
Er hatte das von ihm nicht gehalten, »daß es nun in schickte die
man gemacht haben«. Karon selbst spaltte den Heiratbrieff und
schlangte den Achtermann »verheirathen und verfahren, doch nicht nicht
getrost heißt). Darauf kam Hans dem der Achtermann dem Karon
seine Verheirathung (Rede) zurück zuschreiben, und mit nachdem

dieselbe 1 Mark halbes Silbers zu der Amt verheiratet hatte, wurde von der Ehefrau zu ungetheiltem Betribe seines Geschäfte ertheilt.

Konnte es auf diese Weise manche Ungeschicklichkeit mit sich bringen, wenn man nicht vorschriftsmäßig genau befragt, und davon oder jensei vielleicht ein Aelterer Rath ersehen, das er unter so zünger Aufsicht sich befand, so hat auf der andern Seite die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft grosse Vorteile. Die garantierte zunächst hauptsächlich einen Abstrichens Ansehens des Amtes gab es keine Goldschmiede. Gewöhnlich verkehrte man mit Perlen, Edelsteinen, Gold- oder Silberarbeiten Handel treiben¹⁰⁰. Was aber der Erhaltung der Goldschmiederei bedurfte, musste sich an einem der 12 Privilegierien werden. Auch das Recht zum Silberhandeln stand allen den Goldschmieden zu. „Ob sich nicht selber in dieser Art bewandert, gold oder Silber zu schmelzen, besonders auch in einem goldschmied schmelzen und verkaufen later.“¹⁰¹ Erkrankte ein Meister so stark, dass er seinem Geschäfte nicht mehr versehen konnte, so konnte er sich an den Aeltermann mit der Bitte um Nachweisung eines vortheilhaften Geuelen, der an seiner Stelle die Arbeit in der Werkstatt leisten konnte, wenden. Was dieser verordnete, kam einem dem Meister zu, den er vertret. In seiner Thätigkeit wurde er vom Aeltermann beaufsichtigt und musste diesem auf Erfordern Rechenschaft über seine Verwaltung ablegen¹⁰². Starb der Meister, so hatte seine Frau das Recht, Jahr und Tag den Betrieb ungestört fortzusetzen. Nach Verflussung des Trauerjahres aber übertrug sich der Aeltermann die fünf obersteige Vererbung. Er hielt Ursachen nach einem solchen (von unverschieden) geschä, und hatte die Witten Neigung im Amte zu bleiben, so schied sie zur zweiten Ehe. Wie wunderbar heute ein solcher Ausweg sich erweisen mag, vom Standpunkt der Versorgung einer Familie aus musste es für den Meister ein Trost sein, zu wissen, dass auch nach seinem Tode dieselbe dem Elend nicht preisgegeben war. Historikern der Meister keine Frau, wohl aber Kinder, so hatten diese das Anrecht auf die Stelle, unabhängig von Geschlecht¹⁰³. „Des Goldschmiedes Tochterlein, musste dass sich mal von einem andern Geuelen sein lassen

Zur Aufsicht über die Einhaltung der Satzungen war der Aeltermann ausersehen. Es wurde auf die Dauer von vier Jahren erwählt und waren je vier Jahr einen jps, nach je sieben auf dass dem unge rechtenschop, diese sagen es under nach einem andern

hiera, de dem ampte dorchlich sy, die ampte bestet in mervold: In Wirklichkeit jedoch scheint während des 12. Jahrhunderts jedes Einsetzen viel länger gedauert zu haben. Ob nach je vier Jahren eine neue Abstammung erfolgte, oder derjenige, dem man einmal das Vertrauen geschenkt hatte, stiftungswegig auf dem Posten blieb, kann nicht bestimmt werden. Wiederholt war gelegentlich nach dem Wortlaut des 12. Artikels nicht ausgeschlossen.

Das Bestehen der Ämterliste war nach dem im Antriebsbuch vorhandenen Eintritte während des 16. Jahrhunderts diese:

1516—1528	Dyock van der Heiden
1528—1535 (?)	Übert Schirner
1535—1540	Thomas Müller
1540—1572	Jasper Großmann
1572—1581	Hans Unnew
1581—1590	Arnt Rodemolt
1590—1594	Hans Unnew
1594—1598	Casper Petersen
1598—1599	Hans Unnew
Seit 1599	Thomas Smolten

Neben dem Ämterlisten gab es Beamten, denselben wurden im Schragen zwar nicht erwähnt, doch macht das Amtsbuch mehrere derselben ausnahmsweise, wobei nur leider nicht klar wird, ob es zugleich mit dem Ämtermann jedes Mal neu gewählt wurden oder ihre Amtsführung kürzere war. Selbst das wird nicht erwähnt, ob es regelmäßig zum Besten gab oder man sich an einem geeigneten lassen konnte. Die Rechtschaffenheit, welche der Schragen forderte, scheint von denen, die länger als vier Jahre als Ämterleute functionirten, nicht regelmäßig abgesetzt worden zu sein. Auch haben nicht alle Ämterleute dieselbe im Amtsbuch eingetragen.

Das Datum des Abgangs Dyock van der Heide ist leider nicht mehr restituirbar. Man liest an der betreffenden Stelle mit Sicherheit nur noch, dass Dyock van der Heide nicht länger wurde alsdann von Übert Schirner an seine Stelle gewählt wurde. Trips van der Heide wurde dessen Beamter, Dyock v. d. Heide übergab die Last mit Inhalt an Schirner, Schragen, Rollen und sonstigen Zunftreuter (Roth, Messgemach, Remon, Leichter) seinem Nachfolger in Gegenwart der Amtsherren, die zu solchen Zwecke sich im Hause des abgehenden Ämtermanns zu versammeln pflegten. An hundert Gulden überließerte er 43 Mark.

5 Schüll- 1 Pfän und außerdem 200 Mark, das ein Schmelzer eben abgeliefert hatte.

Ghart Schriver hat sich über die Neuwahl eines Nachfolgers und seinen Abgang nicht verbreitet. Man erfährt aber, dass er am 11. Oct. 1554, zu einer Zeit, als Thomas Müller bereits Aeltermann geworden war, diesem die Lade mit einem Inhalt an harran Geldes von 841 Mark 28 Schüll und einigen Grathien übergab. Thomas Müller war, der 19 Jahre das Regiment führte, trotz während dieser ganzen Zeit niemals Bechenenschaft ab. Dieses Still-schweigen war seinem Amtsbrüdern nicht genehm. Daher bekräftigten sie ihn am 4 März 1555, dass er seine Rechenenschaft nicht länger versögern solle, und hatten die Absicht, einen neuen Aeltermann zu wählen. Thomas Müller, vermuthlich ein betagter Herr, hatte daran gewilligt und erklärt, dass er zu Johanna -alle dasg hier unden auf dem Ampt schenckep deen: wolle, storb indere, tho er mit Aufsehung seines Verlobens beide schritten können. Seine Erben zahlten ihm am 18. Februar 1556 die Summe von 100 Mark zu dem Amt aus, welche aus der Hochverpflichtung des Verstarbenen bestanden. Jasper Großman, der neue Aeltermann, und seine Be-sitzer Paul Wyberg und Mathias Holores beschleunigten im Auftrah der Enpfang. Im übrigen wollte der neue Aeltermann die Lade nicht übernehmen ohne eine vorhergegangene Inventarierung derselben, «dat hi wolle weten he eren ampt up ein ander yf besocht geyen solle». Derselben wurde der Rathschreiber Jansen Wyberg mit dieser Aufgabe betraut und stellte, abgesehen von den 100 Mark, folgendes Inventar des Amtes auf:

1. Item waffel der ampten besck
2. Item ein pygmanen, etliche pygmanen
3. Item noch ein gelant been.
4. Item in einer kasse¹⁾ etliche pygmanen und andere been.
5. Item noch 25 loel wie 2 quante silver
6. Item 2 kistel mit einer palmen.
7. Item ein silverne kintel.
8. Item der ampten wyel, darbi 2 mark aus 2 arfnygh kuppel.
9. Item in einem kintel 26 daler, 6 Schreckenbergo²⁾.
10. Item in einem kintel 26 daler die halben kintel, darvut 2 Dreygier³⁾, 1 guldin, 2 halbell Loivere gulden, 1 duffel kintel gulden auch 1 kron.
11. Item die ringh von pygmanen⁴⁾.
12. Item ein Contreboer⁵⁾.

13. Dem noch aufzählbaren dahe.
14. Dem noch in einem papier 2 golden leure und 2 leuregoldes.
15. Dem vier große stunde, ausgeführt von 10 stunden exemplar.
16. Dem eben kleine runde leureleure
17. Dem ein apulisch, so man über begriffen der dolen geludet

Der Besitz des Amtes war demnach ein ganz statisches zu nennen und eine Vererblichkeit oder Vererbung ward aus dem wackeren Thomas Müller kaum vermerken gelohnt haben. Indem mochte seine Leitung in solcher Beziehung zu wünschen übrig gelassen haben. Am 1. August 1855 versammelten sich daher alle Amtsbücher im Hause von Jasper Grotzhaus und beklagten, dass es zu Thomas Müllers Zeiten etwas hoch hingegangen, nämlich durch vorübergehende und vorübergehende gar mit der ordnung gelassen sei. Man versprach sich gegenseitig, ausrunder besser Obacht geben zu wollen. Jasper Grotzhaus verlies den Sitzung und alle gaben ihm den Handschlag darauf, dass sie denselben erfüllen haben wollten.

Die Rechenschaft Jasper Grotzhausens fehlt leider. An der Stelle, wo sie chronologisch hätte eingetragen sein sollen, sind es 30 Blätter ausgefallen. Es ist dem um so mehr zu bedauern, als bei der üblichen Absicht von der er unwekender besetzt war, das Amt redlich zu verwalten, seine Rechnung gewiss sehr sorgfältig und genau ausgefallen wäre. Durch die lange Zeit, über welche er sich erstreckt haben muss, von 1836—72, würde er einen Interesse besonders erregen.

Der nächste Aufsteiger, dessen Rechenschaft sich erhalten hat, ist Hans Unger, der zu Johannes 1878 die Würde übernommen hatte. Er berichtet ein Mal, im Jahre 1872 ganz kurz. Das Ergebnis war ein befriedigendes, denn er konnte dem Amte 289 Mark in barem Gelde und 5½ Mark halbes Silber übergeben. Seine Rechnung wird eingehender, als er, zwei Jahre später, am 5. August 1881 zurücktritt, seinem Nachfolger die Lade übergeben und sich über seine ganze Tätigkeit aus einer 77 der 107 up einer 82. Uebersicht gewährt. Doch weist auch sie nur die hauptsächlichsten Punkte der Einnahme und Ausgabe auf. Das Amt besaß damals ein Vermögen von 1871 Mark und 1 Stüdgel, sowie 6 Mark 12 Loth in Silber. Das Inventar bestand in drei vergoldeten Stopen, einem Beigel, dem Stadtsiegel (das vorher schon), einer Lade mit Schlüssel, 10 Zuckerkannen von der Größe einer Quartiers und einer gemauerten Kanne mit Hechel¹¹⁾, einer Leinwand-

arbeit, einer leitenden Bücher von Zusammenbau von Gold, einem Stempelglas und zwei Büchern von Ein- und Ausschreiben der Lehrlinge

Die Einnahmen des Amtes bestanden damals hauptsächlich in Gebühren für Ein- und Ausschreiben der Lehrlinge. Für den Aufgelohr zu einer Ausbildung, für Anstellen von Lehrkräften und gewissen Geldern, die viel zugleich als Strafgehalt anzusehen sind. Es heißt bei einzelnen wegen eines ungeklärten Falles, wegen einer Unthat. Offenbar waren die Abfindungen oder Strafgeldern, die für eine nicht vorzustellende Maßnahme oder bei nicht völlig gesaptem Anfall des Meßmenschen zu zahlen waren. Letzter sind die Beiträge wegen vollständig verblauter Schmelz nicht mehr entnehmbar.

Unter den Angaben hinsichtlich mehren die Aufmerksamkeit. Da macht das Amt zu Anerkennung der ihm vielfach geleisteten Dienste dem Stadtschreiber Jürgen Wjborch ein Hochverdienstgehalt mit einer silberergoldenen Krone im Werthe von 125 Mark. (Ist der letztere ein goldener Jürgen Wjborch dem vaterlicher die einer dort geschriebet nur mehrere kommt, wegen, heißt goldener ein hundert und 75 nur; darüber hat er den goldener oft mehr fallen und schließens goldener heißt, um zu was sagt der unter die diese gelat Arbeit, der er den — — —¹⁰⁰ zu wjborch, zu gewant zu) Ferner übergeht das Amt dem Ältermann der grossen Gilde, Gert Kypgenberch, 20 Thaler, die für Ferner bestimmt sind und schenkt der Stadt Rensal durch Vermittelung der rigaschen Schwarzschneider die Summe von 100 Mark vor. (Ist nach des Fernerens gegen 20 Thaler, die sagt den — — —¹⁰⁰ abrennenen zu dem gelotem gel- schenken und vomen Gert Kypgenberch vorrennenen, die de bezahlt worden nach der Ferner gewant — — —¹⁰⁰ Gut hether; sagt gel wjborchden dazugt. Nun nach der nicht Rensal gelot 2 hundert nur. Das gelt haben de vorrennen bewelt zu dem wegen hater wjborchens sel — — —¹⁰⁰ der nicht Rensal zu vomen hederck offigt gel vorrennen)

Von den auf Hans Unnen folgenden Amtsestimularen hat nur einer eine ausführliche Rechtsnachricht hinterlassen, Arnt Rodewolt Casper Petersen, der im Jahre 1584 die Ältermannschaft übernahm. Man wegen eines erwarteten schiefen Todes — er starb bereits 1585 — nicht dazu, eine Rechnung abzugeben auf Hans Unnen, der die ihm eintrat, hat sich awal über das Jahr 1585—86 in welchem er zum dritten Male Ältermann war, als über die

Periode 1566—64, in der er zum zweiten Mal die Anleiherung hatte, kurz gefasst. Mit dem Übergange der Achtermeisterschaft in die Hände von Thomas Smolke im Juliann 1566 brochen seine Anleihe ab.

Die Einnahmen und Ausgaben stellen sich in den Jahren, bzw. Perioden, über welche die Achtermeister berichteten, wie folgt:

		Einnahmen	Angaben
Jahre	1561 bis Juliann 1564	643 Mark	623 Mark 18 Sch
•	1564 • • 1565	69 •	65 • — •
•	1565 • • 1567	197 •	206 • 8 •
•	1567 • • 1569	247 •	69 • 9 •
•	1569 • • 1571	1703 •	1577 • — •
•	1571 • • 1572	412 •	368 • — •

Bodewohl's Anleiherperiode schloß im Jahre 1572 ab, und man sollte nach den vorstehenden Zahlen annehmen, dass er mit einem Defizit beendet hätte. In dem hatte er von seinem Vorgänger einen Vermögensstock von 1574 Mark 1 Fuchsig übernommen und sonst gut verwaltschaften. Er konnte, als er abtrat, immer noch den Betrag von 1431 Mark 18 Schell dem Anthe ausbezahlen. Wie dieser Überbrest sich verhalten hat, lässt sich feststellen nicht darstellen. Bodewohl rechnet als Gesamtsumme des Jahre 1561—1572 mit Einbehalten des von seinem Vorgänger überbezogenen Summen 2928 Mark und 9 Schell, während nach seiner Rechnung 1371 Mark mit den oben nachgemessenen Einnahmen von 1561—72 nur 2047 Mark ergeben. Ueberher fehlt also in der Buchhaltung die Einzahlungsposten von ca. 600 Mark, vermutlich aus vom Anthe ausgebezogenem Capital. Die Gesamtsumme des Jahre 1561—72 beauftragt Bodewohl richtig mit 1327 Mark und 7 Schell. Der Betrag von 1431 Mark, der sich durch Absetzen der Ausgabe (1507 Mark) von der ganzen Einnahme (2928 Mark) herzustellen, bestand wohl völlig in barrem Gelde. Vielleicht waren 1182 Mark vom Anthe an verschiedene Anthehaber ausgegeben, wofür meist von diesen Silberstücke als Pfand gegeben wurden, und nur 249 Mark lagen bar in der Leih¹¹¹. Hans Unnew hat dann in dem Nachtrage seiner Anleiherung über die Jahre 1560—64 diese Schulden offenbar nicht mit in Ansatz gebracht, oder nur die Hälfte. Sonst hätten die Einnahmen viel höher ausfallen müssen. Als Thomas Smolke im Juliann 1572 seinen Posten antrat, übernahm er an barrem Gelde nur 47 Mark (Hans Unnew rechnet freilich 412 wenn 268 = 50, vermutlich weil es in der Handschrift statt 412 heißen

sollen: 417, über an Schiffsbesätzen nicht weniger als 1550 Mark. Von diesen waren 650 Mark durch Pfänder in der Laube sicher gestellt, und 500 Mark auf ein Haus eingetragene. Bei 500 Mark, die in Händen von drei Personen waren, fällt jeder Sachverste über einsteige Sicherheit.

Wie wohlkannst diese Nachricht auch sehr sagen, als werden gütigen, um aus eine Vorstellung zu machen, dass wir es mit einer wohlhabenden Kriegerwelt zu thun haben, die freilich in einem etwas schließlichen Wege ihr Vermögen verwalten lässt. Es sei uns noch gestattet, auf die Sachverste von Arndt Bode-welt, die einen verhältnismäßig langen Zeitraum umfasst, etwas näher einzugehen, um von dem charakteristischen Treiben und Leben des Amtes einige in Erfahrung zu bringen.

Unter den Ausgaben steht die für das Amt und Einschreiben der Lehrlinge zu entrichtende Gebühr — jedes Mal 3 Mark — unsere Aufmerksamkeit auf sich. Löhler und die Aufzeichnungen darüber nicht ganz vollständig, sehen drei Mal anständig heraus, von zwei jungen Lehrlingen, ohne Erklärung, ob es sich um den Beginn der Lehrzeit oder um die Freisprechung handelt. Im ganzen wurden in den 9 Jahren 1551—59 21 Lehrlinge aufgenommen und nur 5 ausgeschieden. Dazu kommen dann die drei zweifelhafte Fälle, die vermutlich an den Freisprechungen zu rechnen sind. Anders wäre das Verhältnis der Freisprechungen zu den Aufgenommenen ein sehr ungünstiges. Nach Art 28 des Schatzes sollte die Lehrzeit mindestens 5 Jahre dauern. Doch muss man, wenn das Verhältnis der Aufgenommenen zu den Freisgesprochenen wirklich 21 : 5 oder vielleicht 3 war, in der Regel viel länger gewährt haben. Bester wert es dieser Beziehung die revaler Goldschmiede daran, dass hier weist das Amtsbuch für die Periode 1551—59 13 eingeschriebene und 8 ausgeschiedene Lehrlinge nach, wobei die Lehrzeit sich von 4 bis zu 7 Jahren erstreckte. Die Bewegung in den einzelnen Jahren war bei den Amtern in beiden Städten die folgende:

Zahl der

Jahre	eingeschriebenen Lehrlinge		ausgeschiedenen Lehrlinge	
	Haupt	Reval	Haupt	Reval
1561	8	—	—	1
1562		—	—	1
1563		4	—	—
1564		—	—	—

Zahl der
ausgeschriebenen Lehrlinge

Jahre	ausgeschriebene Lehrlinge		ausgeschriebene Lehrlinge	
	Rüge	Reriel	Rüge	Reriel
1885	1	1	—	2
1886	1	4	—	—
1887	4	—	3	—
1888	1	2	—	—
1889	2	1	—	1
1890	2	—	2	1
1891—93	11	13	5	8

Neben diesen Funktionen spielen die Renten der ausgeschriebenen Capitalisten und die bei der Heiratsschafft des Aeltermanns Hans Unsew bereits erwähnten Posten eine Rolle.

Manuskript und die Ausgaben des Auntes. Jährlich am 1. Mai, am Johanna, findet die höchste Versammlung statt, die früher sogenannte Hergesprache¹⁾, die mit einer Meßzeit abgeschlossen wird. Wo man dieselbe regelmäßig abhält, wird nicht erwähnt; gelegentlich heißt es, daß die -Meßzeit- — auch -ausgessen-²⁾ genannt — im Hause des Aeltermanns veranstaltet wurde. Die Kosten derselben betragen sich

im Jahre 1862 auf 64 Mark — Schell

•	•	1863	•	15	•	18	•
•	•	1864	•	27	•	5	•
•	•	1865	•	25	•	—	•
•	•	1866	•	15	•	22	•
•	•	1867	•	30	•	23	•
•	•	1868	•	21	•	18	•
•	•	1869	•	41	•	21	•
•	•	1870	•	30	•	8	•

In den Jahren 1862, 1863 und 1870 wurden sogenannte -Woffen- gehalten, wie es scheint, Festlichkeiten geringeren Umfanges, wenigstens darnach zu urtheilen, daß der Aufwand in denselben Jahren bedeutend kleiner als in den anderen war.

Dazwischen aber kam eine gewaltige Gastrosie war, bei denen die Goldschmiede nämlich darauf gehen lassen. Zu diesem durfte sich auch Frauen und Kinder einladen, während auf den Jahresversammlungen nur die Aelterleute -bei einander- waren. Eine dergleichen Zusammenkunft hatte Hans Unsew im Jahre 1875 gleichfalls veranstaltet gehabt und dafür nicht weniger als 500 Mark verausgabt. Arnt Bolow's veranstaltete er in den Jahren

1553 und 1558, das erstere als ein Herrschelot, das andere, wie es scheint, als ein Mädlches Fust auf dem Gute eines dem Amte befreundeten Mannes. Der Antrag über das letztere lautet:

«Das der 9 Junij heißt ons sagt ons gütigly angeseyt up der Johan Thunberg syem hore, obder anskynner anpfl omu jreim nach legenden 2 dage, ist verberet worden an ons nach und spew 158 mr. 28 Sch. — Die Einkünfte des Gartenfeldes von Jahre 1553 belieferten sich auf 128 Mark.

Unser Goldschuldenknecht verstand, wie hieraus ersichtlich, zu leben. Sie wußten die Mittel, die sie besaßen, zu gebrauchen und sich den Ernst des Lebens durch sichere Vermögensgegenstände zu erleichtern. Sie hatten das Geld neben auch für andere Dinge, wie wir bereits gesehen haben, vor Hand und sparten nicht, wo es sich um gemeinnützige Zwecke handelte.

Tüchtig in seinen Posten griffen mehrere des Amtes im Jahre 1551, als es für zweckmäßiger erachtet wurde, sich eine Bestätigung des Schragens von König Sigismund auszusuchen. Dasselbe kostete nicht weniger als 500 Mark. Dem größten Theil dieser Summe strich der Reichenschatz ab, der die Hälfte des Amtes an den König besorgte und vollständig persönlich vertrat. Er erhielt 262 Mark und 2 Rugs im Werthe von 30 und 60 Mark. Außerdem wurde der königliche Schatz mit einem Ruge im Werthe von 60 Mark bedacht. Der Rest diente zum Ankauf von Wachs, Pergament, Seide, einer Stiefelkapsel und zur Besoldung des Schreibknechts. Wie schade, dass dieses letztere Stück sich in der Auction nicht erhalten hat!

Solche Ausgaben, wie sie hier bei Gelegenheit der Bestätigung des Schragens erwähnt werden, machte das Amt öfter, obwohl es Personlichkeiten, die ihm dienstwillig gewesen waren. Das Hochschulgeld an den Unterthanen Jürgen Wiborg wurde schon angeführt. Im Jahre 1561 erhielt Johannes Tustyns einet von Hans Dunsen angefügigen Ruge, dessen Mäherlohn im Betrags von 7 Mark das Amt bestritt. In dem gesamten Jahre wurde Tustyns in den Rath gewählt, welche Vorbenennung sich von der Goldschuldenknecht erworben hatte, im nächsten Jahr. Ein Jahr später, im Jahre 1563, erhielt Matthias Geyer einet gleichfalls aus der Werkstatt Hans Dunsens herrührenden Ruge, im Werthe von 24 Mark, von Jacob verlehrt. Ganzamt ist doch viel der Achtung des St. Johannspfleis dieses Namens, der in den Kolonienwachen, die in jener Zeit begannen, gleich dem abgep-

gemeiner Testator, den Tod fand²¹. Es ist eine auffällige Bemerkung, dass gerade die beiden vom Geldschmeideamt ausgehenden Männer von einem so tragischen Ueberschick ergriffen wurden. Auch Gaus spezielle Verdienste um unser Amt, welche ihm jenes Geschenk würdig gemacht haben, wurden im Anstich nicht erwähnt.

Ebenfalls nicht zu erklären ist eine Verfügung aus dem Jahre 1862, bei welcher die Geldschmeide sich vom Geld spendeten. Die Anteilhaber machten damals herfürig eine Collee unter sich, die 28 Mark ergab, und schenken dann aus der Last so viel an, dass die ganze Summe 10 Thaler betrug. Diese wurde dem Auktionsmann der grossen Güter, Hans Hans Brydke, überreicht, der sie einem Doctor aus Königsberg zuwandte. In der Aufzeichnung ist diese Angelegenheit folgendermassen erzählt: *„Denn 28 den dem 20 January 1862 ryas mygt stammend gecheit, ryas ryder och stams gaffel, dat ych von dem anpfecker erfingne lütte 28 nr. ryas 1 sch. Zur lütte geh von ryas den rygten Ryge lütte 22 nr. 22 sch., also dat man 1862 28 alle daber stammend gecheit. Dat geht gut Hans Hans vorrenterret, 1862 an dem aldersten 17 des grotte gyfthetrom gaffel Hans Hans Brydke, geh ryas dach daber von Königsberch die guld schenken.“*

Regelmässige Beiträge verursachte die Theilnahme des Amtes an den Versammlungen der Schwenkschützergesellschaft, deren Uebende als die *„ryge kasse“* bezeichnet wird. Unter den Lustbarkeiten, die hier abgehalten zu werden pflegten, waren es besonders die Fastenachtsfeste, an denen die Geldschmeide beiderseits erschienen. Zur festlichen Beleuchtung der Einzellichkeiten während der Dauer derselben leisteten auch die Geldschmeide mit neben den andern Mitgliedern der Gesellschaft Lichter. In diese Trank sie aber mehrere Tage, vom Mittwoch vor Fastenabend bis zum ersten Sonntag in den Fasten²², ausserdem, stürten viele Lichter. Unser Amt spendete drei dieser Kosten im Jahre 1864 mit 19 Mark 4 Sch., im Jahre 1865 mit 7 Mark 12 Sch., im Jahre 1866 mit 26 Mark 20 Sch., im Jahre 1869 mit 28 Mark 21 Sch. angegeben sind. In den beiden letzten Jahren ergaben die Geldschmeidegesellschaften die Kosten eines Lichtes, so dass auf das Amt nur die für zwei Lichter entfielen. Ein Trankgeld von 3 Mark wurde, wenn auch nicht jährlich, so doch in gewissen Zeiträumen allem Augen 1871 ryge kasse verschickt. Für ein Solch oder Schwenkschütz, d. h. weil eines Schenk oder Credentzsch, gab das

Amt im Jahre 1584 45 Mark aus nämlich 15 Mark dem Fischer und 30 Mark an den Kleinsten für die Beschläge. Diese, oder was sonst, da im Jahre 1586 angeschafft wurden, kosteten 20 Mark 27 Sch., und 2 Fasanen aus Holz, die mit Eisen an der Wand aufgehängt sein verfertigt waren, im Jahre 1587 2½ Mark. Indem sagte die Goldschmiedin nicht nur für die Beschaffenheit, sondern bewies auch tatsächliche Dinge und legte Gewicht darauf, das Schmelzen ihrer Zusammenstücke geschmackvoll zu verdienen. Eine größere Ausgabe, die sie im Jahre 1588 auf sich nehmen, ist im Anzeigebuche mit folgenden Worten beschrieben:

„Das ist ein die von sagt man heute wieder die ersten Jahre auch einen nach denen meisten Jahren, und das . . .“) das werden an Arbeit, gemacht, heute sagt man noch mehr, mehr geht auch die die gelbes gel, alle Arbeit ist so .“ Zu diesem Ausgeben soll zur Anschaffung der Bälle verwendet worden (im Jahre 1588) die Gesellen des Amtes des dritten Theil mit 22 Mark 0 Sch. 10.

Dass das Amt von einem Irrerter vollständig oder Unvollständig durch Neuen ersetzt, ist merkwürdigweise nicht erwähnt. Nur einmal werden zwei Schüsse zur Anzeide, zu 8 Füllungen des Stück, angegeben. Die Tagel, die im Jahre 1584 für 104 Mark angeschafft und oben angeführt wurden, waren viel Geräte für die Werkstatt eines Jaken, die das Amt im grossen entstanden hatte und von den Brüdern gegen den Einkaufspreis überliefen.

Wären die oben genannten Angaben verwegener Weise, welche dem Vergleichen oder der Regelmässigkeit dienen, so gab es immer solche, welche als „Geschäftsbuchstaben“ bezeichnet werden können, d. h. als Ausgaben, welche das Amt auf sich nahm im Interesse der Aufrechterhaltung der ihm zustehenden Vorrechte. So wie es für das Amt wichtig, alles im Uebigen beifolgende geübliche und notwendige Gold- und Silbergeräth zu unterstützen und zur Anzeide zu bringen. Der Polizeicomite, dem es gelang, solche Stücke zu entdecken, die, wie es scheint, namentlich in den unteren Ständen, bei den Unheutchen, angetroffen wurden, ward von dem Amte stets mit einem reichlichen Trinkgeld belohnt.

Die Belohnung von Streifknechten, in welche das Amt mit den

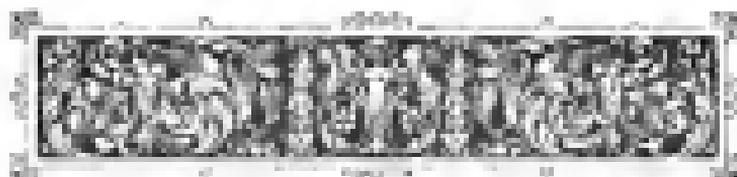
*) Sie zur Unkenntlichkeit verwandelt.

mittelmässigen Goldschmelzen gewachsen war, kostete gleichfalls Gold. Die Ursache der Differenz ist uns nicht bekannt, man schreibt aus der Antezahlung nur, dass eine solche vorgelegen hat und zwar, wie man der Bemerkung, dass der Herr Bürgermeister die Angelegenheit wieder eingebraucht habe, entnehmen kann, sehr langem Zeit. Im Jahre 1568 liess sich das Amt durch Freiwahlsetzung anfertigen, für welchen man den Herrn Secrerär schriftlich erschiedigen musste.

Unüberhörig gieng das Amt gegen diejenigen vor, die anlagt, d. i. oben die Meisterschaft erworben zu haben, die Goldschmiedekunst betreiben. Die neuen Statuten wurden mit Hilfe der Wächtermeistern, die seinen Vortheil dabei fand, aufgestellt, wiederholt ausgespart und geschickliches Urtheil über sie ausgesprochen. Auch das verurtheilte Kasten.

Seine Verpflichtungen gegen die Obrigkeit war das Amt allzeit eingedenk. Nach dem Artickel 5 und 6 hatte der Rath von den Strafgelehrten und dem wappgenommenen, weil schlecht befundenen Silber die Hälfte zu beanspruchen. In der That begegnet man dem Nachweise dergestigen verfallenen Silbers und Goldes im Hofen des Herrn Bürgermeisters. In den 9 Jahren, über welche die Hochrechnung sich erstreckt, erhielt Herr Nicola Fyck am 16. Juli 1566 20 Loth Silber, Herr Evert Blannmann am 22. Aug. 1569 86 Loth Silber und am 11. Juli 1569 16½ Loth Silber, wie 2½ Kramen Gold.





Schlemmns Livländische Geschichte.

Allgemeine Geschichte in Swedens Rügen, herausgegeben von Wilhelm Guden.
Bd. 4. Göttingen: Verlags-Buchhandlung, 10 Thle. — Buchst.
Peters und Gerhard im 12. Jdte. Von Theodor Schlemm-
mann. 2 Bde: Geschichte Livlands bis zum Tode
Walters von Pletzingen. (Der 1. Band enthält die Ge-
schichte Livlands bis zu dem Absterben und die Geschichte
Peters bis zu Sigismund II. August 1547.)



Das vorstehend genannte Werk hat sich der Ver-
fasser ein grosses Verdienst an unsere heimische Ge-
schichte erworben. Schmer war es allerdings, die Geschichte des
Landes bis zum angegebenen Zeitraum in dem engen Rahmen von
224 Seiten herauszugeben. Die Beschreibung des Stoffes musste
als sehr unvollständig gehandelt und vielen konnte nur flüchtig und
fragmentarisch skizziert werden, um für das Weitergehe mehr Raum
zu gewinnen. Im allgemeinen wird man mit dem Verfasser in der
Auswahl des Haphebenen übereinstimmen, im einzelnen mit ihm
därüber streiten können, was übrigens in der Natur der Sache
liegt, da es immer so viele differente Ansichten, als aufmerkame
und kundige Leser diese solche Arbeit geben wird. Die vor-
liegende beruht auf genauer Kenntniss und sorgfältiger Benutzung
des einschlägigen Quellenmaterials und der in Betracht kommenden
Literatur, bewahrt Durchdringung des Stoffes und kritischen Tact,
und man als kein geringes Verzeig entschuldigen ist, es tritt am
euch hier, wie in allen Arbeiten Schlemmns, eine unvollständige und
gestaltlose Darstellung entgegen. Das alles zusammengefasst, be-
deutet gegen früher noch wesentlichen Fortschritt.

• Von dem heftigen ständischen Bruch deutscher Nation ist nur einmal eine flüchtige Colonee ausgesagt. Livland drückt seine ständische Erbitterung dem Schaffensdrange der deutschen Nation. Im Geschichte Livlands hat ihren eigentümlichen Gang genommen, sie ist Colonial-, nicht Provinzialgeschichte, und das mag erklären, weshalb ihr eine besondere Behandlung in einer Allgemeinen Geschichte angethan werden sollte. Denn es nicht nur Provinzialgeschichte werden konnte, ist ihr Verhängen. Weil Livland Colonee blieb und nicht im Stande war, die sichere Basis einer Verbindung auf dem Landwege mit dem deutschen Reiche zu finden, weil es für den deutschen Erwerb, der aus einem nicht über den oeg. kein Eingangspforte hatte, musste noch langen und schmerzlichen Kämpen der Zusammenschlag mit dem deutschen Reiche vergeblich werden; die deutsche Colonee wurde nur Provinz besonderer Staaten. — So ist Livland ein Gefilde, welches uns zeigt, was das deutsche Bürgerthum und der deutsche Adel ohne die nationale Basis eines Staatswesens, der gleiches Verord vertragen, vermag und die Geschichte desselben bietet überraschende Parallelen mit der geschichtlicher Coloneen auf heterogenen Böden: es den Klößen Klammer oder es den Ufern Seilens — die Differenz liegt in nationalen und weltlichen Gegensätzen, nicht im Wesen der Verhältnisse.

Mit diesen Worten beginnt der Verfasser sein Werk, das in grossen Zügen die Geschichte unseres Landes in seiner älteren Zeit zu schildern geseht. Ohne erschöpfender Detail, aber mit Hervorhebung der wichtigsten bedeutsamen Momente wird der Anfang der Colonisation dargestellt; die erste Landung deutscher Kaufleute von Wisby auf Galloway her, die Wirksamkeit Nicolaus, dem als Pfälzler volle Gerechtigkeit zu Theil wird, dass die kurze Zeit Berthold und endlich die des eigentlichen Gründers der deutschen Herrschaft im Lande, des Bischofs Albert, des Neffen des Erzbischofs Hartwich II von Bremen, der als Oberherr der dortigen Kirche früh an eine unabhängige und selbständige Politik gewöhnt war. Die Persönlichkeit und die Thätigkeit dieses Mannes werden uns anschaulich vor Augen geführt: seine Klugheit, sein staatsmännisches Talent, seine unerschütterliche Thatkraft, die Freunde, die er über seine Erfolge, aber auch die Feinde, die er über wechselnde glänzende Hoffnungen empfinden musste, wie über das Fehlschlagen seines Planes, der allerdings Herr im Lande zu sein, da der Orden der Schwertbrüder, der, auf seine Initiative ins Leben griffen zu, ihm im Verhältnisse der Vasallität stand, immer selbständiger den

gegenübersteht, wie auch darüber, dass Papst Innocenz III., der aus Livland einen dem papstlichen Stuhl direct untergebenen geistlichen Staat machen und die Metropolitengewalt überhaupt brechen wollte, dem die Vertheilung der erbsächsischen Waide verweigerte. Er wollte nicht eine Oberherrschaft der römischen Kirche über das Gegendem dalien, welches Bercht. des lemnar Erbsächsis in Anspruch genommen hatten und an dem er noch immer festhielt. Riga sollte nicht Bremens Nachfolgerin werden. Neben dem Bischof von Riga sollten andere selbständige geistliche Gewalten in Livland entstehen. «Hätten, was ja möglich war, alle diese Mächte sich das Gleichgewicht, so konnte, allgemalig über ihnen stehend, der Papst als oberster Herr gelten». Dass war allerdings von einem Mal in einem geistlichen Staatskörper die Idee der Metropolitengewalt durchbrochen, und was in Livland geschehen war, konnte in Deutschland oder wo sonst immer von Yacobi d. Lemn. (S. 15) — Schwamm Tage kamen dass Sir Albert, als er an den Dänenkönig Waldemar II. sich wenden musste, um Hilfe gegen die aufständischen, mit den Russen verbandenen Eingeborenen zu erbitten, und wie dass die Dänen darauf ausgehen, das Land, das mit deutschen Ritt und deutscher Kirch bebaut worden, sich anzueignen. Mit Ermuthung musste ihn aber wiederum erfüllen, als er sah, wie die Dänemacht gekrönet wurde und ihre auf die Erwerbung von Ritt und Livland gerichteten Bestrebungen schoberten, wenn er es auch nicht anders konnte, dass die von Orden des Dänen in Estland entrissenen Gebiete diesen in ganz unabhängiger Weise verwalten und nicht etwa in geistlicher Beziehung dem unterstellt sein sollten. Als er auch, wer ganz Liv- und Estland und ein Theil von Kurland den Deutschen gewonnen, Treffend bezeichnet Schwamm die Regierung Alberts als die berühmte Periode der livländischen Geschichte. «Was hier in einem Menschenalter geschah, hat sich in dieser Weise nicht wiederholt, der feindliche Muth, die Schalkheist und der religiöse Impuls der Zeit wirkten zusammen, um dem Unersetzten diejenige Waide zu geben, ohne welche es die Front gewesen wäre. Wer sich von diesem Heiste durchbringen will, der las die Geschik Heinrichs von Lettland, der die Wunder jener Tage mit erlebte und in abhängiger Wahrheitsliebe aufzeichnete. Eingeborenen Quellen setzen Buchen ist die Brücke zum Verständnis der Geschichte Livlands, das unser Mensch des Glückes, der zu ihm und seinen Zeitgenossen hätte, sich im selbst, bewahrt hat» (S. 16 f.)

In dem die Zeit nach Alberts Tod behandelnden Capitel wird besonders die Thätigkeit Balthas von Alva geschildert der sich zum Träger des von Papst Gregor IX wieder aufgenommenen Planes Innocenz' III machte, in Livland einen päpstlichen Vandalenstaat zu gründen und die Selbstständigkeit der Livländer zu vernichten, Bestrebungen, denen sich die Gemüthen des Landes einmüthig widersetzen und die schließlich scheiterten. Hier ist bereits die über so manche Epochen ein dunkleres Licht verbreitende Urk. XI in Hildesbrunn (Lyonen, vorzüglich im 13 Jahrhunderte, im Vaticanischen Archiv 1865) bemerkt und verachtet, und dadurch gesagt, wie nicht wenige andere meinet, als es früher demzufolge möglich war, zugleich aber auch, wie trotzdem so manche Lücke noch auszufüllen bleibt, so manche Mitglieder noch fehlen — Bald darauf ertheilt die Synode des Schwertbrüderordens. Der Ordensmeister Tolquin hatte schon früher versucht, eine Vereinigung seines Ordens mit dem in Preussen seit kurzem angekommenen Deutschen Orden zu erzielen. Das Deutsche Ordens hatte letztern mehrere gräflichen Herren außer dem Papst über sich anzumerken, und Tolquin meinte hoffen, nach der Vereinigung sich von der Verwandtschaft der Bischöfe trennen und in gleich unabhängiger Stellung dem Prälaten des Landes gegenüberzusetzen zu können. Verthältig aber lehnte der Hochmeister des Deutschen Ordens Hermann von Salza die Union ab, und als er denn später einige Bruder nach Livland sandte, um sich über die Verhältnisse zu informieren, leitete der Bischof ungünstig für den Schwertbrüderorden. Im J. 1284 erthien aber die Livländer durch die Letztern eine fast vollständige Niederlage, und jetzt wurde, da andere des Kaples der Deutschen Herrschaft in Livland bevorzuehen sollten, nach Überwindung einiger Schwierigkeiten durch Papst Gregor IX. die Vereinigung vollzogen. Der Hoffnungen des Schwertbrüderordens, von der Oberhoheit der Bischöfe befreit zu werden, schickten sich jedoch nicht: der Deutsche Orden in Livland sollte den Bischöfen gegenüber in dem früheren Verhältnisse stehen. «Darauf aber hat die livländische Entscheidung der folgenden dem Jahr hundert gekräftigt: Ansonst schmerzlich mühte es der Orden auch ergründen, dass er den Etats Nordostland, nämlich Wirland und Harria mit Kamel, ein bereits deutsch kolonisiert Gebiet, wieder überlassen müste — Da darauf folgenden Abtrübseln sind mit unauflösblichen Kämpfen gegen die Eingeborenen, wie gegen die anverwandten Feinde angeht. Verhängnisvoll wirkte besonders

die Niederlage des Ordens bei Dorpat 1280 und zwar nicht nur für Livland, sondern auch für Preussen. Dort brach ein furchtbarer Aufstand der alten Einwohner aus, der erst 1283 mit dem Siege der Deutschen endete, hier beim Kurland und Oesel ab, Sengallen war im Anzuge, wenn nicht Kuffale der Russen, Lettaren und Smewien gestanden. Das von allen Seiten drohende Gefahr findet ihren Ausdruck in der Thronrede, dass von 1260 ab 7 Meilen um Kampf den Tod gefunden haben. Aber der Orden blieb Sieger: Zuerst wurde Oesel zum Gehorsam zurückgeführt, im J. 1297 besaßte auch in Kurland wieder Ruhe, im 1360 war Sengallen unterworfen und die umstrittenen Städte waren, trotz mancher Wechsel- und Unglücksfälle zurückgeführt.

Aber den Erfolgen dank die Waffen entsprach nicht die Erholung und Kräftigung im Innern, und daran war der Gegensatz zwischen dem Orden und dem Erzbischof von Riga. — Seit 1261 war Riga zum Sitz des schon 1245 zum Erzbischof von Preussen, Livland, Estland, Kurland und Sengallen ernannten Albert Beerbar bestimmt worden — schied, ein Gegensatz, der bald das ganze Land in Mitleidenschaft zog. Begründet über war derselbe dadurch, dass beide Theile nach der Herrschaft über ganz Livland strebten. (Dass es keinem Theile gelang, das andere Herr zu werden, ist das Verhängnis des beländischen Mittelalters.) Schon der erste Erzbischof Albert Beerbar ist vom Orden geköpft worden (1286). Seitdem keift er bei zu neuen Theil Frieden; auch während der Regierung seiner beiden nächsten Nachfolger, Johannes I. und II., war das Verhalten ein erträgliches. Unter Johann III. von Schwane aber brach der Kampf wieder aus, und zwar scheinbar zum entscheidenden Momente des Verhältnisses des Ordens zu Riga. Diese von Bischof Albert gegründete Stadt war rasch emporgehört, hatte mancherlei Privilegien erworben und galt bei weitem als die erste im Lande. Deshalb strebte über nach der Orden, der in der Stadt den Jürgeschloß oder den Wittensstein besaß, nach dem Besitze derselben oder wenigstens nach der Mitherrschaft über sie. Daraus entwickelte sich ein verheerender Bürgerkrieg, in dem der Erzbischof auf Seiten der Stadt stand, welche sich nicht scheute, sich mehrere Mal mit den Landesfürsten, den Lettaren, zu verbünden. Der Orden ging schliesslich siegreich aus dem Kriege hervor: 1330 wurde nach Riga dem Ordensmeister Eberhard von Muehlen auf Gnade und Ungnade ergriffen.

Esse wohlthätige Abwechslung in der Darstellung der

Kämpfe mit auswärtigen Feinden oder verheerender Bürgerkriege bei der Abschluß: Staatliches Leben, in welchem die Verhältnisse der Vasallen, des Kriegerwesens, der Besatz, der Städte und des Bildungsstandes bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts werden, könn' nur kurz, wie es die Nothwendigkeit der Beobachtung der Sparsamkeit in der Benutzung des gestatteten Raumes gebot. Es sind oft nur flüchtige Streiflichter, die auf irgend einem der genannten Momente fallen, und man weiß zu erkennen, wie der Fortschritt gerade hier Stagnation geblut hat, wo mehr zu sagen von Interesse gewesen wäre. Trotzdem wird der Leser auch für diese Wenige dankbar sein müssen, besonders da es in ansehnlicher und lebendiger Darstellung gehalten wird. Schonmann schließt den Abschnitt mit den Worten: „Es war, wiewohl immer man thut, ein Fingerring der materiellen und geistigen Kräfte des Landes, den es jedoch, vielleicht zu seinem Heil, uns vergünstigt war, nicht in Folge der Früchte seines Arbeit zu trennen.“

Und nur zu bald stiegen sich neue Gefahren. 1243 brach im dänischen Reich ein nachthürer Aufstand aus. Umeå folgte dem Beispiel, der schwedische Vogt in Åbo landete mit Herosus nach, den König zu helfen, dem kamen verhasste Rivalen der Herosus und Lathaus. Der Orden bewährte auch hier wieder seine Kraft. Nur die Lathausen zogen ungestraft mit der gemachten Beute davon, aber die Russen mussten auch blutige Schlacht, in der allerdings beide Theile nach dem Sieg auswichen, erdulden, der schwedische Vogt wurde gezwungen das Land zu verlassen und in Umeå mit Rückhalt der Aufstand niedergeschlagen. Der Orden gewann durch den letzten Umstand einen wesentlichen Vortheil. Die dänische Herrschaft in Estland war nie erloschen, die überwiegende Mehrzahl der Vasallen war deutschen Ursprungs, auch mehr war die mit der Bürgerschaft Herosus der Fall. Im letzten Aufstande hatte sich die Obermacht der Dänen nicht deutlich gezeigt, aber der Orden hätte sie nicht auszuweichen vermocht. Der erstere war hiesiger Besitzer des Landes geworden. Estland erkannte, dass es dänische nicht werden behaupten können, und trat es 1240 dem Hochmeister ab, welcher es von Jahr später auf den Deutschen Orden in Livland übertrug. Dem Narva nach blieb zwar der Hochmeister der Landesherr, hauptsächlich lag aber die Verwaltung in Händen des livländischen Meisters.

Da oben erwähnten Begleichungen sind ihrer Wichtigkeit entsprechend ausführlicher geschildert worden. „Durch die Vas-

einigung der drei Länder Estland, Livland und Lettland zu einem Ganzen ist die Grenze gezogen, über welche die deutsche Colonisation im Norden nie hinausgekommen ist. Das Ziel des Vertrages läßt sich bei der litauischen Zerstörung des Deutschen Ordens auf seine Aufgabe im wesentlichen das Erzeugnis der schreibenden Macht Litauens und Moskaus gegenüber zu behaupten, was um so schwieriger wurde, als der Deutsche Orden in Preussen gesiegt war, «da seine Kraft gegen Polen zu wackeln» (S. 10). Dazu kam der sehr neue aufstrebende innere Zwist, der wieder auflebende Gegensatz zum Erzstift Rigä. Der Erzbischof versuchte seine Oberlehensherrlichkeit dem Orden gegenüber widerum zur Geltung zu bringen, der Orden weigerte sich eine solche anzuerkennen, und erst der Oswigener Vertrag vom 3. 1386, den aber die Curie nicht anerkennen wollte, schloß den Streit, der Orden verzichtete auf Rigä im Ganzen dem Erzbischof, blieb jedoch im Besitz der von Erzbischof von Markau von erbauten Ordensburg, der Erzbischof entsagte jedem Gehorsam und Huldigungsgebot von Seiten des Ordens. Damit war, wie in Preussen und Karland, welches letztere wie das erstere litauisch worden war, auch in Livland der Orden von der geistlichen Macht entfernt.

Während so die ersten Urawellen im Lande mit einander wickeln, hob sich die Macht der Statthalter besonders durch ihre Kaysersignation vor ihnen, die gerade damals auf ihrem Höhepunkte stand; 1378 schloß sie mit Dänemark den Frieden von Slesland, nach welchem in Zehnkönig ohne ihre Zustimmung kein König in Dänemark herbeiführen sollte und der die Herrschaft darüber im skandinavischen Norden auf lange hinaus begründete. Zur Illustration der, abgesehen von den nachstehenden, verworrenen Verhältnissen im Lande dessen die ausführlicher geschichtlichen Wirren, welche durch die Theorien der des Orden heimlich genannten Bischof von Darpel, Theodorich Danow, hervorgebracht wurden. Der Papst Bonifacius IX. hatte nämlich mehrere für den Orden sehr vorteilhafte Bullen erlassen; Johann von Wallenrode, der Ober des Ordens, war zum Erzbischof von Rigä ernannt worden, das Domkapitel sollte in Zehnkönig nur aus Mitgliedern des Deutschen Ordens bestehen, und sobald diese die Mehrheit erlangt, sollte die rigische Kirche aus einem Augustinerstift in ein Ordensstift umgewandelt werden und der weiße Gewand des Ordens an die Stelle des schwarzen nehmen; auch in Zehnkönig sollte nur ein Bruder des Ordens Erzbischof werden und der Orden das Vorkomm-

recht haben. Würde das alles durchgeführt, so wäre das Kaiserthum vollständig unter den Einfluss des Ordens gerathen. Deshalb traten die Feinde des letzteren dagegen auf. An der Spitze stellte sich Theoderich Dancow und begünstigte den von einem Theil der ripschen Domherren zum Erzbischof erwählten Otto von Buxin. Um dessen Anerkennung zu erlangen, brachte Dancow eine weitverbreitete Coalition von Gliedern innerhalb wie außerhalb des Landes gegen den Orden zu Stande, unter anderen gehörten zu ihr auch die sogenannten Vilsbender, Saarköber, die damals eine Flugs aller Ordensritter und auch Lützenau waren. Der Orden zögerte aber auch aus diesem Kampf ungekehrt hervor. Die hier erzielten Wirren beruhen auf Schimmans Aufsatz: Die Vilsbender und ihre Bedeutung für Livland in seinem «Historische Darstellungen und archaische Studien» 1881, und ebenso auf seinem Aufsatz: Ein Jahrestag vor der Reformation (1482), die Schilderung der Kämpfe zwischen dem Orden einerseits und Polen und Litauen andererseits nach der Zeit der Schlacht bei Tannenberg bis zu dem für den Orden schmerzlichen Frieden von Melisow, der 1488 in Weins aufhört wurde und dem auch Lovland betheilt war. Ferner haben sich zu demselben Aufsatz an die Darstellung der Hinzunahme der Ordensangehörigen zu die Berufungsgegenstände des Costener Concils, des dortigen Thätigen: Johann Waldenrod, der ein Katholik von Riga, obgleich er ein Glied des Ordens war, durchaus nicht immer mit demselben harmonierte, seiner Verurteilung nach Lüttich und der Ernennung Johannes Anshelm zum Erzbischof von Riga im Zusammenhang mit der kirchlichen Reformfrage, welche die deutsche Nation vor der Wahl eines neuen Papstes erübdigt sehen wollte. Für den Franz des Bischofs Lützenau und des Erzbischofs Riga verkauften Waldenrod und Anshelm ihre bessere Uebereinstimmung und damit die Reform der Kirche; denn die durch ihren Akt begünstigte deutsche Nation musste ihrem Widerstand gegen die vor der Reform voraussetzende Papstwahl jetzt aufgeben.

Die Jahre bis 1485 sind wiederum erfüllt durch Kriege gegen Polen und Litauen, wie durch unsere Striftpöfthen, besonders durch die, welche in der litauischen Geschichte unter dem Namen des Hahnenstreits bekannt ist, ob nämlich die Gerechtigkeit des ripschen Erzbischofs die weisse Tracht des Ordens tragen oder die schwarze schwarz der Augustiner beibehalten sollte. Mit der letzteren sollte natürlich ein Übergewicht des Ordens über die Gerechtigkeit

begründet werden. Der Streit darüber verschiedene Phasen, je nachdem die eine oder die andere Partei von der päpstlichen Politik begünstigt wurde, eine Politik, die auf die zurückwirkte, welche in Abhängigkeit von ihr stand. Das tritt in gewisser Beziehung hervor durch den Brief, den der Ordensprocurator in Rom am 22. Juli 1439 an den Hochmeister richtete und der hauptsächlich mitgetheilt wird (S. 119 f.). — Auf dem Landtage zu Weik (Dec. 1438) willigte endlich der Orden darin, dass Erlösche und Capital des Augustinerordens beibehalten sollten. Auf demselben Landtage ward auch eine Landeshauptung zwischen dem Herren und Ständen von Lehen auf sechs Jahre abgeschlossen, was erfolgte und weitere Ercheinung der Ketzerei unter den ungeschworenen Gewalten im Lande. Allerdings war diesem Ertrage ein anderes vorausgegangen, das politisch die Ketzerei gefördert: die Niederlage, welche der mit Beiligung von Lütowen verbündete Erbkönig des Ordens von den Streitkräften des mit Polen verbundenen Kurfürsten des ersten, Grossfürst Sigismund, am 1. Sept. 1438 an der Swicitz erlitten (S. 122). Dasselbe bemerkt, dass Behrens jetzt eben so wenig, wie schon früher an einer anderen Stelle (Mittel d. Ger. u. Gesch. u. Abhandlung Bd. 13, S. 461, Anm.) dem Verfasser sagt, dass der Gegensatz zwischen dem linken im Erlöscheischen Zweige des Ordens stehenden Parteien der Westfalen und Rheinländer bei der Niederlage eine Rolle gespielt oder gar von entscheidender Bedeutung gewesen sei.

Der Streit des Ordens mit den übrigen Ständen des Landes reiste nicht. Dagegen trat in dem Vordergrund ein Zwiespalt im Innern des Ordens selbst, der seinen Ursprung in dem schon früher erwähnten eben erwähnten Gegensatz zwischen dem linken katholisch-erbköniglichen Parteien der Rheinländer und Westfalen hatte. 1438 wählten beide Parteien je einen Capitular zum Meisterrat; der von der Minorität, der römischesten Partei, gewählt wurde vom Hochmeister bestätigt, wogegen die Westfalen protestirten. Das ganze Land wurde in dem Zwiespalt zertrugnen und erhöhte Bedeutung erlangte derselbe, weil er in Beziehung trat zu dem Streit, der zwischen dem Hoch- und Deutschmeister ausgebrochen war, in dem auch die mit dem Ordensregiment unzufriedenen protestantischen Stände verwickelt wurden. Bemerkte an, dass die Tagfahrten der Erlöscheischen Stände im Juli und Sept. 1438 nicht beide in Fernau stattfanden, sondern in Fernau und Weik (S. 124). Diese Spizzen konnten nur richtig erklärt werden, eingehender

ist nur der neue Statut getreut, das der Hochmeister Konrad von Röllingen, der dem Streit ein Ende machte, 1441 für Livland erließ und das bestimmt war, die Kothe innerhalb des Ordens zu kräftigen und dem Fortwuchs der Händel und Wäldern entgegenzuwirken (S. 128) — Nicht lange nachher trat der alte Zerispalt zwischen Orden und Bischöfen wieder hervor. 1448 wurde der Ordenskanzler Bivoster Bodenbacher, ein Offiz. des Ordens, durch die Bemühungen des letzteren vom Papst zum Erzbischof von Riga ernannt, dessen Zeit mit Recht ausführlicher behandelt wird. Über Bivoster ist ein abschließendes Urtheil darüber noch nicht möglich, ob er von Anfang an in einem Gegensatz zum Orden treten wollte, und nach Schumanns Meist die Frage offen, der stinkvolle Charakter des neuen Erzbischofs aber sagte sich zugleich darin, dass er alles das zugestand, was sie wünschten, dem Orden vor seinem Capitel und seinen Vasallen, und doch konnte er nur einen Theil des Versprochenen halten. Durch einen solchen Beitrag aber erzwang der Orden zu Wolmar 1451, dass Erzbischof und Capitel in Zukunft des Ordensgenoss sein sollten, ein Vergeßlich, der dank des reichlichen aufgewandten Geldes 1455 die päpstliche Bestätigung erhielt. In demselben Jahr kam der Kirchhain Vertrag zu Stande, nach dem Erzbischof und Orden gemeinsam über die Stadt Riga herrschen sollten. Kein Theil aber hielt strictly den Vergleich, jeder versuchte die Stadt an ständiger Anerkennung seiner Oberhoheit zu gewinnen, schließlich aber wurde 1454 zu Wolmar der Vertrag zu Kirchhain erneuert, und bis zum Jahr 1469, dem Todejahr des Ordensmeisters Mangon, herrschte jetzt in Innere Friede, das der Orden in Livland besitzen konnte, so dem in Prozessen gegen die Polen, mit denen die anführerische in preussischen Bundes getreten Städte des Landes nach vertraglich vertragen, Hilfe zu leisten. Als Preis für dieselbe versicherte der Hochmeister auf das frühe dänische Estland, das bisher, wenn auch nur zeitweil, unter seiner Oberhoheit gestanden, zu Gunsten des livländischen Zweigs des Ordens, eine Angelegenheit, die strenges erst 1525 zu einem schließlichen Abschluss gelangte. Trotzdem von die Händel reichliche Hilfe an Geld und Mannschaft leisteten, konnten sie der Unglük von Preussen doch nicht abwenden: im Frieden von Thorn (1466) musste Westpreussen an Polen abgetreten werden und nur Ostpreussen blieb dem Orden, aber unter polnischer Oberhoheit. Seit dieser Zeit wird, in Verbindung seiner Theile des Ordens zumer

wahr gelobt, Livland tritt seiner selbständigen dem Hochmeister gegenüber.

Der Erbkönig hatte unterlassen eine Notice an der Ritter-
schaft seine Stills zu gewinnen versucht — denn Riga machte
ihm wegen des vertheidigten Verhaltens, das er ihr gegenüber in
des Kön. gethanen dem Kirchlicher Vertrag und der Ersetzung
dasselben beobachtet — indem es ihr durch die sogenannte „alte
Gade“ 1467 das gleiche Recht verleiht, welches die Ritterschaft
von Harrien und Woldad, die mächtigste städtige Corporation
des Landes, seit 1287 bereits besass, indem die beweglichen und
unbeweglichen Vermögen bis in das städt. Glied männlichen und
weiblichen Geschlechts mit Einschluß der Witwenverwandten ver-
erben zu dürfen. Der Verfasser spricht hier (§ 141) richtiglich
von einem Mannrecht und dass das Vermögen nur bis in das
stätt. Glied männlichen Geschlechts vererbt werden dürfe,
obgleich er des Beispiel der Ritterschaft von Harrien und Woldad
außert und früher (§ 140) selbst hervorgehoben hat, dass 1287
dieser das Erbrecht auch in weiblicher Linie zugestanden worden
sei — Nach Königs Tod brach der Streit mit dem Erbkönig
wieder aus, unter dem Ordensmeister Wolke von Borne (§ 142
muss es 6000 Mark betragen), der 1471 seinen Anteil erachtet wurde
und im Kerker saß, allerdings noch nicht in offener Waise, wohl
aber geschah das unter dem Meister Bernd v. d. Berch, und wieder
war die Quelle des Zwistes die Stadt Riga. Der Erbkönig ver-
handelt sich mit Schweden, aber der Meiste blieb Riga, indem das
Erbrecht ein and. Stützpunkt in Kalkenberg gelangte, wo er 1479
starb. Unter der Fregge der Neuansetzung des Erbkönigs ent-
standete sich der Haß von neuem. Der Meister hatte seinen
Neffen, den Bischof von Kurland Simon v. d. Berch zum Erbkönig
wählen lassen, während der Papst von sich aus den Bischof von
Troja (in Unteritalien), Stephan Grube, dazu ernannte. Die Stadt
Riga erklärte sich für den letzteren, das führte zu einem verheerenden
Kriege zwischen dem Orden und der Stadt, in dem die letztere
glücklich war. Dieser Unseind, sowie die unglückliche Führung
der Feldzüge gegen Pleskau, ererbteertes Herzg. Anstehen, eine
Reihe von Kothpörm, die Krankheit und Hunger brachte, steigerten
die Unzufriedenheit, und 1488 wurde der Meister zum Absetzung
genötigt. Sein Nachfolger, Freitag von Lornghosen, setzte den
Kampf mit Riga fort, in dem dessen siegreich über ebenfalls im Vor-
theil war — unter anderem ward der Ordensschloss in der Stadt

verfügt, und unter dem neuen Erzbischof, Michael Hildebrand (S. 153 ist zu verbessern: Danstow an Rostock und Oesel), erlangte nach einer Niederlage Rügen bei Neuenhufen der Orden wieder die Herrschaft über die Stadt (1494).

Die letzten 68 Seiten teilen die Regierungszeit Walkers von Plattenberg (1494—1502) aus, die gewiss nicht ohne großer Raum für das Wirken dieses Mannes. Auch hier sieht man, wie der Verfasser Entsagung pflegt, wie vieles nur kurz berührt und in gedrängter Darstellung zusammengefaßt werden mußte. Trotzdem erhält man ein anschauliches Bild über die betreffende Periode und die Persönlichkeit des belebtesten Mannes. Wie Plattenberg mit geringer Hilfe des Landes, ohne Bundesgenossen, den Kampf gegen die unter Johann III. genutzte Rosolow erfolgreich bestand und wie trotzdem die Schlacht von Goldbrulle blieb, ist treffend geschildert. S. 153 f. ist die Darstellung keine ganz richtige. Schickane liest nach der ersten Plattenbergschen Chronik zuerst Ischok einer flüchtigen Besetzung unterworfen und dann erst Ostrow belagert werden, während die „Schwede hypothese“ sagt, dass die Livländer, Ischok zur Seite legen lassend, am 7. September 1501 Ostrow eroberten und dann erst Ischok belagerten. Auch die Plattenbergsche Chronik spricht davon, dass, nachdem die Livländer am 1. und 8. Sept. 1501 Ostrow eingegriffen hatten, sie nach Eroberung der Stadt am 8. Sept. wieder abzogen und von diesem Tage bis zum 14. Sept. vor Ischok lagerten. Diese zweite Belagerung von Ischok erwähnt der Verfasser nicht und liest irrtümlich nach der Zerstörung der Stadt Ostrow noch die Burg bis zum 14. Sept. belagert werden. Die erste Besetzung von Ischok erwähnt überhaupt erwähnt (s. Anmerkung f. d. Gesch. Liv-, Est- und Kurland Bd. 8, S. 333 f.). S. 170 ist ein Tag des Sieges Plattenbergs gegen Plucka (1502) nicht 8 Tage vor Kreuzerhöhung (12. Sept.), sondern am Abend Michaelis (15. Sept.) zu setzen. In der Geschichte Rosolows, S. 250 f., sind diese Dinge richtig erzählt.

Ferner zeigt der Verfasser, wie gross Gelübtes Plattenberg auch in den inneren Verhältnissen des Landes gegenüberstand, wie vornehmlich er in der Behauptung der Würden Herren des Landes und der Städte verharren musste, welche auch unter einander durch- aus nicht immer einig waren, wie besonders die Bistumschaften und Städte, Plattenberg hat es aber bei seiner massvollen, verständigen und rühmlichen Politik, wobei er nicht selten die Klagen

miter bessern Erkenntnis unerbittlichst lesen magte, verstanden, den neuen Frieden zuweilen zu erhalten. Auf der andern Seite waren es die unermüdeten Bemühungen, wie besonders das wenig geachtete Verhältniß zu Russland, mit dem man zu keinem dauerhaften Frieden kam, sondern immer nur zu erzwungen auf Kaputt oder kürzere Zeit abgeschlossenen Waffenstillständen, welche einen Gegenstand der Sorgen bildeten. Die polnische Seite und das russisch-russische Blick des Meisters zeigte aber der Zweifel, daß er in das Gelingen der optimistischen Hoffnungen des Hochmeisters Albrecht von Brandenburg setzte, welcher das Ordensland im allen Umfange wiedergewinnen wollte, ein Pönitentium, der nur so geschicklich war: Albrecht konnte nicht umhin Plattenberg hatte, so weit es in seinen Kräfte stand, und die besten Dienste nicht große Anstrengungen zu, Hilfe geleistet, freilich nicht, ohne Zugeständnisse von Hochmeister erlösen zu haben. 1525 erfolgte die Verwundung des Ordenslandes Preussen in ein weltliches Herzogthum unter polnischer Lehnhoheit. Dazwischen war jede Verbindung zwischen Preussen und Livland, welche schon lange keine feste mehr gewesen war, gelöst.

Das letzte Capitel behandelt die Reformation in Livland, welches sich zum Theil, wie das auch in anderen Abschnitten geschahen an eine frühere Arbeit des Verfassers stützt, und zwar an den zur Luthertreu in Riga 1846 gehaltenen Vortrag: „Die Reformation Alt-Livlands“. Frühere traditionell gewordene Irrthümer sind vermieden und neue urkundliche Funde verwendet. Der Vorwurf, der gegen Plattenberg erhoben worden ist, dass er nach dem Tode Albrechts von Brandenburg nicht den Entschluß lassen konnte, sich zum weltlichen Herrn des Landes zu machen, sondern mit der Schatzkammer sich begnüge, wird als ungerecht verworfen (§ 103 f.), eine Frage über die die Ansichten sich wohl einig sein werden ungelöst lassen.

Zur letzten Note sei eine kleine Erweiterung erlaubt. Schumann sagt dass Plattenberg mit dem Schwerte umgürtet gerade vor dem Alter der Johannisikirche in Wenden starb, die die der Tod überwaute. Worauf die neuer wiederholende Schreibung, dass Plattenberg in der Kirche gestorben sei, eigentlich beruht, ist für Reformaten nicht nachweisbar. Die Meisnerdruck im 5. Bande des Archivs f. d. Gesch. Liv-, Est- und Curl. S. 166 sagt nur: „Starb in gottem aber sitande vñ einem swert und umgürtet

mit einem Schwerdt; und die im 4. Bande S. 250. -Stück von Nättrichens Oden in einem Hosen und Wams (p. sinis. ital.). Plattenberg starb am Sonntag Oculi (29 Febr.) 1645, dass der Tod aber gerade in der Kirche während des Gottesdiensts erfolgt sei, wird meines Wissens nirgends ausdrücklich überliefert. In der JohannisKirche in Wenden ist der Mönch nur bestattet, und dort hat sich auch sein Grabstein bis zum heutigen Tage erhalten. Sebertz, Walthar von Plattenberg. Sonderdruck, S. 88, meint, Gudeknecht, Livl. Jahrbücher, I. B., S. 248, habe sich, indem er sich auf die Stelle in Arnold Chronik, II, S. 200 - in Wams und Hosen für Altar auf dem Stuhle - bezieht, verlesen, wenn er sagt - auf einem Stuhle vor dem Altar. Bei Gudeknecht heisst es aber: Nach dem Altar starb W. v. Plattenberg in Wenden auf einem Stuhle vor dem Altar. Er hat oben beide Worte und das letztere von sich aus hinzugesetzt, denn in dem von ihm citirten Quellen findet sich dasselbe nicht.

Ausser dem gelegentlich bemerkten Unrichtigkeiten sind Referenzen nach dem Aussich vieler angeführt, zum Theil Druck- resp. Uebersetzungsfehler, die der aufmerksame Leser leicht als solche erkennen wird.

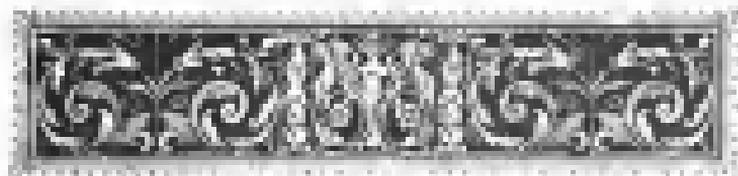
Dem Text sind eine Reihe von Abbildungen beigegeben, von denen das Bild des Walthar von Plattenberg nicht unbedingte historische Treue aussprechen kann. Eine grossere Anzahl ist von diesem Bildnis stammende Seiten Plattenbergs aus Schliess zu Eigen von dem Jahr 1645, von dem Kopf, welches ein Zinnguss darstellt in gezeichnete Wiedergabe hergestellt worden ist, jetzt nach Photographien erhalten. Dieser Kopf zeigt grosse Aehnlichkeit mit einem auf Schloss Nordkirchen in Westfalen, einer alten Plattenbergschen Pfaffensbestattung, erhaltenen alten Gemälde Plattenbergs. S. Rig Zeit 1885, Nr. 240.

Der Schluss des 2. Bandes und damit des ganzen Schönemannschen Werkes wird der Abschrift „Trenn der Schreckliche und seine Zeit“ bilden, in welchem neben den russischen auch die davon theilweise nicht so trennenden polnischen und livländischen Angelegenheiten eine Erörterung werden finden müssen; für uns wird darin besonders die Schilderung des Untergangs der Selbständigkeit des Landes von Interesse sein. -- Schliesst sei noch der Wunsch ausgesprochen, dass die Verlagsbuchhandlung die Geschichte Livlands abgezeichnet. Er sich verküpflich machen mag. Weil wird

der Besitz der beiden Bände angegeben sein, da der Inhalt derselben überein zu einander in Beziehung steht. Trotzdem würden nicht wenige die sich des weit unbedeutenden Preises wegen nicht das ganze Werk anschaffen wollen, dankbar sein, wenn ihnen der Ankauf nur der Estländischen Geschichte, oder wenigstens des zweiten Bandes allein, also zur livländischen Geschichte auch die Schlussabtheilung, ermöglicht wird.

Ph. Schwarz





Leopold von Ranke Über die Geschichte der Rheinprovinz.

Der Freund der heimischen Geschichte wird es oftmals be-
klagen, dass er in den allgemeineren Geschichtswerken,
wie in den spezielleren Werken, die die Geschichte der angrenzenden
Staaten behandeln, nur wenig Rücksicht auf die Ereignisse in den
Grenzländern, auf die Entwicklung ihrer eigentümlichen Sitten und
Verfassung genommen findet. Ja, man darf sagen, dass dieser
Mangel die Hauptsache an der geringen Kenntnis der heimischen
Geschichte trägt, die in unserem heimischen Lande wahr-
scheinlich ist, denn zur Beschäftigung mit den ausländischen antiken-
schen Werken, welche diesen Gegenstand behandeln, gelangen nur
Wenige, um so mehr, als jene Werke für einen weiteren Leserkreis
meist nicht besond'rer genug geschrieben sind.

Erfreulich ist es nun, dass in der Weltgeschichte Leopold
von Ranke, der zunächstlich auf lange Zeit kaum die populäre
Geschichtsdarstellung beherrschen wird und deren Inhalt ebenfalls
wird eine Art Kanon für die Geschichtskennner des Gebildeten
werden dürfte, die Entwicklung christlich-germanischer Cultur an der
Grenze eines ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung entsprechende Dar-
stellung gefunden hat. Selbstredend keine zufällige Dichtung,
denn diese würde aus dem Gesichtskreis universaltätlicher Be-
trachtung herausfallen, wohl aber eine scharf und, so weit es die
Objektivität des nicht partiellierten Historikers gestattet, auch
lebendig beleuchtete der hervorragendsten Punkte. Freilich ist
es mehr Fremde, die Sitz der Hauptsache des Deutschen als

die ferneren Gebiete an der Dniep, welche dem Historiker frecht, aber in dem Zusammenhang der Reihe und Kettengeschichte enthält doch auch die Colonisation und Christenbring Livlands die getöhrte Stellung. In dem vorliegenden achten Bande wird die Geschichte der Hochmeister bis auf Wierach von Kasprowski geföhrt.

Wir müssen gestehen, dass der universalhistorische Gesichtspunkt uns bei weitem die bedeutendste Ansicht weltlicher Geschichte zu gewöhren schenkt. Die Geschichte Livlands als eines einzelnen politischen Gebildes führt im 16. Jahrhundert zu die besorgte Katastrophe der Auflösung aus, der Zertheilung des Landes unter die umwohnenden Mächte, man könnte den Ausgang tragisch nennen, wenn er weniger kläglich wäre. Die Geschichte Livlands dagegen, in eine weitere kulturhistorische Beziehung gesetzt, wirkt erfreulicher und erhebt sich. Eine Aufgabe, welche dem Ordenslande hier an den Grenzen des weltlichen Cultur und Kirche gesetzt war, die Bildung einer hohen Warte und Gewissen gegenüber dem Andrang von Osten her (Ranke redet von dem Ansturm der Mongolen, die Europa zu überfluthen drohen), diese Aufgabe ist gelöst und auch unter wechselnden politischen Verhältnissen eine eigenartige Gestaltung europäischer Cultur erhalten und bewahrt worden. In der Gruppierung der weltlichen Gebilde bei dem Colosse an der Ostsee eine bestimmte unanrühbare Stelle, die sie unverrückt behauptet hat; von der Verkettung der Ereignisse ist sie nicht losgerissen worden.

Ranke betrachtet die Colonisation Livlands im Zusammenhang die allgemeine Ausbreitung der lateinischen Christenheit nach Norden und Osten. Vor dieser universalen Betrachtung verschwindet die Erbittert und der Kampf zwischen Deutschen und Litauern um den Besitz der Ostseelände, diese Fehden sind geringfügig im Vergleich zu der Thatfache, dass Beide für das gleiche weltgeschichtliche Ergebnis gearbeitet haben. So leidenschaftlich sie gegen einander stritten, können beide doch ohne das andere sein Ziel erreichen können.

Befreit von der ersten, durchaus deutschen Colonisation an der Dniep urtheilt Ranke, »Litauern habe ihr durch die Gründung einer christlichen Herrschaft an der Ostsee anzugethene Vorrecht gelöst«. »Der Ausdruck und die beste Frucht der damaligen deutsch-litauischen Beziehungen ... war die Stiftung der Colonie Livland. Auch können vorsetzen sich wir zu den orientalischen Unternehmungen der Epoche mit den christenmännlichen Tendenzen die

der Eroberung und vornehmlich des Handels.« Ranke berichtet über Mevius, erwähnt kurz Berthold und verweist dann länger bei «Albert von Appellern, dem eigentlichen Stifter des ganzen litauischen Wunsens». Die Gründung von Nigs, die Errichtung des Ordens, die Anlage der Burg Wendau wird erwähnt, aber auch auf das von Anfang an zahlere Verhältnisse des Handels an dem Orden hingewiesen. Ranke versteht nicht den Zusammenhang mit der «litauischen Weltlage zu betonen, indem er die Beziehung des Handels durch den deutschen König Philipp, sowie das litauische Interesse hervorhebt, welches Papst Innocenz III. dem neuen Missionarjehel wollte. Alles zusammen hält er es für zweifelhaft, ob die Colonie auf der Dauer mit eigener Kraft sich hätte behaupten können, zumal gegenüber dem krossenartigen Widerstande der Esten, die auch von russischen Seite unterstützt wurden. Wenn sonst Waldemar von Dänemark, von Bischof Albert selbst um Hilfe angesprochen, seine gewaltigen Waffen nach des heiligen Königs Wunsche, so lag darin trotz der augenblicklichen Schenkung der deutschen Herrschaft dennoch eine notwendige wirkungsvolle Unterstützung des gesamten Colonisationswerkes. Nachdem Waldemar Hilfe gubrecht, zugleich aber heilich Estland und Usel in Besitz genommen, so erhielt Ranke: dass bei natürlicher Entwicklung der Dinge der deutsche Einfluss in den heilischen Gegenden des Nig daraus gänzliche haben würde, zumal da er von Papst und Kaiser unterstützt wurde. Allein der kaiserliche, vor allem auf die Beherrschung Italiens gerichtete Wille war damals schon nicht mehr der Ausdruck des deutschen Gesamtwillens. In richtiger Würdigung der sigenen, wie der allgemeinen deutschen Interessen brach bekanntlich eine Coalition deutscher Fürsten die slawische Obermacht, von 1217 gab es keine Ergebnisse einer christlichen Macht mehr auf der Ostsee. Wer nun auf dem Wunsche die deutsche Colonie wieder auf sich gestellt, so sagte sich auch richtig, dass sie in ihrer Fortdauer sich eben so wenig wie früher behaupten konnte. Da aber erfolgte im Angesichte der krossen Gefahr die Besetzung Preussens durch den Deutschen Orden.

Nachdem ausführlich wird die Geschichte dieses Ordens von Ranke behandelt, die Fortsetzung mit dem Schwertorden kurz erwähnt und festgesetzt, dass auf diese Weise eine verteidigungsfähige Macht an den heilischen Küsten im Stande kam, die von einer Gefahr «jeden ferneren Anspruch von Seiten Dänemarks auszu Regell vorzubeugen» konnte.

Wie schon im Anfang erwähnt, setzt uns Ranke die immense Mühe, in der der Staat des Deutschen Ordens in Preussen auf Livland aufzubauen, in eine weltgeschichtliche Beziehung zu der bestehenden Unterwerfung Europas durch die Mongolen. „Nicht als wäre die preussische Kolonisation des Ordens von vornherein durch den Mongolensturm veranlaßt worden, . . . allein im Tage liegt, wie sehr aus jenen ersten nördlichen Indrathen . . . in seinem Widerstreben gegen die vorrückenden christlichen Institutionen durch den Einbruch der Tataren angeprengt und befestigt werden musste. Indem der Orden diesen zweiten Feldzug bezwang und sich in seinem eigenen Bereich selbstvermögend aufstellte, so wie er sich zugleich dem von dem überwältigten Russland herfließenden Einwirkungskraft der Goldenen Horde auf das Kräftegebiet entgegen. Sein Staat wurde zum vornehmsten Bollwerk des Abendlandes gegen Osten, an dem sich auch das polnische Polen und weltliche Ungarn allmählich wieder selbstständig vermochten. Ausdrücklich lobt Ranke hierher, diese Combination sei nicht nur eine gelehrte Abstraktion; die Bulle des Papstes des dreizehnten Jahrhunderts wenne wiederholt darauf hin; die Zeitgenossen selber lebten und wirkten in dieser Idee. Besonders ausführlich werden die Kämpfe gegen die Litauer behandelt, in denen hauptsächlich die Weltgeschichte des Ordens als Vorarbeit gegen Osten für Europa sichtbar und greifbar wurde. Auf die Schlacht Preussens und die dortige Geschichte des Ordens beschränkt sich die Darstellung mehr und mehr, während die livländischen Ereignisse nur kurz berichtet werden. Wenn sich dies zum Theil aus einem besondern patriotischen Interesse des grossen Historikers erklären lässt, so hat es doch auch seine unabweisliche sachliche Begründung in der hervorragenden Bedeutung, welche die preussische Ordensgeschichte für den Fortgang der Weltgeschichte gewonnen; die Entstehung des Herzogthums Preussen, dessen Vereinigung mit Brandenburg zur Begründung des Staates, den wir heute Preussen nennen, — diese Ereignisse sind es, welche ihre Bedeutung auch in die Vergangenheit zurückverfolgen lassen und das Interesse für die Kette der gewaltigen späteren Schöpfung erwecken müssen.

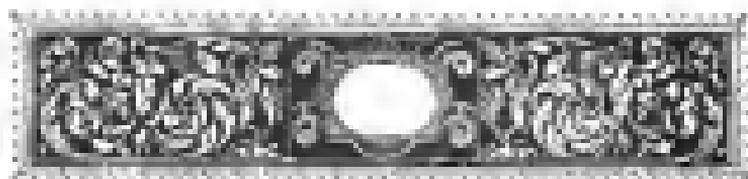
Indem berührt Ranke auch die Frage, warum die Schlacht Livlands sich so ganz anders als die Preussens entwickelte? Er führt als Antwort zwei Ursachen an: erstens, „dass die Gewalt des Erzbischofs in Riga mit der des Ordens fast hoffentlich concurrirte“, zweitens, „weil dies beinahe, dass an der Organisation an

den erforderlichen Einleit- und Geschlossenheit geknüpft, sodass zweitens: dass sich die hiesige Einwanderung nicht in diese entlegenen Gebiete hinüberziehen liess; dem gegenüber war in Preussen die Einwanderung so stark, dass die einheimische Bevölkerung allmählich ganz und gar durch die verdrängt wurde. Die ungenügende Besiedelung Livlands erklärt sich auch dadurch dass das südliche Preussen und das nördliche Ostpreussen gelegene Samogitien nicht auf die Dauer von dem Orden erobert werden konnte und dadurch die Abgeschiedenheit und Abgeschlossenheit jener nördlicheren Gebiete sich noch steigerte. Mit den Versuchen zur Unterwerfung Samogitiens beschäftigt sich Ranke mehr als eingehend, mit dem verhängnisvollen Erfolge, der 1520 erntet wurde, schliesst die Darstellung.

Au den räumlichen Strichlinien, welche Ranke im Fortzuge seiner Geschichte auf die Verrast unseres Landes hat ziehen lassen, mag der Spezialforscher vielleicht manches anzusetzen finden. Ein Wagt zu umfassenden Inhalts, wie das der dringensbedeuten grossen Geschichtsschreibers, kann nicht in allen Einzelheiten dem Gange der allmählichen Fortschritt folgen; die neuwissenschaftliche Vollständigkeit des gegenwärtigen wissenschaftlichen Getriebes macht es schlechthin unmöglich. Wir glauben aber, dass wir dennoch für das, was Ranke von unserer heimischen Geschichte gewagt, ein unbefangenes Dank zu stellen haben. Mag der, welcher hier oben dort Anstoss nimmt, sich an die Worte erinnern, mit welchen Ranke sich selbst unterbreitet, nachdem er gegen Veckens ungenügenden Widerspruch erhoben hat: „Ich bin einmal Anstellungen an den Werken der Meister zu machen, die ich bewundern und machen.“

Dr. G. Harnack





Notizen.

Bezüge zur *Leben* und *Volkskunde* von Klaus-Löffelgrün. IV. Heft. Leipzig, Gutzke und Croyde Hirsch von Sauerberg. Ein geschmackvoller Commentar zu Goethes *Richtung und Wahrheit*, mit diesem Werket Aequivalent in derjenigen Hinsicht, auf deren Voraussetzeln aus dem *Leben* Hansrich von Dr. Joh. Friedrich Schiller, Oberlehrer an der neuen Hochschule in Sauerberg. Strassburg, Metz, 1898. S. 64 ff.

Der Name des englischen Dichters *Leah* verknüpft sich von mehr als hundert Jahren da herden edelsten und westlichen Lande deutscher Zunge. War auch sein *Leben* ein karges und mühsames und seine Dichtungen, wenn auch Zungenweise edelstimmtesten Tönen und gemüthl Auffassung der ihm umgebenen Natur- und Lebensverhältnisse, wie auch einer merkwürdigen, so reichen Keime für die Folgerkeit fruchtbarer Periode unserer deutschen Literatur doch wie sein *Leben* verrieth und bruchstückartig, so kann er sich wohlgetrost über Mangel an Nachreim nicht beklagen. Selbst Goethe in *„Richtung und Wahrheit“* die Aufmerksamkeit auf ihn lenkte, ist meines Wissens die überaus Specialforschung mit keinem deutschen Dichter zweiten Ranges so aufmerksam beschäftigt gewesen, als mit ihm. Selbst an einem eigenen literarischen Beobachtungswort, der dadurch ein nicht geringerer wird, dass der Verfasser (W. Arndt) sich später als Urheber des *Machwerke* erregte, hat er seinen Namen hingehen müssen. Und noch stehen aus bedeutende Veröffentlichungen über ihn bevor.

Sind nun auch die meisten dieser Forschungen, und wir möchten sagen die gründlichsten, auf seine Lebenszeit in den Ostprovinzen zurückzuführen, so hat doch auch, sich Ludwig Tieck, Deutschland

sich immer wieder mit ihm beschäftigt. Bei der Heranziehung jenseitigen des Material zur Feststellung der Biographie des Dichters, so ist seine literarische Fruchtbarkeit in ihrer Totalität und in Ermittelung der zeitgeschichtlichen Geistesrichtung hier mehr Gegenstand der Untersuchung gewesen. Eodem bei die strasburger Periode, eigentlich die einzige bedeutende in seinem kurzen Leben, auch bedeutendes stilles Geistesverweiden und Freuden der Gesellschaft Dichtung, wie August Böber, Julius geleitet, im Einzelne gelobte Studien über Less als veröffentlicht. Dessen letztere nun ruht sich der Verfasser der vorliegenden Schrift an

Nach einem kurzen Abriss von dem Leben des Dichters, werte mir die Nachweise von dem Einfluss Lessinger Dichtungen auf Goethe nicht recht gelungen scheint, geht er zunächst die bisherigen Documente über Less' Verhältnisse an jener Seiten heranzuziehen Otfrieder durch, deren Register und Aufsteller Less mit nicht gerade grossem Glück in Benutzung zu spielen hatte. Dabei hat ihm das aus Schillers Nachlass stammende Leipziger Tagebuch von 1772, welches v. Urlichs in der „Deutschen Rundschau“ 1877 veröffentlichte, einen wichtigen Anhalt zur Kenntlichung jener auf dem Titel genannten Cleopie Flich, die Less dort persönlich kennen und aus einem Clephelen nennt, mit welcher der ältere Juner beiden Karlstädter, v. Kiesel, auch verlobte. Seine Forschungen ergeben, dass Susanna Cleopie Flich, Tochter eines Jambien, wirklich mit dem älteren v. Kiesel verlobt und von ihm und dem Eltern seiner Braut ein Eheurgespräch unterschrieben war, das es dem Verfasser gleichfalls aufzufinden gelungen ist, und dass somit die Verhältnisse in Less' „Schicksal“, als deren Verfasser er deshalb Klinger gehalten hatte sich zu nennen, noch mehr mit der Wirklichkeit übereinstimmen, als man bis jetzt anzunehmen konnte. In diesem Eheurgespräch, welches erst nach 14 Monaten vollendet werden sollte, verpflichtete sich Friedrich Georg v. Kiesel, wenn nach Verlauf dieser Zeit der Ehecontract durch eine Scheidung nicht in Stande kommen sollte, 14000 Livres zu zahlen. Bis dahin sollte der Ehemann in die Heimat reisen, um die Einwilligung seiner Eltern zu erhalten, wor über nicht wieder kam, wie besagter Daron, der sich im Augusthaff schon 1776 mit einem adeligen künftlichen regaler Frauen vermählte. Der Verfasser vermutet, er habe sich nicht weiterermäßig bekommen. Und dem kann ich mich nur anschliessen.

Weniger begleitet als die vorherigen Nachrichten über diesen wirklichen Zögling unseres Less und die Mittheilungen der Familie

Philo, Cleopatra sei eine Japanfreundin der Frederike von Saxe-Weim gewesen, nach wanger der Vermuthung, Goethe sei nach der Philologin Penelope bekannt gewesen und habe auf seiner Schwimmanreise 1775 einem Concert in Philologens Hause beigewohnt. Durch diese Ermittlungen sind worden auch die Verhältnisse in den Entwürfen des dramatischen Nachlasses von Less, die Wieland 1824 herausgab, etwas mehr aufgeklärt. Die «Katharina von Siena» ist Cleopatra ältere Schwester Emma Senecas, in der «Alten Jungfer» ist Wieland Less selbst und Ott ist der Freier Katharina, der Schwester Cleopatra. In einem andern Entwurfe der «Alten Jungfer» tritt der Vater Polich selbst mit Namen auf. Das Holstage hatte schon Wieland in einer Anmerkung vermutet. Less spielte von mit der verlassenen Araminta, nachdem ihr Holstage von Straßburg abgereist war, ein ständliches Spiel, was er zu bekanntlich nach einer Rückkehr von Weimar mit Frederike von Saxe-Weim spielte: er drängte sich ihr als Liebhaber auf, und die Vermuthung des Verfassers, er habe dies Spiel getrieben um die Hand dem treulosen Holstage zu erhalten und im letzten Augenblicke vor dem wahren Holstage zurückzutreten, ist denn doch zu christlich, als dass man nicht ihr gegenüber die andere aufstellen möchte, der schon vor seiner Abreise treulose Holstage habe Less zu diesem Spiel veranlaßt, um so einen Eifersuchtsdramen überleben zu werden. Ja, auch der junge Bruder des Holstage, der noch vor der Abreise desselben in Straßburg eintrat und sich mit Less über dessen Liebelei mit Cleopatra, die wir sie nie in jeder Hinsicht schändlich belegen und betragen christliches Hingewälchen vorfindet, ermahnte, so dass Less sich eine Zeit lang von ihm trennte, scheint mir dieser anderen Angelegenheit nicht fern gestanden zu haben. Das ist der Eindruck, den die sorgsamsten Untersuchungen des selbigen Verfassers in mir zurückgelassen haben. Ist er nicht gerade christlich für Less, so ist doch christlich das fürchterliche Schicksal, welches dem unglücklichen Liebster bald genug erwirkte, von erster Natur: «Rechtet nicht, was dem dir nicht gerichtet werdet, sondern es sagt dieses Beispiel zu recht die meisten geschichtlichen Verhältnisse in französischen Gardiensstellen, die sich in mehreren Dramen unserer Sturm- und Drangperiode, besonders genau aber in Less' «Soliman» spiegeln. Die Untersuchungen (S. 51 ff.) über dieses Lustspiel und die Vergleichung desselben mit Wagners «Erlens Hainchens» werden jedem Freund der deutschen Literatur höchst willkommen

ein, wie wir überhaupt dem Verfasser für seine Bemühungen zu Dank verpflichtet sind. Jene vorstigen Verhältnisse im französischen Garnisonstade haben auch Schillers Unglück gemacht; Free von Kalk konnte sich von ihrem Miasm trennen, weil man es für unschädlich hielt, dass die Form eines Offiziers mit ihm in einer französischen Garnisonstade lebte, besonders aber, weil es dem Offizier so bequem war, keine Klagen zu Erzeugn ihrer Anschuldigungen zu haben, so blieb sie in Mannheim und letzte Schiller mit Gesundheitsaufregungen in eine gefährliche Krankheit.

St. Louis, in Thüringen

Dr. Robert Soxberger.

An der Quelle Von Johannes Conrad. März 1858. S. 21. 2

Da aber habet regischer Strand! Denn Willen haben schon die Dreijährigen Glieder empfah, dasa Othen und Joran die ersten Maßlichen Parte gesehen, an denen der Krebs theilnehmen durfte, um die Endfertigkeit dieser kugelschweiften Lügen und der jenseits dastellen sich schmeichelnd nachberechneten Fläche bei der Jüngling den ein übertraffenen Eindruck der Meeresseligkeit gewonnen, und an wie vielen Gestalten, an wie mannigfaltigen Klauenöffnungen der Meer noch gewirk, die Vorstellung der Unendlichkeit, der in ihrer Ruhe, wie in ihrer Erregung unpassenden Größe der Meeres an dem fast abgeseht zu erweckt wie unter den Klauen Assarich mit dem Blick auf das fast verschwindenden Leuchthorn der Dünensteile und dem ungelahrte Gesehensse begessenen Harn von Raggaten. Wie verheunagend reges die blauen Kuppen des Blaugerberges und der Telemacher Hüben nach Stiles über des Fahrersmann hervor! Gar viele und nicht dort hinauf getragene, viel weniger noch an jense Spitze getragen, die was nach Schreibung eröffnet, Märlich der allbekanntest und doch wieder eigenartig für sich. Es sind auch schon 30 Jahre her, dass der Schreiber als Stiller Student mit einem wackeren Prater aus ersten Male des Strand entlang schritt bei Raggaten und Kammern ankamste, 23 Jahre, dass ihn der Wagen des Schlosskrühen Factors zu Keagoren verführ, um die Spitze bei am nach Pionas und dann landwärts nach Nordharn brachte. Im vorigen Sommer hat er wieder dort an der Stelle gestanden, wo die Strasse von Kammern her aus Meer mündet, ist's Raggaten, ist's Pöskelenock? Das wird

er nicht mehr — aber hübsch und heimlich ist das Flirren dort und schön und erhaben ist dort auf Meer zu schauen.

Dortin und immer weiter Via aus Koch des Rigaerchen Bogen bei Domschke führt Johann Conrad ihre Leser. Dass ihre Einstellung nicht von ist, dass der Sache keine Schäden. Nimmt denn der heutige Staatsbewohner etwa die Jahrgänge des -Rig Almanach- von 20 und 25 Jahren mit ihnen? Der Verfasserin ist zu denken, dass sie zum Wiederabdruck ihrer frischen Schilderung der Wanderstunde gegriffen hat, die von den Voraussetzungen des rigischen Badeorts seit 1868 wenig berührt worden sind. Man greife nur nach dem Buchlein und lese kennen, wenn das Auge nicht mehr sieht und der Fuß zum gewöhnlichen Spaziergang nicht mehr trägt; wer Kraft und Masse hat, lässt sich auch wissen, den Weg selbst nachzugehen. Je mehr man in der Fremde ist, um so wohlthuernder ist das Bewusstsein, die Heimat zu kennen, um so glücklicher fließen die Lachen in der selbstgenossenen Kanone der Heimat, und um so schmerzlicher, wenn sie sich nicht mehr schließen lassen. Der Genuss der Schönen an anderen Orten bietet für den Mangel keine volle Ersatz.

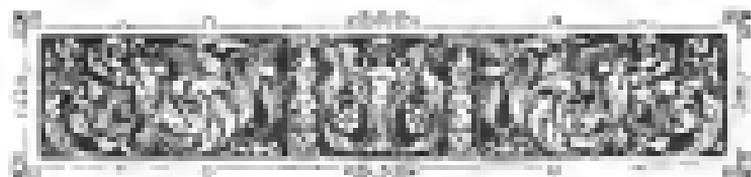
Pr. B.



Herausgeber: H. Weiss. — Verantwortlicher Redakteur: H. Holländer.

Erstausgabe eingetragener - Posen, 25. März 1868 r

Verlegt bei Adolph Schöne in Posen.



Kirchliche Einnahmen in Altland.

Gewissermaßen sich selbstgenügend und bestimmt vollständig nach von Mitterleiter das Wachstum des Einflusses der Kirche und der Zunahme des Besitzes derselben; jeder Wechsel in der Organisation der Kirche wirkt sich auf die Vermehrung des Kirchenvermögens. Der Fortschritt der christlichen Kirche in die Reihe der politisch unabhängigen Faktoren unter Konstantin dem Großen ist bezeichnet durch den Gewinn einer rechtlichen Unterlage für die Gründung eines selbständigen Kirchenvermögens, indem der Kaiser die Kirche für erwerb- und erblich erklärt. Trotz der Stürze der Völkerwanderung gelang es der Kirche bald, sich gewisse Besitzungen zu erwerben, doch blieben die Einnahmen unregelmäßige, zufällige, bis die Kirche in den neu entstandenen germanischen Staaten, namentlich im frankischen Reiche nach einer festen Organisation gebracht wurde und man von sich aus an die Aufgabe ging, der Kirche gesetzmäßigen Besitz und feste Einnahmen zu erwirken und zwar in Form des Zehnten und der Beneficien.

Die Leistung des letzten Theiles dieser kirchlichen Naturalsteuer an die Kirche war als freiwillige Leistung schon vorher üblich und da üblich gewesen, so einer gesetzmäßigen Abgabe erhielt erst die Synode von Mâcon 585 den Zehnten, indem sie bezüglich des Stämmigen mit dem Besitze beehrte. Zu dieser wesentlich aus dem römischen Gewohnheitsrecht entlehnten Leistung traten nun Steuern, welche erst als Abgabe an den römischen Staat betrachtet, nunmehr vielfach der Kirche geschenkt wurden. Auf dieser combination Grundlage beruhend, brach sich der Zehnte allmählich als kirchliche Steuer über das Frankentum aus, bis ihn die großen Nordsee-

der fränkischen Kirche, Pippin und Karl der Große, als eigenartige Abgabe bestätigten. Nicht zufällig nennt der Kirche eine derartige volle Einkommensquelle gesichert zu haben, schenken die Könige der Kirche auch einen festen Landbesitz, indem die verschiedenen, jede Kirche volle Landbesitz mit einem eigenen Lehn-, einem vollen Mergen dazwischen. Schenkungen gab es an jeder Kirche bestimmte Grundstücke, deren Naturvermögen des kirchlichen Besizers bestand, das Besondere, wie dieses Verhältnis nach Analogie mit dem bürgerlichen Leben bezeichnet wurde. Somit waren schon in der fränkischen Monarchie der Kirche drei grosse Einkommensquellen gesichert: freiwillige Schenkungen und Gaben, der Kirchengelde und des Besondere. Die weitere Entwicklung der Kirche führte dazu dazu, dass, wie sich die und schließlich die einzelnen Kirchensätze von einander abgegrenzt wurden, so auch die ursprünglich als Eigentum der Gesamtkirche betrachteten Kapellen gesondert wurden; das Schlüsselrecht war, dass jedem Offizium (Amt) nach ein bestimmtes Einkommen entsprach, dass auch die Zehnten und Gaben regelmäßig geteilt wurden unter die einzelnen Besitzer der Kirche, um, mit dem Besondere an die bestimmten Amt gehalten, die Pflichten oder Pfunde derselben zu erfüllen.

Diese im Mutterlande üblichen Einrichtungen trugen die deutschen Colonisten nach an die Dina über unter die Leitung und Erben trotz heftigen Widerstandes wesentlich gegen den Zehnten. Leider sind uns keine genaueren Nachrichten über die Beschlüsse des Erzbischoflichen Provinzialconcils von Nizza erhalten, welches unter dem Vasallen des an Livland so verdienstvollen päpstlichen Legaten Wilhelm von Mohren 1255 die kirchlichen Verhältnisse Livlands und Kurlands regelte; um so erwünschter ist es, dass uns eine Urkunde (J. U. B. I. Nr. 248) vorliegt, welche Aufschluss über die Stiftung von Pfrunden in Kurland gewährt. Hieraus gingen sich (1256) der Bischof von Kurland und der Statthalter des Hochmeisters über die Errichtung von Kirchen in Kurland, und zwar sollen zunächst 11 gestiftet werden, 4 von Bischof und 7 vom Orden, die letzteren zwei Dritteltheile des Landes bezogen. Alle diese Kirchen erhalten gleichmässig von „gebührenden“ (L. i. bezahlbaren) Landa 4 Haken und Henschlitz, welche 50 Fuder betragen, von Fuder. Dazu kommen dann an jährlichen Einkommen in dem nämlichen Bezirk je eine Last Roggen, Gerste und Hafer und drei Strohfüsse (7/8 Mark) Silber, welche der Bischof oder Orden bezieht, und 2 rigische

Phonge pro Seele von jedem Hausangefliche, nämlich also weltlich, welchen der 14 Jahr überschritten hat. Dem jährlichen Lasttagen und ihr des andern Bezirk haben abgetreten, dass die Kirchensubrechner pro Haken jährlich je von Kolmet Bergen, Gerste und Haber zu entrichten haben, während auch hier die »Hörpenige« gleich hoch normirt sind. Wenn man auch über die Pfandgründungen in Litauen und Estland nicht geringere eingehende Nachrichten erhalten sind, so können wir doch nur Rücksicht auf die spätere kirchlichen Verhältnisse und auf die Gleichartigkeit aller Einrichtungen — wenigstens in grossen Zügen — aus jener ersten Zeit anschauen, dass im grossen und ganzen die materialen Grundlagen der neu gestifteten Phonge in Litauen und Estland ähnliche gewesen sind wie die in Kurland. Schon hier zeigt es sich, dass die Zehnten nicht in der praktisch kaum durchführbaren Form der Lieferung des reinen Theils aller Naturerzeugnisse in Litauen zur Geltung gelangten, sondern schon früh abgelöst wurden. Die Fragen über Zeit und Art der Ablösung sind jedoch so schwierig und führen durch den Zusammenhang mit dem gesamten Bauwesen und durch die Abhängigkeit vom »Haken« so weit ab, dass hier nicht näher auf dieselben eingegangen werden kann.

Während die Anordnungen in Bezug auf die Pfarren in ihrer wesentlichen Form noch durch die Stürme von 6 Jahrhunderten erhalten haben, hat die Regelung der Einkünfte der höheren Geistlichkeit — von den Klöstern sehen wir hier völlig ab — keinen derartig hohen Werth, dennoch dürfte es von Interesse sein, auch in diese Richtung zu schauen, wie dies aus der Urkunde Bischof Heinrich von Oesel über die Erweiterung des oestlichen Domkapitels im Jahre 1251 gewährt (L. U. B. VI. Nr. 2703). Hier wurden 12 Domherren eingesetzt, von welchen 4 die Würden des Propstes, Dekans, Scholasticus und Cantor bekleiden sollten, um welche Aemter klar hintereinandergesetzte Pflichten geknüpft sind. Allen mit Ausnahme des Dekans, welcher die oberste Aufsicht über das vorschickende Leben der Domherren hat und deshalb vom Capitel gewählt, vom Bischof aber benarrigt wird, erwehnt der Bischof alle Domherren und vertheilt die Pflichten unter denselben, doch wird als Regel bei Bestellung der verschiedenen Würden innerhalb des Capitels ein allmähliches Aufsteigen von den niederen zu den oberen Stellungen in Aussicht genommen. Das Capitel kann als ständige Vertretung der gemeinsamen Interessenähnlichkeit bezeichnet werden und hat als solches die wichtigste Befugnis des

Recht und die Pflicht, den Bischof zu wählen. Diese bedeutungsvolle Stellung entsprachen dann auch die Einkünfte der Domherren, denn außer den reichen Gaben an die Domkirche, welche unter die Domherren geteilt wurden, das Inkubitorium, wurden nicht weniger als 200 Haken Landes zum Unterhalt des Capitels bestimmt, von welchen 12 Pfriinden gegründet wurden. Ferner von 2000 Haken Landes wurden je 24, dreien je 20, wiederum dreien je 18, endlich zweien je 12 Haken Landes zugewiesen, zusammen er hält der Propst 19, der Dekan 9, der Schatzkammer 5 und der Cantor 4 Haken. Ferner wurden 18 Haken reservirt für die Kirchenbaukasse und 6 wurden dem Cantor zur Anschaffung von Kirchengesäßen, Büchern, Geräthen etc. zugewiesen, endlich erhielt die 2 Glocken das bedeutende Benefizium von je 5 Haken Landes zu ihrem Unterhalt. Wol eben so reich waren die Capitäl von Elbz und Kurland — letzteres besaß den zweiten Theil von Kurland — nur das Capitäl von Riga war weniger reich dotirt, während eben Darzu die Quellen leider nur ungenügende Nachrichten geben. Nimmt man hinzu, dass die Bischöf, außer dem von Kurland und Kurland, Oberhauptener der ganzen Provinz ihrer Diöcese waren und große Gehalte als unversämliche Theilhaber zum Unterhalt der kirchlichen Verwaltung der Bischöfe bezogen, so ist man leicht geneigt, auch die Klöster über reichen Grundbesitz verfügen, endlich, dass jene oben dargelegte gesammelte Ansicht der Pfriinden vielfach durch private Schenkungen noch vergrößert wurde, dann hat man mit einem Blick in die gesammelte Mittel welche der katholischen Kirche Livlands zur regelmäßigen Verfügung standen.

Daneben gestiegen diese Einkünfte und Benefizien der Kirche nicht, denn außer den grossen Ausgaben, welche die zahlreichen Kirchenbesitzer und die persönliche Ausstattung des Gottesdienstes notwendig machten, erforderte die Klöster und Rechtstreitigkeiten innerhalb und ausserhalb Livlands grosse Kosten und das gesammte Gebiet der Wirkthätigkeit im weitesten Umfange war der Kirche überlassen. Inwiefern ist es doch vor allem der Umstand, dass die Pfriinden als persönliche Besitz der einzelnen Kirchenbesitzer galten und dass diese ein praktisches Verhältniss führten, welches aus der Stellung des livländischen Conchs von 1488 zu der Frage über die kirchlichen Einkünfte erklärt.

Die zwanziger Jahre des 15 Jahrhunderts können als eine der heftigsten und schmerzhaftesten Perioden der Geschichte Liv-

lands besichtigt werden, jener unheilvolle Kampf zwischen Orden und Krutshof, welcher sich als historischer Faden durch die gesamte Geschichte Altböhmen zieht, war — wenigstens offiziell — auf kurze Zeit verstummt und auch nach seinen im Jahre Leobau, glücklichster als das benachbarte Preussen, die im 12. und 14. Jahrhunderte stattgefundenen Stellung sich zu bemerken gewöhnt, was auch die durch den Erwerb von Samaria erzielte eigene Verhandlung mit Petrus und damit die erhebliche Grossmachtsteigerung der deutschen Colonien an die Grenze seit der Schlacht von Tannenberg für immer eingetauscht wurden mussten. Dieser Verzicht, herbeigeführt durch den Frieden von Wehen von 1273, schenkte daher Leobau eine Reihe ununterbrochener Friedensjahre, welche die Landesherren zu der schönsten Weise situirten, indem sie sich in warmer Pflege für das Land unter ständigen gestatigebereiten Thätigkeit hingaben. Als hervorragende Denkmäler dieses edlen Eifers sind aus der Landtagsgeschichte von 1422 und die Statuten des Provinzialconcils von Egra, abgesehen von Krutshof Heilig Silberrubing Ende Januar 1424, erhalten. Die übrigen wichtigsten Beschlüsse des Landtags von 1422 — sie schlossen erst durch die Bestimmung jährlicher Berufung des Landtag als verfassungsmässige Vertretung des kirchlichen Staatskörpers und wegen in beschriebener Weise für sittliche, intellectuelle und auch materielle Erhebung des Landesvolkes — betreffen jedoch keine die Frage des kirchlichen Einkommens, während sich die Statuten der römischen Synode um so enger mit denselben beschäftigen.

Das in 48. Article zusammengefasste Beschlüsse des Provincialconcils von Egra lassen sich als erste kirchliche Kirchenordnung ansehen, denn sie enthalten die Regelung der gesamten kirchlichen Verhältnisse. Inwieweit dieses Concilium erachtet dass als wesentlichsten Ziel die Erhebung des Landesvolkes, als vornehmstes Mittel zu diesem Zwecke die Erhebung des Landpostulats. Die Anforderungen, welche an die niederen Geistlichkeit gestellt werden, stehen im Vergleich mit ähnlichen Synodicalen Massen aller Gebiete Europas aus jener Zeit als sehr hohe betrachtet werden, denn entspricht dass wiederum die Pflege für die materielle und geistliche Stellung der Pfarren, wobei zu bemerken ist, dass gerade diese Bestimmungen der Provinzialsynode überlassen waren und davon selbstständig gefasst sind, während ein grosser Theil der übrigen Bestimmungen direct auf den kanonischen Recht zurückgeht. Charakteristisch erscheint es, dass überhaupt

war sie öfters Mal die Einkünfte der höheren Geistlichkeit im Auge gefaßt worden und zwar in der Form, dass den Domherren der Verlust der Decretationen, ihres Anteils an dem Gehen, gestrichelt wird, falls sie nicht an der Ausübung des Benefizienwesens thätig sind. Was wichtiger ist die Regelung der Procurations, welche zwar in erster Linie für die höhere, doch auch für die niedere Geistlichkeit von Bedeutung ist.

Die Procurations bedeutete die Pflicht der Laien, die Geistlichen bei der Visitation aufzusuchen und sie verpflegen. Wie bedeutend diese Last sein konnte, ergibt sich daraus, dass z. B. der Schwerthälberorden beim Vergleich mit Bischof Albert (1118) sich verpflichten musste, dem Bischof jährlich einmal bei den Visitationen in den Oberpfälzern, zweimal aber in den von Orden gestifteten Pfarren aufzusuchen und den mit einem Gelde von 20 Pfennig- (L. U.-B. Nr. XVI), ebenso mussten die Ritter von Ega als ein von Bischof Nikolaus Landmann zu Lehn erhalten, versprechen dem jehesamigen Visitator 7 Rottpfende zu stellen, nämlich in Osnab. musste dem Bischof sogar zweimal jährlich je 12 Pfende gestellt werden, oder dem Archidiaconus an seiner Stelle 7, jedesmal aber musste der Visitator mit seinem Gefolge aufgenommen und verpflegt werden (L. U.-B. III, Nr. 214). Wenn man die richtigen Distinzen erklärt, dass jeder Einsiedler bei der Visitation seines Prälaten an der Procuracion verpflichtet ist, falls er dieselbe nicht durch eine alljährliche normale Lieferung von Getreide ablöst, und ferner, dass eine auch noch so lange Verpflegung von dieser Lieferung nicht befreit, so ist das in doppelter Beziehung von Interesse. Abgesehen davon, dass wir aus dieser Verfügung auf eine häufige Durchführung der Visitation bis in das 15. Jahrhundert und auf eine tüchtige Beibehaltung dieser wichtigen Einrichtung an jener Zeit schließen können, sagt es auch, dass und wie eine der ursprünglich nur an die Visitation gebundene Aufnahmepflicht eine ständige Aufgabe wurde, ausserdem aber erhält man jener Veranschaulichung bereits 1488 vielfach die Procurations durch jährliche Gelderleistungen abgelöst war.

Selbst wir nun die Bestimmungen der Kirchenordnung über die kirchlichen Einkünfte durch es fällt es auf, dass die wichtige Einkunftsquelle der sog. Kolaten nur ein einziges Mal erwähnt wird, indem Artikel 20 (Ueber Kolaten und Derkragungen) handelt soll. Die Erwartung wird jedoch gemacht, aus keinem Worte werden in diesem Abschnitte die Kolaten auch nur gestreift. Dass

weitere Beobachtung dürfte sich wohl dadurch erklären lassen, dass eben die Leistung der Zehnten selbst mit der Gründung der Pfarren ausgestattet und völlig geregelt war, so dass die Synode von einer Neuordnung und auch von der Einsetzung der Zehnpflicht absehen konnte.

Nur wenig abgelenkt wird der Berichtler geleitet, denn auch diese warte je bei der Stellung der Kirchen die für alle Mal gemacht worden, weshalb nur der allgemeine Grundriss aufgestellt wird, die kirchlichen Wägen und Pfründen müssten stämmig und so reichlich sein, dass der Gesalbte von ihnen leben und anständig leben könnte. Freilich ist diese Forderung nicht allgemein durchgeführt worden, wie Artikel 18 „Ueber die Unverantwortlichkeit des Kirchenschatz“ beweist. Während der Schluß verlangt, dass „Jedem, dem Pflichten des h. d. h. der Landesherren oder Patriarchen, stammigen Kirchen, die noch nicht deficiet seien, möglichst schnell mit dem üblichen Landbesitz ausgestattet, beschäftigt sich der größte Theil dieses Abschnitts mit der Frage über Entfremdung von Kircheneinkünften. Zunächst wird die unangenehme Thatsache festgestellt, dass einige Landesfürsten im Laufe der Zeiten Ackerland, Heuschlags und andere Appertencien zum Theil persönlich dem Besitz der Kirche entzogen hätten, zum Theil das durch andere Personen hätte geschahen lassen. In welchem Umfange es diese Benützung zu sich gekommen, dass Pfarren, welche einst einem Priester mit zwei Caplänen genügenden Unterhalt gewährten, jetzt kaum einen, ja selbst alle keinen tüchtigen Pfarrer enthalten könnten. Deshalb wird bestimmt, dass sämmtliche Grundstücke die, die widerrechtlich der Kirche entzogen wurden, unermäßig zurück-entsetzt werden. Bemerkenswerth ist bei diesem Bericht namentlich der Umstand, dass auf jeden Fall bei Entlassung des Kirchenschatz die Pfarren als schuldig bezeichnet werden, nirgends aber von Benützung der Kircheneinkünften durch Laiken geredet wird. Als geringe Entschädigung für die Priester können nur die kleinen unterbrochenen (inuren und inuoren) Pfründen angegeben werden, welche im 14. Jahrhundert Livland durchsetzten, sowie der Umstand, dass heute je so allgemein über die Erbteilung der katholischen Priester geklagt worden sei, wie zum Beginn des 15. Jahrhunderts, nach einem Blick auf die kirchlichen Zustände Westeuropas erhellet das Bild derselben in Livland weit weniger düster. Uebrigens sagt er sich fast überall, dass die Synode von Recht herrenschaft geregelt zu werden zu haben im Gegentheil, so nicht der Gino

in Gott vor, so auch bei den wenigsten Bemerkungen über die kirchlichen Besufflichkeiten.

«Weil Wir,» demselben Erzbischof Henning in § 20, «etliche Pfarrkirchen gesehen haben, welche, statt nach dem alten Verordnungen von Seuerloos zu glänzen, in Folge der Nachlässigkeit und Sorglosigkeit der zum Bau verpflichteten Professoren nemlich in Bezug auf die Besetzung von Stühlen, Freuern und andern notwendigen Dingen des Minister drohen, so dass zur Zeit grosser Hungersnoth oder Schreckfälle nicht nur die Gemeinde in dem Schiff der Kirche sondern auch die das Opfer bewilligenden Priester vor dem Altar sich kaum vor Regen, Sturm und Unwetter schützen können, wodurch die Anacht in den Kirchen aufhört und die Contemplation gehindert wird, wünschen Wir für die Besserung der Kirchen vornehmlich zu sorgen. Deshalb befehlen Wir strengstens allen Priestern und übrigen Geistlichen, die mit Visitationen verpflichtet sind, dass dieselben, so oft sie bei ihren Visitationen der Besehung bedürftige Pfarrkirchen finden, die Professoren derselben, welche die Kirchenbauten zu leiten haben, ob weltlich oder geistlich, zur Reparatur der verfallenen Kirchen von den Göttern, die zum Kirchenbau geschickt oder tadelt sind, zuerst mit geistlicher Ermahnung, dann aber auch, wenn es Noth thut, mit kirchlichen Sünden entgegen zu treten. Wenn aber die Mittel der Kirchenbaukosten nicht hinreichen, sollen die Visitationen die Gemeindeglieder solcher Kirchen ermahnen und überreden, dass sie nach Möglichkeit Hilfe bei der notwendigen Restauration ihrer Kirche leisten. In gleicher Weise soll bei Reparaturen der Pfarrhäuser vorgegangen werden. Und weil die Pfarren, welche ihrer Pflicht gemäss die Eingepfarrten zu einem so verdienstlichen Werk ermahnen wollen, zuerst das Beispiel des guten Werkes, welches sie ihrer Gemeinde predigen, beweisen sollen, befehlen Wir den Visitationen strengstens, dass sie die Pfarren ermahnen und wenn es Noth thut, mit geistlichen Sünden bestrafen, dass dieselben von ihren überflüssigen Mitteln, die sie aus den Einkünften ihrer Kirchen anverlangt haben, wie sie billig schuldig sind, zur Besserung der Kirchen nach Möglichkeit beitragen. Wir aber ermahnen allen, welche das nichtige Heil offen zum Bau solcher Kirchen, welche weltlich Baue sein und beichten, um der Ehrenberühmung des allmächtigen Gottes willen und dem Ansehen der Heiligen Petrus und Paulus, Seiner Apostel, vertrieben, vierzig Tage von der ihnen anverlangten Baue nicht in Gott.»

Parasit eine trübsale Schicksalung, und es wird hinreißend durch die Worte des Erzbischofs selbst: „Wir haben viele solche Kirchen gesehen!“ Indessen wäre zusetzen zu werden, dass die Synode wenigstens daraus ging, Abhilfe zu diesem trübsigen Zustande zu schaffen, indem sie es doch wohl an Dringlichkeit, auch an Verbindlichkeit fehlte. Namentlich die Vergrößerung des Ablasses bezeugt das Eifer des Concils, denn nur noch einmal wird in dem ausführlichen Statuten in gleicher Form Erlaubnis der Bitten ausgesprochen und zwar dem Fürstbischöf, welche für ihre verstorbenen Erbschaften Bischöfe oder Domherren sechs Tage hindurch Vigilien und Messen zum Heil der Seele halten. Indem wir näher auf die Mittel zum Bau der Kirchen und Pastorate eingehen, können wir es der Güte des Concils anstelle der Kirche dem weitestgehenden, unangefochtenen Gehalt der Güter, Darbringungen und Schenkungen, welche insbesondere da hier als Verhältnisse überwiegend waren, an ausführlicheren in dem Statuten behandelt wird.

Der Regel gemäss sollten alle Kosten für den Bau und die Reparatur von Kirchen, Pfarrhäusern und Nebengebäuden für die Anschaffung von Stuhl, Licht, Gewändern, Geräten, Glocken etc. aus den Mitteln der Kirchenschatzkasse, der *„causam ecclesiam“* gedeckt werden. Hinzu kamen die Baukosten Einkünfte bestimmter Güter zugewiesen, wie z. B. in Basel nach der oben wiedergegebenen Urkunde, hinsichtlich bringt es den vierten Theil des sog. *„Zehnten“*, nicht aber bestanden aus vorbestimmten Kontributionen in einem Theil der Güter in testamentarischen Schenkungen, ferner in Ablösung von Gefällen durch Geld und in Zahlungen für Bewässerung und Uckergerichte endlich noch im Nachlass der von den Geistlichen im Amt erworbenen Güter und in den Einkünften während der Vacanz. Der Aufsicht und Verwaltung dieser Kasse kam gemeinsam mit dem Pfarrer dem *„Procurator ecclesiam“* od. *„Kirchenverwalter“*, zumal weil auch *„Kirchenrevisor“* würden sie in Preussen genannt, diese Institution, welche im wesentlichen nach dem heutigen Amt der Kirchenverwalter entspricht. Im allgemeinen erscheint die Procuratur oder, wie wir es nennen wollen, Kirchenverwalter als vom Bischof bestellte Vertreter der Gemeinde und haben besonders die Einkünfte einzunehmen, das Capital — jedoch ohne Wucher — nachzugeben und Prozesse der Kirche zu führen, letzteres nur mit Einwilligung der Kirchenoberen, vor allem haben sie aber den Bau und die Reparaturen der kirchlichen Gebäude zu helfen. Ueber diese Thätigkeit müssen sie dem Concilium, d. h. dem jeder

welcher übergeordneten Stelle haben, räumt dem Bischof, Nebenamtlich obigen und sind ebenfalls zur Schadloshaltung verpflichtet.

Dass die Kirchenvereine Litzschke nicht immer ihre Pflichten in materieller Weise erfüllt haben, geht deutlich aus dem oben zitierten Artikel der regionalen Staats hervor, doch sagt die in Aussicht genommene Art der Abhilfe, Bestehen der Gemeinde und der Pfarre, dass vielfach nicht die Kirchenvereine allein die Schuld tragen, sondern die Einkünfte des Kirchenbauwesens oben zu gering waren, als dass sie einen Ansehen haben könnten können. Die Frage, wie die einwirkenden Gaben zwischen dem Pfarrer und der Kirchenbaukasse geteilt werden sollten, war oft nicht leicht zu lösen und vielfach nahm die Pfarre alle Gaben für sich in Anspruch. Dadurch entstanden häufige Streitigkeiten zwischen Pfarrern und Kirchenbauvereinen wie sie aus in Preußen mehrfach urkundlich bezeugt sind, dass sie auch in Lothringen vorkommen, sagt uns Artikel 20 der Kirchenordnung (über Schulen und Höfen, welcher folgendermaßen lautet:

«Um die gewöhnlichen Streitigkeiten zwischen Pfarrern und Kirchenbauvereinen zu beseitigen, bestimmen Wir mit Zustimmung der heil. Synode, dass alle Natural- oder Geldgaben, die während des Gottesdienstes bei den Altären untergebracht werden, dem Pfarrer zukommen. Dagegen gehört die eine Hälfte jener Gaben, welche ausserhalb des Gottesdienstes in Kirchen und Capellen dargebracht werden, wenn der Zweck nicht ausdrücklich genannt ist, dem Pfarrer, die andere dem Kirchenbauverein. In gleicher Weise wird geteilt, was bei den Heiligentägern in und ausser der Kirche gesammelt wird, doch verbleiben völlig der Kirchenbaukasse jene Darlehensgaben, welche nach Beendigung des Offertoriums (Aufhebung und Vereignung der gewöhnlichen Hostie) in dem Kirchenstock und die Bechen gegeben werden.»

In wie weit in diesem Gesetz die Fiktion von Gleichberechtigung, in wie weit Bevorzugung durch gewisse Gesetze vorliegt, ist kaum zu entscheiden, jedenfalls hat es die bisherige Unklarheiten, aus denen jene Streitigkeiten entsprangen, in klärer und präziser Fassung, indem es, zum mindesten ausserhalb der Gaben gerecht zwischen Pfarrer und Baukasse theilt. Noch einen zweiten Differenzpunkt gab es zwischen dem Interesse des Pfarrers und der Kirchenbaukasse, nämlich den Stellen des Pfarrers, es war derselbe im Laufe der Jahre war. Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts hatten die deutschen Bischöfe das Spitzmessen aus-

geht, d. h. die Lehrende Hefe der Erbschöffe, Bischöfe und Äbte genau der alten Gewohnheit ihr sich in Anspruch genommen und ihrem Beispiel folgend, Vögte und Personen die der Äbte kleinerer Klöster und der Pfarrer Seit jedoch 1800 und 1822 Rom den Kessern dieses Vorrath abgerungen hatte, sollte gemeinschaftlich der Nachlass der Geistlichen der Kirchenkanzlei der betheiligten Kirche verbleiben, da je bekanntlich die katholischen Praester nicht lesen und daher keine legitimen Leihurkunden haben konnten. Diese Regel ist kaum jemals in vollem Umfange durchgeführt worden. Zunächst verwehrt es und bestirnt die Geistlichen vielfach ihre Hefe ihren legitimen Kindern oder anderen Verwandten, und wenig mochte es helfen, dass die kanonische Recht und dessen genaue auch das Concil von Nijs nur noch in schwächerer Form solchen Ueblichen kirchlichen Regalseln weigerten und die Schenkungen ihr ungültig erklärten; denn wie konnte genau geschieden werden, wie viel von dem Vermögen im Amte erworben war oder nicht? Uebrigens scheinen solche Fälle weniger vorkommt gewesen zu sein als jene, wo der geistliche oder weltliche Patron, unbekümmert um das kirchliche Gesetz, dem Nachlass der Geistlichen einzug, jedenfalls werden sich die Statuta sehr häufig gegen dergleiche Mißbräuche

Es klingt allerdings arg, wenn nur im Artikel 22: „Über das Patronatsrecht“ bemerkt wird, dass „meistentheils die Patrone von Pfarrkirchen nicht nur die Hefe der Geistlichen und die gleichfalls der Kirchenkanzlei zugehörigen Einkünften der Kirche nach dem Tode des Geistlichen, sondern sogar schon während dessen Krankheit einzuziehen. Solche Patrone sollen sogleich unter geistlicher Mahnung zur Restitution aufgefordert werden; leisten sie dieser Mahnung in drei Monaten nicht Folge, dann werden sie, falls sie Geistliche sind, von Amt und Benefic suspendirt, falls sie Laien sind, ohne weiteren Urtheilspruch excommunicirt. Dass in dieser Beziehung die Zustände wirklich so schlimm gewesen sind, wie sie geschildert werden, darf jedoch in so fern in Frage gestellt werden, als dieser Abschnitt völlig dem *Corpus juris canonici* der ganzen Sammlung kirchlicher Gesetze für die gesamte katholische Welt, enthält ist. Unter allen Umständen haben die Patrone sich nicht ohne Urtheil erlaubt; so wohl geklagt, dass sie, denen nur das Recht zustand, einen Candidaten dem Bischof zu präsentieren, Geistliche nicht nur zu weihen auch abzuweihen, und nach der folgenden Bestimmung des Concils durfte wol in erster Linie gegen

die Petrus gerichtet sein. Im Artikel 29 wird nämlich zuerst einfach das kanonische Verbot, Bethäuser und Capellen zum Nachtheil der Pfarrkirchen zu erbauen, falls solchen nicht vom Bischof genehmigt ist, wiederholt, sodann aber auch unter verbotenen Stellen verstanden, Kirchen und Capellen, zu denen das Heil des heil. Antonius oder anderer Heiliger aufgestellt wurde, oder auch Körbe und Stacks, zu denen Geben eingezogen werden vor Städten, Flecken und an öffentlichen Orten zu errichten. Man sieht, dass der Abgleich des Volkes, darauf sein der Antoniusdienst hin, beschränkt wurde, um zum Nachtheil der Pfarrei und der Kirchen keine daraus Capital zu schlagen, man sieht zugleich, wie bedenklich und verlockend diese Geben gewesen sein müssen, wenn durch sie der Bau von Capellen zu einem lebhaften Geschäft wurde.

Trotzdem scheint aus den Statuten von 1496 hervorzugehen, dass der Erzbischof, der sich so unangenehm in Störungen und Schenkungen betheiligte hatte, zu jener Zeit bereits zu erlitten begann, wenigstens wurden einzelne derartige Fälle gerügt. So wird bemerkt, dass häufig die Vicarien nicht auf sichere Beute fahret seien, vielmehr die Petrus denselben sich nicht scheuten, die für diesen Zweck bestimmten Capitalien für profane Dinge zu verwenden (§ 14). Auch die Vicarien, Abteie, die von einzelnen Familien hiesig besonders verheerete Stätten getroffen worden, bedenklich also nicht ungeschickliche Klagen bei die Prætor, welche es ihnen zum Schaden der einzelnen Familiengehörigen lassen lassen und die üblichen Gebote halten, da zu jener Zeit fast alle verheereten Vicarien- und Petrusgeschichten ihre gut dotierten Vicarien hatten. Das Mittel, welches die Synode gegen dergleichen unzulässige Störungen ergriff, erschien recht praktisch, denn nicht die Stifte, sondern die Prætor werden bestraft, wenn sie zu solchen Abzügen hingen (§ 14). Ueber die Maaßnahmen der Synode gegen die Vergrößerung ihrer Einkünfte in Folge der Mannschlechteerung lassen wir hinweggehen, da sie nur der jenseitigen Zeit von Interesse sind, außerdem auch völlig erfolglos blieben, dagegen erscheinen die Auslassungen der Synode über die Freiheit (§ 18) und über die Freiheit der Kirche (§ 20) sehr charakteristisch für jene Zeit und zugleich wichtig für die Klagen der Kirche. Dort heißt es: „An vielen Orten Unserer Provinz ist die Gott verordnete Freiheit betrübt worden, dass Cleriker und Laien zu ihrer Abfassung der Parlamente zu hiesigen Zwecken gezwungen werden, d. h. nur in bestimmten Maaß der Kirche Güter

für ihr Bestehen vernachlässigen dürfen, nämlich das in gleicher Weise der guten Seite, wie dem Leuzischen und dem Oxfordrecht widerspricht. Da alle Gemalten Probat des letzten Willens und der Testaments verhängen, bestanden Wir, dass ja, dass es sich Recht Gewohnheit, Privileg oder Statut erweist ist sein Testament absetzen, gesund oder krank an fremde Orte und Personen Legate stiften, schreiben und überhaupt frei über sein Vermögen verfügen kann. Daher verwerfen Wir besonders das Gemalt junger Städte, welches ein Testament nur für gültig erklärt, wenn es in Gegenwart zweier oder dreier Personen aus dem Rath von Stadt und nicht gültig ist. Namentlich, wo Legate zu fremden Zweck oder für Kirchen angeworben sind, befehlet Wir, dass über die Abfertigung derselben innerhalb zweier Monate nach dem Tode des Erblassers dem Ordinarius berichtet und denselben auf einem überbezüglichen Wunsch hin auch eine Copie überreicht werde. — Es zeigt es sich klar, dass namentlich in den Städten starke Oppositen gegen das beständige Wachsthum des Besizes der hohen Handgewalt wurde, die Vorgabe, welches der Kirche um so unangenehmlicher war, als gerade die Schenkungen durch Testamente und den leiblich beständigen letzten Willen die große Reichthümer zugeführt hatten. Diese Tendenz ist übrigens so wenig spezifisch äthiopisch, dass der größte Theil dieses Artikels wirklich dem Corpus juris canonici und dem salzburger Synodalschluss von 1403 entstammt ist.

Noch schärfer zeigt sich diese Tendenz, noch ausgespöcher geht die äthiopische Synode vor im Artikel 30, wie folgt: „Obgleich Laien, auch wenn sie in einem Orden gehören, keinerlei Macht und Autorität über geistliche Personen und Angelegenheiten haben, wagen dennoch einige Personen beiderlei Geschlechts in Unserer Provinz in ihrem gäbrenen Conventualen zum Schaden ihrer Seelen Häresien und Gekircke, oder verführerische Mährchen, zu verbreiten, um die gewöhnlichen heiligen Darbringungen an die Kirche zu hindern und dessen, wie anderen kirchlichen Verrichtungen ein Hindernis zu setzen und die Art und Weise vorzuschreiben. Um die Seelen derselben zu retten und Abgründe vorzubeugen, erklären Wir solche

¹ Leider sind diese älteren äthiopischen Handschriften auf so viele vor reformatorische Bewegungen in Äthiopien ganz verloren in unsere Quelle die, behaupten diese auch die gleichzeitigen Vorgänge in Syrien mit ihm in Einklang zu bringen.

Statuten und Gewohnheiten für kanonisch und richtig, welche der Rath der Stadt, die Vertreter desselben oder andere weltliche Personen, gleichviel welches Standes, gegen die Freiheit der Kirche und kirchlicher Personen einzuführen und zu erhalten gewagt haben. Ferner sind die Urheber solcher Vorschriften zugleich ohne Proceß der Excommunication verurtheilt. Wenn sie nicht innerhalb dreier Monate nach Erlaß dieses solches Statuts aus ihrem Bisthume gefügt, solche Missethate abgestellt und darüber den Ordinarium des Orte benachrichtigt haben, sollen sie öffentlich als Excommunicirte verurtheilt werden. Hilft aber eine Commune trotz kaiserlicher Mahnung hinsichtlich bei solchen Beschüssen, dann wird die Interdict über sie verhängt. Unwissenheit entschuldigt zwar nicht, doch soll dieses heilsame Gesetz an den Sonntagen nach Quinquagesima von der Kanzel veröffentlicht werden. »Die Freiheit der Kirche«, ein solches Wort, der Schlüsselwort, welches einst Tausende von Kriegen unter der Führung der Kirche zum Kampfe gegen die beschränkende Staatsgewalt rief, erlitt auch im December und auch hier als Schlüsselwort, denn nicht zufällig wird auch dem zu geistlichen Orden gehörigen Lehn jagliche Macht, jagliches Recht zu Eingriffen in die Kirche ausgesprochen und von einer Voraussetzung die es heillosen Kampfe gegen den Deutschen Orden begründet, die bereit war, die mit Abwerfung des Ordensschildes auch alles aufzugeben. Aber nur eine flüchtige Bemerkung streift diese Verhältnisse, der Haupttheil dieses Artikels wendet sich gegen die Beschränkung der Gabeln, wie von die Städte und so ihrer Spitze damals Brand darzubringen wollen, an dem Wohlthun der evangelischen Kirchenbesitzer trotz Demm entgegenzustellen — Versuche, die gleichfalls ihre Analogie haben, Bestimmungen, die im kanonischen Rechte begründet, gleichzeitig von Mann und an der Dornen umweert und sporniert werden. Einmal mehr als alle übrigen Synoden geht über die Synode vor, dass Verschiedenungen haben wir dem kanonischen Rechte gegenüber in dem solangigen Eintritte der Excommunication ohne Proceß und in dem Interdict gegen die Commune, dem Kaiser Decret von 1425 gegenüber in der öffentlichen Excommunication zu erlösen. Es kämpft das richtige Concil mit dem fanfcharsten Walle der Kirche, mit Anathem und Interdict gegen die Städte, dennoch erfahren wir nicht von einer Nachgiebigkeit Havald. Der ganze Stoff scheint spornen im Sinne verlaufen zu sein.

Um so einflussreicher ist die richtige Synode mit der letzten

Verfügung, die wir zu betrachten haben, gleichfalls gegen die Laie
 last zu gelten verpagungen, dann diese Verordnung sei bei auf
 die heutigen Zeiten gründlegend geblieben. Es handelt sich um
 die Lösung der schwierigen Frage: in wie weit dürfen für kirchliche
 Handlungen Geben verlangt werden? Schwierig erscheint die Lösung,
 weil die Kirche seit Jahrhunderten mit der größten Strenge den Kampf
 gegen die Simonie geführt hatte, ohne Erfolg hätte das Amt erweisen,
 dass Entgelt sollte die geistlichen Gaben für die Kirche ausgetilgt werden.
 Nun verlangte der Unterhalt der so grossartig entwickelten katholischen Kirche
 bedeutende Mittel, welche Mangel der regelmässigen Einnahmen von
 Zehnten, Konzeiben und festen Stiftungen nicht gewährten. Wo sollten aber die
 Laie verpflichtet werden, dem Salve der Kirche zu helfen, ohne dass
 diese sich durch solche Verpflichtung der Simonie schuldig machte?
 Auf Grund der kirchenrechtlichen Bestimmungen nach Artikel 36
 der Kirchenordnung «Über die Simonie» des Abweg aus diesem
 Dilemma. Wird hier ebenfalls dem Pfarrer bei Einkommensmangel
 streng verboten, in keiner Weise Geldungen, Güter, Gärten etc.
 vor Amtshandlungen zu fordern oder gar letztere direct von
 solchen Geldungen abhängig zu machen, so wird andererseits den
 Eingepfarrten dringend anempfohlen, die lebenswichtige, durch freiwillige
 Hingabe der Laie entstandene Gewerkschaft, nach Empfang der
 Sacramente Geben zu bringen. Stanzleben. An diese kanonischen
 Grundsätze schliesst sich dann noch als praktisches Gesetz die
 Vorschrift, dass die Pfarrer Hausbesitzer, welche diese Gewerkschaft
 verlassen, dem Bischof nachhall machen sollen, dass er soll
 zunächst die Vermögensverhältnisse der Untertanen sorgsam prüfen
 und sodann je nach denselben eine Strafe von einem halben Pfund
 Wachs oder nach eine mehr gefürchtete zu Gunsten der katholischen
 Kirche verhängen. Auf diese Weise hatte die Kirche einen
 Weg aufgefundet, der allerdings nur um die Eins zu der so hart
 verdammten Simonie verhielt, dass sich aus der unabweisbaren Theorie
 in das praktische Leben fügte. Mit dieser Verordnung hatte die
 Synode von Eipe eine neue eigensinnige lateinische Einkommensquelle
 geschaffen, die noch heute in dem Aussehen unter den regelmässigen
 Einkünfte der katholischen Kirchen Livlands zählt, so
 ist die letzte in der katholischen Periode entstanden.

Überblicken wir nochmals die verschiedenen Arten der kirchlichen
 Einnahme in Altbirland, so dürfte sich als Resultat ergeben,

das so gewürdige Mittel waren, welche der katholischen Kirche aus ihrem ausgehöhlten Landbesitz, den Naturalbehaltenen, hervorgegangen von dem Zehnten und auch der Processen, und des wenigwilligen Geben zulassen. Schwer unvermittelt schreut uns die katholische Kirche, wenn sie sich trotzdem noch nicht aufrufen gelte, wenn sie in Form der Testamente und des letzten Willens Erbschaft und Todesfurcht, in Form der Gaben vor dem Antoniusbilde des Abgesehen des Volkes anzuregen strebt, wenn sie endlich die Processen in eine ständige Abgabe wandelt und für Aufwendungen Zahlung verlangt. Unbegrübt ist es auch, das ein großer Theil dieser bedeutenden Entnahmen nur dazu gehest hat, der Priesterschaft ein prächtiges Wohlleben zu sichern, doch man sollte doch darauf hingewiesen werden, wie großer Mangel die damalige Kirche in ihrer unbeschriebenen Thätigkeit bedurfte. Schon die Erhaltung und der Bau der Kirchen, die zum Gottesdienst notwendigen zahlreichen Gefäßen und Kirchenbesetzen, schließlich die wenigwilligen und kostspieligen Gewänder und Geräte kosteten große Ausgaben mit sich, dazu kam aber noch der Umstand, das die Kirche jener Zeiten die Fürsorge für viele Gebiete des Landes hatte, in welchen sie heute von Staats, von der Gemeinde und von der Gesellschaft abgelöst ist. Nicht nur groß die Kirche — vielfach sehr reich — mit ihrer Halbtagspflege wart über die Spätere rein kirchliche Interessen und Fragen hinaus, sondern die war auch das grösste Gebiet der Wohlthätigkeit, Armen- und Krankenpflege und das Schulwesen überlassen. Ungeachtet was es auch, wollte man verkennen, das die katholische Kirche sich mindestens an Zeiten dieser hohen Aufgaben und ihrer Verantwortung voll bewiesen gewesen ist, sagt doch die Fürsorge für das Landvolk in der richtigen Kirchenordnung fast genug dafür. Aber es kam die Zeit, wo die bürgerliche Gesellschaft sich fast genug fühlte, selbst für Rechtspflege, Wohlthätigkeit und Schulwesen zu sorgen, es kam die Zeit, wo aus der ursprünglich weltthätigen Besondere der Gesellschaft durch die Kirche ein unentgeltlicher Druck ward, wo die Geistlichen in Prunk und Ueppigkeit, die Kirche selbst in Ansehenlosigkeit aufging. Dieses Uebel schuf auch in Irland die mächtige Bekanntheit die erwünschte Heilung Gewaltig legte sie aus dem Lande Bischöfe, Domherren und Mönche, mit ihnen die Armenlichkeit und Bescheidenheit des Gottesdiensts, die Oratorien, Vicarien und Hospitaller. Damit schwachen auch viele die wenigwilligen Gaben, für immer verlor die Kirche den

nichtigen Grundbesitz, der einst Pfründen, Domherren und Klöstern zum Unterhalt gehört. Dennoch war das Erbe, welches die lutherische Kirche ihren Nachfolgern hinterließ, nicht unbedeutend. Sie haben die Besessenen oder Weihen der Pfarren, es blieben die tolligen auf dem Grundbesitz ruhenden Naturalabgaben, es blieben noch die Zahlungen für Amtshandlungen. Und dieses Erbe hat die lutherische Kirche hoch zu schätzen gewusst — noch heute bilden jene drei Einnahmequellen die materiale Grundlage für das Gelingen der lutherischen Kirche in Böhmen. So lehrt uns dieser Rückblick in die Vergangenheit, dass nicht erst von irgend einer schwächeren Hand jene Grundlage gelegt wurde, sondern dass es die Schöpfer böhmisches Sonderthums, die Begründer des Christenthums an den Ostseegübeln waren, welche mit weisem Blick die richtigen Bausteine erkannten die sie mit kräftiger Hand zu so festen Fundamenten gelegt haben, dass noch nach mehr als 600 Jahren auf diesem Werke sicher die dunklere Gegenwart stehen konnte bis zu dem Augenblicke, da die Gegenwart mit Vergangenheit steinmännenschnellen begangen hat.

Richard Haaseblatt.





Aus dem Leben des rigar Goldschmiedmeisters.

Von Prof. Wih. Stieck in Rostock.

4

Die neue Bestätigung, welche dem Schragen im siebenzehnten Jahrhundert zu Theil wurde, scheint eine Veränderung seines Inhalts nicht bewirkt zu haben. So blieb denn alles beim Alten und man lebte schlecht und recht nach den Gesetzen, welche die Verfassern sich zu geben für zweckmässig erachtet hatten. Eine Erweiterung erlähmte dieselben durch die Gesichtsrolle von 3 Mai 1773¹⁾. Schon 10 Jahre vorher hatten die Goldschmiedgesellen einen Orden der Kranken und Nothleidenden, und zur Besorgung dergleichen Gesellen, die ohne Vermögen verstarben, mit Erlaube des Rathgerichts eine Lade errichtet. Nun traten an die Gemeinheit, auch wählten die Verwaltung derselben vor sich gehen sollte, bestatigen. Es handelte sich, wie wir bereits sagen würden, um eine Krankenkasse. Der erkrankte Geselle (mit Ausnahme davor, die durch heftiges Leben mit bösen ansteckenden Krankheiten befallen waren) wurde, wenn er kein Vermögen besaß, von der Lade versorgt, mochte aber nach seiner Genesung das ihm gespendete Geld wieder zuruckzahlen. Die Mittel hierzu wurden in der Weise aufgebracht, das jeder Geselle vierteljährlich 10 Pruhags auf dem untern Wochenlohn, den er in Rigv erwerb, bezaherte. Starb der erkrankte Geselle, so wurde er auf Kosten der Lade beerdigt.

Ueber die während des 17. und 18. Jahrhunderts in Regensburg tätigen Goldschmiedemeister ist Schreiber dieser Zeilen nicht unterrichtet. Bei Gelegenheit der kulturhistorischen Ausstellung von 1885 und der gewerbegeschichtlichen von 1887 und die Namen vieler Goldschmiede bekannt geworden, die hier zusammenzustellen von sich ohne Gewähr für Vollständigkeit, insonderheit Interesse hat. Die eingeklassierten Jahreszahlen bezeugen wie oben, dass die Meister in diesem Jahre nachgewiesen sind, die nicht eingeklassierten Zahlen geben das Jahr der Aufnahme in den Amt.

(1616—1625)	Eberhard Meyer.
1643—(1651)	Herman Winkelmann.
1652	Joachim Mühlbach.
(1654)	Gert Winkelmann.
1663—(1671)	Andreas Bruchhoff oder Bruchhoff.
1667	Michael Krenner.
(1671)	Heinrich Latschicht.
(1681)	Jörgen Lindler.
1674	Michel Meyer.
1676	Heinrich von Köln.
1683—(1688)	Andreas Becker.
1690	Johann Gumbert.
1691	Israel Cord.
1697	Johann Behrend.
1698	Georg Dehmann.
o J.	Berend Dordmann.
Goldschmiede des	18. Jahrhunderts.
1705	Johann Georg Elen.
1713	Joh. Spemann.
1715	Jacob Stabenus.
1716	Jacob Huppach.
1718	Herrsch von der Eide.
1717	Carl Gustav Kreitzer.
1719	Joach Heinrich Laseky.
1719	Johann Lammert.
1720	Franz Hagen.
(1724)	Paul Christian Cord.
1726	Christoffe Dey.
1733	Johann Marzman oder Mirzman.
1734	Johann Datsch Reilwald.
1749	Joh. Friedrich Lammert.

1756	Johan Christian Heisek
1758	Michael Krüger
1763	Peter Schitten
1771	Friedrich Anton Bruns
1773	Johann Christoph Barowsky
1764—1775	Theodor Mathias Hünzrup
1777—(1786)	Georg Vach
1778	Justitia Johann Krenemann
1784	Johan Friedrich Brandt
1788	Christian Dietrich Bahwald
1796	Johan Gottlob Krenner
c. J.	Jean-Jacques Rifferscheidt
.	Friedrich Gräbe
.	Kohlfuß
.	David Mecke

Ob während dieser ganzen Zeit regelmäßig ein zwölf Meistertafeln besetzt waren, ist mir nicht bekannt. Theodorie ist, dem die Post in den Jahren 1710 und 1711 auch unter den Mitgliedern des Goldschmiedemeisters zahlreiche Opfe deklarirte, so dass dasselbe schliesslich bei einm Monn eingetorben war. Im Jahre 1746 gab es 12 Meister, im Jahre 1763 dagegen nur 10²⁴.

Eine für das Amt sehr wichtige Angelegenheit wurde im Jahre 1671 verhandelt, nämlich die Art und Weiss, wie der Feingehalt des Silbers zu bestimmen war. Man konnte damals zwei Proben, die sowohl beim Gold als beim Silber zur Anwendung kamen, die Strichprobe und die Capellenprobe. Letztere bestand im Strichen auf dem Probierstein, wobei man aus der mehr oder weniger rötlichen Farbe des Strichs auf die Grösse des im Silber vorhandenen Kupferzusatzes schloss, indem man in dieser Beziehung den Strich des zu untersuchenden Silbers mit dem der Probirprobe verglich. Der Probierstein ist ein glattgeschliffener harter Stein von schwarzer Farbe. Der Probirstein und diese rötliche Gold- oder Silberprobe, die man in den verschiedenen Lagerungen vorrätig haben musste. Bei der Goldprobe wurde die mit dem zu prüfenden Metall gemachte Strich mit Salpetersäure benetzt, welche die belegten Metalle auflöst, und dann nach der Menge des restlicher bleibenden reinen Goldes die Feinheit beurtheilt, indem man zur Vergleichung auch einige Probirprobe streicht und den Strich auf gleiche Weise behandelte. Diese Methode war nicht sehr genau. Der Schluss von dem gepulverten Gold auf den gleichen

Feingehalt wie bei der Nadel gemehrt selbst bei vieler Übung keine vollkommenere Sicherheit. Es war beim Silber schwer, den Feingehalt auf 1 Loth genau zu schätzen. Daher griff man in vielen Fällen, namentlich beim Einkauf größerer Mengen und bei der amtlichen Controlle über die Goldschmelze zur Anwendung einer scharfere Methode, eben der Capellenprobe, die darin bestand, dass eine kleine sehr genau gewogene Menge des betreffenden Edelmetalls mit Blei auf der Capelle, unter der Misset des Pastorschens, abgetrieben wurde, wobei dann das Gold- oder Silberkorn von merklich und durch Wägen denselben vortheil der Feingehalt festgestellt werden konnte.¹¹¹

Die eigentlichen Goldschmelzer hielten sich wesentlich an die Strichprobe, welche einfacher war, beschränkten indess auch die Capellenprobe. Dabei war es vorgekommen, dass ein Meister, Andreas Bockel, von dem vortretenden Arztemann darüber erfragt wurde, dass er nicht, wie mancher verlangt wurde, 15-lothiges Silber (im 16. Jahrhundert 14-lothig) verarbeitet hatte. Am 14. Mai 1679 hatte der Rath ihn dafür gestraft. Bockel riefte sich nun an Amts, indem er beim Rath zusahet, den Arztemann Lorenz recht vorzuzugeln, dessen Silber nicht allein dem Strich nach schlechter, sondern auch die Capelle auf 15 lothig nicht hielt, ja nicht unter 14, bei, theils drey Quent, ja behauptete ganz leicht höher, während er seine Arbeit doch mit dem Stadtsiegel gesichert habe. Ferner stieg unterhandelte er dem Rath zwei Vorschläge zur besserer Beurichtung des genaueren Feingehewens. Es sollte 1) für alle Goldschmelzer die Capellenprobe gelten und nur 14-lothiges Silber passieren; 2) sollte an die Stelle der Strichprobe mit dem Stadtschmelzwerk ein anderer Stempel eingeführt werden.

Der erste Antrag begründete er, wie folgt:¹¹²

„Solches hat ein jeder Goldschmelzer in Hugs recht wohl thuen.

1. Also: was er polnisch, detsch, carisch &c., wie es den Namen haben mag, Silber empfahet und im Beginn der Leute schmelzet, nach dessen Probe giehet, hernach aber gemehret und mit Seligener/Schmelzer verthret, so hat der Goldschmelzer, wo er nicht probiren kan, dem Stadtschmelzwerk abprobiren, der thut die Werheit entdecken, und wie viel er hält, besser oder schlechter, schriftlich von ihm giehet. So ist man amest allem Verthet.

2. Kan der Goldschmelzer nach der Capelle voll 15lothig erhalten, weil er des Gewinners Prob zu all hat, weswegen der

Besteller der Arbeit und Güter des Silbers unbekannt sein
glauben und der Verbesserung wegen auf Lösung beschließen man
nimmt den geringen Unkosten der Kette und Selbsten.

3. So ist ein Goldschmied beauftragt mindestens ein ein
Pfund besser das ein Pfund schlechter in der Silber Markt zu
verkaufen, was ein, weil auf die Mark über $\frac{1}{2}$ Pd. Silber, so
ein Pfund besser wird, nur 20 gr. verkauft und ein London
kur zwar in der Arbeit solchen verkaufen mit ein $\frac{1}{2}$ gr.

Was aber seinen zweiten Vorschlag betraf, so hätte er sich
dieser Ausführung folgendermaßen gelehrt:

1. Was das Werk nach dem Strich und Copale erkannt
wird Lösung, so schlägt der Klerman dasselbe auf sechs oder
Bachstabe A. Selbige A soll ein Jahr lang gelten, auf ein
ander Jahr B, auf drittes Jahr C und so fortan, bis 24 aus;
nach deraufem Bachstaben und Jahren muss man ein klein
a b c vornehmen; welches dient zur Nachricht Klärern und
Verkäufern und kein Stimmend sich entschuldigen, sich im schon
gestraft davon, sondern muss der im Schaden gebracht nicht
zu seinem Gelde und dergestalt schlägt man die Bücher nach,
kur und der, auch erfährt man, wer im deraufem Zeit der
Klerman gewesen und ob er nach Guast gekommen ist.

2. Bey dem Klerman soll auch Bayfiter sein und über
das Silber, so erkannt worden soll, mit ihm jehören, so kur
sich der Klerman mit einem schlechten Silber beim Unter-
schiff sein.

3. NE dabey wollen wir 2 Tage express in der Woche
haben als Hütwachen und Sonntags, damit nicht angestrichen
aus Riga komme, auch sich damit nicht entschuldigen möge, so
ist der Klerman nicht im Hause gewesen ist.

Item dass gross und kleine Sachen als Dapengaberg, Dapeng-
gelbes, Paar-Bretzen ist, alles gestrichet werde, sondern ist
darauf der allgerichte Unterscheid:

4. Wollt E. H. Recht nichtzugeben, dass sie nach dem
Strich erhalten, so ist darunter nicht mehr das gestrige Probren
zu verstehen. Als das ein Klerman wolle, kur der Klerman
sagen, wer weiss, was das Silber gemacht ist, es ist ein vergen
eines Schicks, so ist vor mir geschoben u. s. w.

Item so richtet sie damit dass auf sechs und den Schwagers
Person als in der Zweckmäßigkeit, was ihnen die Last wird an-
kommen, so können sie sagen, ein die was ihnen nicht gut sein,

es ist schlechter nach dem Strich, es ist was schlechter, wir wollen nach der Capelle handeln da; endlich konnte eine Maßnahme, die alle meine Strafen, die bei der Ehre verlorst, die mit uns dem Ansehn gestattet werden.

5. Was aber nach der Capelle probiert und von allen geschätzt wird Lösung ist, so ist der Arbeiter und Arbeiter samt dem Gewerke innerhalb allem Verstande und der empfangenen Arbeit Proben wird als Ende haben.

Diese Vorschläge waren nicht so thal. Ohne Zweifel war die Strichprobe unzuverlässig und konnten Versuchen dabei nicht anstellen. Es fragt sich nur, ob diese so hoch eingeschätzten werden können. Die neue Stempelmethode beschuldigte den dieselbe ausführenden Personalitäten eine größere Verantwortlichkeit zuzuschreiben. Bei dem bisherigen Verfahren konnte es vorkommen, dass der nur Gold gestellte Goldschmelz vergibt, vielfach schon für das betreffende Stück ein Pfingstfest gestraft worden zu sein, und der Arbeiter konnte nach dem die Affäre stehen, dass er sagte, die Stempelung des Stückes sei vor seiner Zeit geschickten. Man wusste eben nie zu bestimmen, in welchem Jahr die betreffenden Gold oder Silberschmelz gestempelt werden waren. Dieser Umstand ist bei der Buchstabenstempelung fort, die es ermöglichte das Jahr festzustellen, in welchem das Erzeugnis verkauft werden war. Aber man war bei ihr schon nach 48 Jahren hätte man mit dem Alphabet von neuem begonnen wollte zu einer besseren Verwertung gewöhnen und thätigen war vorsehlich das Heftchen nach einer Änderung des Stempels gar nicht so leicht, wie Andere Brauchfert anzunehmen schienen. Meistens wird bei der Pfingstfest richtig und selten richtig gewesen sein, mit Strafen vorzugehen.

Ob die Goldschmelz das Abdruck dieser Anträge bekamen und auf dieselben zu antworten versucht wurden oder ob der Rath sie absichtlich zu einem Gutachten in der Sache aufforderte — genug, die andere Antwort ist nicht zu den am 7 August 1811 von unserer verstorbenen Vorschläge des Amtes wegen der häufigen Silberprobe und Zeichnung kamen. Das Amt erklärt in diesem Aufsatze, dass der Probenmeister in der ganzen Welt und langen Welt allen und jeden Goldschmelz, auch allen, die Gold und Silber kaufen und verkaufen, bekannt und überall im Goldschmelz zu, während die Capelle von dem- und Montproben am Silber hatten sie alle bisher schicklichen Silber verarbeitet. Man sagt, dass, wenn ein geringhaltiges Stück nach mehr

sogleich als solches erkannt würde, so doch in 10 oder 20 Jahren der Fall sein könnte, worauf sie beschnitten daselben setzten. Wenn man die Probe nicht ganz genau einhalten konnte, sondern am den 2. oder 3. oder 4. Pfening Mangel zurückbliebe, so sei darüber kein Wort zu verlieren. Denn auch die Capellenprobe löste keine vollkommenen Gerichte. Ob nun aus dem bei der Probe übrig gebliebenen Silber der Gegenstand wirklich eingekauft werden sei, konnte man nicht wissen. — Da man ja eiden der Edleren dasselbe Stück zerbrechen und zerstampeln und heiß läß, heißt das ein Stück ausschneiden, so wurde kein Mensch können ein Lebtig etwas fertig machen. — «Ist also,» so schloß der erste Theil der Widerlegung, «dieser Anbringen von keinem Goldschmelze, sondern von einem, der am Tag des Eidentrifs nicht recht geirret oder abwärts in die Welt gekommen sei, entspricht, bräse also bei uns in der ganzen Welt menschliche Probe mit Probenlösung zu verdrängen, da wir vor diesem mit unsrer Verlesung stände 100 Jahre unter dem Obgleich mit Ruhe und Friede gelebt haben und ist nicht geirret, das wir solten Stadt und Land mit Gold oder Silber besetzen haben. Sollte sich aber ein Häuswirth finden, der es nicht lassen kan, so wird die Übergang wissen, welches zu strafen und welches den Gerechten nicht ungenossen lassen.» Ein so geringes Mißfall lud die vorgeschlagene Änderung des Zeichens Die Goldschmelze Rechteten, dass die Folge davon ein grosser Bezug sein würde. Man wird sagen, dass alles vorige Silber schlecht sei, da ja das Zeichen hat geändert werden müssen und man würde dieses unter Schatzung längst verlorbener Meister sich begeben, solche Stücke stürften Personen zu weltlichem Preise abzuschweifen.

Der Rath scheint von der Einführung der Goldschmelze nicht ganz befreit worden zu sein. Das Thema von der Veränderung des Stempels liess er allerdings fallen. Dennoch scheint in der That gar kein Bedenken gewesen zu sein, wie denn auch die Goldschmelze selbst nur unvollkommen auf diesen Punkt in ihrer Antwort eingegangen waren. In Bezug auf die Probe entschied der Rath aber nur theilweise dem Wunsche der Goldschmelze gemäss. Zunächst sollte die Strichprobe Platz greifen, daneben aber ausserdem die Capellenprobe zu ihrem Rechte kommen, indem alle Vierteljahr das Silber eines jeden Meisters im Feuer zu untersuchen sei.¹¹¹

Sechzig Jahre später hatte man die Strichprobe vollständig

lassen lassen. Im Jahre 1740 hatte sich nämlich der Director des Münzwesens Baron Münch an die kaiserliche Gen.-Gov.-Kanzlei gewandt, um zu erfahren, weshalb keine Goldschmelze aus dem kaiserlichen Gouvernement in der neubauern Münzkanzlei zu entstehen pflegten, um dort die Probenkunst zu erlernen, während ein kaiserlicher Befehl vom 8 März 1733 dies für alle Provinzen verlangt hatte. Ich lasse dieses interessante Stück in der Uebersetzung, welche der damalige Tesakanzler beim Generalgouvernement Gustav Adolf Danckwart aufbereitete, hier vollständig folgen. Es ist datirt vom 1. December 1740 und lautet:

«Demnach in dem untermirten speziellen Befehl Ihre Keyserlichen Majestät Höchstseligsten und glorwürdigsten Andenken vom 8 März 1733 enthalten, dass nach dem 1. Punkte die Gold- und Silberarbeiter in allerley Arbeit Gold und Silber nach der Probe geschmitten sollen, nämlich zu einem Pfund reines Goldes nicht unter 84 Solotaken und zum Silber 72 Solotaken. Unter dieser Probe aber sollen sie gar keinen, obgleich gesagt seyn wegen Silber geben wolle, weder zum Verkauf, noch auf Verlangen, streun machen, und stempeln: nach Messung sonstigen ley Strafe wie in dem Befehl abgethelt verken. Nach dem 10ten Punkte sollen nichtwellig nach dem Befehl in dem Gouvernement, Provinzialen und Städten zur Aufsicht in Verfertigung der Gold- und Silberwaaren nach der anbefohlenen Probe zur Einzeichnung des Stempels von Stempel ein Kierman und erlehren Wardelns versucht werden, welche durchs Feuer und nicht auf den Stein probiren sollen, nachdem Ihren aus der Münz-Cantzeley Instruction und Stempel gegeben werdt, welche die Wappen solcher Städte anzeigen, danach nach dem Jahr und der Neben des Wardelns mit Buchstaben. Nach dem 11. Punkte sollen zum gemeinen Nutzen um jedweder Provinz und aus dem grossen ansehnlichen Städten die besten Kinder der Goldschmelze gen. Marken in die Münz-Cantzeley gebracht werden, welche beförderl ohne Verzugung in der Artifikation, und was sie solche Wissenschaft gelernet, sollen unterrichtet werden, damit sie durchs Feuer accurat probiren können, und wann sie solche angelernt, sollen ihnen gleichwändige Altarats gegeben und jedweder an die Orten, wo er belegenkommen, mit Befehlun werden kommandirt werden. Und laut welchem Ihre Keyserlichen Majestät speziellen Befehl sind aus solchem Gouvernement, Provinzialen und Soldaten Goldschmelz-Kinder zur Erlernung der Probenkunst gen. Messen auf ins Münzstempel

gesamt vorlag, welche unterwiesen, und nach der Unterweisung mit Approbation wieder in die Örter abgehauen worden. Alleine aus einigen Gouvernements und Provinzien, darunter auch dem Liefländischen Gouvernement sind ihm dato solche Goldschmelzkinder noch nicht gesandt. Und im vorigen Jahre des 5. August sind aus dem Heroldsmeisters Contoir gedruckte Wapen der Städte des Russischen Reichs, verweiset auch die alten Wapen des gedachten Liefländischen Gouvernements überhand, und sollen auf Verordnung der Cantzley vom Müntzwesen nach solchem Wapen die Stempel an Gold- und Silbermarken in denen Städten zu bezeichnen, in St. Petersburg auf dem Müntzstube gemacht, die Wapen und das Jahr ausgehollten und nach Verfertigung sollen sowohl solche Stempel als auch die die Progreitung betreffende gedruckte Bücher zur Verwendung an die Gouvernements, Provinzen und Städte, in welchen anzusetzen die Wapen mit denen ihnen aus der Müntz-Cantzley gegebenen gleichwärtigen Attesten sich befinden, zum Moscow an die Müntz-Cantzley gesandt, von solcher Cantzley solche Stempel und Bücher gedrucktes Wapen ausverfertiget ausgesandt und die verlies gegebene Stempel zurückgesandt werden sollen: wechels an die Müntz-Cantzley und hier an deroelben Cantzley Contoir der New Expedition die Befehle versandt werden. Es hat aber dasselbe Contoir der New Expedition in einem überwiesenen Memorial dem 12. November vorgeschiet, dass 30 solcher obgedachter Stempel verschiedener Städte des Russischen Reichs verfertigt, und dasselbe sammt den Büchern dem 2. New zum Moscow gesandt werden. Von den Städten aber des Liefländischen Gouvernements seyn die Stempel nicht verfertigt, deshalb wüß man von den Rathsmeistern solcher Städte Nachricht haben müßte auf welche Artz bey ihnen die Gold- und Silbermarken verfertigt und mit welchen Stempeln und Proben sie bezeichent werden, und was die Statuta und was von sie die hütten, und das man solche verzeichneten Örtern sowohl die Abdrücke von den Stempeln als auch die Copiren von den Statuten überhand würde. Dabey ist auf Ihre Keyserliche Majestät Befehl und auf Verordnung der wärtlichen geheimen Raths und Haupt-Directoren des Müntzwesens Baron v. Münch der Liefländischen General-Gouvernements-Cantzley anbetohlen worden an die Cantzley vom Müntzwesen dazusenden, warum hat obgedachtes Ihre Keyserliche Majestät spechles Befehlen von dem Liefländischen Gouvernement keine Goldschmelzkinder zum Moscow auf den Müntzstuf zur Erkentung der Prober-

kennt genau worden und es anjetzt welche werden überhand werden oder nicht, und warum nicht? Dergleichen sollen nicht abgedruckte Nachrichten von Verfertigung der Gold- und Silberwaaren, von des Stempeln und Prüfen, von wannen es nötig, von einer jeden Stadt denselben Governmente besonders gesendet, auch die Abdrücke von denselben alten in solchen Städten befindlichen Stempeln verfertigt und zugeset, deren Copien von den Statthaltern zu St. Petersburg an die Obersteley von Mintwaaren ohne Zentruckel gesandt werden, damit in Ermanglung solcher Urkunde, keine Vergehungen in Verwendung der Stempel an die Städte des Russischen Governmente heut abgedruckten Ihre Kaiserlichen Majestät speciellem Befehle geschehen möge. Nach demselben Ihre Kaiserlichen Majestät Befehl hat auch die Russische General-Governmente-Obersteley zu verfahren.

Aus der Antwort, welche die Goldschmiede erbeteten, ergab sich, dass zu dieser Zeit in Sibir nur die Capellenprobe in Anwendung war: »Es geschahen Eueren, der dass prüfen zu sehr auf der Capelle recht vertriehen, unnete jeden Stück prüfen und darffte erst, wenn es gut und recht befanthen, es mit der Stadt Sibirien, welches 2 Schlüssel im Kreutz ist, versehen. Alle vier Wochen ging der Aeltermann mit einem Besatzer in den Werkstätten herum und ersehen dem dort verarbeiteten Silber kleine Stückchen, die bereuch auf der Capelle geprüft wurden. Wenn aber die allgemeine Prüfirkanat ihm sehr auf die Capelle betriff, können die Goldschmiede es meistens alle, doch hatt K. E. Rath 2 oder 3 in diesem Ampte, die vollkommen recht und fertig sein und von selbigen verlesen alle Zeit die zur Eueren kommen, die auch zugleich darbey würden.

Das Nichtersehen der Goldschmiede in Moskau erklärte das Amt von dem Umstande, dass meistens nicht alle Stellen besetzt gewesen seien und zur Zeit der Nachwache ein geringer war. Es seien nur vier Goldschmiedestellen vorhanden, von denen der älteste erst 11 Jahre alt sei. Das Sibirien frühere Goldschmiede seien zum Theil dem russischen Berufe gar nicht ungeschick.

Das Silber, das damals in Sibir verarbeitet wurde, war Eilfertig, von der sogenannten sibirischer Probe. Das Gold dagegen war meistens Dukatenpöld, 4 h hat vollkommen sein. Geringere als dazwischen Gold darffe kein Goldschmied verarbeiten.

Damit sei diese Skizze geschlossen. Die weiteren Schicksale dieses hervorragenden Gewerbes können hier, obwohl dasselbe im städtischen Erwerbsleben gegenwärtig keine minder ehrenvolle Stellung einnimmt, wie im früheren Jahrhunderten, nicht verfolgt werden. Es genügt uns, den Schlüssel von der Vergangenheit hersehen die Weisung gelistet und diese die etwa eine vollständige Geschichte des rigauer Goldschmelzmeisters schreiben konnten, die Bahn gebahnt zu haben.

¹ Der Befehl steht in «König der Rigauer volkswirtschaftlichen Anstalt» (Riga 1880) und «König der gewerbegeschichtlichen Anstalt», vorerstet von der 21. Jahresschrift in Riga: Riga 1887.

² Bd IV S. CCXXVII — 2 Bd II S. 700, S. 671—676.

³ Vgl. über dasselbe auch Montag «Die Geschichte der Rigauer Gewerbe im 11. und 14. Jahrh.» S. 3 Anmerkung 2.

⁴ Es kam sich aus Sigismund August II. gemeldet sein.

⁵ v. v. O. S. 20, Anmerkung 1.

⁶ Manuscript der Ritterschuldbücher, S. 176.

⁷ Vgl. in. Aufsatz über die Kettebildung der russischen Gewerbeschichtung in «Nordische Nachrichten», Bd I, S. 47—48.

⁸ Das Manuscript gegenwärtig in der Stadt P. Buch u. Schrift in Riga.

⁹ Nordisch Nachrichten auf der städtischen Goldschmelze in der «Allgemeinen Zeitung» 1876 Nr. 76, 84, 93, 98.

¹⁰ Urkundenbuch der Stadt Domschling, Bd I, Nr. 121.

¹¹ Hagen, Geschichte der Stadt Köln, Bd I, S. 529. Hagen und Eberlin, Quellen zur Geschichte der Stadt Köln, Bd I, Nr. 186 S. 418.

¹² Hagen, die Augsburger Stadterrechte VIII, S. 47.

¹³ v. Hagen Hagen, Die städtischen Goldschmelzwerke von ihrem Entstehen bis 1648, S. 107.

¹⁴ Kary, Deutsche Urkundenbuch Bd I, Nr. 99, S. 98.

¹⁵ Meyer, Stettinburger Goldschmelzwerk S. 1.

¹⁶ Jäger, Schwedische Wirtschaft der Mittelalter, Bd I, S. 654. Bergsch, Umriss der Gewerbe, Bd I, S. 45.

¹⁷ Yonack, die Rechte und Privilegien der Stadt Wien, Bd I, Nr. LXXXI (Geschichtsquellen der Stadt Wien, I. 444).

¹⁸ Entgen, die ältesten kunstgewerblichen Zunftverträge S. 92.

¹⁹ Frede Gmäl, über den Zustand der Goldschmelze in Wien, S. 10.

²⁰ La, Diet und Catholisches Urkundenbuch, Bd II, Nr. BRUNNEN, III.

²¹ Bergsch, Umriss der Gewerbe, Bd I, S. 50.

²² Hoffmann, die älteren Zunftverträge der Stadt Lüneburg, S. 94.

²³ Hirsch, Handel und Gewerbegeschichte Danzigs, S. 142.

²⁴ Urfell v. v. O. S. 16.

²⁵ Hagen und Eberlin, Quellen zur Geschichte der Stadt Köln, Bd I, S. 480, Nr. 211.

²⁶ Meyer, Stettinburger Goldschmelzwerk, Nr. 18.

„Anstaltlich S. Hn.: was an der untern altar gewest in jedem wachen mit u. de. ere. nach Braung und dem Key nach runde Kisten die man das vor nach Spenn nach Juch, so wil man diese effren wacker und ge allen auf dem by dem part wack.

“Lecture et récit. Notice de l'Université, publiée en son nom par le conseil communautaire et composée d'administrateurs de la France et de la Belgique (Paris 1850), S. 10—16. Claffers, Odele unguentorum. Louvain 1865 S. 21. Belgisch, Chronik der Gemeyde: S. Buch. St. Gallen v. J. S. 145—148. Stapfen, Historische Bilderbogenblätter. Bd. 2, S. S. 371—373.

“Belgier, v. u. O. Nr. 175.

“Hofmann, Erd. Jahrb. 3 Th. 1. Abth. S. 109.

“Jugend, Straftat zur Verhütung et la classe inférieure v. Paris von IIII p. XII. Stich. S. 17.

“Meyer, Versuch Gekochtes S. 105.

“Meyer, Geschichte der Deutschen Kirche II, S. 367.

“Kaiserlich für Hamburgische Geschichte, I. S. 147.

“Kücher, Die Bevölkerung von Frankfurt a. M. im 11. und 12. Jahr hundert S. 112, 113.

“Kücher, v. u. O. S. 100. — “Schlagen von 1048. Art. 4. S. 4. 5.

“Schlagen von 1048. Art. 3. S. 4. — “Belgier, v. u. O. S. 12. Art. 1. 2.

“Meyer, Versuch Gekochtes. Ueb. 2, § 1.

“Trennlich, Geschichte der v. u. O. S. 142.

“Jäger, Schwab. Städtebuch S. 315—319.

“Meyer, v. u. O. S. 100, 101.

“Kolle von 1028 Art. 4.

“Von den Statuten der Stadt Oelbischenschen von dem Jarling des 14. Jahrhunderts ist nur die Bestimmung über das Meistrecht bekannt, angegeben von E. E. H. Kuntze in „Archiv des Vereins für Geschichte und Alter thum der im Städt. Jahrg. 1842 S. 148.

“Kolle von 1028 Art. 3. — “Kolle von 1028 Art. 1.

“Kolle von 1460 S. 40. Ueber die Geschichte des Ringes vgl. Belgier v. u. O. S. 100—107. Friedrich Schaefer in „Kunst und Gewerbe 1861, separate Ausgabe bei Kober in Nürnberg, Wenzel, Geschichte der deutschen France II, S. S. 309.

“Wohlfarth, v. u. O. S. 207.

“Grell, v. u. O. S. 111, Art. 14. — “Grell, v. u. O. S. 112.

“Hans. Rev., 2. Abt. Bd. 2, Nr. 103, § 11.

“Hans. Rev. 2. Abt. Bd. 2, Nr. 105. § 1. Bd. 3, Nr. 175, § 11.

“Günther, Historische Schriften Bd. 2, S. 118.

“Vgl. meine Aufsätze, Hannische Verordnungen über Städtisches Ge wesen im 14. und 15. Jahrh. in Hans. Geschichtsblätter. 1864.

“Hans., Quellen Bd. 2, Nr. 171.

“Meyer, v. u. O. Ueb. 3, Art. 10, Tit. 13, Art. 6.; Ueb. 10, Art. 9.

“Es wil nach mancher zeit nach golden Monat notwendig erben werden de.

“Neben in manchen verordneten Aufsätze Hannische Verordnungen.

“Wohlfarth, v. u. O. S. 207.

“Trennlich, v. u. O. alle mancher sollen nach dem erben mancher nach in

leben und leben, die er aller menschlichen und irdischen, die er ge-
reicht sei.

¹⁰ Müllg., s. u. O. S. 30, 31

¹¹ Hammerstein I. Abth. Bd. 3, Nr. 49 § 4

¹² Hammerstein I. Abth. Bd. 4, Nr. 207 § 2

¹³ Hammerstein I. Abth. Bd. 5, Nr. 268 § 2

¹⁴ Hammer. II. Abth. Bd. 6 Nr. 300 § 9, Bd. 4, S. 66 § 14

¹⁵ Hammer. I. Abth. Bd. 3, Nr. 208 § 11; Nr. 201 § 10; Bd. 3 Nr. 208 § 11

¹⁶ Geil, s. u. O. S. 77, wo schon ein Beleg für diese Behauptung nicht
angeführt ist.

¹⁷ Goldschm., beides Jahrb. d. Th., d. Abth. S. 182

¹⁸ Carl Urb. Buch. Bd. 3, Nr. 1129, § 60, Bd. 4, Nr. 1299 § 26.

¹⁹ Diese Anmerkung bezieht sich auf S. 118, Zeile 1 v. u. wo die Nummer
74 verabschiedlich eingeschoben ist. Art. 18: es soll für jeden von unterzeichneten,
der nachfolgend zur Abgabe kommt, einem selbstgewählten publicus ring mit einem
einen stein, und einiegel, daraus geschieden nicht und kein, einen geschied
haben selbst besorg und von selbst hand zu hand, die selbst geschieden ist.

²⁰ Hammer, Buch und Urkunden Bd. 2, Nr. 107

²¹ Jürgen Pöble und Casper Pöble Tapelbücher. Herausgegeben von
Schiller in «Mittelaltagen aus der holländischen Urkunden», Bd. 13, S. 208

²² Hammer, Buch und Urkunden Bd. 3, Nr. 105, S. 100

²³ s. ²¹ Hammer s. u. O. Bd. 3, S. 149

²⁴ Hammer s. u. O. Bd. 1, Nr. 12, S. 8

²⁵ Hammer s. u. O. Bd. 1, Nr. 19

²⁶ Katalog d. Rügenischen Bibliothek. Anweisung Taf. 4, Katalog d. geistlich-
geschichtlichen Anweisung. Nr. 66

²⁷ Hammer s. u. O. Bd. 4, Nr. 198

²⁸ Geil, s. u. O. S. 58 — ²⁹ Schiller, s. u. O. S. 201

³⁰ Schiller, s. u. O. S. 204

³¹ Katalog d. Rügenischen Bibliothek. Anweisung Nr. 167

³² Vgl. zu dem Verzeichnisse besonders Geil, s. u. O. S. 97-101 und
Berghaus, s. u. O.

³³ Jürgen Pöble Tapelbuch herausg. v. Schiller s. u. O. S. 207

³⁴ Rügenisches Urkundenbuch Bd. 4, Nr. 119.

³⁵ Th. Schiller, St. Nicolaus in Rügen in «Preussische Jahrbücher»
Bd. 56, S. 262

³⁶ Carl Friedrich, die rügenischen Güter, S. 20

³⁷ Michael Urb. Bd. 3, Nr. 1118 unter dem rügenischen argenteus auf einem
diesem gelbes

³⁸ Carl Urb. Bd. 3, Nr. 1118 § 30, abetiam hanc in den nach dem
unterzeichneten

³⁹ Carl Urb. Bd. 3, Nr. 1268 und 1269

⁴⁰ s. ²¹ Vgl. zu Schiller Die Rügenische Familie Pöble und zum dort Verzeichneten
in Rügen in «Beiträge für Litteratur- und Geschichts», Jahrg. 1867 S. 211

⁴¹ Schiller, s. u. O. S. 202, 203 u. 205. — ⁴² Müllg., s. u. O. S. 31

⁴³ Litteraturische Jahrbücher, d. Th., I. Abth. S. 20

⁴⁴ Schiller, Rügenische Nr. 100

⁴⁵ Schiller, Rügenische Nr. 115 u. 205

¹²⁸ Freyler, *Verfassung Mecklenburgs*, Bd. 2, S. 105, Bd. 25, S. 141—142

¹²⁹ Die Accusation über diese Angelegenheit befindet sich im Original Archiv des Raths (Schrank 1, Fach 5. Dasjenige Papier (die Querschrift), dem die die Obige enthalten, ist zwar nicht unterschrieben, kann aber kaum etwas anderes als Bescheidliche Antwort sein.

¹³⁰ Das Protokoll lautet: Den 7. August anno 1771. Die unterzeichnet Herrsch. Maj. über die Vorlage befohlen und dessen Herrsch. Anstaltten Befehl hat angenommen, die Goldschmiede zusammen zu rufen und ihnen zu hören und davon H. H. Rath zu vernehmen, dem der Anstalt wegen der Klagen über dessen Antworten alle angefragte Artikel nach dem Schrift zweyten prüfen, und was er als Urtheil befehlet, des Meisters Rathen darauf schuldig, und hernach durch den ordinären Stadtmagistraten mit der Raths Schlichterei konferiren lassen, auch von allen Urtheilen mit dem gerichtlichen Protokoll und darüber auf hernach alle 6 Jahr eines jeden Meisters prüfen lassen zu lassen soll, insbey dessen Herrsch. Anstaltten selber zusammen wird alle 4 Wochen der Antikameras Werkzeuge zu besichtigen und die Waaren, so sie in der Arbeit befinden, durch den Schrift wie auch durch die Feuert prüfen zu lassen.



Wassil Wereschagin in Paris.

Wassil Wereschagin hat unter lebhaftem Beifallsbeifallgegruß das zweite Mal bei seiner letzten Besuchsreise nach Paris eine Gemälderausstellung eröffnet. Seitdem, nach dem russisch-türkischen Kriege, standen die Pariser die französisch empfindenden Kriegskünstler an, die er als Augenzeuge von Schlachten gründerweise mit gewisser Realistik auf die Leinwand übertragen. Nach nicht nur die weite, stille, schwebende, jetzt veraltet dastehende Ebene, auf der die Reiter, die einzigen großen Gefährten der Geflüchten, sich beschwingend auf den Schwanzschweifenden Schichten niedergelassen. Der Schöpfer dieses grossartig gezeichneten Gemäldes zeigte sich dem Gedächtnisse unvergesslich an. Er hatte den Ton getroffen, die Farbe berührt, welche die Empfänglichkeit der naturhistorisch sein wolleßen Franzosen überaus machen. Und — er hatte sich als Talent geöffnet.

Selbst ist der Boden, auf dem russischen Korne angriff, nach beinahe eigentlicher geworden. Bestand an Russland schon früher eine starke Sympathie für alles, was französisch ist so herrscht es jetzt in Frankreich noch weit mehr für alles, was russisch ist. Russische Dichter, Schriftsteller und Maler über hier das Zeugnis an, wie sie ihren Vaterlande oft kaum ist. Wereschagin hat für eine Gemälderausstellung den rechten Augenblick zu treffen verstanden. Er lockt jeun Tout Paris, das sonst für fremde Elemente in seinen Mauern nicht gar beweglich ist.

Das Leben des Künstlers ist ein wechselvolles. Als Hermann nach Sret gekommen, erwachte es ihm kein, an den Kisten

Frankreich, der Wassilj, seinen Bemühenen gegen den die Malern zu vertauschen. Bald darauf führte er, ungeachtet der Pläne seines Vaters, eines Adelsmarschalls im Nangorodischen, seines Vornamens aus. Nach Frankreich zurückgekehrt, arbeitete er im Atelier Jerome's, wuchs aber allmählich aus dessen Schule heraus. Tragen seine ersten Gemälde noch den Stempel desselben, so wird die reiche Folge seiner Werke ein eigenes Talent auf: das einer dem ganz persönlichen Geniemalers. Im besten Sinne des Wortes der Schule der Impressionisten und somit einer spezifisch französischen Richtung angehörig, hat ihn das, was er an Eigenart und Selbstständigkeit hinzubringt, wieder von ihr ab und macht nach der bezeichneten Richtung eine besondere Persönlichkeit aus ihm. Er ist wahrer, unbegrenzter als die französischen Impressionisten, schon weil er als Maler weniger theoretisch als praktisch rechtlich wirkt. Nationale und eigene Charaktereigenschaften geben ihm eine scharfe und verschiedenen Richtung, während der Franzose sich in allem leicht an gewisse Ueberlieferungen und Gegenstände hält, die sich allmählich entwickeln und nicht immer wahr sind.

Werschnagin liebt Natur und Menschen in mannigfachen Staff, das er denselben ergreift, wo er ihn findet — und er findet ihn überall. Hingru versucht sein Talent, nimmt er die Phantasie zu Hilfe, so lernt die Gemälde nicht immer glücklich. Er hat das mit Dost gemein. Bei letzterem rührt dieses Mißgeschick jedoch aus einer Ueberfülle an Phantasie her, während die bei Werschnagin etwas mäßiger ausgeartet ist. Dieses Stempel tragen wenigstens gewisse Gemälde, besonders, wenn die raffinierten Gebilde schaffen und bewundern überwinden überschritten. Zu wahr in Idee, Farbe und Stimmung, wechelt ihm sein Talent eben gerade, ebenso Weg vor, überall, wo er ihn verläßt, verfallt er noch in eine zweite Schwäche: Skulpturierung. Sie hindert ihn ein Genie zu sein und zu schaffen. Nicht immer bracht alles wollen viel erreichen.

Die Ausstellung im Grand Palais umfaßt Gemälde, Landschaften, Charakterköpfe und Skizzen, Plastiken längerer Hand in Plastiken, Silber und Metallstein. Die Führung dieser Gemälde bietet dem Zuschauer die Möglichkeit, den Gehaltsweg, die Tätigkeit des Meisters während einer Reihe von Jahren zu beobachten. Sie spricht zugleich für Einzelanstellungen, die ein ganz anderes Bild von dem Wesen und Können eines Künstlers entgegen als jene Massenanstellungen, wo Aufmerksamkeit und

Interessa, stets unterbrechen und abgelenkt sich nur mit dem con-
centreren können und bald ermüden.

Die grösste Anziehungskraft auf das Publikum über Ver-
gnügen gewährt, die, anstrengt nicht die schönsten, die Macht einer
mittelmässigen, gleichsam philosophischen Idee haben. Immer wieder
durch den Unwandel befeuert, dass überall eine der Menschheit zune-
ehmende kritische Kraft, auf alle möglichen Zerstörungsmittel
hinweisend, bereit zu bewahren, verfährt — hat er diese Idee in
zweifacher Art behandelt: Krieg und Escursion. Beides, obwohl
schon sehr stark, weichen, dem Künstler gleich verflammenwerth,
gleich verwerflich. Darüber wird er zum Redner in Gel. Dazu
kült den jedoch die Breite des Historikers, die Weite des Genies,
was sich überall bemerkbar macht, wo nicht getrene Wiedergabe
des Fiktion und Geistes voraussetzt, sondern ein gewisses Theorien-
wissen auftritt, dem die Phantasie zu Hilfe kommen muss. Was-
schlagla besitzt den Zuhler, die Genie des Erzählers, nicht die
mit bewundernde Gewalt eines Redners. Er überzeugt nicht. Viel
seiner Kräftebilder, von denen augenblicklich nur eines ausgestellt
ist, sind schön, doch nur als lebensvolle Kräfteformen, als be-
merkenswerthe Arbeit.

Die drei grossen Hinführungsgemälde, welche im Grand Palais
das grösste Ansehen erregen, heissen: „Kriegung bei den Römern“
- Tod durch Kanonen in den englisch-indischen Besitzungen; und
- Tod durch Erhängen in Russland.

Von den drei ist letzteres allein wirklich. Auch hat der
Künstler in glücklicher Eingebung über die Genie diese Schiller
von Schwebelien gezeichnet, der zugewandt verweist. Er verdeckt
halb die drei Gemälde im Hintergrund, an denen, in gross, haken-
artige, mit Kapuzen verbedene Gestalten gehend zwei Verführer
hängen. Hand ruher ein dicker Kranz von Militär, dem eine
kreisförmige, silberbedeckte Fläche weher, von Küssen zu Phälo
in widerständlicher Ordnung gehalten, ein dicker Kranz von Neu-
geringen. Obgleich im Rücken geschaut, sind dieselben so sprechend
und typisch in Haltung und Geben, dass man sie gessen zu
haben muss. Das Ganze ist ein äusserlich geführtes Gemälde
in dasselbe überschreitenden Unwissen, aber kein Anstoss von
Theorie, kein Anstoss gegen das Gesetz, was er gewollt. Das ist
Wassiljewa hier, was auch in seinen zwei andern Hinführungsgemä-
lden nicht geüben.

• Tod durch Kanonen in den englisch-indischen Besitzungen.

wirkt etwas höherem. Eine lange Reihe von Kanonen, die gleich großen Zellen einseitiger Eingeborenen, die durch Querlöcher am Lauf derselben befestigt sind und eine doppelseitige Anzahl unglücklicher Soldaten. Das ist alles. Derselbe Mann, schon abgestumpft, der einfache Mensch in seiner gleichmütigen Klarheit und Tiefe, die gleichsam durch ständige Luft aber verleiht den Jauernergestalten einen noch innlicheren, ihm unähnlicheren Charakter.

«Kreuzigung bei den Russen» nennt Wassiljewa einfach das dritte Gemälde, und doch schwebt ihm offenbar die Kreuzigung Christi vor. Von den drei Varnachtlichen trägt der tote die Dornenkrone, und bis in die Einzelheiten hinein ist mit größter Genauigkeit alles der Wiederholung nachgetrieben. Es ist also doppelt verfehlt, verfehlt als Prinzip und religiöser Vorwurf. Als letzterer besonders. Zu lebendig und zu unruhig, ohne jenes religiös überhörenden Gedankens, der auf der Längswand des Gehängten ruht um die selben sondern auch als Erkörer und Heiland zu faulen gewohnt ist, wirkt das Gemälde weder einfach noch religiös. Schön ist die trotz des gewitterschweren dunklen Himmels von Lichtwellen durchdrillte Luft, welche die drei Kreuze auf Heiligstein in wunderbarer Plastik hervortreten läßt; loblich ist auch die Staubwolke, die über eine Baumgruppe hinweg auch an der hohen Mauer, die das Bild emporsteigt abschneidet, leuchtet. Die Menschenmenge in Vordergrund des Bildes, Bauer, Jude, Finke, Mäurer in verschiedenen Trachten, berührt kümmerlich und erwidelt. Fuß und Pfirsche dermaßen schauen nicht heranzuhören. Wassiljewa offenbar zu religiös schwebende Phantasie hat Einzelheiten geschaffen, welche die Idee ersticken. Er ist religiös angesetzt. Und doch hat ihn sein Aufstehen in Politik viellich verrietet, sich religiöse Stoffe zu wählen, die Augen über, die sich an die ideale und schöne Auffassung Christi durch die älteren Meister gewöhnt hat, kann sich mit der so realistischen, langen, bogenen, realistischen Bildausgestaltung nicht befassen. Es geht ihnen, die man der Wahrheit nicht im Geringsten entgegenwirklicher Wirklichkeit entgegen darf; diese wirkt nicht immer schön, sie wirkt auch unheimlich verunsichert und deshalb nicht künstlerisch. So hier.

Von gütiger Wirkung ist eine Episode aus dem russisch-ukrainischen Kriege: «Heil der Kreuzspießgenossen nach der Russische Flucht». Von schiffartigen Schanzwällen überragt, sitzen in dichten Reihen die Dugitschischen eng an einander gepreßt in tiefem Schmutz. Aus ihrer größtmöglichen Haltung, des heraufgezogenen Köhns, den

auf gelbemem Mästel und Kapuze erkennt man den furchtbaren Feind, den sie unterliegen: den Frost. Kein Feuer, kein Obdach, kein Brod! Noch mehr leiden ihre unglücklichen Begleiter und Wächter zu Pferde. Vom Sturm erfasst, bestreuen sich Ross und Reiter umsonst, denselben Stand zu halten. Das ist „geleiteter“ Frost, kein Unwetter!

Ein kleines, überaus fein gearbeitetes Bild darunter gehört gleichsam dazu: „Vorposten zu Balkan.“ Ihm wieder, wie schon in „Erkämpfungszeit im Harand“, jener großer weiche Schmelz, von dem sich das kräftlich gefärbte, helle Gestalt der Figuren so leicht abhebt. Keines ist auch der Eindruck des schon besprochenen Schusses auf einer andern Längwand: „Straße in Soudak bei Konstantinopel.“ Wol keine, kleine aufgenommen, hat diese künstlerisch so reiche Schmelz nordischen Holzes so greifbar, so schmelzend, so leuchtend wiederzugeben verstanden wie Werschagn.

Sobald Kiste, säulenartige Gestalte, dorthin hingeworfen, tritt sie durchgeführt, kleine Stellen aus Palast. Durch spitzenartige Baumgruppen nehmen sich aus „Thal des Jordans und „Gölgai“, sehr hübsch ist auch das hat grau in grau gehalten. „Stark Altkamm“, dessen Eigen „Gipfel des Tschers“, „Sonnens Uhr“, „Höhle zu Ende“, „Bethesda“, „Götzen Brunnen“, „Casper wau“, „Bethel und andere.“ Das tolle Meer, aus der Küste Solome und Gomertha aufgenommen, nicht in seiner großen Stille, bei zwischen ständiger Häßlichkeit mehr einer Weise ähnlich als einem Wasser, und „Jakobs Brunnen“ bei historischen, aber kein künstlerisches Interesse. Nur selten Kategorien gehören: „Brunnen des Propheten Elias“, „Stern von Samarkand umgeben in Solome“, „Altes jüdisches Felsenreliefgewölbe“ mit seinen zur Aufnahme der Leichen bestimmten Nischen und „Kuppel der heil. Urthätigkeit.“

In zweifacher Wiedergabe besetzt die Meier Salomon-Har niedriger, kleiner, länger gestreckt erscheint sie dort kürzer, gedrängter, doch höher mit grösseren Gestalten. Die Steinwächter, von denen die ersten sechs aus dem Zarten David und Salomon stammen, während die folgenden denen Herodias und der Habsburger gehören, sind mit ausserordentlicher Sorgfalt und plastischer Deutlichkeit gemalt. Der Ton der geschwundenen Steine der so leicht harte einfarbig wirken können, erleiht, von wild wachsendem Glas unterbrechen, durchaus verstanden in seiner starken Ab-

strömen. Beide Gemäldc stellen den «Ort der Klagen» vor, zum Theil der grossen Mauer, die den Tempel Salomons umgab. Hier versammelten sich, um ihre Klagelieder anzustimmen, die Juden am Gedächtnis der Zerstörung Jerusalems, und hielten plärrern sie jetzt, so oft es im Haus dringt, um ihre verlorne Gross- und Tempelruine zu bereuen. Jedes jeden Alters und beiderlei Geschlechts, Jedes aus aller Herren Ländern, besonders aber aus Palästina, Syrien, Indien und Russland. Ichon Jenseits des Trosses zu Jerusch, sieht es die Kunst schlingend, hin und her hinwegend oder nach rechtslinks gegen die Mauer laufend, die Haupt in die Hände beugend. Andere sitzen gebengt auf grossen Steinen, alle aber schreien um ein grosses Leid zu weihen. Diese und andere Gestalten in ihren langen, altostorientalischen und orientalischen Gewändern sind in sprechender Lebendigkeit festgehalten. Hier ein Weib, das sich mit verzweifelter Gebärde an die Mauer wirt, dort zwei Männer, die, das Beten machend, von ihren Geschäften zu reden scheinen. Gebraut! Für wie viel? Dieser! heut man von ihren Kögen. Ein alter Reibener wirt auf einer leeren Tonne, welche die unermeldliche Anleckerh! Borscha trägt. Interessant sind auch die Fragmente der dort gesungenen Litanien.

Leier: Was der Felsel verhebt ist,

Volk: Nimm wir unser und weinen

Leier: Weil der Tempel zerstört ist,

Was die Mauer umgeworfen sind,

Wir weinen diese geschundenen,

Was die höchsten Steine des Tempels in Staub zerfallen,

Was einem Feindel sich so hart auf den grossen Weg verheben,

Was unser Könige Gott schreyet,

Volk: Nimm wir unser und weinen

Leier: Wir sehen dich an, erbarme dich unser

Volk: Und erarme die Kinder Jerusalems

Leier: Heil, eh! dich, oh Erbarer von Zion!

Volk: Jede Nacht dem Wunsch Jerusalems

Leier: Zion, du geschicktest sie Schreiber und Majestät

Volk: So Jerusalems getreu!

Leier: Zion, heil dir die Könige!

Volk: Triste, die über Jerusalems klagen

Leier: Das Fruch und Frucht in Jerusalems verhephten werke

Volk: Das der Zwang von Jerusalems weihen und heilte.

..... Zwei weitere Gemäldc behandeln «Das Grab der Klänge», von dems das erste den Eingang, das zweite das Grabgemäldc selbst anzeigt. Desses Grab befindet sich in der Nähe von Jerusalems auf dem Wege nach Damaskus. Aus einem

Yerkaf in das von Felien angelegte imposante Hof gelangend, sieht man den Steinwerkplatz unter dem mit einem schönen, weniglich beschattigten Fries geschmückten Wölbung stehen. Die treffliche Werkstatt, Hauptbild des vornehmsten Landes, ist wohl sichtbar. Der Eingang zum Hof, der kürzlich von einem Felien herangebracht worden und mit einer monumentalen Treppe versehen ist, weist durch seine röhrlig getriebene untere Hohlkehle auf Jakobsstein langen Verweilen in Erdreich hin.

Nach einer anderen und richtigeren Version als die des französischen Gelehrten de Sauley enthält der Sarkophag nicht die Lebensgeschichte oder andere uralte israelischer Könige, sondern die der geschiedenen Kaiserin Helena und ihrer Familie. Von der Kaiserin Porcra d'Alabone erworben, und die von dieser Kaiserin geschenkt worden.

Eine Höhe von vier Gemälden schmückt den Berg, auf dem Christus versetzt worden ist. Auf dem ersten hohe Felien, links eine Mauer, über die hinweg ein griechischer Mönch, Bewacher des Berges, in die Tiefe schaut. Was immer, nach Situation und Perspektive gleich vorsteht. Die in den Felien gekannte Thür führt in eine jener Ansehenswohnungen, wie man sie vielfach in dieser Felsengruppe findet und von die der Künstler auf dem zweiten Bild dargestellt. Das Christus in einer derselben seine 40 Fast- und Bettags verbringt, ist sehr ansehbar. Das dritte Bild zeigt uns die Kirche der Mönche, das vierte ist mit Fresken geschmücktes Halbflorenz. Das erste Gemälde mit seiner schönen Felsenwand ist das bemerkenswerteste.

Drei Gemälde haben Christus zum Gegenstande: »Christus in der Wüste«, »Christus und Johannes an dem Ufer des Jordans« und »Jesus am See Genezareth«. In letzterem bilden die landschaftliche Schönheit, der tiefblaue See das wohl ansprechendste erhebende Stüchlein, die am Horizont sich erheben Berge die Hauptanziehungskraft des Bildes. Die Christusgestalt im Boot ist vorwiegend, und das zum Vortheil des Ganzen. Anders tritt sie in »Christus an dem Ufer des Jordans« hervor. In weissen, klugen Gewand, mit rothem, herabstehendem jählich geschüttelten Haar, sitzt er in gekrümmter Haltung neben dem ihm gleichstehenden Johannes. Der ganze Schwerpunkt des Gemäldes ruht auf die beiden Männer; auch ist die Landschaft als die Sandbügel Hügel des im Sommer in Feldagern aufgeworfenen Schneescharren. Doch von »Kreuz«, von »Thaler« auch hier nichts.

Überall nicht gekostet als Idee ist «Olympus in der Wüste». In der grau-grünen Färbung der Hagellandschaft hebt sich der weisse, auf einem schmalen Pfad sichermachende Gestalt ab wie die erste einsamen Wanderers, der, in Gedanken versunken, vor sich hinschaut. Wie in allen Christushildern, verleiht das lange, schilfartige Haar fast glänzend Anstrich und Ausdruck.

Ungemein lebendig und hübsch als Gemäld ist «Das Innere eines Hutes», wie die auch Wassiljagin zur Zeit Christi verleiht. Es fällt nicht, was man zum ersten Familienleben rechnen kann. Im Vordergrund zwei am Boden liegende, spielende Kindergruppen, die eines Kabarett würdig sind, im Hintergrund eine stehende Mutter mit zwei kleinen Kindern, in einer Klosterverkleidung Waache, rechts eine Mächtige Gruppe, links eine weisse Gestalt, die nach dem verbannten Schüler sehr wohl Christus selbst, vielleicht auch nach dem Apostel sein kann. Eine Hübschergestalt vervollständigt das mit silberner Plastik in Zeichnung und Ton ausgeführte Gemälde.

Dieses ist die grösste Gruppe erschaffen. Das von Indien und Mittelasien stammende sind in klassischer Zahl, jedoch fast unerschrocken von russischer Schlichtheit, Gesinnung bei Ausführung und einem architektonisch schönen Wert, der nicht allein von Wassiljagins grosser Gewissenhaftigkeit in Vornahmen, sondern auch von überraschender Sorgfalt der Detailarbeit zeugt. Hier erweisen alle Fähigkeiten des Künstlers im hellsten Licht: Farbenreue, Richtigkeit der Zeichnung, Schönheit der Form, Wahrheit, Leben.

«Fenster eines Monuments von Selim Selim» gehört zu einem Denkmal, das der Grossmogul Akbar über den verstorbenen Ueberresten seines Freundes und Rathgebers, das noch von allen Mohandanzern Indiens verehrt Selim Hüsi, errichtet. Das auf eine Terrasse gebende Fenster ist gleich dem Gebäude aus weissen Marmor mit Glasmosaik, die der Künstler mit seinem Licht- und Schattenspiel meisterhaft wiedergegeben. Man muss viele, schwarze Drehender Spritzen zu sehen.

Von gleicher Schönheit ist die in zweifacher Wandgebung dargestellte «Fensterchen in Agria». Wohl römisch, welche meisterhaft ausgeführte Steinmosaik! Wie der Marmor der Bogens und Pascholen in seiner glänzenden Kälte und Güte blinkt und blüht! Ja, das sind Paschottische!

Ferner: ein Haas in Faltenspreibart (in der Nähe von Agrie) Diese in rothem Stein angefertigte Gebäude scheint von solcher Massigkeit, dass die Thüren (nicht nur kolossale Säulenbüchse derselben) das Aussehen geben, als hätte man die ständel Zeichnungen in Eisenblech geschnitten. Ein solches Gemälde mit seinen Umrissen und Uplinszeichnungen hat Werschagn hier in seiner ganzen Vollendung wiedergegeben. Das geläufige Licht, das die rothen Wände zu vertheilen scheint, ist von künstlerischer Wirkung.

Landchaftliche Meisterwerke sind: »Sonnenuntergang im Himalaya«, »Am Berg Kanchingaga in den Wolken«, »Sonnenuntergang in Indien« und der dreifach wiedergegebene »Tag« in der Pracht seiner indischen Architektur und imposanten Götzen.

Der Tag ist ein von Grossmegalitath-Licht über dem Giebel einer Lichtspalte errichteter Denkmalstein. Aus weissen Marmor, ist er von oben bis unten mit Lapis lazuli, Malachit, Cornalin und anderem kostbaren Steine geschmückt. Mit ganz bemerkenswerther Pracht belüftet sich, von dunklen Giebel des Gartens und reichem Stützflamenschmuck eingerahmt, der kuppelgeschmückte Mittelbau bei Morgenlicht in der ganzen Schönheit seiner Linien und blendenden Marmorweiss ab. Der Tag am Abend, wieder in diesem grünen Rahmen, ist fast eben so schön. Aus der dritten Ansicht ist Werschagn in der Wiedergabe des mächtigen Netzwerks der Architektur.

»Sonnenuntergang im Himalaya« mit seinem ganz hell abgetreten Bergan und von grau auf weissen übergehenden Wolken, ebenso das nachgewandte Gemälde mit den ständel Baumgruppen im Vordergrunde und weisses »Sonnenuntergang in Indien« lassen die so schwer zu treffende Harmonisierung und Wolkenvergleichheit in voller Natürlichkeit und Tiefe hat.

Der Abschluss der Ausstellung bilden eine Anzahl russischer Architekturmodelle und eine ganze Reihe theils bemerkenswerther, theils werthloser Portraits. Am besten getroffen sind Werschagns russische Köpfe. Man sieht es, der Künstler hat in der Mitte seiner Geisteskräfte gelebt, er hat sie sprechen, lachen, weinen gehört. Man im Ausdruck, Farbe, Leben! Da sind ein Schmelz mit einem derb gutmüthigen Zugem wie Wolk mit dem rund um den Nasenknopf gewickelten Seidenschal, ein Dverrik in Lederkutte und ein Kapuzenschal, in dessen verkrümmten Zügen ein verführerischer Zwig seines Handwerks gleichsam seine Methode

gegeben. Er hat sein ganzes Leben lang in Metallwaaren für Höflichkeit gearbeitet.

Von besonderer Plastik ist ein „Russester Eremit“. Die Züge sind gewöhnlich, doch von jener künstlerisch-ruhigen Ruhe, die stummlos, schredloses Vogelsinn allein erzeugen kann. Mäher von Proportion, wartet Bruder Wassan aus Kamsan-Politik am im glücklichen Zeitpunkt ab, eine Wiederkehr für irgend ein Kloster erlassen zu dürfen. Denn will er ruhig an den Ufern des heiligen Flusses stehen.

Nächst dem russischen Typus ist dem Künstler der jüdische gelangte. Mehuars Rabbiner stud von überausbender Träne. Das Bildnis des Alten aus den westlichen Provinzen Russlands ist als einen tiefen Furchen, der von den stillen, klagen Augen auf die etwas gelagerten Nasen gezeichnete Fülle und dem langen weißen Bart voll Wahrheit. Er hat, wie viele seiner Stammes es ihm gleich thun, die heilige Stadt ergriffen um im Thale Josephat befreit zu werden. Geleitet durch den Glauben, dass die dort haben, zuerst aufzuheben werden, hat die Besetzung Jerusalems in den letzten Jahren allgemein ergriffen. Auch sind von Metaphern, Rothschül und anderen Backherren viele Unterstützungsmittel erfindet worden, die großen Zuspruch haben. Dadurch nun fühlte sich die türkische Regierung zum Behül veranlasst, dass die Juden fortan nicht länger als 30 Tage im heiligen Lande bleiben dürfen. Offensiv streben sie das Land wieder in die Hände ihrer ehemaligen Herrscher fallen zu sehen, was einst geschehen wird.

Ein Rabbiner, der eine besond. der andere mit rother Wehrasse, stellen mit Tönen stilllich gebräuntes und unbestimmtes Zügen Juden aus Jerusalems vor und schließen die Studien des jüdischen Typus wirkungsvoll ab. Ihnen folgen noch weitere verschiedensten Charaktere die Araber, eine Alte, doch schöne Araberin in weisser Kopfbedeckung, Krawatten aller Selbstlichkeiten, zwei Nanjyden stoffliche Lamas aus Tibet von sprechender Gestaltigkeit, Gedrängtheit und Unerbitt in Ausdruck, Haltung und Kleidung, ein zur mongolischen Rasse gehörender Bontida aus Sikkim im Himalaja, eine natürlich aussehendes Weiß, ein mohamedanischer Hindustanischer und Andere.

Denn ist die Gensdikenstellung Wortschagins erwacht, wird die Zeit einem unverkennbaren, doch noch nicht stabil-

Esien, sich selbst noch nicht erkannten Talent den rechten Weg weisen, oder sollte es ihm doch noch selbstthätig sein, nicht allein glänzend wiederzugeben, sondern auch zu schaffen -- etwa mit Fortschritten zu schaffen?

Wolfgang Seibel.

Paris, im April 1888.





Französische Emigranten in Russland.

 In den in den letzten Jahren so sehr gesteigerten Beziehungen zwischen Frankreich und Russland hat sich auch die literarische Thätigkeit des letzteren in ganz hervorragendem Masse der Erforschung des Staates zugewandt, von welchem nur geringen Theile der Bestand in der Erfüllung des Herzenswunsches der nachdenkenden Nation erwartet wird. Es liegen sehr bemerkenswerthe Arbeiten in dieser Hinsicht vor. Wir denken nicht zuerst an Lamy-Boussiers grosses Werk und seines Bruders, des Nationalökonomens, voluminöse, laudable Studien über Russland, an Graf Vogels Betrachtungen über die neue russische Literatur und seine eigenen Novellen, die auf gründlicher Beobachtung russischen Lebens und Landes sich gründet haben. Auch hat sich Landblanc mit einer kategorischen, ganz brauchbaren Geschichte des Russen so interessantes Kaiserreich befaßt und Léonora Fingand, Professor in Bourges, ist den seitlichen Wechselbeziehungen zwischen Russland und Frankreich nachgegangen, wie sie in der einzelnen Persönlichkeit beider Nationen durch ihre Einwanderung in den einen oder anderen Staat zu Tage treten sind. Ein Buch: *Les Français en Russie et les Russes en France* (Paris, Didier, 1886) ist eine höchst schätzenswerthe Studie, mit grossem Geiste und vorzüglich geschrieben. Es beruht auf voller Kenntniss der russischen russischen Publicationen und der Archive des pariser Staatsarchivs. Wir haben das Buch schon einmal kennen gelernt, und da wir nun im 10. Hefte des russischen «Historischen Boten» von 1887 einen Auszug aus demselben begegnen,

der sich jedoch nur auf die Franzosen in Russland bezieht, stehen wir trotz seiner Dürftigkeit nicht an, denselben im wesentlichen zu reproduzieren, vorzüglich um des und jensei des Lesers auf die Originaltexte hinzuweisen. Hier werden jedoch nur solche Thatsachen gelistet, welche von dem zuverlässigen Betreff, mit dem der Verfasser denselben zu umfassen und zu belegen wußte, nichts von seinem anschließenden Urtheil, seiner Betrachtung der jeweiligen Sachlage. Sein Buch ist nun zur Zeit nicht mehr zur Hand, und es folgt der Lückenbiller seine Aufgabe nicht völlig verrichten.

Im 16. Jahrhundert ist zum ersten Male von Franzosen die Rede, welche nach Russland überseelten oder wenigstens hier längere Zeit verweilten, doch werden nur Namen genannt, ohne das irgend welche Emigrations- oder erwerbserwartende Thatsachen an denselben geknüpft sind. So geschah z. B. eines Karthäuser Mönch Monchereau und eines Anton Paul Gualde Erwähnung, die in Kule dieses Jahrhunderts in Russland lebten, ebenso sind die Namen, ja sogar die Denkwürdigkeiten zweier Abenteurer Ponce de la Ville und Magaret erhalten, die als Krieger im Dienste des Zaren standen.

Einige Emigranten, welche durch die Auflösung des Bündes von Nantes ihre Heimat verlassen mußten, schloßen sich ihrem Weg nach Russland gesonnen zu haben. Der große Kurfürst verschickte sie mit Empfehlungsbriefen an Peter I. und dieser erließ einen Ukas, durch welchen er den eingewanderten Franzosen erlaubte, in seinem Heere Kriegsdienste zu leisten. Wenn Voltaire jedoch in seiner *Histoire de Pierre le Grand* berichtet, LaFont habe ihm erzählt, daß diese Emigranten ein ganzes Drittel des russischen Heeres von 1700 Mann ausgesmacht hätten, welches nach europäischer Weise bewaffnet und organisiert war — so scheint uns das eine sehr übertriebene Angabe.

Es steht übrigens fest, daß einige dieser eingewanderten Emigranten in Russland Fabriken begründeten, so z. B. Delaney eine Kristall- und Spiegelfabrik, Montbrun eine Strumpfweberei, Loubout eine Waffenfabrik etc. Ja, es geschah sogar einem Franzosen Erwähnung der als Lehrer der Philosophie seine Arbeitskraft der Erziehung der russischen Jugend widmete. Einige dieser Emigranten drangen bis an die Wolga, wo sie eine Colonie für sich bildeten, deren Bewacher der französische Retende Legation

nach am Anfang unseres Jahrhunderts die bekannte Kleidung und die unangenehm Perrücken ihrer Vorfahren tragen sah.

Das Mikroskål dieser ersten Einwirkungen scheint übrigens in Petersburg gånzlich zu sein, wo wir bereits im Jahre 1733 eine französische Kirche mit einem Pastor von Genf erblickten.

Die Beziehungen zwischen Frankreich und Rußland begannen eigentlich erst mit dem Anfang des 18. Jahrhunderts lebhafter zu werden, besonders nach der zweiten Reise Peters des Großen durch Europa. Seit dieser Zeit begannen wir jenen französischen Einflüssen, die schließlic in Rußland das Bürgerrecht erworben haben und von Leuten getragen wurden, welche in jeder Beziehung seine Namen sind.

Unter Peter dem Großen kamen als Ingenieure: Oudin, Lévesque, Lemercier, de Colbagues de, als Offiziere: der Graf de Beaussart, der frühere Majorstrittler Villeneuve-Trazan, der ehemalige Reichsgraf Gullien. Günstiglic der Gründung einer Marineakademie in Petersburg 1725 geschickte man Reichlich an dieser Anstalt Sont-Hilans Erziehung, der gleich vielen seiner Landsleute auf die Empfehlung des Intendanten Villeneuve, welchen Peter auf seiner Reise von Holland nach England kennen und schätzen gelernt hatte, aus der französischen in die russische Flotte übergetreten war. Auch auf dem Gebiete der Wissenschaften und Künste war der große Reformator bestrebt, hervorragende Kräfte aus Frankreich, der Heimat des guten Geschmacks und der verfeinerten Eleganz, zu sich her zu gewinnen. Der zu jener Zeit wohlbekannte Architekt Leclerc folgte der Einladung des Kaisers und trat für einen jährlichen Gehalt von 20000 Livres (für damalige Verhältnisse eine bedeutende Summe) in russische Dienste, wo er nach dem Vorbilde des Palastes von Versailles in Peterhof das Palais erbaute, die Pläne für die umliegenden Gärten entwarf und den Pavillon Marly (gleichfalls nach französischem Vorbilde) leitete, der spiegelklaren, ewig ruhigen Tschise herrschte. Begünstigt von diesem Architekten wurde die unternehmungsphorige Kunstindustrielle Bourdin, welcher den Versuch machte, in der Umgegend von Petersburg eine Tappetfabrik à la Gobelins zu errichten, die aber nur kurze Zeit bestand und bald vollständig eingeg.

Nach dem Tode Peters des Großen tritt die französische Einwanderung und damit auch der französische Einfluß auf die Entwicklung der russischen Cultur für einige Zeit in den Hintergrund; es lost alles Zwängen der Verwaltung des Königslebens

und der Götteranerkennung wurden Deutsche bevorzugt und als prädestinierte Anführer der Absichten der herrschenden Partei begünstigt. Durch kostspielige Bekennenschauspiele (= des Couronnés- (Zeitungen)) wurden sie verpflichtet, in die Dienste der russischen Regierung zu treten, die ja unter der Ägide Berens, Mironow, Oubermann von grossen Theil aus Deutschen bestand und jene Antipathien gegen das deutsche Wesen unter dem russischen Volke weckte, welche leider bis jetzt noch nicht ganz gemildert sind.

Unter der Regierung des Kaiserin Anna Iwanowna sind es daher nur wenige wenige französische Namen, welche neben der Legion deutscher Kriegerdorer Erwähnung verdienen, z. B. Nicolas Delisle, der in Verbindung mit der Petersburger Akademie der Wissenschaften eine Schule für russische Astronomen zu gründen beabsichtigt. Ferner der katholische Pfarrer und Jesuit Jaki de la Cour, welcher als gelehrter Agent der römischen Curie vom Papste die Vollmacht erhielt, die russische Kirche dem Einfluss des lat. Stuhles näher zu bringen. Drei Jahre lang (1738—51) ist der schmale Franzose in dieser Richtung thätig und entwickelt, geschützt von der Fürstin Irina Seljarski (welche während ihres mehrtägigen Aufenthaltes im Anlande aus Kaskasien zurückgekehrt war) alle denkbaren Anstrengungen, um sein Ziel zu erreichen. — schliesslich bringt er es jedoch nur dahin, dass er aus Russland verbannt wird.

Die Tochter Peters des Grossen, Elisabeth. war von der frühesten Jugend an unter dem Einfluss schmeiher Sympathien für Frankreich und des glänzenden Hof von Versailles erzogen worden, zu dessen unstätiger Königin sie von ihrem kaiserlichen Vater bestimmt war. In der «Gazette de la république» (publié par A. de Barthélemy, Paris, 2007) liest es sich an direkten Hinweisen darauf, dass der Zar bei seiner Anwesenheit in Paris 1717 dem Regenten nicht nur ein Bündnis zwischen Frankreich und Russland schloß, um sich im nordlichen Kriege gemachten Versicherungen zu sichern und Frankreich von jeder näheren Verbindung mit Schweden zurückzuhalten, sondern auch dem Gedanken einer Verheirathung seiner Tochter Elisabeth mit Ludwig XV. Ausdruck verlieh. Dieser letzte Plan trachte sich späterhin immer wieder auf und erfuhr sich der vollen Zustimmung Elisabeth Petrowna, deren schwere Jugendgeschicke, deren maniere heucheliche Natur es begünstigt erschienen lassen, wenn sie sich nicht mehr zu dem beab-

würdigen Franzosen als zu dem verhassten Deutschen Kunstgenossen gehörte, die überdies noch der kaiserlichen Partei der sogenannten «Braunbrotgenossen» Dynastie angeschlossen waren.

Der Erfolg eines kognatenschen Flüchtlings, Lottin, und der französischen Gesandte de la Chapelle hatten nicht wenig dazu beigetragen, dem Elisabeth sehr unlieb dem Thron ihres Vaters bestieg und die russische Regierung unter dieser Kaiserin ihre Vorliebe für Frankreich zur Schau trug, während die die aufkeimende Revolutionierung Frankreichs durch Theilnahme an siebenjährigen Kriege niederknienen bestrahlt war. Am russischen Hofe übte es nicht an französischen Diplomaten, welche die persönliche Sympathie der Kaiserin Elisabeth für alle Franzosen zu Gunsten der Politik Ludwig XV auszubringen bestrahlt waren. Der merkwürdigste unter ihnen war wol jener Chevalier d'Éon, ein wunderbarer Zwittergeschöpf, der bald als Nichts des französischen Gesandten, bald als Sekretär desselben vor der Kaiserin erschien, um ihr wichtige, von eigenen Händen abwärts, durchsicht politische Depeschen zu überreichen oder den Schlüssel zu diesen Chiffren in dem Kabinete eines privatim ausgestatteten Kabinetiers von Montesquieu's - *Égout de Lou* darzubringen. Als geheime Agenten Ludwig XV erschienen zuerst der Arzt Poussoeur und der Maler Tocqut (1767 bis 1768); der letztere verstand es, während der Kaiserin vor seiner Stühle aus, über die politischen Pläne der französischen Diplomatie möglichst zu machen.

Es heisst im Gefühl des Lesers anstößig erwidern, wenn wir hier die lange Reihe französischer Kunstgenossen wiedergehen wollen, welche unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth mehr oder weniger bestehende Handelsbeziehungen zwischen den beiden Reichen begründeten. Wir erwähnen beispielweise nur den reichen Kaufmann Hüffel von Bordenas, der zuerst eine regelstrenge Verbindung seiner Fabrikstadt mit den Ostseehäfen herzustellen bemüht war, und der Firma Reinbert, die allmählich den gesamten Handel mit französischen Weinen und Seidenstoffen beherrschte. Als die Akademie der Künste in Petersburg begründet wird, ist es Felice de la Motte der sich an der Erhebung derselben bestrahlt, während der Bildhauer Gillet und der Maler le Lorrain und Lagrange unter den ersten Professoren an dieser Kunststätte russischer Kunst genannt werden.

Der Einfluss, den die gesunde-klassische Literatur der Franzosen auf die junge russische Literatur ausübte, ist zu bekannt, als dass

wir mit denselben noch besonders hervorzuheben: Trolskowka, Somerskow, ja selbst Lomonosow konnten sich von der Nachahmung französischer Dichter nicht frei machen, deren begabteste Vertreter der Kaiserin sowohl, als ihr Gemahl Ivan Schwarlow stets gewogen und wohlgenügte Hosen nicht mehr die bloße Lectüre der französischen Drama, eine Truppe patriotischer Schauspielers ward nach Petersburg geladen, wo der Hof bei hohen Geldlohn verpflichtet wurde, ihren Vorstellungen beizuwohnen.

Um der Liebhaberei der Kaiserin für das französische Theater in noch höherem Grade zu genügen, versuchte es Schwarlow, wiewol vergeblich, einige der bestbekanntesten Schauspieler jener Zeit dazu zu bewegen, der russischen Palays an die Fäden ihres Besuchs zu Theil werden zu lassen: Lakain sowohl wie Mademoiselle Chirois konnten sich nicht entschließen, ihr geliebtes Paris zu verlassen. Dagegen versand sich Voltaire dazu, den Wünschen Schwarlows entgegenzukommen, seine Geschichte Petrus des Großen ganz in dem Sinne zu schreiben, welcher dem Geschmack der russischen Höfe entsprach. Vermuthlich kick es der Weise von Ferney eben nicht für notwendig mit den Bewohnern der russischen Residenz viel Umstände zu machen, er glaubte es daher mit der historischen Wahrheit nicht gar so genau nehmen zu müssen und sein Bisthum leicht zu gewinnen, wenn er nur über Eigensüchte schmeichelte. In seiner Vorrede macht er aus dieser Artzählung denn auch kein Geheimnis und sagt: «Nicht jede Wahrheit darf man offen aussprechen», und Schwarlow schreibt er (am 21. Sept. 1766) geraden: «Dites-le moi sur, wie ich schreiben soll!»

Es versteht sich fast von selbst, dass während der Regierung der Kaiserin Elisabeth auch eine Menge französischer Abenteurer in Russland erschienen, um hier ihr Glück zu machen oder wenigstens zu suchen. In ihre Heimat zurückgekehrt, verhielten sie sich noch mehr, als fern, von ihrem eilig durchstrafte Land ihre Landknechte zu scheiden und Dankverpflichtungen wiederzuerheben, in denen die schiefsten Dinge über Russland berichtet wurden. Als Beispiel für den Aufwachen solcher ungesetziger Errechnungen sei hier auf den ehemaligen Rath des Parlaments zu Metz, Tschokel, hingewiesen, welcher in einer Beschieden des Freysarwethens gegen die päpstlichen Verordnungen in Schutz genommen hatte und — mit der Bistulle bedroht — nach Russland entwichen war. Hier erschien er unter dem erdachten Namen eines Chevaller de Lery in Moskau und figurirte als

Privatsecretar des Grafen Stroganow, dass dort er als Schauspiel-
er der *Comédie Française* in Petersburg auf ein später als Secretar
bei Iwan Schwanow angestellt zu werden, der ihn um seinen
meistens, köstlichen Charakter willen und wegen seiner Sprach-
kenntnisse ganz besonders schätzte. Dem Rathen des kaiserlichen
Gesandten hatte Tschadik es zu verdanken, dass er ein Hofmeister
im Papstcorps eine Anstellung fand, die er jedoch bald wieder
aufgab, um die erste französische Journal in Petersburg *«Le
Censeur Russe»* herauszugeben, die Name, der nicht über auch
auf die unbedingte Natur des Herculophers zu passen schien.
Der alexandrinische Koleresi verstand es auf die Dauer nicht,
sich des russischen Verhältnissen anzubewöhnen, so dass er im
Anfang der vierziger Jahre in seine Heimat zurückgewandert wurde.
Hier musste er erst seine Staatsbürgerschaft in der Person ableiten, um
dann endlich sein Leben zu bewahren († 1788).

Katharina II. war, gleich ihrem grossen Zeitgenossen Fried-
rich II., ungenügend ihrem deutschen Ursprungs in lebhafter Be-
wunderung für französische Sitten und Begriffe, wie für die gelehr-
ten Schriftsteller dieses Volkes erwachen, dennoch war der
frühe Scherz der *«Sonnenschein des Nordens»* so heilsam,
dass sie bei aller Anerkennung der Vorzüge auch für die auf-
fallenden Mängel im Charakter der *«grossen Nation»* ein offenes
Auge hatte. Sie verstand es vortrefflich, aus ihren massenhaften
Beschwerden zu fast allen hervorragenden Franzosen ihres Zeit-
alters den Nutzen zu ziehen, den dieselben ihr persönlich oder
dem russischen Reiche bringen konnten. Niemand überschritt sie
jedoch eine gewisse Grenze, niemals erlaubte sie, dass Russland
zum Schauplatz einer wohl organisierten Ausbeutung durch französi-
sche Kriegerführer wurde; auch ist es nie dem französischen
State genügt gewesen.

Aus ihrem Briefen, wie aus den von ihr verfassten Lasterpöbeln
lassen sich zahlreiche Stellen anführen, in denen sie voll grossmüthiger
Besorgniß sich über die Sittenlosigkeiten und die Prallmacht der
Franzosen äussert.

Bei der Staatserziehung, durch welche Katharina den Thron
bestieg, sind nicht Franzosen beihilflich: der Chef der Artillerie
Tikhonow und der Hauptkammer-Berater; die Holze, welche sie
besten spielten, und jedoch hinter der der russischen Soldaten
Katharina glücklich in den Hintersaal. Von grösserer Wichtig-

hat waren die Beziehungen der Kaiserin zu den bedeutendsten Dichtern, Philosophen und Gelehrten Frankreichs, welche Thiers die «Philosophie auf dem Thron» in allen Tonarten in den Himmel loben und in Prosa und Poesie zu begeistern nicht ablehnten, so dass Voltaire sich noch lange nicht auf die höchste Stufe der Schmachthal bescheiden konnte, wenn er ansah:

«C'est de Napoléon qu'il faut venir la chercher!»

Seinem Beispiel folgten La Harpe und Dorat, welche Katharina begeisterte Oden widmeten, Diderot, der für sie seine «Salomonisch» Thesen verfasste die in seiner «Potestas prima», Volney, der ihre orientalische Politik vorbereitete; Mercier, welcher die seine Herodotus dem jungen Daphin als Master brachte. Der Abbe Simon widmete Katharina seine Dichtung über die Pockenimpfung und der Abbe de Lamoignon benutzte in seinem Trauerspiel «Über den Nutzen der Sklaverei für die Menschheit» die Erwähnung Peters des Großen dazu, seiner würdigen Nachfolgerin die begeisterten Huldigungen für ihre großen Verdienste um ihren Staat darzubringen. Suard hatte Recht, wenn er dem Kaiser Alexander 1814 sagte: «Wenn Ihre schätzbare Grossmutter in Russland die Unsterblichkeit verdient hat, so hat sie in Frankreich sie erlangt».

Wir erinnern nur noch daran, dass Katharina d'Alambert den Vorschlag machte Hess, gegen einen Jahreslohn von 100000 Livres die Erziehung des Grossfürsten-Thronfolgers zu übernehmen, dass sie Diderot für eine bedeutende Summe seine Bibliothek abkaufte, deren Verwaltung ihm für eine jährliche Pension übertragen blieb, dass sie endlich Hoffen eine Reihe von Pingen verlangte, welche dieser durch Uebersetzung seiner staatslichen Werke be, antwortete und als Gegengeschenk für eine von der Kaiserin geschenkte Medallionssammlung ihr seine Dichtung über seine Uebersetzer sein eigener Sohn war.

Neben dieser stattlichen Reihe französischer Lehnkinder und Verdener Katharina's sollte es jedoch auch nicht an starren, allerdings weniger berühmten Söhnen der Adle Foucault, die sich über die russischen Verhältnisse jener Zeit in sehr guter, mitunter selbständiger Weise aussprechen. D'Alain, Secrétaire der französischen Gesandtschaft in St. Petersburg, schilderte für Hauptpersonen der Staatsverwaltung von 1782 in recht wenig schmeichelfähiger Weise Schtsche de Cobenzel liefert eine wahrheitsgetreue Beschreibung der schrecklichen Reichthümer und der unsterblichen Herrschaft in Moskau während der Zeit des Pest und Hungerjahr 1771,

Chappe-Fauteuche selbst hielt es nicht für notwendig, seine Bruchschreibung von Petersburg bis Tobolsk (wo er in Auftrage der Akademie den Durchgang der Vasa durch die Senca beobachten sollte) mit den üblichen Schweißleihen und Leibgerisungen auszuschnüren, sondern zeigte die Lage des Volkes in recht düsterer Färbung.

Nach diesem flüchtigen Überblick der Lebensum und mancher keltigen Begebenheiten, welche im Zeitalter Katharinas II zwischen Rußland und Frankreich bestanden, so sieht es sich fast von selbst, daß ganz Massen französischer Emigranten nach Petersburg strömten, um hier Quätere zu machen und das verheißene Volk, mit den Begrüßungen westeuropäischer Cultur zu beglücken. Der Nationalmann Mertrie de la Riviere machte mit einem weltberühmten Plan grossartiger Reformen: Hertrichte denselben der Kaiserin und schlies seine sofortige Ersetzung zu irgend einem hohen Posten zu erwarten. Katharina sah jedoch seine Vorschläge ganz anders an und sagte beiseit zu ihren Vertrauten: «Denn Herr schreiet sich vorzubilden, daß wir nach auf allen Vassen gehen, und ist hienbei gekommen, zu uns einzutreten, wie mag auf den Hiesigen stehen kann!»

Einem anderen theoretischen Schulmeister Sime de Morfau ging es nicht besser, als er beim Ausbruch der Revolution nach Rußland flüchtete und hier sehr gering war, die Anerkennung fallen zu lassen, er sei nicht abgeneigt, den Posten eines Finanzministers oder eines russischen Gesandten in Konstantinopel anzunehmen, nur müsse er sich das Recht vorbehalten, gänzlich nach eigenem Ermessen handeln zu dürfen!

Katharina war gütigst genug, diese offenen Bemerkung zu Morfau und beauftragte Sime, nach einem von ihr entworfenen Plan eine Geschichte Rußlands zu schreiben; diese erwies sich jedoch als so vollständig ungenügend und unter aller Kritik oberflächlich zusammengestellt, daß die Kaiserin selbstlich trotz war, als Sime de Morfau Rußland verlies, nachdem ihm alljährlichst ein Jahrgeld von 1200 Rubeln zugesetzt worden war. Auch der Besuch Dubrovs in Petersburg übete trotz aller Umstellungen und der Vertraulichkeit, in welcher er mit der Kaiserin lebte, zu ihm kein andern Ausspruch Katharinas: «Nach seiner Beurtheilung gewisser Dinge könnte man glauben, Dubrov sei 100 Jahre alt, bei manchen seiner theoretischen Behauptungen könnte man ihn jedoch zu einem hundertjährigen Knaben halten!»

Das andere verstand es die große Hirschmann, diejenigen Franzosen zu wählen und in Russland festzuhalten, welche die ersten Gelehrten oder begabte Künstler nach von phantastischen Projekten und vatschwendigen Plänen fern hielten. Als Duganovs, ein junger Gelehrter und Verwalter des französischen Gesandten Ségur, in Petersburg erschien, um sich mit der russischen Gesandtschaft bekannt zu machen, warben ihm alle vorliegenden Materialien zu dieser Arbeit freiwillig geliefert, und selbst Potoskin verschmähte es nicht, ihm einige Erklärungen zu geben. Der Major Grosse und der Bildhauer Jean Antoine Houllon (1741—1823) folgten zwar nicht der Einladung der Kaiserin, nach Petersburg zu kommen, führten jedoch nützlich Arbeiten für sie aus, da in der Kunstfrage aufbewahrt wurden. Besonders die Beute Voltaire im runden Saale der Kaiserlichen Oeffentlichen Bibliothek hat den Namen Houllons zu der höchsten Berühmtheit verholfen, er war es auch, der eine Anzahl anderer hervorragender Künstler dorthin verschickte, die keine nach dem fernem Norden ausstiegen, um als Lehrer an der 1765 erweiterten Akademie der Künste eine höhere Stellung zu finden. Die Generale Voronoi und Lapteva, der Kunstkünstler Curtzeva, welche der Bildhauer Falsoni und seine talentvolle Schülerin Anne Collet begleiteten an den Ufern der Neva, wo die beiden letzteren sich in dem prächtigen Kaiserpalaste Pierre des Grossen ein unvergängliches Denkmal setzten.

Gleichzeitig erwachte auch einige Industrie, wie z. B. Barrele und die Gelehrte Anthoine, ersterer als Begründer einer Stahlwaarenfabrik in Oroga, letzterer durch die Anknüpfung von Handelsbeziehungen zwischen dem Hülfs Südrusslande und der Schwertse Meerest, nicht unerhebliche Verdienste um die Entwicklung der russischen Industrie. Dank solchen erfolgreichen Untersuchungen wuchs der Ruf der französischen Handwerker mehr und mehr, während gleichzeitig unter ihnen auch die Vertreter schlechter Elemente wuchsen, so dass ein französischer Besucher Jean Zedon klagen konnte: „Petersburg und Moskau werden von Massen unserer Landsleute heimlich belagert, welche die Heimat verlassen, um vorhabender Strafe oder politisches Verfolgungen zu entgehen. Wir wissen nicht wenig davon, im Hause russischer Grundbesitzer aus demaligen Dienstboten, Handwerker und dunklen Industriellen zu begreifen, die unter falschen Namen hier Carrière zu machen suchen.“ Diderot berichtet, unter diesen Einwanderern Personen angetroffen zu haben, welche an den un-

tauglichsten Crastellen gehören, die man sich aus vortheilhaftem Kauf, und der französische General de Béjar spricht in fast denselben Ausdrücken von der Mehrzahl der Glieder der französischen Colonie in Petersburg.

Während die Salons in den russischen Residenzen sich mehr und mehr gewisser national-französischen Untergarten verschlossen und Salons des Luxus, Leichtsinnes und überhand Nohelocriticismus wurden, brach sich der Gefühlske Mohn, dass es wünschenswerth wäre, aus Frankreich und Deutschland mehrbegünstigte Elemente als Köche, Hausknechte und Madonnen kommen zu lassen, um die trachtbaren Landstrichen des östlichen Russland zu bevölkern.

Verwandenes Projecte wurden betrefi dieser Colonisierung anlogener Personen mitwirkte, Agenten nach Hamburg, Elms und Löttingen geschickt, um zur Auswanderung nach Russland aufzufordern. Tausende erbetenen deutscher Colonisten folgten diesem Ruf aus Elms-Löttingen erblieben jedoch nur wenige hundert Auswilder, die sich bald im weiten Reich verlor. Die französische Regierung verbot bei strengster Strafe weitere Auswanderungen und sah sich veranlaßt, zu diesem Zweck sogar in Genua ein Edict veröffentlichen zu lassen, in dem es hieß: „die königliche Regierung wünscht durchaus nicht ihren Unterthanen die Auswanderung in fremde Länder zu gestatten, da jeder auch in der Heimat nach freier Wahl Arbeit und Beschäftigung zu finden vermag.“

Keine königlichen Erlasse verminderten aber die Flut abenteuerlustiger französischer Officiere mitzukommen, die aus dem Reiben ihrer Lebenslilien, vaterlosen Heere in das weite, unbekannte Land strömten, um in der kriegstüchtigen Armee Katholikus Diener zu werden und unter Bagasowski, Hanjanzow, Noworow oder Petroskij ihre militärische Begabung zu bezeugen. So sehrdrück auch die Namen dieser caritodulicrsten Einwanderer waren, so wenig verdienen dieselben hier verzeichnet zu werden, da sie von keiner historischen Bedeutung sind. Als Ausnahmen wären jedoch Bonaparte de Saint-Pierre, des berühmten Autors von „Paul et Virginie“, zu erwähnen, dem es recht gelang, sich im kalten Norden russischer dämlicher Tausendwälder mit wenig russischen Wipfelns (so drückt er sich selbst aus) eine dauernde Heimat zu gestalten, da seine Fähigkeiten als gelehrter Ingenieur hier keine Verwendung fanden.

Im 18. Jahrhundert wurde der französische Einfluß in Russland (nicht minder aber auch in übrigen Europa) so stark und herrschte, besonders in den höheren Klassen, so selbstverständlich vor, dass allenthalben die nationalen Sitten, Anschauungen, der gesellschaftliche Verkehr — ja, das ganze Leben vollständig verändert wurde. Die französische Sprache hatte in Hof- und Adelskreisen die russische so gänzlich verdrängt, dass auch heute, nach hundert Jahren, ein höherer Beamter, der nicht des Französischen mächtig wäre, an den Schulklassen gehört — selbst in der Provinz aber diese Sprache als unentbehrliches Kennzeichen adeligen Ursprungs angesehen wird.

Welche Personalverhältnisse aber im 18. Jahrhundert als französische Sprachlehrer anzuführen, brauchen wir viel nicht näher zu wörteln: verschohlene Fremdlinge, Katholen oder irrensichtige Katoiken deren die Edelleute ihrer Mensch nicht mehr ihre Pflicht anvertrauen wollten, widmeten im fernem Ausland der heranwachsenden adeligen Jugend ihre Kräfte. Erwähnt doch sogar Betaki, Jean-François Katalanina, der lange Jahre Mitglied des Unterrichtsraats der Kaiserin vorstand, des ehemaligen Seuffler des französischen Theaters zum Krüder im Pagenkorps.

Es lebte übrigens auch nicht ganz an wirklich tüchtigen Pädagogen, die nach Russland übertritten, wie z. B. Duvernoy, der lange Jahre hindurch in der Akademie als Professor der Chirurgie und Anatomie angestellt war; Desseurte, ein Freund J. J. Rousseaus, der als beachteter Pädagoge dennoch viel an der Verbesserung des Schulwesens in Russland beitrug; Charpentier, der die erste russische Grammatik in französischer Sprache verfasste, sofielch Lektüre und Übung, die Welterfolge mit der Geschichte Russlands bekannt zu machen bestrebt waren und das Werk herausgaben: *Histoire de la Russie ancienne et moderne*. Hier kann auch an Danton erinnert werden, der die Schulmeister mit dem Mißtrauen vertrat und er bei dem Generalkrieg brachte. Ebenso in den französischen Republiken und späterem Montaignard Gilbert Roume, der erst in Russland darauf in Frankreich die Erziehung des jungen Grafen Stroganow leitete, und es einem Bruder Marais, dem es gestattet wurde, auch während der heiligen Grundthaus der französischen Revolution seine Lehranstaltung zu erhalten, nachdem es auf Allerhöchsten Befehl seines Familienraats gegen einen weniger würdigen vertauscht hatte.

Wie bereits erwähnt, konnten die meisten der als Jugendlicher nach Russland angewanderten Franzosen weder in ständischer, noch in pädagogischer Beziehung das bestmögliche Ansehen genießen, höchstens konnten sie (den Zeitlage zu weit, ungenügend „politisch“ zu können. Das größte aber in einer Gesellschaft, welche wie die russische das 18. Jahrhunderts nur mit dem Finess französischer Mäntel überzogen war.

Es kennzeichnet die Unbefangenheit des französischen Pöbels diesen Werke eines Satzes mit einzusetzen und, wenn er, nach unserer Ansicht viel zu unbedeutend, dem französischen Einfluss für die gesamte, nationale, wie unbedingte Richtung verantwortlich macht, welche seit jener Zeit in gewissen Kreisen der russischen Gesellschaft um sich griff und, beeinflusst von der Umsturztheorie der französischen Revolution, in Bestrebungen gipfelte die allerdings als ständische bezeichnet werden. Der Typus des russischen Volkstänzers fand in den höchsten Kreisen Vertreter, wenigstens es auch nicht an andern Typen fehlte, die, gegen alle französische Erbittert, in den Kriegen gegen Napoleon zur Geltung kamen.

Außer der nationalrussischen, orthodox-kirchlichen Partei gab es auch noch eine Gruppe mystisch-religiöser Franzosenfönde, die den Lehren und Geboten des Franzosenföndes, der Illuminaten und des Meinerismus schillingen. Diese begründeten das Erscheinen des mysteriösen Grafen Saint-Germain und des später erhabenen Schwendlers Cagliostro (der in Petersburg, am Karstadt kam, im strengsten Incognito als spanischer Christ Florenz eben so plötzlich auftrat, als er schnell verschwand) mit Begünstigung. Der gesamte Zustand und der innere Charakter Katharinas bewährten es davon, sich vor dem betrügerischen Großkopfs täuschen zu lassen, über den sie sich bekanntlich in einer ihrer Komödien gründlich lustig machte. Dennoch fehlte es auch in Russland nicht an einer gebornen Gattung von Mystikern, in denen selbst so hervorragende Männer geborenen, wie der landesruhmwärdige Woronow, der Fürst Galazy (später Minister der Volkserziehung und Freund der französischen Frau von Krüdener) oder eine so intelligente Persönlichkeit, wie der Buchhändler Horschow, der seine Zugehörigkeit zu dem Orden der Illuminaten mit bestem Verstande

Dass die Jesuiten bei der Theilung Polens im Besitz ihrer

Häuser und Schulen bilden durften, bereitzete eine neue Phase des kulturell-französischen Einflusses auf die russische Gesellschaft vor, die wiederum erst während der Regierung Kaiser Pauls eine wirkliche Bedeutung erlangte.

Bei dem Ausbruch der grossen Revolution beschäftigte sich der geistreichsten Jugend Frankreichs eine abenteuerliche Gesandtschaft, welche bekanntlich einen grossen Theil derselben über den Ocean trieb, um in den Reihen der amerikanischen Freiwilligen für die Unabhängigkeit Nordamerikas zu streiten und ihre Begeisterung für die Durchföhrung der Menschenrechte zu bekundigen. Andere wandten ihre Blicke nach Osten, wo die Krieger Katharinas mit den Türken, die von ihr geplante Befreiung der Griechen und ihre kühnen Beziehungen des japanischen Feindhegts für sich zu gewinnen ganz geeignet waren. Als dazwischen sich aber herausstellte, um in der russischen Armee Dienste zu leisten, erwies es sich, dass die Kaiserin durchaus nicht geneigt war, Fremdlinge, insbesondere aber französische Krieger in ihre Reihen zu lassen. Erst dem Einflusse des bei Katharina sehr beliebten französischen Gesandten Ségur gelang es, diesem Widerstand der Kaiserin zu überwinden und den aus Frankreich kommenden Franzosen einen bescheidenen Empfang zu sichern.

Louis Philippe Ségur d'Angennes (1754—1833) gehörte zu jenen lebenswüthigen, geistreichen und unerschrockenen Gesellschaftlern, die Katharina in ihrem kühnen Kreis aufgenommen hatte, der aber in polnischer Beziehung stets unter ihrem Einflusse blieb und sich ihrer Spitze nicht entziehen konnte. Er begleitete die Kaiserin auf ihren Reisen und stellte ihr in New erauge seiner Freunde vor, die nachher aus Amerika zurückgekehrt waren; doch seinem Schicksal fielen Arthur Dillon, Alexandre Lesnath und der Prinz von Nassau-Siegen bei der Kaiserin gütige Aufnahme und selbst anderen schätzbare Verwendung in der russischen Armee und Flotte. Hier zeigten sich einige von ihnen durch ihre Tapferkeit und ihre Talente aus, wie z. B. Bagrat de Dumas, aus dessen unerschrockenem Muthwillen Herr Pliginsk anerkennende Einzelheiten mittheilt, der Marquis de Trancas, Langrois und der Herzog von Kirakoff, der späterhin als Grossvatermutter von Sachranoff und eigentlicher Begründer Odessas einer der bedeutendsten Vertreter des französischen Kulturangehens in Russland werden sollte.

Alle diese Inhaber berühmter französischer Namen und Titel

waren die Vertreter jener zahlreichen Emigranten, welche die hochgehenden Wagen der grossen Revolution nach Russland hinführen wollten, wo sie an Ende der Regierung Katharinas II. eine bedeutende Rolle bei Hele, im Militärwesen und in der russischen Gesellschaft zu spielen berufen war. In dem Jahren 1789—1791 erwarb Russland Frankreich's künftige Dienste durch das Asyl, welches hier der gefährlichste legitime König, wie der arme, Köhnenen hiesig, und diese Dienste waren um so ausserordentlich, als die französische Aufhebung der Emigranten nur den einen Zweck verfolgte, die gefährlichen Ideen der Revolution zu bekämpfen.

Wie gut sie sich in Russland verhielten, beweist am besten der Umstand, dass viele Emigrantenwaisen ganz im Lande blieben und auch Besorgung der Revolutionen nicht mehr in ihre eigentliche Heimat zurückkehrten.

Als die ersten Ideen der neuen Erschütterungen in der ganzen Welt ihren Nachhall fanden, erkannte Katharina scharfer Verstand und ihr politischer Tact sehr bald, welche Stellung sie als Monarchin und Selbstbeherrscherin der Revolution gegenüber einnehmen hätte. Sie beschloss, das *ancien régime*, welches die Königspräsidenten und Völkern unter dem Befehl der „Gewissen des Meeres“ einst zu neuen Grundfesten errichtet hatten, jetzt mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln aufrecht zu erhalten. Sie erklärte bei jeder Gelegenheit dem von ihr zuerst verschickten aristokratischen Einwanderern, dass sie eine Anhängerin der gestürzten bourbonischen Dynastie bliebe und alles für ihre Wiederherstellung zu thun bereit sei. „Meine Uniform trägt Ihnen gut zu Gesicht,“ sagte sie zu Langron, als dieser auch ihr in seiner neuen russischen Uniform vorgestellt — „es ist eine wenig unästhetisch, das wird Ihnen jedoch nicht schaden sein. Ich habe den französischen Adel immer hoch geschätzt. Ludwig XIV und Heinrich IV. — zwei Monarchen denen alle übrigen nachstehen sollten — waren unbesiegbar, weil sie an der Spitze des französischen Adels standen.“

Als Sigur eines Grosshochzeiteposten erziehen wurde und das Anerkennen der Kaiserin, ganz in Russland zu helfen, abkehrte, um nach Frankreich zurückzukehren und seine staatsmännischen Fähigkeiten der Heimat zu widmen, sagte ihm die Kaiserin: „Ihre Begünstigung für philosophische Theorien und Ihre Freilichheit werden Sie in der Armee der Volkspartei treffen, wenn Sie weit weiter in Paris sind. Ich bedaure das um so mehr, als ich doch

wie vor auf Seiten der Aristokratie stehen werde, das ist zum Besten. Das hiesige Frankreich ist schrecklicher Verregung und Unruhe einer erhabenen Klasse — das sollten Sie nicht vergessen!

Nach der Überreichung Ludwigs XVI. nach Russland, gleich dem meisten übrigen Staaten Europas, alle Bemühungen zu dem revolutionären Frankreich ab, der Stoa der Emigration wuchs aber immer mächtiger heran und fand bei Katharina gütliche Aufnahme und göttigen Schutz.

Als Vertreter der Grafen von Provence und Artois erschienen in Petersburg Graf Bombard, Esterhazy und der Baron Bombelin, dem letztem gegenüber drückte Katharina den Wunsch aus, den Grafen von Artois an ihrem Hofe zu empfangen, wo ihm ein glänzender Empfang zu Theil wurde, während gleichzeitig freundschaliche Bemühungen zu des Chanss in der Bretagne im Gange waren.

Der französische Prinz erteilt in Petersburg die notwendigen Mittel, um die Anstalt in der Vendée zu betreiben, bei seinem Abreise überreichte dem Katharina einen nachgeschickten Degen mit der Aufschrift: «Von Gott zum Schutze des Königs» (verleihen) — alles das vermochte jedoch nicht, den kühnsten Helden der niedrigen Krieger zu überzeugen. Als ihm die englische Regierung keine Unterstützung mehr gewährte, eilte er nach Deutschland und suchte nicht mehr so bald auf der polnischen Arme.

Ungeachtet dieser Enttäuschung empfing Katharina den französischen Emigranten ihres Schutze nicht, sondern erstreckte die sogar auf die Arme des Prinzen von Condé, die noch immer an dem Ufer des Rheins die weiße Fahne der Bourbonen hoch hielt; sie ließ sie sogar durch den Herzog von Richelieu die Anarbeiten machen, in ihre Dienste überzutreten. Dasselbe wurde jedoch jetzt noch nicht angenommen, so dass dieser Plan erst später, während der Regierung Kaiser Pauls, zur Ausführung gelangte. Dagegenreckten wiederum eine Menge hochgeborener Aristokraten in Russland, wo sie sich in den verschiedenen Provinzen niederkamen, z. B. die Fürstin in Tschernia (auf den Gütern der Grafen Potocki), die Chlontsch-Hausfrau an der Grenze von Galizien, wo sie ein Gut besaß, die Esterhazy in Wolkyssow, die Frau des Marquis de Lambert in einer ihr von der Kaiserin bewilligten Markise verlassenen Besitzung, die Clermont-Toussure an den Ufern des Dajep, die Chausse-Duillescourt in der Krain, endlich der Graf Toulouse-Lautrec und der Marquis de la Bourne, welche in der

zwischen Armer Dienste nahmen. Charakteristisch ist es das Katharine nur sehr wenige dieser Emigranten an ihrem Hof aufnahm. von dem sie alle fremdländischen Elemente fern zu halten bemüht war. Eine Ausnahme hiervon machte jedoch die Fürstin Maria Vajns-Lekina, die im Sommer 1786 nach Petersburg kam und lange Zeit in Russland blieb. Ihre Arbeiten fanden zwar nicht den Beifall der Kaiserin, welche die Porzette zweier Köchinnen von ihr hatte machen lassen. Sie sprach ihnen Achtung, Geschmack und Adel ab. Die russische Gesellschaft suchte jedoch andere und schätzte die Annehmlichkeit, Liebenswürdigkeit und den Geist der Künstlerin, welche bald in jeder Beziehung den Geschmack der petrobrger Salons bildete.

Aus dem Kreislause darf nicht die Schleichbürgerung gezogen werden, als wenn die französischen Einwanderer bloß in den höheren Kreisen der Reichthümer nachhaken wären, um drängen im Gegentheil bis in die weitläufigsten Provinzen vor und tragen in das einheimige Leben der Großadelnfamilien der Steppe ihre neuesten Moden, manche Manieren und ihre geistigen Sitten. Zu dieser Zeit fanden die sogenannten Gesellschaftsspiele (*jeux de salon, jeux de société oder d'opéra*) Eingang in Russland und verdrängten die ständekritischen Scherz und Tänz, die sich in vielen alten Familien bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts erhalten hatten, just über Pfandwappeln, Charaden, perennirende Fragen und Antworten Platz machen mussten.

So machte die russische Gesellschaft am eigenen Herde die Bekanntschaft der Franzosen und hatte vielfach Gelegenheit, die nationalen Vorzüge und Umrissen derselben gründlich kennen zu lernen; die Folge dieser Vertrautheit waren zwei einander entgegengeetzte Strömungen: die sich bis heute in der russischen Gesellschaft erhalten haben. In den oberen Schichten derselben entwickelten sich zwar feilhass, kosmopolitische Typen, die sich dem Leben des eigenen Volkes immer mehr entfremdeten, die französische Sprache der eigenen vorzuzug und zahlreiche Glieder der russischen Aristokratie als russische Franzosen anerkennen konnten. Andererseits zeigte sich jedoch das Erwachen der nationalen Reaction gegen alle Fremdländische, das Wachen des patriotischen Selbstgefühls, welches in manchen Tagen ganz besonders in des Vordergrund trat. Zu Ende der Regierung Katharina II. war in gewissen Kreisen die Gallaphobie oder Franzosenfurcht in der That sehr begriffen, sie sprach den Franzosen jeden Werth und jegliche Tüchtigkeit

als noch verstand es, in der Form derben, ja großer Caricaturen den Fehler und Lächerlichkeiten herrschaftlichen Jener Graf Rasopochin, der es spottenlich vortrug, das heilige Markus in Asche zu legen, als es den „gottlosen Gallern“ in die Hände fallen zu lassen, und in den hohen Kreisen der Besten aus einige Nachahmer, als er in seinen Briefen und Edicten die französische Einwanderer gründlich verpötte.

Mit der Thronbesteigung Kaiser Paul übten sich selbige die Lage der Franzosen in Russland nur wenig zu verändern, war doch der Haß gegen die revolutionäre Frankreich und die Sympathie für die orthodoxen Russen eine der wenigen, ja vielleicht die einzige Punkt, in welchem die Ansichten Katharinas und ihres Sohnes übereinstimmten.

Als der Österreich-Thronfolger Paul unter dem durchsichtigen Insigne eines Comte de Nord die europäische Bühne betrat, hatte er in Paris die glänzendste, lebenswürdigste Aufnahme gefunden; der königliche Hof, die französische Aristokratie, die eleganteste pariser Gesellschaft, die bedeutendsten Gelehrten, Schriftsteller und Künstler hatten gewittert, bei dem russischen Grossfürsten und seiner Gemahlin die humanste, freundschaftlichsten Gefühle für Frankreich zu erwecken. Kaiser Paul, der es nicht verstand, mit Worten zu spielen und es liebte, schnell von gewissen Eindrücken zur That überzugehen, wollte daher gleich bei dem Beginn seiner Regierung seinen Haß gegen die Revolution und die Republik Ausdruck verleihen und sich als Vertheiler des vertheimlichten ancien régime erweisen. Er wußte seine Aufmerksamkeit der von aller Welt vergessenen Armee des Prinzen von Condé zu, die aus schon seit sechs Jahren an den Ufern des Rheins unter österreichischen Schutz im ständlich bewährigen David führte. Von denselben waren jetzt etwa 8000 Mann übrig geblieben, fast alles Freiwillige von adeliger Herkunft, von denen ein Drittel Offiziere waren, die von 300 Generälen befehligt wurden! Früher es in dieser sogenannten -Armee noch nicht ganz an tugenden Heulagen, so war doch jeder Begriff von Mannsrecht, jede Spur adliger Disciplin aus denselben verschwunden, während das Desotören um sich griff, die Kartatogeel und die unheiligsten Ausschweifungen an der Tagesordnung waren.

Als Oesterreich im Begriff war, mit der französischen Republik Frieden zu schließen, wurde die Lage dieser Emigranten ganz

unsertraglich. Da ließ der ritterliche Kaiser Paul ihnen das Anerkannteste machen, in seine Dienste zu treten und nach Russland überzuweichen. Im Juli 1797 schickte er trotz der energischen Gegenverwilligungen des Reichskanzlers Fürsten Besterefski seinen Adjutanten Gortschakow nach Coblenz, um diese Verhandlungen zum Abschluss zu bringen. Es wurde abgemacht, dass jeder Emigrant seinen Rang, seine Gage und seine Stellung in der Armee beibehalten sollte, dass sie über nach Überschreitung der Grenze die russische Uniform und die russische Coarde anzulegen und dem Kaiser das Bild der Treue zu schwören hätten; der Hauptquartiere wurden ihnen in Wladykau anzuweisen, wo sie die ferneren Befehle ihres neuen Königs Herrn abwarten sollten. Etwa 5000 Mann nahmen diese Bedingungen an, überschritten durch Deutschland und Österreich die russische Grenze im Januar des Jahres 1798. Hier wurden sie in fünf Regimente vertheilt, die befestigte in die der Prinzen von Condé, Bourbon und Hohenlohe, die Cavalliere in die der Prinzen von Berry und Baglion. Anfangs fiel es den stolzen Emigrantenkämpfern schwer, sich in die ungewohnte, harte russische Disciplin zu schicken, denn aber legten sie sich ein. Bis im Jahre 1799 der Kaiser Paul ihnen befohl, sich dem abgesehen Heere Sarmorens anzuschließen. Als die Republikan um Böhmen schickten, hatten sie nur ein unbedeutendes Gefecht mit den Republikanern zu bestehen; da erreichte sie die Nachricht von dem Abschluss eines Waffenstillstandes, auf den bald die Friede folgte. Nach Russland kehrten diese Emigranten nicht mehr zurück, da sie sich Euerflügung Kaiser Pauls in englische Dienste übertrugen.

Fast gleichzeitig mit dem Beginn dieser Episode machte der Zar nach stark andern Versuch, das österreichische Jopire zu unterstützen: er Hess den Bruder des kaiserlichen Königs, den Grafen von Provenca, den die Republikan Ludwig XVIII nannten, schicken, nach Russland überzuschieben. Statt dieses gesammelt Anerbieten schickte er und darüber anzuschauen, sagte der ungeschickliche Präsident zwei Monate, bevor er sich an diese Antwort entschloß, und dieses unbegriffliche Jopire scheint von vornherein die Sympathien Pauls für die Bourbonen abgekehrt, ja sein lebhaftes Selbstgefühl verletzt zu haben. Weshalb es dem französischen Prinzen nicht schmecklich und vortheilhaft erschien, einen zweimonatigen Aufenthalt in einer kleinen deutschen Stadt, wo er in den dämlichsten Verhältnissen lebte, zugleich gegen des Aufstehens

in jährlich eingetragenes Heiratspaar in Mitleid zu vertauschen, wo ihm eine jährliche Pension von 20000 Rubeln und daneben einer Begleiter beträchtliche Jahrespäcker angeboten wurden — bei sehr zu verstehen.

In Mitleid begreife man Ludwig XVIII mit königlichen Ehrenbegnadungen, so dass er hier einen Hof à la Versailles neu sich erbaute, in welchem sich Personen mit historischen Namen, wie Goltz, Anant Sirent, Cassé-Gréme, befanden, wo alle Intriguen auf die stoffe Etikette seiner Almas herrschte und die Bourbonen wieder einmal bewiesen, dass sie nichts gelernt und nichts ergraben hatten. Der wichtigste offizielle Rathgeber des Kaisers war der Graf von Solig, Prinz der Leiter der geheimen diplomatischen Beziehungen der Graf d'Avancy.

So lebte Ludwig XVIII in Mitleid, umgeben von einer Ehrengarde, inmitten der Intriguen und Klatschereien seiner Hofflinge mit dem vollen Glanz eines regierenden Fürsten, der seine Zeit zwischen Fürsichtloshen, Vergnügen und der Sorge um die Aufrechterhaltung des Legationsangehens theilte, der aber nichts als den Schein einer Macht besaß, welche seinen Zeitgenossen für immer in das Gebiet der historischen Vergangenheit versinken zu sein schien.

Alsbald ging alles gut, nichts trübte den übertrieben Glanz des Hoflebens in Mitleid, wenigleich Kaiser Paul offiziell die Rechte Ludwigs XVIII auf den französischen Thron nicht anerkannte, sondern nur die Zehnung eines von den Bourbonen entführten Agenten de Courten nach Petersburg verfügte. Nicht nur den alten Emigranten, sondern auch den aus Frankreich vertriehenen katholischen Priestern und Mönchen wurden gewisse Rechte verliehen, so dass der Jerusalemer für Russland wiederhergestellt werden konnte, während er in fast allen europäischen Staaten durch die Papst angezogen wurden war. Kaiser Paul kam sich zum Grossmeister des Malteserordens erheben, unter dessen Hütern mehr als hundert Namen aus den vornehmsten Familien Frankreichs genannt wurden, die als Emigranten in Russland lebten, wie z. B. de Braghe, d'Archiac, Saint-Marc Chézevi, Cheffertaux u. a. m. Trotz all diesem sauren Glanz schienen diese aristokratischen Nachkommen berühmter französischer Adelsgeschlechter keineswegs glücklich und zufrieden gelibt zu haben, namentlich da sie jeden Augenblick irgend eine vollständige Verloberung ihrer Lage zu erwarten konnten, die ja wenig und allem von der Gnade Kaiser Pauls abhing.

Wie bald diese Unübersicht der Lage sich auch Ludwig XVIII. als Beweiser des miltärischen Schlimmen fühlbar machen sollte, weist jeder, der die *Mémoires* eines kaiserlichen Edelmannes (unter dem Titel *Année des Tsars Pierre Paul*), herausgegeben von Fr. Brunsmann) oder die Darstellungen Daudots in der *Annales des deux mondes* (Tom II XVIII à Moscou) gelesen hat. Schon im Mai 1790 beklagte sich der Pfälzerland im Kreise seiner Vertreter über einige Einschickungen seiner Fraktion, es wurde ihm verboten, France zu unterstützen, Leben französischer Emigranten nach und von Mien zu stellen, seine Correspondenz einer strengen Controlle unterzogen u. dgl. m. Dann liefen in Petersburg Berichte über die im Kreise der Emigranten sich verbreitenden Ideen, über ihr *«Jacobinismus und ihre Folgen»* aus, welche sie — so hieß es — in die Reihen der russischen Armee zu tragen bemüht seien, und plötzlich sehen sie in Ungnade, die sich in Verbannungskolonien kamerte. Die Gebrüder Miron und d'Archiamp, welche wichtige Stellen in der Armee einnahmen und in den höchsten Kreisen zahlreiche Verbindungen hatten, mussten schleunigst Russland verlassen.

Als aber mit der unglücklichen Ausgang der Coalitionskriege, die schwankende, halb verrätherische Haltung des Wiener Hofes und die entgegenkommende, hoffähige Handlungsweise Bonapartes die Ansichten Kaiser Pauls von Grund aus veränderten und dessen Todestod der Republik nicht abgezogen war die Verbündeter derselben zu werden — hatte die letzte Stunde der Gesellschaft für die Royalisten geschlagen. Im März 1800 erließen alle französischen Emigranten, die nicht im wirklichen Dienst standen und der Wunsch ausgesprochen, russische Unterthanen zu werden, den Befehl, sofort das russische Reich zu verlassen. Im Januar 1801 wurde dem Vertreter Ludwig XVIII. Graf de Coesman die königliche Order zugestellt, innerhalb zwei Stunden die Residenz zu räumen, endlich einige Tage später seinen unglücklichen Botschaft gleichzeitig der Weg nach Westen gewiesen, indem Graf Pahlen dem General Perain schrieb: *«Sage au Louis XVIII., que le Kaiser lui veut, et à sa suite Bonaparte veut lui en laisser.»*

Die Folge dieser mit der grössten Strenge und rückwärtsloser Schicklichkeit ausgeführten Massregeln war, dass zu Beginn unseres Jahrhunderts nur eine wenig zahlreiche französische Colonne in Russland zurückblieb. Von hervorragender Bedeutung waren in

dereiten die Glieder der französischen Gesellschaft, da für ganz besonders geeignet galten, den Kampf gegen die revolutionären Ideen fortzuführen; die gelehrten Abbés versuchten es vorzüglich, sich in den Häusern des hohen russischen Adels einzuschleichen und die Erziehung seiner Kinder zu leiten. Kaiser Paul gestattete den Jesuiten in Russland zu leben, zu predigen und Lehranstalten anzulegen, wo jezt naturwissenschaftliche, katholische Geist betriebe, der des Schönen der Olga wkl. Hölzern, Samoilow, Nassia-Puschkin und Wjassenski von Jugend auf eingeführt wurde.

Nur durch einen glücklichen Zufall entran der größte Dichter Russlands, Puschkin, dem Geschick, in der -ausgestrichelten- Pension des Abbé Noville oder in dem -mutterhaften- Collegium der Jesuiten in Petersburg seine Jugend zu verbringen. Zum Glück sollten die Väter der Gesellschaft dem nicht lange mehr ihr verderbliches Wesen in Russland treiben dürfen, da sie plötzlich — am 20 Dec. 1815 — den Befehl erhielten, das Reich zu verlassen. Mit gewohnter Schleichheit versuchten sie längere genug diesem Befehl nachzukommen, so dass sie Riga erst im Jahre 1820, Astrachan gar erst 1824 für immer verliessen.

Unter der Regierung Kaisers Alexanders I. und in unser der grossen Wirklichkeit des Herzogs von Richelieu in St. Petersburg und des Comte Prinz di Bergh, wie Joseph de Maistre's, nur wenige französische Namen, die für uns in Betracht kommen können, da sie noch in Russland zurückgebliebenen Emigranten nach den Restauration der Bourbonnens entwichen in ihre eigentliche Heimat zurückkehrten oder durch Passirhände zu Russland gefesselt mehr und mehr zurückgeführt wurden. Andererseits brauchen wir hier wohl nur verhängelnd daran zu erinnern, dass nach dem grossen Rückzuge der Armee Napoleons viele ehemalige französische Kriegsgefangene in Russland leben blieben, so dass man hievoran zwischen der Steppe Kriegerhande oder an den Abtügen des Ural Personen mit sehr französischen Namen und Gesichtstypen begegnen kann, die zwar russisch sprechen und der orthodoxen Kirche angehören.

Als der Schreiber dieses vor einigen Jahren im Gouvernements Omskow die Bekanntschaft eines Grafen d'Horreour machte, dessen dunkle braune Augen, hohe geschwungene Nase, schwarzer Bart und dunkler Teint ebenso wie seine lebhaft-Lebenskraftlichkeit dem Selbstmord verrathen, glaubte er die Unterhaltung französisch führen zu können. Der Graf unterbrach ihn jedoch sofort lachend mit dem Ausruf: «Was fällt Ihnen ein, Vaterchen! Ich verstehe

konkretes Sterbenswörtchen französisch, bin ich doch ein echter Oberst (Kleinstadt)“. Diese Worte, mit einem starken Anflug kleinrussischer Dialektik gesprochen, erweckten mich als durchaus wahrheitsgemäße, da der Sappengrund nicht einmal etwas Geisteslos über seine französische Herkunft wissen wollte und nur knurrte: «Кто-то шпёрс а спёрсита — а спарочивает!». Der Vollständigkeithalber sei hier auch noch an die kurze, aber seltene Bedeutung erinnert, welche die napoleonische Invasion von 1812 durch die Besetzung Kurlands für die Bewohner des Gotteslandchens hatte.

Im dritten Bande der «Baltischen Monatschrift» (1885) berichtet man Vater, der damalige Stadtschreiber Julius Eckardt in Mitau, unter dem Titel «Die Franzosen in Kurland» in einem längeren Artikel von dem Starcken des sechsten Armeekorps der eigenen Armee unter dem Oberbefehlshaber MacDonald, Herzog von Tarout, in Kurland, dessen Gouverneur Fried v. Sivers am 8. Juli 1812 Mitau verlassen mußte. Die Proclamation, in welcher er von der Stadt Abschied nahm, ist in so charakteristischer Kürze gehalten, dass wir uns nicht versagen können, sie hier widerzugeben.

«Der guten Stadt Mitau und dem Lande meines langjähri- gen Dank für ihre bewiesene Treue und Aushängigkeit gegen Ihre großes Souverain und Beherrscher. Der Uebermacht zu welcher gebietet die Verantl.; Stadt und Land zu schauen die Menschlichkeit. Letztere erachtet von einem civilisirtan Feinde

Fried. Sivers, Gouverneur.

Mitau, 8. Juli 1812.

Wie aus dem oben erwähnten Artikel ersichtlich, ging die Hoffnung des Gouverneurs für Kurland in Erfüllung, da es vorzugsweise preussische Truppen waren, die diese Provinz besetzt hielten. Abgesehen von der Kriegserlöbnisse im Betrage von 2 Millionen Rubeln und bedeutendes Naturalerlöbnisse (welche hingegen bei der kurz währenden Occupation nur theilweise beigetragen werden konnten), hatte Kurland durch die Franzosen weniger zu leiden, als sich vermuthen lies, wenigstens das Schloss Rakenhof und seine prächtige Bibliothek in arger Verwüstung zurückgelassen. Nach dem Freiheitskriege kam von eigenhellen Einwanderungen nach Russland nicht mehr die Rede sein, eben so wenig von einer so vortheilhaften Bedeutung französischer Emigranten für das Leben des russischen Staates und der russischen Gesellschaft, wie im Kaiserthum Katharina II. und ihres Sohnes.

Frage wir schließlich, weshalb die nach Russland eingewanderten oder sich hier beschwerend aufhaltenden Franzosen so wenig Spuren in der Entwicklung des russischen Volkes hinterlassen, so stehen wir aus dem Geograpen, dass sie nur mit den niederen Gesellschaftsschichten in Berührung kamen, während das adeliche Volk nur als Flüchtlinge auf der grossen Eiseustrasse nach dem Rande von Moskau oder als Gefangene der Krieger kennen gelernt hatte.

Johannes Eckardt.





Russische Erzählungen.

Belogub, W. A., Titeler Gek. Mit Illustrationen des Verfassers aus den Handschriften im Deutschen Herings von Wallenstein'sche Maria Brucke Leipzig B. Schönlander, 1888 8. 164 S.



Er begreift in dem Roman einen etwas widerwärtigen, selbstzufriedenlicher aber außerordentlich feil und stetig schaltenden Märchen von dem stillen Russen, welcher, frei von jeder bindenden Tätigkeit, von seinen Renten lebt. Wird es ihm langweilig, dann wechselt er sich einem Zinnscope ein und strift herum, wo der Wind ihn gerade blühtet. Er lüht niemand, sondern wird geleitet; jeder Heftige kann mit ihm machen, was er will. Ein eigenes Leben führt er nicht, er schaut nur um sich und in jedes fremde Leben hinein. Er geht an dem Leben vorüber oder richtiges, um stehen an dem vorüber. Er ist der unbetheiligte Zuschauer, er malt nur zu und beobachtet. Gleichwohl ist er gegen nichts gleichgültig, sondern Leid und Schicksal wirkt auch auf ihn zurück, er fühlt es nach und mit und ist daher der Freund und Gefährte der leidenden Menschheit. Als solcher hat der stille Beobachter und selbstverständlich sein Hauptquartier in dem leichten Russland, er hält sich fast beständig in dem weiten, raumreichen Kasanreich auf und befindet sich im Auslande immer vor auf der Durchreise, da das kulturelle Glück ihn immer wieder dorthin zurückruft.

Der Held des Romans ist der oben Eilendliche herangewachsene Fürst Peter Andrejewitsch Arduise. Der Vater verleiht sich ihm

als Knecht gegenüber löbl bis zum Herrn kamen und klafften die
 ganz seinen Streicher, obwohl er das bei noch zu Fehlbildung hatte.
 Die Mutter hingegen wollte im weiter Frier, zu lüthen, wofen die
 auch der Knechtung ihres Gatten einem stolischen Margen von
 sehr zweifelhafte Herkunft folgte. Die Prächte davor hobeltem
 Erziehung traten klar zu Tage, als Peter das ersten Schritte in
 die große Welt that, da er als Ullmer zum ersten Male den
 Kelch der Freiheit zu kosten bekam. Der junge Cavalier gab
 sich manchem Stümpfer aus und hatte sich schon kurzer
 Zeit den schneidenden Raß des besten Wundts und unver-
 wundlichen Zehens verschafft. Und er wäre unerschrocken in
 dem Schlamme der Tranknacht erstickt, wenn nicht sein Vater
 rechtzeitig durch seine kerrige und eindringliche Besonnenheit
 ihn zur Umkehr veranlaßt hätte. Der alte Fürst, ein russischer
 Edelmann im vornehmsten Sinne des Wortes, zeigte ihm an der
 Hand von dem eigenen Vorgehen die Krebschäden des geliebten
 Vaterlandes in der Eiteligkeit und Indolenz des russischen
 Nationalcharakters und dem selbstgefälligen Müßiggange des
 Herrstandes, der zur Besitze, viele Pflichten zu haben vermocht,
 wo hingegen in Wahrheit die Auszeichnungen durch Geburt erst in
 zweiter Reihe, als Ergänzungen der durch dasselbe Leistungen
 erworbenen Verdienste in Betracht kommen. Der Herrstand
 allein ist Verdienst, die Antikehrte Zufall: Von einem russi-
 schen Edelmann wird mehr verlangt. Ist die hochgenüß, so
 habe dich auch über der Menge, nicht durch Stolz und Hochmuth,
 sondern durch seine Genugthuungen und Handlungen. (8 18). Soll-
 ten wir den Augen des jungen Fürsten also der Hand des Edel-
 mannes erstreckt worden, war er ganz wie ausgezogen. Er be-
 schloß sich von nun an der Selbstbeherrschung und eines nicht
 ohne gar von seinem Werten überhörenden platonischen, sondern
 verknüpfen und an Handlungen sich runderen Patriotismus, —
 sowohl als Soldat, als weicher er selbst noch, wenn auch erst nach
 langen, schweren Kämpfen, den Versuchungen ihrer herablass,
 knochenlosen Grossmutter öftig, wie auch späterhin im Staats-
 dienst. Demum wählte er sich mit Luth und Seele, als die Mutter
 sich seinem Selbstknüpfen, von hebrer Schwandts nach ihr ge-
 schwehen Herran durch ihr unwillkürlich, kerrlites und heil-
 schüßige Werten vollkommen erschwendete und das unerschrocken über
 seinen Kopf hinweg gewissermaßen geschlossenen Knechtens mit
 der ehrgeizigen und sich selbst vergeltenden Knechtung ihm

keiten Befriedigung gewährte. Die Hoffnung, die Güte seines Herzens durch ständige, erfolgreiche Wirksamkeit für sein gutes, treues Volk zu betätigen, zu der Hingabe an das Volk sich selbst zu vergessen, erwies sich jedoch als eine grosse Täuschung. Er hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht; er hatte nicht in Betracht gezogen, dass Russland die Hauptstadt der weitesten, reichsten Eigenliebe sei, welche mit Argwohn darüber wacht, dass ihr Reichthum ungeschädigt bleibe, zu demselben durch das Eindringen der die Eigenliebe verkleinernden und durchgestogenden Mächteleihe und Menschenwürde keine Rechte geschaffen werde. Unter solchen Umständen konnte Andarow, welcher mit vollstem Bewußt die Behandlung des für Russland eine Lebensfrage bedeutenden Problems der administrativen Deportation betreten war und auch für die Lösung desselben durch selbsttätige Anschauung, um derselben willen er sogar aus Ruß nach dem Heran von Sibiren, nach Sachalin nicht schonte, vorbereitet hatte, sein großes Werk zu keinem gedehlichen Ende führen. Er wurde von den im Übermase der Geschäftigkeit nicht lastenden, Macht habern, welchen seine ganze, gründliche Thätigkeit zu ihre unbedeutenden, oberflächlichen, vom Streberthum getragenen Punctschritten ernstlich lange machte, mit schlechtem Augen angesehen und durch alle möglichen Hindernisse sehr geübt. Er erzielte nur so viel, dass in allen Ministereien am vornehmsten und thätigsten mit Arbeit überhäuftem Mannern Comités zur Prüfung seiner Vorschläge anberufen wurden. Diese Comités versammelten sich selten und arbeiteten überdies stets mit Unlust. Die Schriftführer nahmen kein Ende, das Handeln keinen Anfang. Das erste Comité folgte zweie, das zweite dritte, das dritte vierte. Endlich hatte sich notwendig eine neue Kammer gebildet, in welcher angeordnete und für ihre Befähigung bewachte Beamte sich Anordnungen mit gutem Gehalte zu erbarmen besaßen waren. Die Lösung des großen Problems jedoch ward auf die Zukunft, auf irgendein Seiten verdrängt. In der Beamtenwelt setzte sich die Uebervogung Set, Andarow an ihn sehr eifrig und gebildeter Mann, aber die Unklarheit, während man jetzt vor allem praktische, sichtbare Leute brauche. Mit dem schmerzlichen Bewusstsein, für seine Landleute von Rußes Red am Wagen zu sein, nahm er Abschied von Staatsdienst und begab sich auf eine Inspektionstour durch seine Güter. Auf derselben zwang ihn ein Urwetter in dem gaulischen (Schneef wibel) (Sanktrowka) des Fürstenthums Nischni Ljowojen Barnatynoff

Unterthan zu stehen. Das Fräulein, welches in ihrem schlichten
leinen Wachs, dem wunderbaren Ebenmaß und der plastischen
Vollendung ihrer Gestalt an eine griechische Statue erinnerte, ver-
band mit ihrem schönen Körper eine solche Seele. Mit der heb-
lichen Unschuld des Kindes vereinigte sie die Erklärung des Herzens
und des Geistes. Fast entfernt davon, eine Ehegatte zu sein,
lebte sie sich vielmehr mit dem Ernste des Lebens verträglich ge-
macht und unterschied zwischen dem Nüchternen, reinen Tugend-
und dem Freigen, Demoralisiren in denselben. Sie lebte über den Zweck
des Lebens nachgedacht und fand denselben nicht in dem vorhingen-
den Sinnen nach der Lösung des Wollenssuchs, sondern in der freih-
lichen, praktischen Wirklichkeit, in der Liebe zu allem Edlen,
Nützlichen und Schönen, in der Tröstung und Aufrichtung ihrer
Untertanen, wie sie schmerzlos alle Armen, Kranken, Nüchternen,
des Bekleideten und der Hilfe Bedürftigen zu seinem befehle.
Was Wunder, dass der Unglückliche, der sich von seiner Frau
abgesondert fühlte und sie gründlich verschloß, sich an diesem
Geiste des Fräuleins und des Lichtes, auf dem es wie die Lächeln
Gottes zu ruhen schien. Die Flügel verheerete! Er machte aus
seinem durch das erlebte Leid geheiligten Gefühle für sie kein
Heil vor ihr und hatte die Genugthuung, dieselben lebhaft erwidern
zu sehen. Dieses Liebesglück wurde jedoch für ihn an einer
Quelle unersättlicher Bitterkeit, da seine Geistes um keinen Preis in
eine Scheidung von ihm willigen mochte. Nach dem ersten wilden
Tausel des Glückes über den Besitze des geliebten Wesens begannen
für ihn die schwere Epoche des Bewusstseins eines geschlossenen,
unerschütterlichen Glückes, eine Epoche nuchternen, ungestörten
Nüchternen Bewusstseins dauerte nicht weniger als an. Geföhrt von der
Quelle der nicht an beständendes Gewissenstheorie, schlangte sie
moralisch zusammen. Sie büßte die ehemalige frische Fröhlichkeit,
ihre süßen Herzensgüte und jugendliche Offenheit an. Dazu mußte
sie alle jene Demüthigungen über sich ergehen lassen, die keine
Frau und keine Mutter erpart dürfen, welche das herkömm-
liche Gebot der Rechte und der Bitten verlassen haben. Unter
dem Drucke dieser praktischen Verhältnisse setzte sich in ihrem
obenen zur Bestehen gezeugten Gemüthe gegen den Mann,
welcher den Fäden ihres unglücklichen, petruschlich-erlebten Lebens
arriviren sollte, eine hochgedrige Kältehering fest, die sich nicht
in so barten und schrecklichen Worten erwid, dass er unmöglich
mehr an ihr zurückkehren konnte. Er sah sie mit demselben der

Taschkentschen Expedition an, kam indes in Orsberg schwer krank an und brachte denselben unter der Pflege seiner englischen Bekümpferin Tula, welche vor Jahren in die Geadeltheit des .Roten Kreuzes' eingeweiht war, ein Leben zu.

Bei aller Bewunderung für die Sprache, Charakteristik und den Ideenreichtum des russischen Dichters vermögen wir nicht mit ihm, dem Helden dieses Romans für sein verhältn. Leben die Absolution zu ertheilen, denn er trägt zum grossen Theile selbst die Schuld daran, dass sein Leben kläglich gescheitert ist. Sie kann ihn selbst nicht die Verantwortung dafür treffen, dass er seinen Landesleuten ein solches Rad am Wagen geföhren hat, dessen Vordach kein neue Richtung gegeben hat. Wenn die Hydra der Verdorbenheit an ihm sich geprügelt hat, wie das in dem heiligen Brevier der Pöl! ist, dann kann natürlich nicht Einer gestehen, den Kampf gegen sie mit Erfolg aufgenommen hätte wie bei doch die pessimistische Aussprache, welche ein Freund an Andrej an Jahren seiner Beschäftigung mit der Frage der administrativen Departementen gerichtet hatte, geschlossen? Sie hängt in des trauerreichen, hoffnungsbedingten Ha! an: „Und doch, verlieren Sie den Muth nicht! Der Lohn Ihrer Thaten wird Ihnen dennoch werden, wenn nicht jetzt, so in der Zukunft. (II 148). — Diese Red, welcher unseren Helden mit der unerbittlichen Übermacht seiner Wirkens und vollkommenen Isolat. auswichen und abkämpfeten, um die Anerkennung des Tages zu unentwegter Arbeit im Dienste seiner Volkss hätte ausprechen können. Wer kann ihn rathen, den Samen im Freuden zu werden? Wer kann ihn, wenn Elend umgibt, es dem wider Herrschern, nach Verlästigung eines Antheil lassen? Wer kann ihn durch die Schule des Lebens und des Leidens durchdringen in der catachrestischen Stunde des Lebens keinen Willen zu haben, sich vorbereiten zu lassen, wo er heute befragen sollen? Die Geschichte seiner ihm bis zu seinen letzten Athemzuge ein unerbittliches Räthsel geliebten Herz hängt über sich einen psychologischen Widerspruch in sich. Im Rückblick war ihm eine Abnung von dem Segen und dem Zauber der Liebe aufgegangen. Eine ihm bis dahin unbekante freudige Begung durchdrachte ihn, als seine beherrschende Nachbarin Darja Andrejevna in der bescheiden Umkleid ihres bei kindlichen Karmel dem anstehende, wie sie einem Mann zu lieben mochte, dass sie sich nicht mit es ihm sehen könnte und in Zärtlichkeit und Sorge für ihn die Herrschaft ergötzen möchte, dass von einem ewigen einer

Wäre ihr Herz zum Zerplatzen schütigen und von einem einzigen seiner Stöße in Wallung geraten müßte. Die Frau trat damals stehend zwischen die Pöbel, die Gewissensbisse dämpfen das von reichhaltigen Gedankens Urd von der Pöbel die Freilicht gewählter Beschuldigung zugewandten werden wien, hatte sie sich vollkommen jedes Anspruchs begeben können? Wie konnte sie fernor dem Helden, welcher im Angesichte des todtan Vaters sich die bittersten Vorwürfe wegen der Vertilgung von Derja Andrejewna gemacht und einen heiligen Eid geschworen hatte, solchen jugendlichen Verirrungen fortan aus dem Wege zu gehen, nicht versuchen, dass er als gewisser Mann bei Natalja steht, was ihn die Gatten vermissen lässt. Während bringt er um in Herold, da er Natalja nach der Trennung von ihr die ständhafte Hilfe anbietet, so möge doch endlich Mitleid mit sich selbst haben und nicht mehr ihr goldenes Herz wie ihren klaren Verstand ihrem stofflosen, zugewandten Lammes preisgeben. Was soll denn der bereits Gedankens das mit sich empfindens Mitleid freunden? Er hätte zur rechten Zeit nicht dazu stehen sollen, dass der Vorstand die Bekleidungskraft zu meistern habe. Andern hätte er nicht erbeten, die verkehrte Zerkunft des von der Natur zum Glück und zum Unglücken anzuordnens Mitleidens einer vollkommenen Leidenschaft geyhert.

Zum Schluß können wir nicht umhin, auf die gewaltige Irrede hinzuweisen, welche denselben Tag, dass der Mann, welcher zu seinem bittersten Schmerze für all das Unglück und Elend in dem Schosse der russischen Gesellschaft sie selbst, ihre Sorglosigkeit, Trägheit, Schlemmerei, Unwissenheit und Rohheit anklagen sich bewußt sieht, zu seinem Vaterlande des verführten und geistigsten Träger der Aufklärung nach dem Orient erblickt. Es ist eine verdammenwerthe: gedruckte des Trubens der Masse schwache led und cynische Überhebung: wenn Anderer die Orientfrage nicht als Macht, sondern als Culturfrage ansieht, sich dieselbe eigenverantwortlich anrechtigt. Die Orientfrage ist nichts als der Name für den Jahrhunderte währenden Kampf zwischen der Aufklärung und der Barbarei, d. h. zwischen dem Christen und dem Andersgläubigen. Russland hat stets die Rolle des Führers und Vorbedingens darin gespielt und scheint gleichsam von Schicksal dazu bestimmt zu seyn. Es hat in die Tataren bewirgen und vertrieben; dann zur Wahrung seiner eignen Sicherheit, sein Herrschaft bis zum Schwarzen und dem Kaspiischen Meere und

dem Kaukasus ausgehört, jenseits welchen die dortigen christlichen Eingeborenen schon fünftausend Jahrelang unter der schrecklichsten Verfolgung der Mahomedaner ausgezehrt waren und unter Türken im Bestand hielten. Und wir standen ihnen bei. . . Jenseits der Donau warten die Slaven auch auf unsern Beistand und lassen ihn auch von sonst niemand zu erwarten. Dem erst nach die speziell türkische Grenzfrage, welche eigentlich eine private Angelegenheit ist, an die Reihe kommen und baldmöglichst erledigt werden und werden wir uns Petrus des Grossen Wirk folgend, den Schicksalen der russischen Völker anwenden, d. h. der allgemeinen Grenzfrage, welche auch Indien und China in sich schließt. (S. 76)

Reichensackerly, Fürst Windheim: Die Kaiserin oder Wittche
 Studiren. Roman in 2 Bänden. Mit Anmerkungen des Verfassers
 aus dem Russischen ins Deutsche Uebersetzt von F. L. v. L.
 Berlin, F. Schönbucher, 1808. 8.

Der genannte Roman ist ein gross angelegtes historisches Gemälde, welches das bewegte Thun und Treiben der Besonderen der höheren weltlichen Unterrichtsreise zum Gegenstande hat. Von dem heiligen Hochaltarstufen ergriffen, fallen wir nach in dem letzten Kreise der Familie hangt, wir drücken sich zu gut dazu, um sich in dem verdichteten Heiligthum derselben zu Hüthen der alten Weltlichkeit zu erheben, mit selbstigen Achselnüssen stehen wir auf das stille, beschlossene Weltum ihren Umgang herab, welche in ihrer Nachsicht auf die den äusseren Eindruck eines trüben Spätherbstes mit schwarzem, bligrauem Gemölke am Himmel macht, und so kehren die der heissen, trüblichen Hauptstrasse des Hieles, um unbehindert von der Kärrigkeit, Alltagslichkeit und Gemeinheit des Lebens sich zu der Höhe der Wissenschaft und Frölichkeit emporzutragen, Schalter an Schalter mit dem mährlichen Fortkämpfern für die Verbreitung von Licht und Aufklärung in dem unter dem Juche der Finsternis schmeckenden Vaterlande zu streben und zu wirken. Alles dieses Schmeck nicht ungerührt umgibt. Die Kunstmann verlieren in grossen und grossen ihren Zweck aus den Augen und verlieren, die Selbstkostengefühl erhebt in ihnen und macht einem erschreckenden Gynastens Platz. Statt sich, wie geplant worden, dem ersten Stadium in die Arme zu werfen, trinken sie gefährliche Alkohole. Sie machen aus Egoische und Eitelkeit oder eher, indem sie der letzten Noth gedenken, nicht dem eigenen Trieb, Gemeinschaft mit dem nächsten, verheirateten Nihilismus, stehen in den schließ-

wider Verwahnungen des Mund voll von heißen, poltroischen
 Tiraden und beklagten sich an allen revolutionären Angelegen-
 heiten. Je nach mehr, sie stellen sich, bei dem Unverstande könn
 und Blindwähig, an die Sympa der revolutionären Bewegung, an
 sind die lebende Triebkraft, die Seele derselben. Da sie vermöge
 des heftigen Muthes, der sie erfüllt, sich ganz auf sich selbst
 gestellt und die Schaffe hater sich verkörpert haben, werden sie
 eben, wie die Netto von dem Licht, durch die galvanische,
 romantische Erdstrahl, des des Nihilismus umschreibt, durch den
 materialischen Nihilus, welcher sie umgibt, übermüthig angesehen,
 sie stürzen sich mit ihrer so heftig erregbaren Phantasie in den
 Strudel derselben hinein, und sie dauert gar nicht lange bis sie
 Gott, der menschlichen Gesellschaft, die im Recht bestehenden
 Ordnung der Dinge, ihrer Fanta und dem eigenen Gewissen des
 Feldschendelak herwerfen und ihre Lebensaufgabe dann suchen,
 nachfolgende, reine, reine Seelen zu verführen und zu verstein-
 ern macht, denn das Gewissen im Begange ihrer neuen Laufbahn
 heftige Vorwürfe, aber sie überwinden dieselben durch die septasti-
 schen Ansichten ihrer Gewissen. Sie lassen sich sehr leicht von
 dem an die erhabene Idee des Nostyrans schwebend anhängende
 Gedanke ergreifen, dass die Keil des eigenen Daseins denn liegt,
 eine Rücksicht auf dasselbe den Kampf zu Gunsten der Unter-
 drückten und der vom grossen Schicksal hart Betroffenen auf-
 zupheben und unterstützen, von grossen Helden und ganzer Seele
 mit Wort und That den Armen und Flecken durch den Umsturz
 der dem Grundsatze der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit
 widerwärtigen sozialen Verhältnisse, welche eben die Armen und
 Flecken auf dem Gewissen haben, zu beseitigen. Der stolze Drang,
 unter den Fliegeln der Cultur genannt zu werden, ist es, welcher
 die wohlthun Studenten von dem heimatlichen Herde hinweglockt,
 und sieht da — sie stellen zu Verächtern der Heinerwürde und
 Feindern des Hauses heran, welcher gelehrt und verziert,
 eben aus der Reihe eines Leben hervorzurufen. Der Kern, den
 die Karistinen sehen, stündet in die oberflächliche, krankhafte
 Ansicht, wonach die Menschen in einem Range mit Insekten
 und blöden Insecten stehen und auf den Namen grosser Geister
 nur die Giganten des Willens und der Energie Anspruch haben,
 welche es verstehen, das Leben gering zu schätzen und Nichts von
 ihm zu hoffen; „Das sind die Ausgewählten! Philosophen und
 sie nicht, denn sie stehen höher als diese. Die Philosophen nähren

nach vom Irdischen und Ödlichen menschlich, aber diese Ausweichungen erleben wir über das Irdische, Irden zu höherem, reinem Atmosphären und brechen jede Verbindung mit der Erde ab. Diesem mit psychologischer Notwendigkeit, sich vollkommene Entzweiung verursachende Fikt. Meschtscheryky in seinem jüngsten Roman, welcher als sehr lehrreich und verflüsselndes Beitrag zur Kultur- und Sittengeschichte Russlands der Laurowelt nicht wenig genug empfunden werden kann. Wir hatten nur gewünscht, dass hier dem Schicksale der Gorkaja, das der Lawrentjewa und der Gräfin Ljognowa, die in das Leben jener so tief eingegriffen, so tief künftigen, gläubigen Sinn mit Erfolg die A.A. angelegt haben, um nicht verunstaltet worden wäre.

Гущин, Александр: Мадридский. Das Künstlerleben. Aus dem Russischen. Übersetzt von H. v. Bredow. Berlin, Debes, 1898. 8. 101 S.

«Madrisch. Sibirjens» ist wol eine Künstlernovelle, es verhält sich jedoch nicht in der der Hand des Künstlers. Dem Verfasser schauen die elementarsten Kenntnisse über den Aufbau eines Kunstwerkes an mangeln. Was sollen wir wol zu dem Novelle sagen, in welcher die Schöpfung des Künstlers der Katastrophe über die unermessliche psychologische Motivierung vor sich geht, gribelmaserell hinter des Oudassens, welche dem Leser zumutend ist, sich vollziehen? In einer großen schauerhaften Novelle erklärt Guschin die Entstehung der für das Verständnis der Entwicklung der Handlung menschlichen Vorgeschichte Madrisch die erwecken. Der Maler Lopatin, welcher die Gestalt des Sibirjens in das sie gestiftet ist, erheben und in sich aufzuheben möchte, und sein Freund wissen zu diesem: «Was dagegen die Anderen betrifft: — Ich will nicht, dass die Anderen die richtigen seien!»

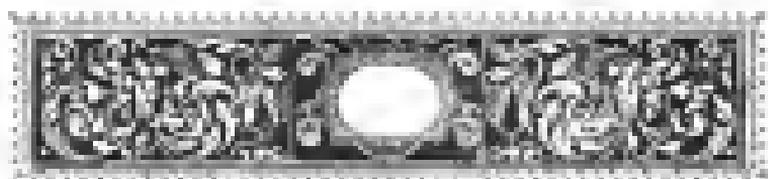
Толстой, Граф Лев Сем. Кочевья: Abenteuer. Eine Winterfahrt. Deutsch von August Scholz. Berlin, S. Fischer, 1898. 8. 207 S.

Die «Winterfahrt» ist eine Novelle, nur zu sehr in die Hand gesponnene Beschreibung einer arktischen Seidenfahrt, deren Teilnehmer, nachdem sie durch ein alle Spuren verwehendes Schneestreiben vom rechten Wege abgelenkt sind, durch zwölf Stunden ununterbrochen in Sturm und Kälte müssen eine arktische und dekandete russische Steppe durchqueren, um schließlich doch

zu dem höchsten Ziele anzukommen — Die nach ihrem Helden
Albert benannte Erbkämpfe ist ein selten begabtes, vielseitiges
Menschen vor, welcher durch den Dünkel der Trunksucht um seinen
Verstand kommt und jeden moralischen Halt verliert, so dass er
den erst gemeinten Versuch eines Wohlthäters, ihn zu seinem
ehrbaren Leben zu erziehen, der Menschheit und der Kunst wieder-
zugeben, erfolgreich verhindert. Die Erbkämpfe ist von ergreifender
Sensibilität, was dies täglich auch von dem meisterhaften Darsteller
pathologischer Komödien, welcher weder Ruhe und Hart sein ge-
habtes Volk von dem nationalen Giften durch Eintrüebung von
Gegengiften zu erziehen beabsichtigt ist, nicht anders erwartet werden
konnte.

Dr. Richard Marx





Notizen.

Valentins Pöhlens und Gustavs Lachs oder George, welche in den Kirchen
Des Fürstenthums Curland und Semgallen in Lettland gesungen
werden — Kneipung bey Georg Oeltingers. 1862.



Unter diesem Originaltitel liegt nun namentlich der «Zur Faser
des 100jährigen Jubiläum der lettischen Literatur mit
zwei Facsimile-Beilagen» von Prof. Dr. A. Benzenberger und
Dr. A. Bialenstein neu herausgegeben und in Bekens Verlag
(Mitten und Hamburg) erschienene Abdruck desjenigen Theiles
jener ersten in lettischer Sprache erschienenen Druckschrift vor,
welcher eine Sammlung geistlicher Lieder enthält, somit das älteste,
welches erste lettische Gesangbuch darstellt. Diese Sammlung geistlicher
Lieder wurde 1887 zum ersten Mal gedruckt, nachdem bereits
1883 der kleine lettische Katechismus durch den Druck dem
Lettenvolke in seiner Muttersprache zugänglich gemacht worden
war. Ausser diesem beiden Büchern enthält jene erste unter dem
Namen des Handbuchs oder «Büchchens» bekannte lettische
Druckschrift noch eine vom- und festgelegten Erzeugnisse und
Spottged., sowie «Das Geschick des Lejvans und Starbens Jean
Christi». Nachdem bereits 1815 Prof. A. Benzenberger in Königs-
berg den kleinen Katechismus neu herauszugeben, hat nun die
lettisch-litauische Gesellschaft jenen Neudruck dem lettischen
Volke gewilmet, als Erinnerung an die Anfänge seines geistigen
Lebens, als der evangelischen Kirche Schmuck und Kostung, als
einen leuchtenden Stern auf dem Wege in die Zukunft.

Hervorlicher Dank sei auch an dieser Stelle Ihn und vor allem den rüthigen Arbeitern gesagt, welche die Grabenlehrt nicht geschont, um aus der Vergangenheit tiefen, dankbaren Schatz des -Klein der geliebten Macht aus Licht zu führen, welche das leiberrliche Gemüth und des leiberrliche Kirchenbild bis auf den heutigen Tag im lettischen Volke geliebt ist. - Dem Dank gehört derselben nicht nur vom Handpakt des Langstien, sondern in gleichem Masse von den des Callarhistorikum, denn aber eines jeden Patrioten im Baltianlande. Wir Kinder einer schnellfliegten, über unser engres Vaterland insbesondere schwebenden, auf-räumenden Zeit, die wir trotz kassenen Druckes im eigenen Hause noch immer nicht ganz zu entziehen vermögen des Hauptes an den alten Hartigkeiten und der Sauresens auf das -Uebersich-twissen an ihnen Dank, dass sie uns in ihrer lebendigen Arbeit die Ihr alle Theile herrliches Bild voll erster Mählung, aber auch nicht minder solchen Trostes verpflichtet haben. Dass Letzteres der Fall, wird sich ergeben, wenn wir uns nun näher dem Inhalte der Buchen zuwenden, die uns auch durch seine kassene Ausstattung in die Vornut zurückführt insbesondere durch die beiden Facsimile-Belegen, welche nach dem mit Sachgemäher -Lehrerthum von der Verwaltung der Königsberger Universitätsbibliothek herge-gelassen mit dem Originaldrucke angefertigt worden sind.

Erstlich enthält das Buch eine von Dr. A. Balnstein ge-schriebene Einleitung. Derselben sind zwei Autentische anverleibt. Das eine derselben unter dem Titel: »Was auch der Herrzog zu Charlsland karte vor seinen seligen Abschied, vor ein welt, selig und heilichem wech, mit verfürigung der gedruckten vndeledichen Bücher begangen, ist folgig zu sehen. — enthält das Begleit und Empfehlungsschreiben, mit dem die vier Geistlichen nach Bemühung der auf Befehl des Herrnogs Guttward Kettler unternommenen Uebersetzung der »Uebersichlichen Psalmen« ihre Arbeit den Söhnen der-selben -Dien Durchleuchtigen, Hochgehorrenen Fürsten und Herrn, Herrn Friedrichen und Herrn Wilhelm, Gebetslern. — am 10 Oct-1580 erläuterten. Das andere ist »Ein Fürstlicher Befehl wegen Publication der jitz gemelten, im Druck verfertigten vndeledichen Bücher. — erlassen an -Nytw am 6 Martij, Anno 1587. Die Einleitung sowohl als diese Letzestücke sind in deutscher und lettischer Sprache gesetzt gedruckt, dass von den zwei Spalten, in welche die Seiten getheilt sind, die links dem Deutschen, die rechts dem Lettischen entsprechen ist. Gleichsam wie ein Hand in Hand

gehendes Brüderpaar geleitet, dass beiden Seiten um bei der Lectüre, die Psalmenwort illustriert: - wie sie sind, und welche ist, dass Brüder einträchtig bei einander stehen. - Sodann folgen, 11 Seiten umfassend die „Vollständigen Psalmen“, und der Beschluss machte ebenfalls von A. Reizenstein verfasste sprachliche Anmerkungen. Da A. Reizenbergers Arbeitentwurf an die Collocation der Abdruck mit dem Originaldruck und die Correctur des Textbogens gewesen, sowie seine Unterstützung mit Rath und That bei den erläuternden Anmerkungen.

Die „Vollständigen Psalmen“ sind, wie ein Blick in dasselbe und in die Einleitung lehrt, nicht ein Gesangbuch nach Art unseres heutigen gewesen, sondern enthalten außer dem Lieder- und Psalmen eine reiche liturgische Stoff, eine Gottesdienstordnung, dienen somit zugleich dem Gesungen als Agenda. Ueberhaupt haben wir uns die Sache nicht so zu denken, dass man gleich jedermann in den Gemeinden dieses Buch in die Hand bekommen spricht die beschränkte Anzahl von Exemplaren, welche auf Ansehung der Herange aus der „Stadtkirche“ jedem Kirchspiel abzugeben werden sollte, vor allem aber der Umstand, dass je das Lesens Kundige in den Landgemeinden noch nicht vorhanden waren. Das Buch sollte eben dem Geistlichen ein Mittel sein, die Früchte der Reformwille dem Letztervolke zugänglich zu machen, die lebendige Mitbetheiligung der Gemeinde an Gottesdienste herbeizuführen. So lesen wir auch in Einleitung die Empfehlung dieser Schrift betreffenden Beschlüsse: - „das Gleichen gehalten: darnach soll die Pastoren, Sonderslich bey den neuen einbürtigen und ausländischen Volke darnach zu regieren und anzuhalten.“ (p. XXIV.)

Von den liturgischen Stücken, welche zum größten Theil noch heute Stücke unseres evangelischen Gottesdienstes in der Heimat bilden, abgesehen, finden wir 10 liturgische Stücke (meist Psalmen) und 48 Lieder, unter denen 38 von Luther. Von den Liedern sind in dem heute im Gebrauch befindlichen kirchlichen Gesangbuche nach 29 vorhanden. So hat sich in diesen Liedern und in jenen liturgischen Stücken die Gestalt evangelischen Gottesdienstes und Glaubenslebens im Letztervolke erhalten bis auf den heutigen Tag, und es verhält sich so, wie die Einleitung sagt: - „Bis 300 Jahren ist kein Letzter durchs Leben hindurchgekommen, ohne bei guten Tagen für Lob und Dank, oder bei Noth für Gehülff und Rath den Ausdruck in seinem lutherischen Kirchenbuche gefunden, ohne Beistehung und Erhaltung aus seinem Gotteswort“

geschafft zu haben. Der kleine Katechismus Luthers, das Gesangbuch und das Evangelium selbst hat Bestand geliebt und wird Bestand behalten, so Gott will, so lange, als in der Welt lätisch gesprochen wird, und wird immerdar die Sägen sein für Kirche, Schule und Haus der Letzen in allem Wandel des menschlichen Geschlechts.

Dass dem aber so ist, das verlanckt das lätische Volk der stätlichen Fürsorge des letzten Urinimentens und jenen vier auf das Seelenheil ihrer Gemeinden treulich betrachteten, — am Wart Gottes ansechtigen Kirchenbauern Christian Stück zur Elbow, Baltzer Lembek zu Tackow, Gubard Heyman zum Benschburg und Johannes Wopase zur Fromenberg, — aus deren Mitte ein stätler Arbeiter an diesem Werke Johana Erwin zu Dahlen schon 1666 durch einen göttlichen Tod ausgeschieden war, nachdem er, wie die erstehete Widmung an die Sobas Kettlers besagt, „Mühe und Arbeit, und nicht geringen Fleiß“ an die „Verdallmactung“ gewandt hatte.

Wir glauben an dieser Nachricht, dass jene Männer, welche sich auf eigene Antraggung des Herrings resp. der von ihm zur allgemeinen Kirchenconsultation abgeordneten Raths Salomon Hennig und Christian Schroeder an die Arbeit machten, Mühe geliebt und sehr haben sparen werden lassen müssen. Denn behielten wir im Auge, dass hier die erste Druckschrift in lätischer Sprache vorkommt, dass kein sprachliches Hülfsmittel jenen Männern vorlag und dass sie nur auf ihr Ohr angewiesen waren, das dem Munde des Volkes die Sprachlaute und Töne abhören musste. Es galt eben eine lätische Orthographie erst zu schaffen. Was die Laute klingen, so wurden sie niedersprechen, wobei natürlich der Anwendung der Schriftzeichen viel Spielraum blieb. Wie da steht, wie schwer geht selbst selbst dem größten Kenner des Lätischen es still, bloß nach der Aussprache dem Namen eines Letzen orthographisch richtig niederzuschreiben, der wird die Schreibweisen jener Arbeit erassen. Wir können auch selbst in lätischer Welschsehen das Ringen nach möglichst entsprechender Wiedergabe des Gehörten durch die Schrift des Umhertastens die Verlegenheit, wo sich die sprachliche Schriftzeichen dem wahren Laute nicht entsprechend lassen. So finden wir an manchen Stellen denselben Laut des eine Mal um das andere Mal mit einem andern Schriftzeichen wiedergegeben. Aber sich auch die sprachliche Form noch eine höchst ungeschickte und unheilvolle ist, der

Geist Gottes wirksam schon darüber und hat nochmal die Kirche des Evangeliums unter den Letzen ausgebildet.

Dank dieser Arbeit ist die evangelische Kirche unter den Letzen eine ausgebreitete geworden. Denn trotzdem, wie die Prediger, so auch die Lieder der Reformations ohne jeden Mitzun in einfache Prosa überetzt wurden sind, sind dieselben doch unerschütterlich gezeugen worden, wofür in der Einleitung die Beweise anführt werden, deren eines dieses Gesangbuch selbst in den Noten in sich trägt, welche einzelnen Liedern beigegeben sind.

Als deutsche Grundlage der »Evangelischen Psalmen« aber hat geblieben die »Korte Ordnung des Kirchenwesens der lutherischen Stadt Riga«, welche zum ersten Mal 1660 in Latinsk gedruckt wurde.

Auch bezieht aus die Einleitung, dass einige, wenn auch spätere handschriftliche Materialien in lettischer Sprache bereits vorgelegen haben, welche jense Herabgeber als Vorarbeiten und werden benutzt haben. So haben Johann Kok, schon 1656 Stadtprediger in Riga, und Miklaus Roman, 1664 lutherischer Pastor an der Jakobskirche in Riga, Kirchenlieder ins Lettische übertragen. Ja, bei einer Kirchenvisitation an der Heiligen An im Jahre 1666 findet der Visitator Joh. Fack zwei gedruckte Bücher in Pergament, das eine alle Jahresperikopen und die Passiongeschichte, das andere des lutherischen Katechismus mit zweifacher Auslegung lettisch enthaltend. — Man sieht aus diesem, wie es auch auch so künftigen Nachrichten, wie die von Geistes der Reformation erlittenen Deutschen selbst so die lettische Volk und dessen religiöse Bildung fortwährend gedacht und dafür gearbeitet. (Einl. p. XII.) Wie Sonnenstein erfüllt diese Körpers der Geistlichen das Danked ganz vielfach verdienstvollen Zeit. Wer wünschte so auch wieder darauf! Doch so roh und vollkommen war es doch nicht, dass der Hauch des Evangeliums, kann dass er in lettischen Landen zu wirken begonnen, nicht hätte getrieben, dass die Liebe Christi nicht Männer, wie die erwähnten, getrieben hätte, um Gott Thron zu thun in Naiv und Prommen der Seelen des armen Bauernvolkes der armen schlüpfen Unbesessenen. — Dass Ziel dürfte doch an den Brütern eines Fürsten stützen, von dem es in jense Führung des »Enchiridion« kommt: er habe »mit vieler Inste schickte willen, die armen Kirchen Visitation und Reformation, durch die denn verdiente und dignierte Personen vor die hand setzen, die verfähren wieder restauriren, und solche viel mehr fördern, stiften und anrichten lassen, dieselben auch mit allerschand notdürftig

an Gedulde, Laufen und jechen erlöset und stärket, der große rechte und profitorere . . .

Zu beherigen Mitten die in der Widmung enthaltenen Sätze, das Hochachtungsvolle und zu beheren steht, das er nur wegen einer grossen verdankbarkeit und versuchung seines Heiligen Wortes . . . nicht alles an sich und versaglichen gitter. . . . Sechens . . . mit einer viel schrecklichen und Gedulde straffe, versuchung und bezaubung seines heiligen Wortes, das Sechens Gite versteren und bezaubeten wurde — Sollten wir uns da nicht wieder befragen auf den Mutterboden, auf dem alles, was wir unter Eignart verstehen, erwecken und gedeihen? — Dass derselbe noch heute untrugfähig für jeden Jeden, der die Wurde eines Seins in denselben gütlich werden wollte, dass hat das verfügende Schriftbildmal nachzuweisen. Gleich einer im Geiste Jahrhunderte überaus lebenden treuesten Pfanz erscheint diese Schriftbildmal aus verbleiben und verbleibt ohne Bildentwurf und Doff. Doch Fern und Fährte erkennen wir noch. Die mögen genügen, die noch heute frisch und daffig in unverwecklicher Seins prägnantes Bilden reformatorischen, entgegengesetzten Geistesstimm an ihrem Master zu erkennen und aufzufahren, damit an denselben Hare und Gemüth sich ließe in einer Zeit, wo unter dem Druck des Lebens man Klümmung des Quall der Dände sich verschütten zu lassen Geöcher laßt.

A. Sch

Zur Dankbarkeit des Hauptmanns des Gymnasiums in Higa.
Erg. 100. 1. & 211 und 16.

Am 1. Mai d. J. hat das seltsame Post der Hingogährigen Wirkbarkeit des verstorbenen Directors des Gymnasiums in Higa, der wirkl. Hauptmann Alexander Kumbold, an denselben Anstalt seine Rechte zu freudiger und getätigter Theilnahme vertrat. Von dem hervorragenden Verdienste des Jubilars in pädagogischer und administrativer Beziehung reden wir an dieser Stelle nicht weiter — ihre volle Anerkennung bedarf keinen besondern Zeugnisse. Wohl aber ist hier in der heutigen Zeit dringender Ursache auf die Stütigkeit der Berufserfüllung hinzuweisen die in dem weltlichen Lebenslauf des Jubilars zu Tage tritt und nicht so leicht bei gleicher Befähigung und auf ähnlich verantwortungsvollem Posten sich wiederholen dürfte. Man stelle sich vor, Hingog

Jahre in einer und derselben Thätigkeit in dem gleichen Rame, wenn auch in erweiterten Pflanzkreise und in veränderter Auf-
fassung des Berufs Wer, wie Ref., das 60 Lebensjahr überschritten hat, mit Fug und Recht sich nicht mehr als Jüngling fühlt, wenn Erhebungen an sich vorüberziehen liess und nach geschickelter Ueberschau sich sagt: als da diese ersten Athemzüge thatst, da stand dieser Mann schon in demselben Berufe in demselben vor-
Wande, da er erst jetzt zu verlassen gedauert — so respektirt man die Thatsache und starrerher Hochachtung, aber es fällt schwer zu sich zur wirklich verstandenen Vornahme verleben zu lassen. Man kann sich in dem Grade der Selbstbescheidung, in der Höhe des Beharrungsvermögens nicht hinwenden. Es ist eben der Unterschied der Generationen sowie, wie der Temperamente, der hierbei in Frage tritt. Aber glücklich des Fortwerts wie des Dyrkes werth ist, wie so sehr um Kiel sich gedauert, so unermüdet zu verfährt hat und auf ein so ausgezeichnetes Feld der geschicktesten Thätigkeit zurückzuschauen vermag.

In ungeklärten Tagen, die zu diesem halben Jahrhundert des Gymnasiums zu Eiga besetzt, mag der würdige Gross, der jetzt in die verdiente Ruhe tritt, als Lehrer und Director sich als warmer Andenken geschaffen haben. Man liest es immer wieder hin und da, was unumwunden wahr, dass er eine grosse dauernde Wirkung auf die Eindrucksgehirne hat und gleich es dasselbe vermag der eigenen Erfahrung und pietätvollen Erinnerung an die Jugendzeit und ihre Leiter. Zum klaren Naturwissensthilde gestrichelt sich der Eindruck wie bei der Durchsicht des oben genannten Buches, welches das Lehrercollegium des Gymnasiums seinem Director zur Jubelfeier dargesteckt hat.

Den Kern desselben bilden die Fernschüler des Lehrers: die mit Knechtels und unter seiner Leitung gearbeitet haben, und der 1891 (jetzt wol über 1100) während seiner Thätigkeit am Gymnasium mit dem Reifezeugnis aus der Anzahl entlassenen Schüler. Lässt das Auge über diese Seiten die Namen und den kurzen biographischen Angaben, so wird es gegenseitlich, dass der größte Theil der studierten Männer Eiga, und auch der Klotten, die noch im Berufe thätig sind und dazu so viele andere an anderen Orten der Welt schon den Unterricht des Jubilars, als es im Deutschen und im Griechischen auf der letzten Lehrstufe genossen haben. Nur die Träger der 18 ersten Namen verbleib mit dem jungen eben eingetretenen Lehrer schwerlich in Beziehung gekommen sein. Als

aus einer wirklichen Schöpfung hervorgehen von den nach Lebenden der gegenwärtigen wirkthätigen Bürgermeiste des Rigaschen Reichs und die rigaschen Anrechte Schulle und Fürster, und es folgen dann fast alle Namen der Letzteren Rigas, welche nicht Hakenreich Felka oder Mitan die Stätten ihrer Jugendbildung gewesen sind. Dessen Verhältnis des grossen Pädagogen zu den bewährtesten und erprobtesten selbst begabtest gewordenen Geschichtlern der Vaterstadt und ihres Landes muss nach die Petruschkenstellung schaffen, denn Krumpholtz sich schreien darf. Das unglückliche Verbrechen ist, wie wir hören, dem Herrin Oberlehrers Kurta und Dr. Schwartz zu danken, während der Bestand des Lehrercolligiums von Hrn. Inspector A. Schwartz ausgeführt ist.

Das erste Drittel des Buches wird von einem Abriss der Geschichte des Lyceums von 1675—1894 und, nach der Umgestaltung desselben, der Geschichte des Kais. Gymnasiums 1894 bis 1898 abgenommen. Nach den untenerzählten Umständen ergeben sich als Verfasser des ersten Theils Dr. Ph. Schwartz, des zweiten Inspector A. Schwartz. Da in den letzten Jahren durch Director Schwedens Arbeiten stark gefördert Kenntnis der Geschichte rigaschen Schulwesens hat in der erweiterten Darstellung eine ausserordentliche Bereicherung erfahren.

Fr. B.

Unsere historischen Gesellschaften

haben in den verwichenen Monaten dieses Jahres viele Erfolge ihrer fruchtbareren Thätigkeit vorgelegt. Von denen zu Riga, Mitau und Dorpat sind die Sitzungsberichte aus dem J. 1897, von der Rigaer literarischen Gesellschaft aus dem J. 1896—1897 erschienen; von den -Verhandlungen des Gelehrten Baltischen Gesellschaft zu Dorpat, ist der III. Band, von den -Mittheilungen aus der litauischen Geschichte, das 2. Heft des 14. Bandes ausgegeben. Auf das wichtigste Publikations dieses Jahres, -Das Erbteil der Stadt Riga-, ist schon in dieser Stelle hingewiesen. Es enthält, aus den von genannten das eine und das andere hervorzuheben.

Da ist uns die Wahrnehmung besonders annehmlich und erfreulich, wie sehr das im J. 1894 in diesem Blätter durch R. Gukis ausgesprochene Interesse für unsere heimischen Kunstdenkmäler Wurzel gefasst und Boden gewonnen hat, wie seine Untersuchungen des dorpaten und des rigaschen Deuts die zahlreich Urstände und erhaltene-

elenden Oberreste gefügt sind. Nächst bei durch die Sitzungen der Bericht über den Auszug der Gelehrten Estländes Gesellschaft nach Palnassa, der diesmal nicht der Präbiterie, sondern dem in überraschender Reichhaltigkeit und Deutlichkeit wieder aufgefundenen und ausgeprägten Trümmer der dortigen Abtei gilt. In den Mittheilungen aus der Heil. Geschichte, wird die St. Peter-Kirche in Riga eingehend behandelt. Dr. Joseph Girgensohn bringt dann sehr wesentliches Beitrag zur Baugeschichte der Kirche durch Mittheilung des Baurechnung aus den JJ 1468 und 1469, in welchen, wie er nachweist, der Chor errichtet wurde und zwar durch den Baumeister Johann Bauschettel aus Bostock. Architekt W. Beckelhoff vorlegt den Plan dieses Kirchenbau, der nur im Chor zur Vollendung gelangt ist, während bei dem wahrscheinlich 1466 angelegtem Neubau des Langhauses die grundsätzliche Idee des Meisters verlassen wurde. Ihr selbige sollte ein Querschiff, dessen Ansatzpunkte noch erkennbar sind, in selbständiger Fortbildung des Meisters, das der Dom zu Schwerin bot, den Chor vom Schiffe scheiden. Die Reconstruction des Bauschettelschen Planes durch den Verfasser ist eine sehr eingehende und bedeutungsvolle Arbeit. Sie, durch klare Zeichnungen unterstützt, aus dem Verständlichen bringt, welche aus durchaus originale und bemerkenswerthe Stoffung Riga's St. Peter, bei all seiner Verwandtschaft mit der Abteikirche zu Ekörena und dem Dom zu Schwerin, in der Kunstgeschichte ausmachen würde, wenn jener Meisters Plan verwirklicht werden wäre.

Als ein seltener, sehr wohl vorbereiteter und glücklicher Forscher auf dem Felde unserer alten Bauwerke hat sich Herr Karl von Löwis of Meuar erworben. Das überausgelehrte der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostprevinzen, bringt seinem überraschendes Bericht über die Erhaltung ungenutzter Architekturreste in ruiger Schloss aus der Plettenbergischen Bauzeit, wie vielleicht sogar noch von der Eberhard von Mochims. Die Andreaskirche, die die zweischiffige Schlosscapelle der Fronte und der Capitelhaus lassen sich mit einem schlichten Palmenstiele und Stützgestellen durch die verwickelten Werkwerke der heutigen Behörden- und Wohnräume der mächtigen, 1783 umgebauten Schloss nicht nur erkennen, sondern auch noch ein Theil bewahren. — Nicht weniger eingehend ist denselben Forscher Bericht des gegenwärtigen Zustandes der in den Späterjahren des Curvena zum Heil. Geist belegten

St. Georgskirche, der ältesten Kirche Rigas und des Ordens, die seit etwa 100 Jahren dem katholischen Gebrauch entsagen, 1800 in Speicher verbrannt worden ist. Ueber ihre Geschichte und wiederholte Namensänderung giebt die sich anschließende Geschichte des derwärtigen Gotteshauses Auskunft.

Außer diesen hauptsächlichlichen Beiträgen enthält das Heft der -Mittheilungen- noch die kritische Analyse eines Manuscripte der dortiger Universitätsbibliothek die Klagepunkte der Irlandschen Gelehrten von der russischen Partei gegen den Hochwider Paul von Rasdorf, sowie aus dem Jahre 1803, durch Dr. Philipp Schwartz, einen Aufsatz über die rigasches Kanonenglasur von Prof. Wilh. Steuda und einen Nachtrag Dr. Fr. Bismmians in seinen -Briefen und Urkunden-, von dem Archiv der grossen Gfide zu Serej, die ihm a S. von Dr. Herrn Hildebrand Brandt überlassen worden.

Der 15. Band der -Verhandlungen- der Gelehrten Russischen Gesellschaft ist zu dem hundertjährigen Jubiläum als eine stoffreiche Festschrift von 436 S. angegeben. Zum Hauptstück hat er Dr. Leopold von Schröders, welchen auch selbständig als hoch verdienstliche, grosse Arbeit: -Die Hochaltarsgebäude der Riten und einiger anderer finnisch-ugrischer Völkerstämme in Vergleichung mit denen der indogermanischen Völker-. Ueber den übrigen Aufsätzen, von denen drei der Herausgeber zu Tübingen in Abhandlungen gedruckt sind, der letzte eines Brief des Heisterden Tabbert-Schlesinger von Jahre 1776, herausgegeben und eingeleitet von Bibliothekar H. Cordt liegt. Darin das Lebensbild Prof. O. Grewingke von seinem Jugendfreunde Prof. von Carl Schmidt, versehen mit reichhaltigen Beilagen über die wissenschaftliche Thätigkeit des Verewigten, die allgemeine Theilnahme wegen Das Bild des von der Gesellschaft hochverehrten Begründers der philologischen Forschung in unserer Provinz schmückt den Band.

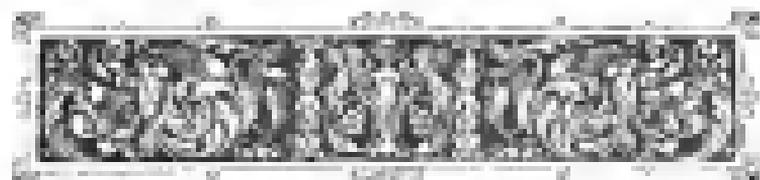
Auch der -Jahresbericht der Fällner Historischen Gesellschaft- ist als Festgabe der eben erwähnten Jubiläum gedruckt, und dieser Oberleiter eignet sich durch die reiche Beilage von zwei Tafeln mit sorgsamsten Lithdruckbildern, einer willkommenen Beilage zum vorerwähnten Aufsatz Th. v. Rückkoffs über Liborius Bergmann in den J. 1774—1778, den in Deutschland, vor allem in Leipzig vertrieben akademischen Bildungsjahren des 1823 verstorbenen rigaschen Oberpastors Senats herrlichen Dank für den ihm bewilligten Genuss will Sei-

dadurch bewegen, dass er die in seinem Briefe behandelten alten Stammbuch in ähnlicher Weise beschickte. Auch aus diesem wird sich ersehen, in wie gesteigerter und aufblühender Weise unsere jungen Landkrieger ihre Bildungswiese benutzten und wie verschiedene doch auch wieder ihre Beziehungen und Gesinnungsverhältnisse sich gestalten.

Fr. H.



Herausgeber: R. Wolff. — Verantwortlicher Redakteur: H. Hoffmeyer



Die Bauernbefreiung in Preussen.

Die nachfolgenden Seiten bilden, wie allen Theilnehmern betrifft, ausserordentlich einen Inhaltsbericht über das wundervolle Werk von Georg Friedr. Knapp: Die Bauernbefreiung und der Ursprung der Landarbeit in den älteren Theilen Preussens (2 Thle., Leipzig, Decker & Hummel 1887. Gr. 8. M. 16.) In ihm ist zum ersten Mal auf Grund archaischer Forschungen dargestellt, welche Beweismittel selbst im vorigen Jahrhundert die preussischen Könige auf das grosse Werk, die übrigen Bauern zu emancipiren, verwendeten, wie die selbstverständlichen Interessen des Adels diese Beweismittel aufzuheben und schließlich in ihrer Wirkung für die Schaffung eines möglichst zahlreichen freien Bauernstandes gänzlich zu paralytisiren wussten, wie endlich die Hardenbergsche Gesetzgebung, indem sie diesen Bestrebungen des Adels Vorstoss leistete, manches Stück aus dem Glanzschmuck ihres Lebens entzogen. Einzelne Punkte der von Knapp geschilderten Vorgänge geben dem Verfasser Gelegenheit zu den eingetragenen selbstständigen Betrachtungen.

Die menschliche Freiheit des Menschen kann in dreifacher Beziehung beschränkt werden: es kann ihm die Verfügung über seine Person, über seine Leistungen, über seinen Besitz genommen werden. Als eine Veranschaulichung der Abhängigkeit, welche sich an jede dieser Formen knüpfen kann, erwähnt die Erblichkeit derselben

Sehr verschiedenartige Masse und Mischungen dieser Möglichkeiten sind es, in denen wir in Preussen den Bauern gegenüber seinen Gutsherrn zu der Zeit antreffen, als die Fiktion der preussischen Könige sich anfangs des 18. Jahrhunderts zum ersten Male der Regierung des Verhältnisses zwischen Bauern und Gutsherrn annahm.

Die Leibeigenschaft der romanischen und germanischen Länder ist keineswegs, wie man vermuthet hat, die Nachkommn oder Ueberbleibsel des vorchristlichen Sklaventums, sie ist vielmehr nach Verschwunden dieser letzteren eine vollkommene Neukreation, wie sie sich selbst von ursprünglich bethürkischen Grundlagen aus, stand da anzufassen muss, wo die oberste Staatsgewalt schwach genug ist, um den Differenzierungsprozess zwischen Starken und Schwachen ungehindert walten zu lassen, dessen bloss natürlicher Lauf dahin führt, dass der Starke immer stärker und der Schwache immer schwächer wird. Der Centralgewalt als solcher muss die Integrität der Bestandtheile des Staates ebenso oder mehr am Herzen liegen als der Differenzirung; wie sehr es nur ein Mangel an Macht (manchmal auch wohl an richtiger Einsicht) war, aus dem die Regierungen Westeuropas den zur Leibeigenschaft führenden Process folgten, offenbart sich darin, dass sie die Aufhebung der Leibeigenschaft begünstigten oder beförderten, sobald sich die neuen Möglichkeiten dazu regte.

Der Bauer in den preussischen Ländern war ursprünglich, d. h. ungefähr bis zum 15. oder 16. Jahrhundert, ein freier Mann, der weder in Bezug auf Leistungen, noch auf Eigenthum und sein Vererbung anders als durch sein Verhältnis zum Landesherrn beschränkt war. Zwischen diesem und ihn schob sich erst allmählich die neue Instanz des Grundherrn, indem der Bauer, bewegt durch die Unsicherheit der öffentlichen Zustände, die ohne Kroneur überhaupt oder durch den Kriegszustand, der wenigstens einen wirtschaftlichen Krutern behobte, Schutz gegen jene und Abschreckung desselben von dem ihm beschwerten Ritter beschob und sich dafür als ihm nutzbringend, seinen Grund und Boden als von ihm zu Lehn empfangen anerkannte; oder auch der Landesherr behobte seinen Ritter mit einem Gebiete, welches Bauernbesitzer anwobte oder mit einem solchen, auf das jener erst Bauern herbeiziel. Interessanter ist das andere Katastrophale, die daraus ergiebt, dass der Landesherr einem Edelmann nur gewisse herkömmliche Rechte über Steuern, Leistungen und Beweise des Bauern stritt. Da nun jeder ein Ritter, ein selbst

reiner Mann, meist auch als Gerichtsherr, die große tatsächliche Macht des Bauern gegenüber darstellte, so bedurfte es lediglich wenig vor geringer geschwundener Einschätzung der königlichen Freiheit zu Gunsten Jenes, um ihn als Sprungbrett zu neuer weiteren Einschätzungen und Aufstrebungen des Bauern zu dienen.

Diese ganze Sache, so viel wir wissen, hat sie bis zur Leibeigenschaft im strengsten Sinne; es handelte sich immer nur um Leistungen und Befreiungsbefreiungen; es gab immer eine gewisse Grenze der Arbeit — selbst bei den sogenannten ungenutzten Fröhnen — von der an die Früchte derselben dem Bauer selbst gehörten, und von dem willkürlichen Schalten über die Person desselben, die in derselben Epoche bei den transsylvanischen Edelfreien bis zum Verkauf und unbeschränktem Mißbrauch ihrer Untertanen ging, hören wir in Preussen so gut wie nie.

Am verständlichsten erscheint die allmähliche Steigerung der Fröhnen. Daraus entstanden, dass der Landesherr den Wagenschmied, den die Bauern ihm schickten, abgab, oder dass er den Sohn des Grundherrn oder überhaupt die Ueberlassung des diesem gehörigen Bodens mit Bewilligung zur Bestellung seines Ackers bewilligte, wenn die Fröhnen bei dem ursprünglich geringen Umfang des herrschaftlichen Gutes nur wenig mehr war. Als aber mit dem Aussterben des ritterlichen Bewirb der Edelmänner sich mit der Verbesserung einer Landwirtschaft warf und so durch Bekämpfung, Einziehen neuer Stellen, Anbau von Acker, auch viel durch Gewaltthat erreichte und die Zahl der Bauernstellen häufig verkleinerte, mussten die Edelfreien eine gesteigerte Aufgabe mit einer gewanderten Personenzahl leisten. Die Unsicherheit der Besitzes so zu sagen überall mit Gewalt durchgesetzten Rechtsverhältnissen ermöglichte dem Gutsherrn die Erhöhung der Fröhnen, entweder an sehr hohen „gemessenen“ oder überhaupt an ungenutzten. Gleichsam eine Fortsetzung dieser Verpflichtung zur frohntätigen Bearbeitung des Rittergutes war es, dass die Kinder des Bauern zum Gutsleben auf dem Gutshof gezwungen waren.

Schwieriger ist der Übergang, durch den der gute erbliche Besitz des Bauern dem Grundherrn gegenüber so abgedreht wurde, dass schließlich dieser sich als der allein rechtsmässige Eigentümer empfand, der mit dem Boden machen konnte, was er wollte. Ich vermute, dass der Ausgangspunkt auch hierfür jene Zwangsleistungen gewesen sind; es ist wahrscheinlich, dass der Besitz des Bauern zur Sicherstellung für seine Dienstpflichten wurde.

Da diese gerade von der Stelle, die er bewohnte, abhängen, so war es natürlich, dass diese Stelle auch für ihn heilig, da er sonst kein Vermögen hatte, konnte man dem Bauer, der seine Pflichten nicht erfüllte, eben nur diese Stelle wegnehmen und sie einem andern, tüchtigem geben. Und es demselben Interesse sprach sich der Gutsherr nach dem Recht zu, bei der Vererbung des Hofes unter den Kindern des Erblassers wenigstens dasjenige vorzuziehen, welches ihm das Meiste schien. Es ist durchaus verständlich, wie dieses unter Umständen eintretende Verfügungsrecht über den Besitz des Bauern, der ihm ursprünglich nur zu Leistungen verpflichtet war, allmählich zu der Vorstellung auszuwachsen konnte, dass dem Gutsherrn überhaupt das Recht zu jeglicher Verfügung über die bäuerliche Stelle und schließlich überhaupt das Eigentum derselben zustände. Erklärtermaßen wurde diesem Prozeß dadurch, dass es eine Anzahl von Bauern gab, die von vornherein auf den dem Edelmann unabweislich gebührenden Acker gestützt waren gegen Leistungen von Preußen. So konnte sich die Vorstellung ausbilden und festigen, dass überhaupt zu Recht bestehende Freiheitsrechte nicht eines dem Bauern nur überlassenen Tades des Edelmannes zum Überdies hätten. In dieser Form gehen viele soziale und psychologische Entwicklungen vor sich: die Verpflichtung des Bauern zur Leistung wird zum Hochverrat für die Bauerbewegung seines Landes durch den Herrn und dazu wird der Herr zum Lande zur Grundlage, die zu Leistungen zu verpflichten.

Von diesem selbst Interesse an der Freiheitsbewegung geht aus auch eine Forderung nach der persönlichen Seite aus: nicht nur, dass der vorlaufende Bauer Dazwischen trete, so die Sorge, sondern dass überhaupt nach ein Bauer dazu verstanden sein würde bei Streitigkeiten — wie es sehr wahrscheinlich ist — die Behauptung hinzugefügt dass der Bauer nicht eine gutsherrliche Erlaubnis seine Stelle wieder zu lassen dürfe so konnte bei dem Hinübergehen des Gutsherrn nach dieser Richtung nach diese Bestimmung leicht in Verbindung mit der Vorstellung des bäuerlichen Freiheitswunsches überhaupt treten, und so wurde denn die Forderung an die Scholle, namentlich seit nach dem Nijmegen Krieg die Hörsen von kaiserlicher Seite werden, ein Beispiel vergriffenes Moment der Gutsherrlichkeit. Das vitale Interesse, das der Gutsherr an den Freiheitsleistungen hatte, führte gewisse dazu dem Bauer von dem Rückfall zu lösen, den er an einem ihm nicht zugrundeliegenden Grund und Boden besaß, und erzwang ihn zu diesem, um dem

Gutsherrn angehörigen, um so besser zu finden. Zu der negativen Bestimmung, dass kein Bauer seinen Hof verlassen dürfe, war es nur die positive Ergänzung im gleichen Sinne, dass jeder Bauer eines Gutsherrn auf dessen Verlangen einen Hof zu übernehmen verpflichtet war. Auch der Verzicht des Heiratsverwehrens ist im dem Sinne einer Sicherung der Leistung der Person zu verstehen, die durch Heirat dem Heimatsort entfremdet werden oder deren Arbeitskräfte durch eine irrationelle Ewerbführung leiden konnten. Die Arbeitsleistung des Bauern konnte aber der Gutsherr nicht nur durch Beschränkungen, sondern musste sie durch positive Massregeln sichern. Er musste ihm so viel Unterstützung gewähren, dass nicht der unmittelbare Kampf um das eigene Baun die Kräfte völlig beanspruchte, die sein Herr für sich brauchte. Er gewährt dem Heiratsrecht auf der herrschaftlichen Weide und im Walde; er lässt dem Schinder zu Heu und Gerath ausheuern; er unterstützt ihn mit Saatgut, ob auch mit Brodtrern, bei besonderen Unglücksfällen gewährt er dem Heiratsverwehren und zahlt die Steuerzinsen für ihn.

Alle diese Unterstützungen sind hauptsächlich für den angegebenen Zweck: Arbeitskraft des Bauern heranzubringen. Durch das Heiratsrecht ermöglicht man ihm das Halten von Vieh, das einen geringeren Arbeitsaufwand fordert, als zu demselben Gewinn beim Landbau nötig ist; Ausheuernungen zu Heu und Gerath lässt man lieber selbst vornehmen oder erweist es selbst, weil der Bauer, ungeachtet wie er ist, damit eine unerschöpfliche Kraft und Kraft verbrochen oder das Gerath in dem entschlagenen Zustande lassen würde, die Kornunterstützung versteht sich endlich, indem man ohne sie dem Bauern die viel grossere Ackerfeld und also mehr Zeit zu seiner Bestellung hätte lassen müssen. In den allgemeinen Erleichterungen liegt der Zweck, den Bauer und seine Kräfte zu erhalten auf der Hand. Sind diese Gewährungen zu gesetzlichen Pflichten des Gutsherrn geworden, so sind sie doch ursprünglich nur von einem eigenen Verzicht der Hofgehilfen, wie wir sehen oben war durch die Länge der Zeit jenen Pflichtenprozess, in welchem das aus Zweckmässigkeitsgründen Gefasste so häufig zum Recht wie zur Pflicht erwächst, — ganz ebenso wie der Bauer, nachdem er auf seine Verleihen lange Zeit den Hof besessen, der zwecklose Eigentum des Gutsherrn gewesen und ihnen war zu Lohn überlassen war, ausserorts allmählich in die Verstellung eines Dienstrechtes überwechselt.

Es ist also charakteristisch der richtige Ausdruck für den Geisteszustand der Masse Arbeitstüchtigkeit, wenn die Bauer angesprochen wurde, wenn J. G. Hoffmann die Bauern angesprochenes Grundeigentum. Der Zustand derselben war im 16. Jahrhundert noch nicht genug und zwar gleicher Weise der Freyherrn wie dieser auf dem künftigen Domänen, die unter demselben Befehlungen standen; und schon im Anfang des Jahrhunderts erhoben sich Stimmen und Vorschläge zur Besserung ihrer Lage. Allem was zunächst im Auge lag, war doch weniger die Unwürdigkeit der Bauern, die in den ungehörigen Freiherrenbesitzungen lag, als die wirtschaftlich-rechtliche Unsicherheit ihrer Besitzverhältnisse. Das hat aber ganz willkürliche Verfügung des Gutsherrn über die Bauern vielfach gab dem nicht nur den Bauern in die Hand, sondern konnte auch leicht zu einer dem Interesse der Landbevölkerung sehr schädlichen Veränderung der Bauernverhältnisse führen. Von allen Verfassungen aber, mit denen Preussens Könige etwa von 1702 an in die bäuerlichen Verhältnisse eingreifen wollten, ist die von 1763 von einer geblüht, die die letzterwähnte Gefahr beseitigte: der sogenannte Bauernschutz, der durch eine Reihe von Verordnungen unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. in Stande kam und zum Inhalt hatte: dass jedes Bauerngut sein Herrschaftsgut geschlagen und jedes Bauerngut über eine gewisse Grösse hinaus verschlagen und zur Erzielung mehrerer Stufen verwendet werden sollte, gleichzeitig ebenfalls das Verbot, mehrere Bauernstellen zusammenzulegen. Gelegentlich der Aufhebung dieser Verordnung wird die (1811) von der Regierung Edingerhausen an zusammengefasst: «allein Bauern von Erbgründern liegt die Verpflichtung ob, eine bestimmte Anzahl von Bauernhöfen zu erlangen, mit besonderen Wirthen besetzt und im wirtschaftlichen Zustande zu erhalten, denselben nicht von dem dem gehörigen Ländereien und Gerechtigkeiten zu entziehen, in Absicht der auf deren erblichen Leistungen zu Abgaben und Diensten keine Veranlassung vorzusetzen und für die Staat- und Gemeindefürsorge von denselben zu helfen». Der damit beabsichtigte landwirtschaftliche Kleinbetrieb sollte eine Vermehrung des in seiner Erhaltung gesicherten Bauernstandes herbeiführen und ganz wesentlich auch aus militärischen Gründen, da man gute Bauernhöfe zum Militär ziehen (die etwa zu vertheidigen hatten) und für Exporterzeugnisse eine möglichst verbesserte Anzahl von Bauernhöfen sehr erwünscht war.

Der einzelne Bauer war jedoch dadurch in keiner Weise geschützt. Da es nur auf Erhaltung der Baurechtsstellen als solcher ankam, so konnte der Herr dem einzelnen nach Belieben kündigen, wenn er nur etwas anderes an seine Stelle setzte. Auch war immer jeder Untertanen verpflichtet, die vom Gutsherrn ihm angelegene Stelle zu überlassen, Leiner durfte sonderhalb die Unterthanen wieder aufgeben. Jedes privatrechtliche Unterkommen war verboten, durch welches der Inhaber einer Baurechtsstelle derselbe mit seinem freien Willen, etwa auf Grund von Kindschaftsgagen, an den Gutsherrn oder an andere seine alte Stelle bestimmd Baurecht kauft.

Das Recht, dem einzelnen Bauer zu kündigen, gab indessen dem Gutsherrn die Möglichkeit an die Hand, aus dem Baurecht, dessen Erhaltung an eigenem Besten ihm verboten war, doch noch besondere Nutzung zu ziehen: indem er den Bauer durch die Drohung im Kündigung zum Eingehen eines Pachtverhältnisses zwangte. Der Bauer musste ihm die Nutzung seines Landes auf längere Jahre mit jährlichem Pachtgelde bestreiten.

Die weiteren Reformbestrebungen Friedrich Wilhelm I. gehen dahin, die Leihengenschaft der Dienstmannen abzuschaffen, d. h. dem Bauer soll seine Scholle gehören, er soll sie verkaufen oder verpachten können. Dafür aber soll er nun selbst für Entschädigung des Gutsherrn sorgen, wenn in Zeiten allgemeiner Noth keine Unterstützung erhalten und dem Eld helfen, seine Stelle nicht ohne besondere Erlaubnis zu verlassen. Er begründet dies von doppelterm Gesichtspunkt: aus dem ethischen, dass es eben eine eitle Sache sei, welcher sich statt der Leihengenschaft der Pachtzeit nähmen könnte, dass aus dem utilitarischen, dass der Bauer für Haus und Inventar, wenn er ihn geliehrt, ganz andere Sorge tragen würde als jetzt, wo die gewöhnlichste Behandlung desselben dadurch hervorgerufen wurde, dass ihm Beschädigung der Scholle der Herrschaft war.

Allein dieser Plan schaffte Sat vollkommen, erstreute an dem Willensstande der Dienstmannschaft, andererseits der Bauern

* Oben dem freien Bauer daher zu helfen, wollte ich erreichen, dass der Willensstand der Bauern gegen die Baurechtsstellen der Dienstmannen ein für Preussen erwachte, so würde ich auch die Baurechtsstellen der Pächtermannen lösen, gegen die sie persönlich leihmannen hatten. Ein offener Bericht vom Jahre 1718 erwähnt ausdrücklich, dass die Scholle mit dem offeneren Bestehen der Hofrecht treiben, so dass Gütern Verhältnisse zu werden.

wilfen, sie lassen immer einen Herrn geholt und wollen dass belohnt, ohne die bisherige Hilfe könnten sie nicht bestehen und verzichten deshalb lieber auf die Freiheit und den eigenen Heil.

Seine späteren Versuche, die Leibeigenschaft nach der Privattheorie aufzuheben, haben kein anderes Resultat. Sowohl in Pommern, wie in Preussen wird ihm vorgestellt, dass weder der Bauer noch der Knechtmann davon Vortheil hätte, dass man wider diesen das ihm gehörige Land einfach enteignet und dem Bauer abkauft, noch jauch um die gemeinlichen Unterthanen bringen dürfte. — Auch verliere er wegen zu verlieren, dass nicht alle Menschen eine vollkommenen Freiheit, weshalb wenn die Freiheit mit Anstand verknüpft ist, wohl ertragen können, auch sind nicht alle Menschen von der Art, dass sie, ohne von anderen regiert zu werden, sich selbst oder dem gemeinen Weese nützlich zu sein trachten, eines Guten schaffen oder das Böse zu Abt nehmen. (Bericht der preussischen Regierung aus Königsberg 1734.) Dieser Gesichtspunkt wird vielfach hervorgehoben und unterschaltet sich nicht von demjenigen, mit dem Annehmen der Sklaverei rechtfertigt: es gälte eben gleiches sollte, die nicht von selbst, sondern nur auf gewisse Zwang im des Rechte stehen. In all solchen Deduktionen steckt nur mehr oder minder der Irrthum, die Bevreiung der Sklaverei aus der Beschaffenheit des Naturzustandes heranzuleiten, während thatsächlich und wesentlich die letztere aus der Sklaverei heranzuleitet ist.

Es ist nur eine kleine Abwandlung dieser Meinung, wenn Garve 1780 von der Verbilligung des unglücklichen Verurtheilten spricht, dass der Bauer als besser seine Pflicht than als im Elend oder unter dem Drucke und der Wohlhabenheit und gute Tage im verderben. — wenn er das Sprichwort anführt: *rustica pars optima sua pariter videtur*.

Friedrich I. ordnete 1711 die Erblichkeit der Baarstellen auf den Domänen an, wenn auch keine sachverständige; das Amt sollte das nächstbeste unter den Kindern des Erblassers dass aus Es ist eine noch kein eigenthümlicher Deit, schon deshalb nicht, weil der Besitzer keine Schulden auf dem Hof aufnehmen darf, sondern nur erbliche Nutzung.

Seine wichtigste Massregel, 1763 begonnen, war die dass den Domänenpächtern unterzogen wurde, die Unterthanen zum Grundbesitz zu zwingen, was so bisher als Folge der Unter-

hängigkeit geblieben war. Hoffentlich entstand aus so hoher Vorstellung von der Freiheit der Dienstboten, dass eine spätere Jenseitsbefreiung Friedrichs II. von 1775 gar nicht zu praktischer Anwendung durchzuführen konnte.

Von grosser Wichtigkeit sind von die Bestrebungen Friedrich Wilhelms III. von 1789 an, das Scherwerk, 4 1 die Frohndienste der Bauern auf den Domänen abzubauen. Sie sollten als gewisse Entgelt dafür bestehen, wenigstens der hauptsächlichste Gesichtspunkt nicht das ökonomische Interesse, sondern die materielle und soziale Hebung des Bauernstandes war. Die Durchführung hatte in Opreussen und in Litauen Schwierigkeiten. Es war noch für die Ernterzeit eine geringe Anzahl von Dienstragen vorbehalten, diese wollte die Bauern nun auch nicht lassen, da sie doch die Dienste mit Geld ablösen. Sie wollten dann lieber ganz in die alten Verhältnisse bleiben. Es muss ihnen nach 1805 nachgegeben werden und vollständig die Aufhebung der Dienste stattfinden.

Besser geht es in Westpreussen. Die bürgerlichen Ländereien werden besser bearbeitet, indem die catalische Verordnungen von Zeit und Kräfte der Dienstboten entfernt; der Charakter der Bevölkerung wurde sich, wie berichtet wird, haben, wenn erst die durch das Scherwerk erzeugte Trägheit und Verachtlichkeit schwände.

An die Abtregung der Dienste schliesst sich aus das wichtigste Unternehmen: die Domänenbauern zu unbefchränktem Eigenthum zu machen. Dafür sollte der Bauer eine Entschädigung von 100 bis 200 Thalern bestehen und auf die bisherigen Unterstützungen verzichten. Es ist nicht zu bezweifeln, dass der Bauer trotz seiner elenden Lebenslage mancherlei Gründe hatte, den alten Zustand vorzuziehen. So lange er seine Pflichten erfüllte: blieb er so wie es auf dem Hofe und demselben ging mit einem neuen Kinde hier, wenn auch nur auf den weichen des Amt ausübte; auf Nutzungen, Ausbesserungen, Beihilfen hatte er erhebliche Ansprüche zu machen. Zudem sprach dagegen, wie ein Sachverständiger 1798 anführte, dass er seinen Hof verliert, nachdem er sein Eigenthum geworden, mit Schulden überladen und ihn demnach bald durch Zwangsverkauf verlieren würde.

Erst 1807 schlägt Kriegsrath Wiesner vor, das durch den Krieg verhöfteten Bauern das freie Eigenthum des Hofes ohne

jede Befreiung zu verlieren. Wollte man diesen mit dem Fortschritt der bisherigen Ordnung aufheben, so konnte es doch Mißtrauen auf sich ziehen, da es doch nur eine künftige Existenz war, die bei jedem Unfall von gefährdet war. Erst wenn der Bauer Eigentümer sei, sei er creditfähig und konnte sein Gut verbessern.

In diesem Sinne betont Freiherr von Schön 1808, dass ohne selbständige Eigentümern die Volkswirthschaft nicht verbessert, die Wägen nicht dürreri, Leinwand Baumwollwebungen angefangen würden.

In demselben Jahre erfolgt im Ost- und Westpreussen und Littauen die vollständige Zertheilung der Höfe als Eigentümern, wegen staatlichen Unterstützungen von auswärtigen weltlichen Fürsten. Nur die übrigen zwei Jahre wurden sie noch zur Eintheilung des Ueberranges und zur Befreiung gezwungen.

In Pommern und der Kurmark war der Übergang zu Eigentümern nicht obligatorisch, war es nicht haben wollen, blieb im alten Verhältnis. In jenen Provinzen dagegen musste jeder Bauer entweder in die neue Ordnung einwilligen oder abzusehen mit dem Erlöse seiner anderweitig verkauften Güter.

Nach einigen Schwankungen und Scheiternskritten für die nach 1800 der Schicksale ostpreussischen Bauern stellte sich das Resultat doch ausserordentlich günstig, es waren 20000 selbständige Grundbesitzer geschaffen und die Staatsschatzen gewannen von der Neuordnung allein in Littauen mindestens 100000 Thaler jährlich aus der Erpans der Unterstützungen und der höheren Steuern in die Provinz.

Als die Mosk-Besatzung, Pommern und Schlesien erfolgte die Aufhebung der Erbschaftssteuer auf dem Datum durch Edict vom 28 October 1807.

Der zunächst allein greifbare Nutzen des Bauers war die Erhöhung seiner Creditfähigkeit, sowie die Möglichkeit von Verkauf und Verpacht seiner Höfe. Nachdem die Grundspflicht und das Schenkrecht aufgehoben wurden, lag es am Nutzen Höfe hauptsächlich des gleichen Nutzens, als wenn derselbe ihm eigentümlich angehört hätte. Ganz klar war nur das, was er verlor: die Unterstützungen von oben her, nicht das, was er dafür gewann. Es kam hinzu, dass eine grosse Anzahl von Brüdern, welche den gewerthchaftlichen Verkehr bisher nur im kleinsten Maassstab gekannt hatten, durch die Möglichkeit der Besatzungen und des Verkaufs ihrer Grundstücke plötzlich so zu sagen auf einen viel

grösseren Markt voraus, dass Transaktionen mit verhältnismässig grossen Summen und verwickelten Verhältnissen an dem Markt ge-
legt werden, die einerseits durch die Unbekanntheit mit dem
abzukaufen, andererseits durch das Gefühl einer neuen Macht am
Markte voran, endlich der ganzheitlichen Anhebung von Lehn-
wesen und Unkenntnis Thier und Thier ohne besitzen. Wie wenig
der Staat der Bauern bei dieser Massregel ein Anstossgeber und
Klärer war, geht daraus hervor, dass in einigen Theilen der Mon-
archie die Befreiung vom Scherwenk nur dann erfolgte, wenn der
Bauer sich zugleich von eigenthümlichen Überschüssen seines Habens
berief. Diese wurde also als eine Last für ihn angesehen,
mit der er sich endgültige Rehabilitation zu erkennen liess.

Das Ausschlaggebende war die Prinzipialfrage: Der Wille,
den die Existenz eines Menschen als solcher bedingt, musste die
anderen Vorteile überwiegen, deren sie in gebundener Stellung
genoss.

Alles wir haben hier, was überhaupt in der Geschichte der
Aufhebung der Feudalität, ein beachtliches Beispiel, wie die Be-
freiung derjenigen, was von einem Interesse geleitet war,
schliesslich auch dem natürlichen Interesse, dem es zuerst als
widersprochen schien, dienbar wird. Der sociologische Grund
dieses ist offenbar der, dass in die Sphäre des natürlichen Interesses
was die erhoben wird, dessen volle Natürlichkeit durch die Herrschafts-
übernahme festgestellt ist. Wenn auch man gewisse Lebensweisen in
sich unvollkommenen realen Verhältnissen als natürlich betrachtet so
kann es offenbar nur im individuellen Geiste eine gegenseitige
Analyse und Verankerung der verschiedenenartigen Einzelheiten
statt zu finden sie sich körperlich angestaltete, und nur die all-
gemeine logische Norm und Form bleibt im Bewusstsein als Idee,
Idee bestehen — jetzt offenbar in selbständiger Geltung und
man symbolischen Verhältnissen zu der natürlichen Seite des
Lebens herrscht, während es doch nur aus analytischen Verhältnissen
zu denselben hervorgegangen ist. Aus dieser Erkenntnisgewinnung der
idealen Forderungen erhellt es sich, dass es sich bei den einzelnen
oft in Gegensatz zu einem natürlichen Interesse stehen magen
wenn seine Verhältnisse sich weit von sozialen Durchschnitten ent-
fernen; dass dagegen in besseren Massen und auf längere
Perioden sozialer Entwicklung hin eine Oligarchie
beider stattfinden muss, weil die eine nur die destillirte, ver-
geistigte Product der Gattungserfahrung über die andere ist. Die

Entfernung unentworfener Beschränkungen, die Freiheit der Verfügung über Person und Besitz hat sich offenbar so oft als Hebel materielles Fortschritts herausgestellt, dass die über die einzelnen Fälle hinweg zu dieser idealen Norm anzuwenden ist, die diesen Charakter eines idealen Wertes um so schärfer in sich trägt, als es hier und da Fälle gibt, in denen sie doch zunächst in Gegensatz zu den materiellen Interessen steht.

Der Gedanke, das Individuum völlig auf sich selbst zu stellen, findet übrigens in dem Vorschlage des hiesigerger Landeshofkommission von 1808 schon eine extreme Ausgestaltung; der Verfasser desselben, Herr von Schen, schlägt vor, zunächst alle Unterthanen der Bauern freizulassen, die Folge davon werde sein, dass eine Anzahl derselben ihre Wirtschaft nicht fortsetzen und ihre Verpflichtungen nicht erfüllen konnte; damit verlor sie natürlich ihr Besitzrecht; nur die wirtschaftlich Stützenden würden bestehen bleiben, und diesen im Kampf aus ihrem Ansehen solle dann das Besitzrecht verbleiben werden.

Es ist wunderbar, wie die angeführten wirklichen Bauernregeln nachher die Vorteile der Vererblichmachung ohne solche Grenzen haben hervorgeführt wissen.

Schwinger war die Reform bei den Privatleuten. Auf seinem Domänen konnte der König machen, was er wollte, bei den Privatleuten griff er in Recht und Besitz des Adels ein. Nur dieser ist dem König unterthan, ihm aber der Bauer. Friedrich I. ebenso wie Friedrich Wilhelm I. schätzten, wie schon erwähnt, bei solchen Versuchen an Widerstand der Stände und der Bauern. Nicht besser ging es Friedrich II., der 1763 zunächst für Pommern ansetzte: „solche abschafft und ohne das geringste Barmessen alle Leibeigenschaft von Stand zu gänzlich abgeschafft werden.“

Thatsächlich erreichte er eine Erklärung der Gutsherrn, die Leibeigenschaft abzuschaffen zu wollen, voraus als aber nichts verstanden, als was schon längst thatsächlich galt: dass sie keine unbedingte willkürliche Verfügung über Person und Vermögen des Bauern treffen wollten, im übrigen hat er weder kritisches noch überhaupt festes Bewusstsein, ist es die Schuld geblieben, an ungenügendem Ferkeln und Gutsherrn verpflichtet.

Um dieselbe Zeit versucht er, den zurechtlichen Besitz der Privatleuten in Oberschlesien in kritisches zu versetzen — wegen

des Widerstandes sowohl der Gutsherrn wie der Bauern gleichfalls ohne dankenswerthes Erfolg. In beiden Fällen lag der Meistbetroffene nicht daran, dass der König wol das grosse ideale Ziel, aber nicht die realen Mittel dazu angab.

Friedrich Wilhelm III. versuchte 1796 einen vermittelnden Weg: die Aufhebung der Dienste sei weder rechtlich möglich noch nützlich; die Erbsenabhängigkeit dagegen sei zu beseitigen. In der That sogar, indem er Anwendung gestattet, die eine gelockende Unterthänigkeit nachsich ziehe. Man konnte das vielleicht so überlaffen, dass man von jetzt an den Zustand der über hundertjährigen Untertänigkeit bestehen liess, alle Forderungen dagegen für frei erklärt. Allein auch dieser Vorschlag ist zu keiner Verwirklichung gekommen.

Dennoch sah man schon damals, dass die Aufhebung der Unterthänigkeit nur eine Frage der Zeit sein konnte. Die allgemeinen Ueberzeugungen, die von der Erklärung der Menschenrechte ausstrahlte waren, hatten ihren Boden unterwühlt. Die kleingebirger Inneministerialkommission erklärte 1807: — es gibt keine grössere Ungerechtigkeith, als wenn ein Fürstenthan eines Staates ein vernünftiges Wesen bloß deshalb, weil es auf dem oder jener Stelle geboren ist, verächtlich hält, seine Rechte mit einer dem Staate nicht nachtheilige Weise zu seinem Besten zu verwenden. — So unabweisbar dieser Grundsatz im vollständigen Falle ist, so ging er doch aus jeder unhistorischen Willkürscheidung hervor, der für die Aufstellung ihrer Normen die Bedingungen ganz günstig waren, unter denen der Kampf zu gewichen war, wie sie ihn anstuf, ein opierte mit dem blossen Menschen, unabhängig von Zeit, Ort, Geburt, Lage, von seiner und seines Geschlechts Vergangenheit, die ihn zu dem bestimmten, aus dem Begriff des bloß Menschlichen nicht heraus tretenden Verhältniss und Qualifikation herausgerückt hatte. Wenn wir diesen blossen Menschen zur greife konnten! Wenn wir nur den Menschen nach seiner und überall als wenn durch geschichtliche Bedingungen bestimmten stellen, zwischen welchen und den vorgegeben (von menschlichen) die Grenze eine ganz willkürliche ist! Die französische Revolution fand jedoch das historisch Gewordene als ein so elendes vor, dass man ihn kaum verdammen konnte, wenn man ihn Ideal in der Verwirklichung alles Historischen fand.

Es kam zu praktisch-obstinate Ueberlegungen hinzu, wie die von Thier, der 1812 sich über die Pfandrenten schon äusserte,

das sie, wenn ungenügend, die vollkommenste Solvenz bedeuteten wenn gemessen, dem Guthebelstet jede Ungestaltung der Wirtschaft möglichst erschweren, da der Baar sehr jeder Steuerung widersteht; für beide Theile so es eine Quelle von Verbindlichkeiten keinen Krafterschwächung und Charakterverderben; die gesetzgebende Macht des Staates sei berechtigt, die Aufhebung der Privilegien zu bewirken trotz der Regierungen und Kärntner, es sei endlich ein Eingriff in das Eigenthum, allein daraus folgt nur, dass der Guthebel entschädigt werden müsse.

Entscheidend war das Krönungsgeld von 1806, welches das Land im Zustand ausgehörter Zerrüttung und Verarmung anerkennen.

Auf diesem wie auf allen anderen Gebieten schien es, als ob nur durch Abkehr von der Verfassung, auf deren Boden ein solches Uebel überhaupt möglich war, ein Heil zu finden sei.

Man hätte nun für jene Entschädigung des Adels, für die Aufhebung der Erbverdinglichkeit nichts zur Verfügung als das früher erwähnte Baarrecht. Nämlich man, dem das Recht fehlte, das man höher aus dem Besitz des Bodens gewonnen war, so musste man auch die Pflicht anerkennen, die sich an ihn knüpfte; die Baarablieferung in ihrem Bestande zu belassen, indem er sie weder zum Verkauf einzuführen noch zu grösseren Stellen auszuverschlagen durfte. Diese Freiheit nach beiden betheiligten Seiten hin war ganz im Sinne des laesare facere, des demselben von den Aufgeklärten als die überlegene staatswirtschaftliche Weisheit betrachtet wurde. Allein, dass die so oft ausgesprochene Folge dieses Principe die Verwilderung des Reichthums und Verarmung des Armen — auch hier nicht aus einer unbeschränkten Anwendung hervorgehen mochte, erkannte Freilich vom Staat sehr wohl.

Das Edikt vom 9. Oct. 1806 hebt nun die Gutenswerbthängigkeit aufzulösen und für die ganze Monarchie auf; nach dem Datum dieser Verordnung besteht freilich kein Unterthänigkeitsverhältnis weder durch Geburt noch durch Heirat, noch durch Übernehmung einer unterthänigen Stelle, noch durch Vertrag. Das bestehende Unterthänigkeitsverhältnis erlösche spätestens mit dem Martinstage 1810.

Eine nähere Ausführung dessen, was eigentlich alles unter der aufgehobenen Erbanerbtthänigkeit zu verstehen sei, erfolgt durch Bekanntmachung vom 5. April 1809. Die aufgehobenen Rechte des Gutsherrn sind demnach folgende:

1) für die Leihung aus der Unterthänigkeit Gelder zu fordern,

2) die Kinder der Unterthanen vom Grundbesitze auf dem herrschaftlichen Hofe oder zu einer Grundbesitzabgabe dafür oder für die Erlaubnis zu zehnjährigem Aufschube zu verfügen,

3) jeden Unterthan zum Ansetze einer Grundpfändigen Stelle im Dorfe zu verfügen;

4) zu bestimmen, welches unter mehreren Kindern die Stelle erben solle;

5) zur Vererbung oder Erlernung eines Gewerbes die Erbklassen zu gründen oder zu verengen.

Dagegen bestimmt das Edict vom 3. October 1807 zu Gunsten der Grundbesitzer, dass sowohl Einziehung wie Zusammenschlingung häuslicher Hufe, auf denen weder Erbsen Erblichkeit noch erblich häuslicher Besitz stattfindet, mit Zustimmung des Königs vom einzelnen Fall gestattet sein soll. Allen von Aufhebung der Hausvererbung, über deren ältere Bestimmungen freilich noch alles vorbehalten blieb. Diese Bestimmungen erließen 1808 und 1810 und besetzten den Erbsenrecht nur nicht ganz, aber doch zum grossen Theile, wofür ebenso nur ein Theil des adeligen Besitzes der völlig freien Verfügung des Herrn (solange sich jener vor 1752 resp. 1774 gehalten hatte) und ausserdem der übrigen Hufe mit gewissen Beschränkungen zu grösseren zusammenzuschlingen oder auch in Vorwerkland verwendet werden dürfen. Die ursprüngliche Bestimmung des Edicts, dass nur im Falle eingetretener Festsetzung des Vermögens des Herrn, des eingegangenen Hofes Einziehung stattfinden dürfe, ist verlassen, man liess nicht nur die wirklich zu Grunde gegangenen Besitz, sondern gab die Möglichkeit, auch das ganze Ansehn anderer durch jene Einziehungen schutzlos zu machen.

Eigentlich wurde keiner von beiden Seiten ganz genug gethan. Die Grundbesitzer qualifizirten fortwährend über die nach herrschenden Beschränkungen ihrer Verfügung über die Land. Andererseits ertheilt bald die Klage, dass der Vergrösserungsgeist der Grundbesitzer von Ehr- und Thun geblüht und dass der Hausstand im Schwanden begriffen sei. Die einzig rechte Schwanke für das «Legat» der Bauern waren nicht die gesetzlichen Befugnisse, die durch das Einsetzen von Brodmännern leicht umgangen werden konnten, sondern die Geldnoth der Bauern, welche die mit der Zusammenschlingung, Einziehung und Heilwerdenüberlassung der Stellen verbundenen Kosten nicht überall aufbringen vermochten.

Der Erkenntnisthangheit also war anzulieben; da diese Thatsache des Gehirnsinnens auf einer Schelle logis keine Verpflichtungen mehr gegen das Gehirn streifen soll, und alle Pflichten sind nur Folgen eines freiwillig eingegangenen Verhältnisses.

Es war nur eine nachher: schließende Fortsetzung eben der selben Beziehung: wenn die Regierung sich aus bemühte, dem freien Besitz der eigenen Person nach einem freien Willen von Grund und Boden überzuliegen. Wie das Werkzeuge nur eine Verhängung des Armes ist, dessen selbst aber der Seele gegenüber ein lauterer Werkzeuge: das sich von jenen nur graduell unterscheidet, so unterscheidet sich die freie Verfügung über die eigene Person als ein reales Recht gar nicht absonderlich von der über ein lauterer Besitzthum. Es ist ein Irrthum, unter „Freiwilligkeit“ die willensfreie Verfügung über die eigene Person zu verstehen, für den Willen als rein menschliches Princip ist auch die eigene menschliche Person nur ein Object unter Objecten, dessen Verhängbarkeit nur den Zweck hat, gewisse Empfindungen und Vorstellungen herbeizuführen. Jedes Verhängen der Verfügung über ein lauterer Object, das man besitzen möchte, ist ebenso eine Beschränkung der „Freiheit“, wie die verhängte Verfügung über den eigenen Körper. Was die Forderung der Freiheit als Befreiung menschlichen Wesens einmal ausgesprochen, so war es keine Principienfrage mehr, sondern nur eine solche der Angänglichkeit und Zweckmäßigkeit, wie weit es unter dem Objecten möglicher Verhängbarkeit, von denen die lauterer Persönlichkeit nur der nachfolgende war erreicht werden sollte.

Auch in Bezug auf die Culturwirkung zeigt es sich, dass der freie Besitz der eigenen Person gleichen Werth hat dem freien Besitz lauterer Eigentums. So wenig der Solter ein Interesse an der Anbildung seiner Persönlichkeit hat, weil er, was er wird nicht für sich, sondern für einen anderen wird, so wenig hat — lässt man die stitlichen Forderungen lauterer Betracht — überhaupt derjenige, der fremdes Eigentum besittet, ein Interesse an der Vollkommenheit und dem Fortschritt seiner Arbeit. Dies gilt natürlich nicht für den eigentlichen Lohnarbeiter, der, wenn auch nicht an seinem Eigentum, so doch für sich und sein unmittelbares Interesse arbeitet. Wenn es sich um der Trägheit der Beamten wirklich so verhalten hat, wie der Hof im vorigen Jahr hundert anzeigte, und wenn dieser Hof nicht von den Garderoben mehr abstrahieren wurde, dessen der hochbegabte Kaiser natürlich

ne Leistung genug sein konnte, so war die ganz natürliche Ursache davon der Gedanke, dass er hier Zeit und Kraft amsonst bestreite die er auf seinem eignen Acker mit so grossem Nutzen zu sich selbst verwenden konnte. Diese allertödtlich und alle Lust an der Arbeit vernichtende Vorstellung fehlt beim Lohnarbeiter und der Gutsherr hat noch dazu den Vortheil, wenn Arbeiter sich jetzt frei und nach ihrer Thätigkeit bewegen zu können, vor dem weiter zu einer Concurrenz unter denselben und der dieser entsprechenden Steigerung der Thätigkeit fürchten musste.

Es war kein Zweifel, dass die Eigenthumsvertheilung an die Bauern auf Grund dieser Umstände das viel interessirtere, mit viel grossem Kraftaufwand betriebene Bodenbearbeitung von Folge haben musste, ebenso wie jede Vertheilung des Reichthums an der eignen Person gleichsam zu intensiver Selbstbearbeitung führt.

Aber eben aus diesen Zusammenhänge heraus wiederholte sich zunächst jene Frage, ob die freie Verfügung über seine Person dem Bauern selbst zum Heil oder zum Uebel gereiche. Hier gleichsam nur in einem höhern Blickwerk: ob freie Verfügung über seine Person sein persönliches Wohl Bedenke oder nicht. Für die Domänen wurde diese Frage 1808 praktisch gelöst; grundsätzlich aber wird sie im denselben Jahre von Hämersen erörtert, dessen wir keinen Grund haben besonders Rücksichtnahme auf den Bauern gegenüber anzunehmen. Der Herr Justizrath Schmidt schlägt einfach vor, dass der Gutsherr so viele Bauernstellen, als ihm behüte, einzukaufen und den freien Bauer zum Tagelöhner mache; die meisten Bauern würden dadurch betrüblich gewinnen. Der Landrath von Döwitz hält den Bauernschutz für ein Hindernis des Cultus und meint, bei Beseitigung dieser Hürde würden sie als Tagelöhner ein besseres und reichliches Brot verdienen. Ebenso sagt der bauernfreundliche Oberprocurator Saak wenigstens in Bezug auf dasjenige Bauern, das geistliche Unterstützung brauchen, dass dieselben als Böhnen viel besser daran wären. Dem gegenüber macht sich denn wieder die kleine Behauptung des Prof. — hier auf des Straßs statt auf die Person bezogen — geltend. Gerade ein Mann mit hervorragendem Blick für die wackelnden Mächte des wirtschaftlichen Lebens, J. G. Hoffmann, betont dies 1810: obgleich es manchem Bauern schlechter geht als dem Tagelöhner, so ist es doch stets als ein Vorrug geachtet worden, Bauerwirth zu sein, und man kann das bittere Gefühl einer Depressions nicht aufheben, wenn der jetzige Bauer in dem Tagelöhner erkennbar wird.

Darüber war kein Zweifel; der Bauerbesitzer konnte mehrere nötige und nützliche Vorarbeiten im Grundstücksverkehr und war ein Fruchtbrot, welches die durch veränderte Verhältnisse eingetragene Vergrößerung oder Verkleinerung der Bestände in die Steuerlast eines überhöhten Zustandes drängte.

Andererseits wurden auch die Dienstleistungen für den Gutsherrn, an denen der Bauer nach Abschaffung der Einkommensteuer gezwungen blieb, wenn er seinen Hof behalten wollte, weil sie eben die Bedingungen waren, unter denen er ihm überlassen wurde — diese wurden den fortgeschrittenen Verhältnissen eben so wenig angepasst, als die Unterstellungen und Steuervertretungen für den Bauer, an denen der Gutsherr verpflichtet war.

Obgleich der König also noch 1796 geschrieben hatte: „Ich habe mich überlegt, dass an Aufhebung der Dienste, die durch das Gesetz bewirkt werden soll, nicht gedacht werden kann. Ich habe daher alle Gedanken hierzu führen lassen.“ — so kam doch unter dem Ministerium Hardenberg am 14. Sept. 1811 die „Regulierungs- edict.“ dieses Inhaltes zu Stande, dessen Grundgedanke zwar von der Regierung ausgeht, dessen wesentlicher Inhalt jedoch von der Versammlung der Nationalrepräsentanten bestimmt worden war.

Als Activa und Passiva standen sich gegenüber: die Dienste, Abgaben und Servitute, welche der Bauer seinem Grundherrs zu leisten hatte und die regelmäßigen und ausserordentlichen Unterstellungen (Hofs, Weide, Inventar &c.), sowie die Steuervertretung, auf welche der Bauer dem Grundherrs gesetzlicher Anspruch hatte, sowie die beiden Theile schätzbaren Beschränkungen: einerseits die noch gebliebene Theil des Bauerbesitzer, andererseits die Lehmung für die Aepson des Bauern, die durch befreigegen, dass er eben nicht rechtlicher Besitzer eines Hofes war.

Jezer Edict nun berechtigt beide Theile, auf Ausgleichung des Hofs und Hofes und Herstellung unbeschränkter Eigenthum für jeden anzutragen. Dass die Ansprüche des Gutsherrn die überwiegenden waren, gilt als selbstverständlich; da man aber der Bauer kein Geld hat, so soll die Ausgleichung durch Herausgabe von Land geschehen. Bei verblieben Inhabern der Scholle soll der Bauer ein Drittel, bei verstorbenen und Pachtbesitz die Hälfte des Landes an die Gutsherrn herabgegeben und dafür des Hof als freies, mit keiner Verpflichtung mehr belastetes Bestehen haben.

Vom Standpunkt eines abstracten Rechtes aus konnte es

ebenso sehr willkürlich erschienen, dass man dem Grundherrn eine weitere die Hälfte bei Zwangsfall seines Bodens weggeben und so jemand anderem erb- und eigenthümlich schenkte; die Regierung konnte auch dieses theoretischen Bedenken nur durch Berufung auf höhere ethische und Staatssitten begreifen. Vom Standpunkte der Wirklichkeit aus aber war es eine durchaus annehmbare Entscheidung, wenn der Grundherr ein Drittel bis die Hälfte seines Bauerntums zur völlig freien Verfügung — die er vorher nicht bekam — erhielt.

Trotzdem fand die Ausführung des Edikts vielfachen Widerstand seitens der Gutsherrn, bei der geringen Sachkenntnis und nachgelagerten Schwäche Hardenbergs in dieser Frage, bei der weissen Stellung des einzigen wirklichen Bauernfreunden bei der Regierung, des Königsrathes Schenker, gelang es Ziem, zum Regirungscollegium von 1811 das Decretum (vom 20 Mai 1808) zu erziehen welche die Eignungsvertheilung auch bedeutenden Einschränkungen unterworfen war. Nur bei solchen Bauerntellen war danach die Regulirung zu erzwängen, die geeignet waren, dieser muss die bestmögliche Bestattung konstatairt, muss alten Bestände (z. B. in den Marken und Pommern vor 1763 bestanden haben), welche nach dem Bauerschatz mit der großherrlichen Verpflichtung, sie mit besondern Wirthen besetzt zu halten, belastet sein. Die höchsten Stellen also, von denen nur Handlöhne geleistet werden, sollten ausgeübt und auch von den anderen wird eine Anzahl durch die drei anderen Beschränkungen von der Regulirung ausgeschlossen.

Und auch bei den regulirbaren ist die Regulirung nicht obligatorisch, wie 1811 gewollt war, sondern bei der Zulrückenheit beider Parteien mit dem alten Zustande lassen er bestehen bleiben — wobei natürlich der Gutsherr mancherlei Mittel in der Hand hatte, den Bauer von dem Regulirungsantrag zurückzuhalten. In der Sachkenntlichkeit der Regierung gegen die Wünsche der Gutsherrn im J. 1808 liegt der Grund, weshalb das Jahr 1808 noch so viele Rechte der alten Verfassung und damit so viel Ansehen an Hauptvermögen der mittleren und unteren Klassen auf dem Lande verlor.

Auch kreuzt die Decretum mit der Normalentscheidung von $\frac{1}{3}$ resp. $\frac{1}{2}$ des Ankers und lässt besondere Bemessung für den einzelnen Fall zu.

Und dieses wird der Bauerschatz für die regulirbaren aber

übertächlich nicht regulierten Stellen ausdrücklich aufgehoben: der Gutsherr darf die Bauern auf denselben ankaufen und beliebig mit den Stellen durch Kaufen oder Zusammen schlagen verfahren, die nicht besetzen dürfen ohne weiteres eingezogen werden. Der Staat verlangt also keine Wiederbesetzung der durch den Krieg veränderten Stellen, wie Friedrich II. es nach dem siebenjährigen Kriege durchgesetzt hatte. Und Gutschicklich, wenn auch nicht ausdrücklich legalisiert, hatte auch der Schutz für die nicht regulierten Bauern von unbesetzten Stellen nach 1815 an, und der Gutsherr konnte mit jedem gesetzlichem Mittel jede von ihm beliebige Eigentumsveränderung anstreben.

Fast prinzipieller und ausgeprägter wurde in der Provinz Pommern für den 1807 im Tilsiter Frieden verlorenen Theil von Pommern, der als «Herzogthum Warschau» an den König von Sachsen kam, war sofort jede Untertänigkeit, aber auch jeder Anspruch und Schutz der Bauern aufgehoben worden, so dass die Grundherren den vollständigsten Zustand erreichten «dem Bauer die Freiheit, um das Land». Beim Rückfalle von Pommern 1815 wurde dieser Zustand zunächst bestätigt, führte aber im selben Monate der Bauern, dass eine Verordnung vom 6. Mai 1810 den Bauernschutz bis zur Regulierung einführte. Beim Gutsherr durfte einseitig dem Bauer kündigen, jeder musste die kriegswunden Stellen wieder besetzen. Die Regulierung war bezüglich auch hier nur für die grösseren Bauernstellen vorgesehen, allein die Beschäftigung mit Eigentumsveränderung ging hier darübergerender und schneller vor sich als in den andern Provinzen. Erklärbar ist dies kräftiger Auftreten des Staates viel hauptsächlich dadurch, dass man den Gutsherrn fremder Volkstheile weniger, den Bauern dagegen, um sie an die fremde Herrschaft zu gewinnen, mehr Rücksicht sollte als in den andern Provinzen.

Die ungelohnten Tondiker hatten die schliesslichen Gutsherrn zu vermeiden gesucht. Da ihnen die Regulierung ihrer Knechtchen — dort «Garten» genannt — sehr unangenehm gewesen wäre, aber auch das Fortbestehen der Dienstverhältnisse uninteressant wegen der Faulheit und Liederlichkeit der Gärtner erwiesene war, so wählten sie 1818 eine Vertheidigung durch: dass der Dienstgärtner welcher nicht zu besonders günstigen Bedingn. sein Land für auf drei und vier Morgen und seine Berechtigung auf Holz und

Weile rechnen, wasdenn auch nach die Verpflichtung haben soll, vier Jahre lang als Tagelöhner zu dienen. Als Anreiz dazu erhält er je ein dort bei vier Morgen als freie Eigenthum und hat keine Probedienste zu leisten. Der Sinn dieser Vorrichtung die ist, dass der Güterbesitzer aufhört ein Landwirth zu sein und in einen handwerkartigen Arbeiter umgewandelt wird.

Die Declaration von 1816 hob diese Sonderbestimmungen — von denen auch kein sehr durchgeführter Gebrauch gemacht war — wieder auf, erhielt jedoch auf das Drängen der ober-schlesischen Gutsherren 1827 so erweiternde Zusätze, dass, abgesehen von dem grossen Baaren in Oberschlesien, von 1825—46 nur sehr Begünstigten zu Stande gekommen sind.

Alle diese Regulirungsbestimmungen bezogen sich nützlich nur auf Zeitpächtern und nur solche, deren Besitz der Scholle überhaupt keine unbedingte Sicherheit und rechtliche Form besass. Wo der Bauer schon Eigenthümer geworden oder wenigstens in dem beliebigen Verhältnisse des Lehmanns oder der Erbpacht stand, war keine Voraussetzung zu einem Baaren in die Besitzverhältnisse. Das Beherrschungsverkand lebten auch an diesen Objekten, insofern auch an diesem besessenen Baaren noch persönliche Dienste und Leistungen für den Gutsherrn leisteten. Die Abhängigkeit dieser betraut nun die Abhängigkeit von 7. Juni 1801. Entscheidend sind alle Natural- und sonstige Abgaben auf Antrag einer Partei, gleichgültig, ob die andere zustimmt, in eine jährliche Rente umzuwandeln, und auch von dieser kann der Verpflichtete sich durch einmaligen Verkauft des jährlichen Betrags befreien.

Die gleiche Abhängigkeit gilt nun — in Preussen, Bannenburg, Pommern, Schlesien — für die Probedienste jener Bauern mit bauseigenem Besitzrechte und zwar auf einseitigen Antrag. Der Verpflichtete gibt an Stelle des Diensten eine Entschädigung in Rente oder in Land — welches von beiden, hat der zu bestimmen, gegen den der Antrag gestellt ist.

Für die abzumessende Höhe der Entschädigung gilt der Grundsatz, dass nicht die geleisteten Dienste abgerechnet werden, sondern die Kosten, für welche der Gutsherr bei der bisherigen Wirtschaftsweise die verpflichtenden Dienste anderweitig beschaffen kann. Höchst bekanntlich aber war es, dass diese Bestimmung einer Zeit eben so

grossen Niederschlag unterlag, wie die Begüterung nach der Declaration von 1810; nur die grosseren, d. h. spannbildigen Bauern haben ein Recht auf sie; für die Uebrigcn bleiben die Dienste unbedeutend bestehen.

Mag dies letztere auch an agnostischen Interesse der Gutsherrn liegen, so ist doch einzuhalten, dass der Übergang von Pfandbesitz zu Leihbesitz ein ausserordentlich schwieriger ist und hohe Ansprüche an Klugheit und Energie der Gutsherrn stellt. Dies gilt viel mehr für Hand- als für Spandbesitzer, weshalb eben von der Abweisung die kleineren Hälfe ausgeschlossen blieben, die nur so wenig verpflichtet waren. Eine Veränderung in dem, was der einzelne mit seiner Person zu leisten hat, ist im weitern schwieriger und geht viel tiefer in die sociale Ordnung ein, als eine Verankerung so zu sagen mehr objectiver Leistungen.

Kurz, es blieben noch genug Reste des Feudalismus in der Agrarverfassung: um von dem Strom des Liberalismus im Jahr 1848 einen Seitenarm auf sich zu lenken. In Schlesien besonders war die weitere Uebersicherung stämmisch betrautes Bedarfs. Durch Gesetz vom 2 März 1848 (unter Maaßtaffel) wird dem antprochen; zunächst werden gewisse Vorrechte, so zu sagen abgültliche Gebote, so denen der Bauern hier und da noch verpflichtet waren, aufgehoben (z. B. das Recht der Heron, die Güter ihrer Bauern besetzen zu lassen), ferner werden die Erbschafts- und Kerpächter ohne weiteres zu vollkommnen Eigenthümern ihrer Stellen (zweifellos unter Fortbestehen ihrer Lasten) erklärt und eine andere erbliche Ueberlassung als die zu vollen Eigenthum für die Zukunft ausgeschlossen. Ferner werden aufgehoben das Heimfallrecht, die Beschränkung der Begüterung auf gewisse Stellen und der Nennschatz der Entscheidung. Als Schranken (hofflich nicht bedeutende) der Begüterung bleiben nur die die nicht erblichen Stellen haben, falls dem Gutsherrn nicht über diese Neubestimmung durch Gesetz oder Erbkommen entriegelt war, könnte Anspruch auf sie. Dagegen werden die Beschränkungen der Abtheilung der Realitäten aufgehoben und zur Kolonisation derselben Kostenlos gestattet die die Entscheidungsvoraussetzung wie die Anweisung des Capitals vermittelt.

Das Dingen der Gutsherrn auf eine Beschränkung der Begüterbarkeit hatte wesentlich den Erfolg, dass gewisse dem Ge-

was von 10. März 1857 kein Reglementanspruch mehr berücksichtigt werden sollte, der nicht bis zum 31. Dec. 1868 angemeldet sei. Indessen ist dies in so fern eine Befestigung, als man anzunehmen darf, dass der Antrag bis dahin erfolgt sein wird, wenn auch der Theil seinen Vortheil bei der Regelung nicht.

Uebrigens kam die ganze Erleichterung der Regulierungsfrist vom 1. Oct. 1860 so wie so im wesentlichen zu spät: diejenigen Stellen, welche bis dahin nicht regulierungsfähig und daher für den Gutbesitzer von Nutzen waren, sind gewiss schon von ihm eingezogen gewesen, da der Bauernschutz es ihm nicht mehr verbot, die darauf beschlagnahmten Steuern waren zu Tagelohnern geworden.

Ausgelobt der Complicirtheit der Verhältnisse, in welche die neue Agrarverfassung eintritt, was nicht zu erwarten, dass ihre Wirkung sofort eine ungetrübte Wohlthätige sein werde. In menschlichen, insbesondere in sozialen Dingen pflegt sich das Gute und das Böse, das Gemüthe und das Kinste nicht zu trennen zu sondern, dass man mit einem Schritte zur Bessern weiter kommen könnte, ohne jenes irgendwie mitanzuführen. Dazu kommt es gibt gewisse Grundforderungen der menschlichen Natur, mit denen sich jede Einrichtung, auch die schlechteste, in ein nicht völlig ablehnendes Verhältnis setzen muss, wenn sie überhaupt bestehen will und mit denen sie sich durch Anpassung und Gewöhnung versöhnen muss. Darin ist auch die Umwälzung schlechter Einrichtungen so oft von einer Erleichterung des ganzen Gemeinwesens begleitet, und sich selbstständig die Forderung einer Natur an die bestmögliche ihr dargebotene Befriedigung angepasst hat, so dass die neue Befriedigung dem meistentheils bewussten Bedürfnisse nicht entspricht. Dies ist z. B. überall da zu beobachten, wo der Zustand der Bevormundung in eine Form der Selbstregierung übergeht. Das Bedürfnis nach Sicherung des Lebens hat sich so die Form der Anlehnung an höhere Gewalt angepasst, wird man statt dessen eigene Kraftentfaltung verlangt, so schreit die Sicherung des Lebens vegetabilisch, die man vermöge langwieriger psychologischer Associationen als identisch mit der Bevormundung gewohnt hat.

Verhältnismässig sind aber die Uebergangsschwierigkeiten auf diese Nachwirkungen geringe gewesen, und von überall her hört man, dass sowohl auf Seiten der Herren als der Bauern nach

der Regulierung an intensiveren und rationaleren Wirtschaft übergegangen sein. Nicht nur der Bauer, sondern auch der Gutsherr stand nach Befähigung und Anlehnung des Daseins freier und beweglicher da als vorher, es gab kein Herren, der nicht mehr oder weniger der Schicksal seiner Sklaven wies. Die Verschiebung der Kräfte, die an den Produktionsorten lag, führte zum Vortheile beider Seiten aus, da der Gutsherr jetzt, wo jeder Dremt ihn Geld kostete in grösserer Ordnung, Zusammenhaltung und Benutzung des Wirtschaft genötigt war; er verwandte sich dadurch allmählich aus dem Festsitzherrs in den Gutsherrn der Neuzeit, der Getreide, Spinnere und Wollt produziert. Die Produktionskosten waren sowohl für die Seite des Bodens wie die des Halbes ein unabweisbarer Factor und gestiegen sowohl im Verbrauch wie im der Jahresernte kein klares wirtschaftliches Bild. Ganz dieselbe Unbestimmtheit des wirklichen Wertes und die Längenschafter, so lange die Misshverhältnisse zwischen Eigentum und Nichtigentum herrschten. Erst als die Arbeiten auf den kleinen Ausdruck, den das Lebensverhältnis zulässt, gebracht waren, erst als durch die Regulierung der Gutsherr bestimmt wusste, was er verfügbar lassen und was nicht, was eine regelmäßige und zuverlässige Beschäftigung sowohl möglich wie erforderlich. Ebenso war die Bauer gezwungen, die aus vergrösserte Land mit desto grösseren Fleiss zu bebauen, was dem Lande wie dem selbst zu gute kam. In der Preussen Polen sagte sich auch die besprechende Kommission, dass, während die Bauer selbst Eigentümer geworden sind in geordneten Rechtszuständen lebt, er auch fremden Eigentum mehr schon geübt hat; früher wurde aus Freiheit wie aus Nothwendigkeit tagtäglich der nachbarliche und öffentliche Nutzen geschädigt. Das hat sich jetzt so weit geändert, dass man sogar die Wege ruhig mit Oerbstäumen bepflanzen kann. Das gleiche psychologische Beobachtung hat man an den Negern gemacht; erst wenn man sie nach der Emancipation dahin brachte, sich selber Eigentum zu erwerben, lernten diese sowohl gewöhnlichen Uebergriffe zu machen auf

Die Hauptaufgabe der die Landwirtschaft nach Aufhebung aller Zwangsbesteuer bestand natürlich in der Beschaffung anderweitiger Arbeitskräfte. Die Besten kleinerer Stämme, im ihrem Abfluss und Hinsicht der Stoff zum Getreide erfolgte waren oft hoch, wenn sie als Arbeitskräfte schalten wurden, die mit

landwirthem Vertrag Wohnung und Entlohnung mit gelägtem Land und hauptsächlich Naturalheuten erhalten. Dem Vorgang der Differenzirung, der Ursache wie Wirkung der steigenden Cultur ist, zeigt auch die Befreiung der Bauern, während der Bauern in den höheren Verhältnissen die tiefen Qualitäten des Eigenthümers und des Arbeiters für fremde Rechnung in sich vertheilte, trat nun scharfe Sondernng ein; der eine Theil wurde zu selbstigen Eigenthümern, der andere zu reinen Arbeitern.

Es ist in Bezug auf dieses Princip auch nicht zu übersehen, dass die Befreiung der Bauern von dem gemeinsamen gezwungenen Joch auch eine wachsende Differenzirung und Individualisirung unter ihnen ermöglichte musste. Aus der Zeit der Unvergleichlichkeit wird berichtet, dass die Bewirthschaftung der Bauernwälder sich in den unterwürdigsten traditioellen Schrecken gehalten habe, dass in der Gemeinde jeder durchaus um das Verhören eingehalten habe, dass jeder andere befolgte. Was dies auch zum Theil durch das Durchschneiden der unverschiedenen Ackerstücke befolgt, so liegt es doch gewiss psychologisch auch daran, dass die Bauern in so rasge eine einheitliche und festgeschlossene Partei des Gutsherrn gegenüber bildeten und durch die Gleichheit dieser menschlichen Lebensbedingung auch untereinander eine viel geringere Freiheit und Beweglichkeit in Hinsicht auf ihre Person und ihre Thätigkeit besaßen, als wenn Wegfall jenes gemeinsamen Bandes.

Ubrigens ist der nach der Bauernbefreiung noch entwickelte Stand der -lastlosen nicht viel anders als im Nachkommé von Bauern alter Verfassung: Arbeiter, welche mit wenig kleinen bescheiden Land besetzt werden, zumeist landlos, wesentlich von Lohn und Dienstheute leben und zu täglicher Arbeit mit dem Gutsherrn verpflichtet, so die sie noch je eines Gehilfen anhängen können. In den ostlichen Provinzen leben diese Leute nicht besser und auf kaum höherer Culturentwickelung als in den Zeiten der Abhängigkeit, es steht daher, ob für physisches oder menschliches Streben durch Verleihung eigenständigen Bestandes zu erlangen und ob eine solche Maßregel nach der heutigen Staatsverfassung noch möglich wäre.





Studentische Strömungen in den vierziger Jahren.

Unter besonderer Berücksichtigung von Robert Karl Henckellings, stud. Med.
1848—49.

Die Entwicklung der gegenwärtigen studentischen Klirichtungen an unserer kaiserlichen Hochschule hat sich unter unstilligen Schwierigkeiten, Kämpfen und Gefahren vollzogen. Der ganze Werdegang dieses eigenartigen Durchschnitts stellt ein ungeheures Ringen mit inneren und äußeren Gegnern, ein unablässiges Streben nach dem Verwirklichen, Erleben und Durchleben dar, bei dem schliesslich diejenigen gesiegt und gerechtes Wechselverhältnissen gefunden wurden, auf deren Grundlage das studentische Gebilde aus der ganzen Studentenschaft fest zusammenhängendes Verbandsverhältnis werden konnte. Nur unter heftigen Wehen konnte, wie überall, wo Sitten unseres eigenswilligen deutschen Stammes gesiegt haben, stehen und — stehen, aus dem Chaos verschiedener Meinungen das freundliche, wohlthätige Gebilde der Einigkeit hervorgehen.

Besonders bemerkenswerth ist in dieser Hinsicht die Epoche der vierziger Jahre, über die uns verschiedene handschriftliches Material zur Verfügung steht, das wir für wissenschaftlich ganz erachtet, um durch die Verknüpfung der „Befreienden Monatschrift“ auch weitere Kreise unseres Landes damit bekannt zu machen. Die kaiserliche Studentenschaftsgesellschaft haben in unseren Provinzen, wo die verschiedenen Landespartheien und Gesellschaften ihren Fortschritts- und zumeist auch Schicksalspunkt fast nur in der Landeshochschule besitzen, eine über ihre eigentlichen Grenzen hinaus-

vielseitige Redefreiheit. Nicht selten haben sich studentische Strömungen und Neuerungen, die zuerst in den empfindlichen Gemüthern der studirenden Jugend auf fruchtbarstem Boden faulen, von hier aus in das „Pflasterleben“ fortgepflanzt, um in beschleunigtem, getraulichem Fortwachen schließlich recht erhebliche Umrüstungen in skulpturhaftem Anschauen und Vorurtheilen hervorzubringen.

So geschah es z. B. auch mit der Bewegung gegen das Duell, die markwürdigerweise in sehr spontaner Weise gerade unter der sonst so beschützten und stilles Leben bewahrenden Hochschule entsand und dort den ersten Erfolg erlangte. Der Schreiber dieses wird vielleicht den Uebem und Trägern dieser Bewegung gerade deshalb am so besser gerichtet werden können, weil er auf einem anderen Standpunkte steht als sie und ihre Denkwelt, deren Ueberzeugungen und Fortschritte entgegenzunehmen, jedoch nur in beschränkter Weise diesem Anschauungsgebiete so theilhaft vermag. In seinem Auge hat das Messerwesen der studirenden Jugend, vor allem natürlich das Schlägerduell, den Charakter eines schwer zu missenden Fehlers zur Heranbildung eines selbstlosen, selbstvertrauenden Sinnes besitzt: es eine nicht zu unterschätzende Bedeutung gegenüber der die physischen Eigenschaften des Menschen herabzustimmende geistliche Erziehung. Dieses Messerwesen blieb aber jede meine Berechtigung ein sobald es in vorzugsweiser hervorragender Weise gekannt wird, sobald es die stillen Ueberzeugungen des Einzelnen, die selbständigen Ausprägungen seines Charakters in die Schranken des Unselbstbestimmten hineinpressen will. Das tiefste Verdict der jungen Leute, welche zu jener Zeit den Standpunkt des sogenannten „Aufführerthums“ erfassten und durchsetzten, lag es darum, unser Barockleben vor Hastigkeit bewahrt und auch jener geistigen Richtung Ansehen zu verschaffen zu haben, welche das rein ästhetische und conventionalisirende Ehrgefühl jener Zeit absetzte und sich an dem Bewusstsein ihres inneren Wertes genügen liebt.

In den ersten Jahrzehnten nach Gründung der Universitäten wurde, namentlich gegenwärtige Verhältnisse unter den Corporationen bestanden, fast jeder Zweig persönlicher oder allgemeiner Natur durch die kleine Klasse von Anhängern gebildet. Die Verbindungen lebten auf beständigem Kampfe mit einander, stützten sich gegenseitig in Tugend und -punkten: sich aus diesem unersättlichen Verhältnisse wieder besetzte. Die Studentenschaft durchlebte eben früh recht verschiedenartige Entwicklungsstadien. Im Jahre

1817 war, nachdem bereits Landmannschaften bestanden hatten, eine allgemeine Kirchensynode begründet worden, die jedoch bald wieder dem stark ausgeprägten protestantischen Sonderbewusstsein weichen musste. In der Folgezeit wurde neben den vier Landmannschaften allmählich eine Kirchensynode errichtet, die ebenfalls keine lange Lebensdauer beschiedener war. Die sechs Neuen Nebenbühler der kirchlichen Landmannschaften schlossen sich endlich enge an einander und stellten sich im J. 1834 zu einem „Chargirten-Convent“ zusammen. Derselbe hatte die Befugnis der Gesetzgebung, doch waren seine Beschlüsse nicht allgemein bindend und blieben in dem einzelnen Kirchensynoden selbstständig, sich dem Chargirten-Convent zu halten oder nicht. Die Corporations-Intime hielten es für unzulässig und in Verstoß zu stehen, bei schließlicher dieser Zustände so unangenehm und drückend wurde, dass man sich zu durchgreifendem Reformen entschloss. In allgemeinen Kirchensynodalgemeinschaften wurde dem Chargirten-Convent die endgültige rechtsliche Entscheidung (auch über die Corporations-ordnungen) übertragen, für die Kirchensynoden der Kirchen wurde eine besondere Behörde, das Ehrengesicht, eingesetzt. Das Ehrengesicht hatte in allen Collationsfällen zu entscheiden, war von beiden Theilen der stärker Behörde zu sein und dessen die Wahl zwischen dem Wapfen und einer ständlichen Kirchensynode zu erteilen. Eine Behörde brachte also nicht mehr mit Selbstständigkeit die Dual nach sich zu ziehen, sondern der Behörde konnte auf den Wunsch der Angehörigen durch das Ehrengesicht gezwungen werden, seine verschiedenen Anmerkungen zurückzuziehen. Der Gedanke, auf diese Weise die kirchliche Proportion zu Dualen einzuschränken, ist in erster Linie dem Einfluss des Professors Ullrich (des späteren Bischofs) zu danken, der sich unabhängig bewahrt zeigte, gegen die kirchliche Dualität mit der ganzen Macht seiner hochangesehenen Persönlichkeit zu wirken. Sein Vorhaben hatte auch den späteren Doctor Hagenerberger veranlasst, eine Schrift herauszugeben, die für das Ehrengesicht eintrat und von den Studenten ufig gelesen und besprochen wurde.

Eine Anzahl junger Theologen von religiösem Ernst und strenger äußerlicher Äußerung, die sich am Anfang der vierziger Jahre zu einer neuen Gemeinschaft, dem „theologischen A. h. n. d.“ zusammenschlo, konnten sich jedoch an diesen Neuerungen nicht genügen, sondern verlangte, dass es jedem freigestellt würde, das Dual zu verwerfen, dass es also auch dem Behorder

gestrichelt gestrichelt von selbst, das eine starke Form der Gegen-
 setzung, die natürliche Erklärung zur Grundlage der strengrecht-
 lichen Auseinandersetzung zu nehmen. Der Student, dass ein
 Mensch, gegen dessen Überzeugung das Duell verstohe, über-
 laufe nicht belästigen dürfe, wies sie damit zurück, dass einem
 jungen lebensfähigen Mann viel eine unüberlegte Annäherung ab-
 schließen könne, für die er aber büßern nicht gewagt werden
 könne, sein Leben auf des wieses Gegners in einem vom sticht-
 lichen wie von altem menschlichen Strengens gleich ver-
 urtheilten Kampfe auf das Spiel zu setzen. Ueberrascht erklärten
 sich diese Opponenten gegen die beständige Ehrenvertheidigung,
 sich gegen einzelne Punkte des allgemeinen Courants, namentlich
 gegen die Bestimmung, dass ein dem Recter gegebenes Ehrenwort
 nicht bindend zu sein brauche. Diesen Punkt war recht eigentlich
 derjenige, welcher dem Corporationswesen jener Zeit seine Existenz
 ermöglichte, da jeder Student bei seiner Immatriculation dem Recter
 das Ehrenwort geben musste, nicht in eine Verbindung einzutreten.
 Die Glieder des philosophischen Abends erklärten, dass dieser von
 der städtischen Gewerkschaft endlich geübte Bruch des Ehren-
 worts gegen ihr Gewissen verstohe und dass sie darum so lange
 eine strengere Haltung in der Studentenschaft einnehmen würden,
 bis diese Gewerkschaft aufgelöst werde. In der Land-
 mannschaften könnte es nichts anderes als verbotene Verbindungen
 geben, welche die Möglichkeit ihres Bestehens aus einem nicht zu
 rechtfertigenden Mißbrauche mit der Unsterblichkeit ihres Wortes
 zögen.

Es lässt sich denken, welche eine Erregung diese Stellung-
 nahme unter der gesamten Studentenschaft hervorrief. Das der-
 artige Opposition in ihrer eigenen Mitte konnte alles, was von
 Gewerkschaften ausgeht und belästigt worden war, über das Haupt
 werfen, konnte den Landmannschaften, welche in ihrer Mitte die
 Hüthe der Jugend aller drei Facultäten in gemeinsamen Wachen
 und Streifen versammelten, den Todesschritt versetzen. Was was
 natürliches als dass die Verbindungen in erheblichem Vorgehen
 diese gefährliche Gegenwehr im Keime zu erstickten suchten, auf
 jedes Fortwachen mit den Klammern verbotenen auf dem Verbotung
 des strengsten Terrains über dieselben andere Oppositionsaufgabe
 abzuschließen, sich ihrem Vorgehen anzuschließen.

Nichts von alledem! Immer und immer wieder wurde das
 wieses von Schläge erbobene städtische Rückrecht gegen,

immer und immer wieder erwachen der kühnen Opponenten An-
 lagen und Antriebe aus der Mitte der Corporationen selbst und
 immer von neuem wurden Verhandlungen mit der kleinen Schaar
 eingeleitet, um eine Verständigung mit ihr zu erzielen. Man
 konnte sie eben nicht mit dem Masse messen, das man bisher an
 diejenigen an legen gewohnt war, welche von Mangel an Verstande
 für die Eigenschaften des Städtelchens oder aus starrern
 Egoismen den Comment nicht gewillkürten. Man konnte es
 hier mit jungen Leuten zu thun, denen gewiss jede bloße Nuzerungs-
 recht und Opponentenmacheri kein lag und die nur dadurch in
 ihre gegenwärtige Haltung hineingetrieben wurden, dass es für sie
 eine Unmöglichkeit war, die besondern städtischen Einrichtungen
 mit ihren stiftlichen Anschauungen in Einklang zu bringen. Eine
 eigentliche Verständigung war hier so gut wie ausgeschlossen,
 diese Richtung versuchte von ihren Überzeugungen auch nicht
 ein Fittchen zu wippen, wenn sie überhaupt die einmal einge-
 nommene Stellung behaupten wollte; man musste ihr Rechnung
 tragen oder sie zu verdrängen suchen. Vor dem letztern Schritte
 schreckten die Verhandlungen aber doch zurück, weil die gegen sie
 gerichtete Gegenseitigkeit eben auf christlicher Grundlage fesselt und
 der sonst so lauchilobigen, ja stellenweise ferren städtischen
 Jugend Dazwischen die Achtung vor weltlich Selbstwill und stiftlichen
 Ernste zu keiner Zeit ganz entschwinden ist. Die ganze Ri-
 richtung unserer Jugend steht zu sehr auf christlichem Boden, die
 ganze geistige Luft, die sie von den ersten Athemzügen ab ein-
 saugt, ist zu sehr von religiösen und kirchlichen Elementen er-
 füllt, als dass später, wenn auch der Geist des Lebens der Jugend
 gegenüber gleichgültig geworden ist oder andere Lehren einge-
 schlagen hat, in der Tiefe der Seele nicht noch eine vernehmliche
 Stimme für die unerschütterliche und doch stets noch fühlbare Gemein-
 schaft mit der Kirche spöche, die in unserer Lande so Schone
 und Grosse gewirkt, als dass das Herz nicht eine gewisse Ehr-
 beacht vor einem ersten und aufrichtigen Christen empfinden sollte,
 der ohne Wortgepöhl und ohne auftragliche Proselytenmacheri
 seine Überzeugung mit männlicher Festigkeit vertritt. Dass es
 gerade religiöse gestimmte junge Leute waren, die eine überaus
 Anführung des Manneswortes betrachteten als die grosse Menge
 der doch so zuverlässig auftretenden und in allen Ehren-
 ningsgesellschaften so sorgsamsten Corporellen, ist wohl keine ein Be-
 weis von der Keckheit und der gesunden Kraft, welche dem

religiösen Bewegungen, wie es sich in unserem Provinzen gestaltet und entwickelt hat, kennzeichnet.

In nicht geringeren Grade als durch den Stellungnahme gegenüber dem verhassten wichtigsten Punkte des damaligen Comments leitete sich die kleine Gesellschaft durch ihre Aeusserungen über Dual und Ethik in den schwebendsten Gegensatz zu den fundamentalsten studentischen Eindrückungen jener Zeit gestellt. Das Dual war, wie bemerkt, damals die offene rube, der letzte Ausweg, zu dem man in jeder schwierigen und verfahrenen Lage griff. Nicht bloß persönliche und corporatle Hebelkämpfe wurden durch dasselbe abgewendet, sondern es konnten selbst die von der Studentenschaft in die Acht Erklärten nach Abweisung ihrer Strafe sich nur dadurch, dass sie mit je einem Vertreter jeder Corporation eine Messer ausstochen in den Augen der Gesamtheit rechtfertigen. Das Dual war, wie das ja noch heute bei den reichthümlichen Corps der Fall ist, der wichtigste Werthmesser und Prüfstein für die Qualifikation des Einzelnen, nicht selten Quasomone eine «Stellung» einzunehmen. Es besaß über nicht allein die erste Bedeutung einer Erprobung physischer und psychischer Fertigkeit, sondern wurde auch mit Lust und Liebe als ein «ethisches und verdienstliches Messerwerk» betrieben.

Nicht wenig trug dazu gewiss der wilde und rothfarbige Geist bei, welcher in der ältesten Corporation, die allem an Ueberlieferungen von mittelaltlichen Hochschulen bei uns vorliegt, die Carole, vererbte. Landmannschaften unter dem Namen «Carole», deren Mitglieder sich jedoch auch aus den weiteren holländischen Provinzen rekrutierten, hatten in Königsberg, Jena, Göttingen und Heilberg bestanden und sich überall durch kecke rothmännliche Wesen, schenkel auch durch ihre Halben, einen gewissen Namen gemacht. Ueber die Theilnahme von Carolen an einem jenerer Manneswehen des 17. oder 18. Jahrhunderts berichtet, wenn wir uns recht entsinnen, Arnold Willmer in seinem hübschen frangischschreibenden Studentengeschichten. Mit Degen und Fustel waren die Böden der «Gotteskinder» stets bei der Hand. Noch im Anfang dieses Jahrhunderts lebten, wie uns kürzlich ein alter Herr berichtete, von 14 jungen Kurialern, die gemeinschaftlich nach Jena gezogen waren, Man drei in die Heimat zurück. Alle übrigen waren entweder im Dual gelitten oder dem Willen, religiösen Studententum erliegt.

Auch in Dorpat mussten die Kurialen ihren armen Teil auf

diesem Gebiete voll aufrechtzuerhalten. In einer die Unformität Dorpat geschichtlich behandelnden Schrift, die vor einigen Jahren im Brockhaus in Leipzig erschien, wird von einem Carner erzählt, der, dem Erlöschen nahe, neben Schläglermensuren an dem Vortagtag anmachte und sich später, völlig erblindet, nach nach Gelder schmecken wollte. Dieser reichte Menzies, als Herr v. K. ja starb als Dozent der Philosophie in Halle, lebt noch gegenwärtig im Geschlechte seiner Landherrschaft als Gegenstand zahlloser Anecdoten fort. Mit seinem Nebenbursch v. B. machte er einst ein Pöbelstück im Zimmer aus. Als sie sich nach Beendigung desselben vortragen hatten und ihren unterbrochenen Meigenkäffen frohlich weitertranken, fragte B., dem die Kaput laut am Kopfe vorbeigewand war, seinen Gegner, warum er ihm nicht lieber auf die Brust getrockt habe, da diese doch bedeutend mehr »Fleisch« biete. »Ich wollte das anfangs auch thun,« war die trockene Antwort, »im letzten Augenblick aber bemerkte ich, dass da meines Brod vollstätt, und das wollte ich doch nicht verlieren.«

Derartige Beispiele mussten damals besonders ansteckend wirken. Die Mensuren beten in dem stätig wiederkehrenden Tönen von Festschreden, Commorien etc eine angenehme Abwechslung; sie waren in der etwas einträgigen Kette des in des Verborgenen vertriebenen Corporationswesens gleichsam der beste Kieselstein und wurden als »Haupt- und Basisirrationen« vorher und nachher stätig besprochen. Das studentische Treiben schöpfte einen guten Theil seiner Poesie aus jenen Augenblicken, »wenn die blauen Schläger blühten, wenn begreut war die Messur«. Die älteren Herren pflegten auch immer in dem lebhaftesten und wärmsten Theil zu verfallen, wenn man auf ihre Messuren zu sprechen kommen. Dem Schreiber dieses war es vergönnt, einen sehr angenehmen Bruch zu lesen, den ein ständtlicher Prediger, dessen Statuenamt in des Regens des Jahrhunderts fällt, auf eine von des geschickte Auflage über seine Studentenerinnerungen verfasst hat. Die schwangreichsten Vergleiche, die blumenschiedenen Wendungen sind immer das von ihm oder seinem tapferen Schläger angeführten Praximum gewohnt. So erzählt er von einer Messur, die zwischen zwei schlanken blauen Landmann von ihm und einem herkulischen Gefährten »Freund« (d. h. dem Angehörigen einer student. Corporation) ausgefchten wurde. Der »Freund« wurde in eine Feinere Hand geführt und brach dort zusammen, der Hand stand ihm Augenblick mit »gestrichen Schwerte« über dem. »Und sohe da«

schließt die Schilderung, es war die Axt wie gleich dem Kampf des letzten Erzherzogs Michael mit dem Fürsten der Fürstentum.

Denn gerade die Höhe des „Gottschalksahns“, mit jeder die ängstlichen Besonnenheit und Aufbehalten gestellt haben, kann eigentlich nicht Wunder nehmen, da schon im vorletzten Jahrbuchend aber die unbedingte und strenge Wesen Klage geführt wird und sie schließendlich nur als die ersten Salus ihrer Väter erachten.

„Die Herren Edelknechte,“ schreibt ein alter Chronist, „haben wohl in dem Tag Nacht und schliefen in Dachen stunden wie Hunde nieder.“ Der Fürst v. Hainberg gibt folgende Schilderung der gesellschaftlichen Zustände seines Heimatlandes: „Wird jemand solchschuldig, so mag Gott seiner Seele gütig sein, denn um den Leck bekümmert man sich nur so fern, als man die stürblich bestattet. Einen Zwankampf ausschlagen kommt so viel, als man Büchel schreien und das Land verlassen, denn kein stürblicher Kopf würde einem solchen Fügung die Hand stecken.“ Unter solchen Verhältnissen ist es verständlich, wenn das glanzvolle Beispiel der Altmöner die Nachkommen zu mächtigen Thatendrang verleitete und wenn andererseits der Vorgang der stürmischen Corporation des Königs ein Sporn zu richtigem Nachdenken war. Dagegen sei hier bemerkt, dass diejenige Verbindung, welche die meisten Lektoren auf ihrem Gebiet erkannten, unseres Wissens von jeder die Latona war, Selbst der Altmöner Goethe ist, als er in Leipzig stand, durch einen Irthümlichen Postenschein sich gestochen worden.

Wie sehr man sie die Vertreter der neuen Richtung gegen die Oberwürdigkeit der Ueberlieferung, gegen das Ansehen der Barockschichte, fast möchte man sagen gegen das ganze Geschickliche der damaligen Stadtwirklichkeit verstanden, als sie die von Nibbes gelehrte-wissenschaftliche Romantik, von Glawe der Sagenberühmtheit unerschrockene Membranen zum Gegenstande ihrer Kritik, ihrer unabhängigen Angriffe machten. Was anderes konnte ihnen, die doch bis zur Durchsetzung ihrer Sache in einer verschwindend geringen Minderzahl verharren, den Sieg verschaffen als der schonen Zug der die in Besitz der Macht, befehlhabenden Kaiserkräften und Gesellschaftsklassen unserer Provinzen fast auf jedem Gebiete angegriffen hat, das Gerechtigkeitgefühl?

Wir sind, wie wir oben bemerkt haben, keine Vermittelner des Duells, es allerwenigsten des stadtwischen Schöpfungsidee. Zwar liegt es uns durchaus fern eine Apologie des Zwankampfes

schreiben zu wollen, da ein Bruch, der eben so sehr durch die Ausprägung ständlicher Culturstufen, wie durch jedes kgl. reichthümliche Streisgesetz verdonnet wird, unendlich gerechtfertigt und gebilligt werden kann. Es ist manchen zur Vertheidigung des Duells geschrieben worden, doch man hätte feststellen müssen, dass das alles, was von seinen Anhängern vorgebracht wird, auf Erkenntnis, hat allen, was von seinen Gegnern im Treffen geführt wird, auf guten Gründen beruht. Professor A. v. Oettingen hat in einem von allen katholischen Hilitern abgedruckten Vortrage das Duell, dessen christlich-wissenschaftliche Wackelholz, in einer Weise zerhackt, dass im vollsten Sinne des Wortes kein gutes Haar mehr an ihm gelassen ist. Selbst ein nachsichtiger und für den Duellistenstandpunkt Verständlicher negativer Beurtheiler wie der Antiquar Thümmel (Der geschichtliche Zweikampf und das heutige Duell. in den «Deutschen Zeit- und Streitfragen») kann nicht anken, es als wünschenswerth zu bezeichnen, dass für das Duell ein gleichwohl-blicher Ersatz geschaffen würde. Thümmel schreibt u. a.:

«Die Nothwendigkeit, auf gewisse bedeutende Befähigungen in Wort und That selbst Gleichzeitiger wie der Herausforderung zum Duell zu antworten, liegt nicht gerade in der Vorstellung dass durch jene Angriffe die Ehre selbst berührt sei und dass sie durch das Duell wiederhergestellt werden solle. Nein, diese kleinen Angriffe werden vielmehr als der symbolische Ausdruck des Bestehens unserer ganzen Existenzberechtigung angesehen; sie sind, und zwar in den meisten Fällen mit vollem Grund anzusehen als der kleinste bedeutende Anfang der Betätigung jener freundschaftlichen Gesinnung, welche in dem Wunsche gepfligt: Dem möchte ich den Hals zerbrechen! Hier geht und gibt es dann dadurch als ein Zeichen menschlicher Entschlossenheit und Muthes, nicht erst die Folgehandlungen abzuwarten, sondern auf die erste kleine Andeutung durch ein Wort oder gar eine Berührung die ganze Persönlichkeit des anderen entgegenzusetzen entgegenzusetzen. Es ist also auch in solchen Fällen allerdings nicht gerade daran gelegen, von einem «Um nichts zu sprechen! das «Nichts, was kleine, vielleicht nur zufällig zum Ausdruck gekommene Befähigung, hat dann eben einen gewöhnlichen Gegenstand genügt, welcher durch seine Stärke den Klauen Einstand in einem bedeutungslosen macht. Dieser Gegenstand wird ja immer vorhanden sein und sich an allen Orten sich Gelegenheiten zum Ausdruck zu schaffen suchen. Das Wünschenswerthe wäre nur eben, dass diese veralteten Formen durch neue ersetzt werden.»

Bemerkenswert ist, dass Thümmel durchaus bestritt, dass der heutige Zwickel seinen Ursprung von gefährlichen des Mittelalters herleiten könne. Das letztere fasste, wie Thümmel durch geschichtliche Nachweise erhärtet, blosswags dann, Beleidigungen abzuwaschen, sondern fast ausschliesslich statt, um im staatlichen wie auch in rechtlichen Streitfragen zu entscheiden, wer Recht behalten solle. Nur in Folge eines geschichtlichen Missverständnisses, meint Thümmel, sei die schrankenwächende Bedeutung zum Hauptbeweggrund des heutigen Duals gemacht worden. Uebrigens hat das heutige Dual, wie Prof. v. Oettingen dargelegt hat, nicht bloss einen, sondern mehrere Ahaes, die Gotenurtheil, das Turnier, das Fechtrecht, die Heiraths u. s. w. Als Reaction gegen Beleidigungen steht jedenfalls der Zwickel während der Jahrhunderte seiner Geltung durchaus wenig in der ganzen Geschichte da. Weder die Griechen und Römer, die doch heftlich wüthige Leute waren, konnten das, noch wird eine spätere Zeit an ihm festhalten können, wie er denn ja schon jetzt in England und den skandinavischen Ländern längst beseitigt ist.

In dieser Beziehung auf einzelne Jahrhunderte liegt aber zugleich das Moment, welches das Dual unangemessen vermindert macht. Borne hätte bei in die Zeit, als der Adel durch die aufstrebende Plebeiansmacht gekündigt wurde und sich zugleich von den unteren Volksschichten als heftig gekündeter Charakterstand doppelt streng abzuscheiden begann. Dem Fürsten, der fortwährend als der erste Kleinsten seinen Rücken zu zeigen, sowie seinen Nachkommen gegenüber war der Appell an den Degen oft das einzige Mittel, um gar zu arge Uebergriffe zurückzuweisen, während der Zwickel zugleich die gesellschaftlichen Beziehungen des Adels von denen der unteren Stände sonderte. Abgesehen von der historischen Tradition, dass ein ähnlicher Umstand wie der letztgenannte auch heute noch dem Dualwesen teilweise zur Erklärung. Die ständische Gesetzgebung muss ein gemeinsames Recht für alle schaffen, um kann nicht Ausnahmen nach Ständen oder Klassen einzuräumen. Da wir aber ein durch Herkunft, Erziehung oder Bildung höher stehender Mann sich durch Angriffe auf seine gesellschaftliche Stellung auszuheben in höchsten Grade befähigt fühlen muss die der Angehörige unterer Volksschichten, so ist es klar, dass die auf den ungelährten Durchschnitt beschränkte Gesetzgebung seinen Anforderungen auf Gesetzgebung nicht völlig Genüge leisten kann, dass die nicht im Stande ist, den derjenigen unterer Schichten

zu lassen, welche er verlangt. Das Duell das zuerst vor allem dazu dienen musste, dem Bürgerstande die gesellschaftliche Gleichberechtigung mit dem Adel durch Degen und Pistol zu erkämpfen, ist soeben gestellt zu einer ziemlich allgemein verbreiteten Institution derjenigen Gesellschaftsklassen geworden, die sich von der Masse des Volkes unterscheiden. Der Kampf gilt als der individuelle Vorbehalt gegenüber dem empfindeten Staat, in gewissen Fällen ist nicht nach dem Buchstaben des Gesetzes, sondern nach Gesichtspunkten des Rechtgefühls der Sittlichkeit u. s. w. beurtheilt sein wollen zur Selbsthilfe greifen zu können. Mit der zunehmenden Verleserung der Sitten, welche persönliche Angriffe auf rein gesellschaftlichem Boden immer seltener werden lässt, mit dem raschen Zusammenwachsen der verschiedenen Gesellschaftsklassen findet man das Duell überall nachwuchs auf dem Absterben begriffen.

Ist nun das Duell in dem zum Theil bereits stark demoralisirt und gefärbten Westensysteme noch immer ein Factor, mit dem die Gesellschaft rechnen muss, so kann es vollends nicht Wunder nehmen, wenn es in einem Procentsystem, deren soziale Verhältnisse einen so ausgesprochen aristokratischen Charakter tragen sich in fast ungeschwächter Geltung erhalten hat. Von den Bildnissen gar nicht zu sprechen, dürfte sich unter den Anreden, Adressen, Lehren etc. nur eine Musterrolle finden, die ein Duell unter allen Umständen vortreibt. Das Krampfspiel neben den Wellungen des alten «Studentenbühlers» dabei auch die Scham mit, sich von neuem stolzen Adel gesellschaftlich zu unterscheiden, der, bei aller lauzen Höflichkeit und Rücksicht, auf die «Bürgerlichen» im Grunde doch immer aus wenig von oben herabseht. In der That könnte man durchgehends, von Entschieden geringere Hindernisse gegenüber dem Durcheinander in den meisten europäischen Ländern wohl nur vom Adel ausgehen, denn so viel die Bürgerlichen sich auch dagegen sperren mögen, so betrachten sie ihn in allen gesellschaftlichen Bräuchen, in allen an bestimmte Formen geknüpften Beziehungen von Person zu Person selbstständig doch noch als unangenehm. Welches ist der Standpunkt der guten Gesellschaft? das ist der letzte Gedanke, der beim Austrage wohl der meisten Ehrenkämpfe entscheidend ist. Max Kerkow sieht das Duell als den anthropologischen Beweis dafür an, dass der «Hochmuth» des Menschen stärker sei als sein Selbsthaltungstrieb. Und in der That dürften viele, denen ein Duell, in das sie verwickelt wurden, durchaus widerwärtig und thöricht erscheint, nur aus Rück-

nicht auf das Urtheil der Gesellschaft nicht des Reichthums haben zu verpöthnen. Doch muss auch in Berücksichtigung gezogen werden, dass aus Nachgehore aus dem grossen Thronstuhle, in dem der Stärkere, Stützere obengie, noch immer genug vorzählbare Abnormen erhalten mag, um aus ungern vor einem aus angelegentlich Wallungenge zurückzucken zu lassen. So mancher findet nicht den «moralischen» Muth, wenn physischen Muth zu zweifeln zu lassen, und ist sich so gerade die kräftigsten, gesunden und harmonischen Naturen, die in diesem Punkte eine auffallend geringe Unabhängigkeit von ihrer Umgebung besitzen, die obigen viel mehr im Gefühl ihrer Ueberlegenheit und Kühnheit oft genug die Gelegenheit willkommen heissen mögen, diese verhassten Gegenstände eigenhändig «abzuberufen» zu können.

Bei einem kann man das Duelle nicht gerade als einen aufgehenden Krebsknoten der keltischen Gesellschaft bezeichnen, denn die Vertheidigung ihrer Ungenugnahmen und die des meisten Nordländer stammig regte müde-bewusste Naturen bewirken, dass unsere «Conflicte» fast ausnahmslos in den Schiedsarten geboren. Betreffende Vorfälle auf diesem Gebiet kommen selbst in dem sonstigen geliebten Lande des Duellgeheimnisses, in Kurland, so gut wie gar nicht mehr vor. Ein Todesfall in einem Duell zwischen gewöhnlichen Männern ereignete sich unsere Provinz während des letzten Jahres nur einmal in Estland, und hier war der Erschossene eine Persönlichkeit, die eigentlich nur gezwungen hatte, was sie durch übermässigen Uebermuth häufig genug that. Zu einem socialen Anwerbe ist das Pöbelthum nur in Dorpat geworden, wo es in letzter Zeit das Schützgerüst haben zu verdrängen begann, bis endlich der Chevalierconvent dessen Ueberwachen durch eine vorbestimmte Geordentlichung ein Ziel setzte. In der That ist die Pöbel die ungezügeltste Waffe für das Stadthum, um weniger für das dorpaten, da dieses wesentlich in Conflicten persische Natur liegt, alle Disciplin und Formgenossenschaft über den Haufen geworfen hat, und in Folge dessen die unbeschränkten und derbsten Beleidigungen dort zur Tagesordnung gehören. Es ist, als wollte unsere stehende Jugend, bevor unser eigenes bürgerliches Leben sie in einen specifischen Schmelz schmeckt, die akademische Freiheit so recht nach jeder Richtung hin auskosten, als wollte sie während der goldenen Bauernjahre alles, was irgend noch Zwang schmeckt, auf dem Reichthumste von sich abschütteln. Die traurigen Ergebnisse dieses Mangels an Selbstbeschränkung

und Selbstherrschung sind die Gräber der im Pöbelstahl Ge-
tollenen auf dem despoter Friedhofe.

In ganz anderer Weise ist das Schlägerduell zu beurtheilen.
Das Schlägerduell ist ein Mittelglied zwischen einem eigentlichen
Duell und einem ritterlichen Turnier, wenigstens verhielt sich
„Fremdenrassieren“ der Corporationsstufe als genug einem Ver-
gleich, der sonst vielleicht hätte zu Strafe kommen können. Das
Gefahr für Leben und Gesundheit ist dabei durch Strafen und
Bußlagen so eingeschränkt, dass das rohe englische Footballspiel
kaum weniger Opfer dahinschlachten dürfte als das deutsche Studenten-
duell. Andererseits kann aber die Schlägermessung auch nicht gerade
als „Kinder-“ bezeichnet werden, wie das viel hin und wieder
geschieht. Die Leute, die das sagen oder schreiben, haben sicher
nie auf dem Krudenrath gestanden und das verhängnisvolle „Mein
Gegenspieler schlägt mich in ihr Ohr“ können hören. Die Wunden,
die eine gute „hochsteife Schläger-“ schlägt, sind tief und blutig
genug, um das Schlägerduell nicht zum Spielchen شمارen zu lassen,
und die Möglichkeit tödtlichen Ausgangs steht denn doch immer
im Hintergrunde.

Weniger als zu irgend ein anderer Duell kann sich es die
Studentenparthien der Maximal von Abstraktionen legen, wie sie
von dem Gegenseitigen des Duellwesens ohne jede Berücksichtigung von
Zeit- und Geselligkeitsverhältnissen gewöhnlich angewandt zu werden
pflegen. Der Jüngling, der zwar als genug dem vorgerückteren
Altersstufen gegenüber skeptisch und reformatorisch gesinnt ist,
ist in den Beziehungen zu seinen Altersgenossen zu noch weit
höherem Grade ein „Berechenbarer“ als der gewöhnliche Mann, und das
ist gut so, denn wer nicht schon in der Jugend die Wohlthaten
gemeinsamen Denkens und Handelns, gemeinsamer Leiden und
Freuden voll kennen gelernt hat, verliert leicht die Fähigkeit,
sich später zu andern Menschen zu schließen und in Gemeinschaft
mit ihnen zu wirken und zu schaffen. Die hochgehaltenen aber
harschbewehrten, der jugendliche Übermaß, die überwachsende Kraft
tragen das Bistige dazu bei, um den alten Schlägerboden stets weiter
„härten und schärfen“ zu lassen, wie es im Liede heißt. Man
kann wohllich nicht unsern Aech, dass die natürliche Wildheit und
Robheit der gemeinsamen Jugend gegen ihrer Abmilderung bedarf,
wie sie im Bes- und Westenswesen der englischen Hochschulen,
im Duellwesen der Deutschen gefunden ist. Die Köhnten, Kraftge-
riesen und Kalbfügigen werden sich unter den Nachkommen der

auser rathlos durch ganz Europa herübergehenden Urmassenerollen stieß man gewisser Ansehens zu erfreuen haben, die übrigen wollten nicht hinter dem zurückbleiben und so war denn wol auch in Döpat an eine Bestätigung der in der That über alle Schwaben hinausgehenden Draußenheit schwerlich jemals zu denken gewesen, wenn nicht ein solches eben so bedeutungsvolles Moment hinzuge treten wäre. Dieses Moment war, wie wir oben bemerkten, das religiöse.

Auch jene jungen Theologen, von denen wir am Anfang unserer Arbeit sprachen, hätten gewisse rathlos waren. Hat doch das Alter rülh, auch sie sehen sich eingetragt und bedrängt durch den Urteil ihrer Umgebung. Je mehr sie sich jedoch dem Geiste ihres Studiums hingaben, desto weniger vermochten sie die Sitten und Bräuche, die sie vor Augen hatten und deren Zwänge sie selber unterworfen waren, mit derselben in Einklang zu bringen. Unwillkürlich stießen sie in dem christlichen Rache, welches die Grundlage ihrer Wissenschaft bildete, auf Stellen wie: „Wer Menschenhölle vergewest, den hat soll auch durch Menschen vergewest werden.“ (Genesis 9, 6) — „Ich aber sage euch, wer mit seinem Bruder strreit, der hat des Gerichts schuldig.“ (Matth 5, 21). — „Wer seinen Bruder hasset, der hat ein Teufelskündig, und ihr wisset, dass ein Teufelskündig nicht hat das ewige Leben bei ihm blühend.“ (1 Joh. 3, 15) u. s. w., beständig wurden sie durch die Lehre und das Beispiel ihrer Professoren, unter denen Philipp damals den größten Einfluss ausübte, darauf hingelenkt, mit zäheren weltlichen Formen, die diese manchen Uebersetzungen widersprachen, zu brechen und sich für das noch unabhängig zu erklären. Die Selbstheit, die, man hätte sagen, was man wollte, doch immer diese Grundung in unserem protestantischen Charakter bildet, Hess nicht ab, die mit beständig nahender Stimme vom östlichen Himmelsrand ihrer Anschauungen zu drängen, und so geschah es denn, dass schliesslich das Taktisch zwischen Minor und der Majorität der Stadtratswahl mit raschem Schritte durch trennt wurde dass sie fernsichtig ihren Standpunkt veränderten. Man verkannte die Bedeutung dieser kühnen Selbstheit nicht. Die kleine Opponentenpartei sah während einiger Jahre die schimpflichsten stadtratsliche Strafe, den Verlust, über ihrem Haupt schweben, so konnte ihr nicht gleichgültig sein, von der Masse der Stadtratswahl, mit der sie unzählige freundschaftliche und verwandtschaftliche Beziehungen verbanden, misachtet und in den

Denn gehen zu denken, aber zu leben unter den schwierigsten Verhältnissen fest und ruhig saßlich auch einer langen Zeit des Hungers, Mühsens und Kampfes für Nothen von vollständigen Erfolgs gekostet. Für unmittelbare andere war der Weg freigesucht, den diese uns mit Schmerzen und festem Schicksal beivorten konnten, ja unmittelbar auch dem Wege der Bewegung stiegen zwei junge, sich durchaus auf dem Standpunkt derselben stehende Theologen, M. v. Engelhardt und A. v. Oettingen, in der Latona zu dem höchsten akademischen Ehrenamte empor. Zwar geht es unter den dortiger Theologen noch heute eine Erbschaft, die nach dem Grundsatze des Herakleitos: «*Quid sit futurum scire, fuge quoniam*» das Studententum bei auf die Frage gemacht, nach dem herrschenden Darnach sitzen nach jeder Richtung hin ausschließt und später doch sehr ernst und unkluge Freilager stellt. Die große Mehrzahl der Theologen aber, die sich ihrem Stabem mit vollster geistiger Hingebung widmet, schwebt doch der Falsch zu, welche die kleine Schaar der vierziger Jahre erhoben hat.

Man hat der Sieg, welchen die unglückliche Partei erlitten, vorwiegend an einem einzelnen Namen geknüpft, den der Theologe Karl Heusselberg aus Kurland, den kurz nach der gleichvollen Herdigung seines Stabens das tragische Schicksal traf, von der Cholera dahingerafft zu werden. In der That war Heusselberg einer der bedeutendsten und einflussreichsten Vertreter der neuen Richtung, und es ward uns eine besondere willkommene Aufgabe sein, den Anteil, den er an der Bewegung der vierziger Jahre genommen, nach Hinweisen von ihm, die bisher noch nicht der Öffentlichkeit übergeben worden sind, darzulegen. Zu bestricken ist jedoch, denn, als die Bewegung im J. 1843 begann, er noch ein sehr junger Student war, der Lerna dann sehr weitreichenden Einfluss besitzen haben kann und dem Bucherungsangelegenheiten wol noch sehr wenig unterrichtet war. Er schloß sich der Bewegung jedoch selbst auf der erhaltendsten an und nahm später, als die ärmsten und eugenheimsten Mitglieder der Partei die Unversität verlassen hatten, die Angelegenheit zum grössten Theil auf seine Schikars, ja blieb sogar noch nach abgelegter Gradualprüfung Student, um seine Kraft der vertretenen Sache nicht zu entziehen. Das Ansehen, dessen er sich durch die Besuchen seiner Schikars und die vortheilhafte Mithel seiner Privatthätigkeit erwarb, trug nicht wenig dazu bei, den von ihm verfochtenen Anschauungen schließlick die Anerkennung der Corporationen zu verschaffen. Mancher

ihnen Vorwurf wurde der kleinen Schaar, wie ein objektiver Beobachter jener Verhältnisse gelegentlich auswert, übrig und nicht Hansberg zu Liebe nachgewiesen. Doch verlor gerade die Corporation, mit der ihn die meisten Beziehungen verbanden, im Grunde, bis zuletzt auf ihrem gegnerischen Standpunkte, während die Etonia diejenige Verbindung war, welche sich zuerst mit Nachdruck der Sache des sog. verketzten Opponenten annahm. Es wußte eben die verschrobensten Eindrücke und Willensrichtungen vornehmlich tätigt, um die geschlossene Phalanx der Gegner zu durchbrechen, das nur Parteizugehörigkeit mag mit der Gewohnheit, das andere mit der Etonia, Livonia u. s. w. verhandelt haben. Nach dem Erlaß von Hansberg, sowie nach den Mittheilungen der Zeitgenossen besaß es sich überhaupt zuerst an die von den verschrobensten Strömungen und Strömungen durchzogene Massenbewegung unter den Wilden, die unternehmliche Hauptrolle hatte und sich erst später löste, um als deren eigentlichen Krystallbestandtheil die fest zusammenstehende kleine Theologienpartei nachzubilden. Eine agnostische und verbotene Persönlichkeit, die selbst mitten in jener Bewegung gestanden, urtheilt in einem aus Freundschaft nur Bescheid vorgelegten Briefe über dieselbe, wie folgt: „Das Ueberwachen eines Verurtheilten und sein durch Jahrzehnte gütliches Bräuden unter Körperschaft oder einer großen Gesellschaftswehr kann nicht plötzlich und durch eines Mannes Willen werden, sondern ist das Werk und die Arbeit vieler. Der Hohn muß unterwühlt und Bräuchen müssen an verschiedenen Stellen in das Bollwerk des Verurtheilten gelangt werden, ehe dasselbe seine Allsicherheit verliert und endlich Anzeichen ebenfalls Ertöndlichkeit und Ernstesbereitschaft erkennen.“

Wie sich aus dem uns vorliegenden Bericht von Zeitgenossen entnehmen läßt, hat sich die Umwälzung der vierziger Jahre etwa in folgender Weise vollzogen. Es wurden zuerst vereinzelte Stimmen laut, welche sich gegen das Doct. richteten, die aber von den übrigen entweder lächerlich gemacht oder fastgesehen wurden. Als erster Panathet der neuen Strömung plügte der Theologe *Frisch* sich täglich auf den Markt zu begeben und den dort stehenden Stadterengruppen zu erklären, er werde sich nicht schämen, da das Doct. eine Hand an ihr werde einfach für verrückt erklärt. Da ergriffen sich eine Mannar, dem ein zweierter Ausweg bewanderten Ansehen genigte. Die Predigten hatten

Duellens und Corporatens. Dem Letzteren wurde die Auktion durch geschlagen, er wurde mit Haie und Noth vor das Pedellum verbannt gehalten und nachherartig hergestellt. Als Krüppel mit unheilbar steifem Arme flüchtete er über die Grenze ins Ausland. Duellen hatte Nie eine kleine Prämie erhalten, bekam aber die Rose und starb so denselben (1841). Die Secundanten wurden unter die Soldaten gestellt. Der Rector Volkmann veranlaßte damals die Studenten in der Aula und hielt eine studentische Rede gegen das Duellwesen. Seit dieser Zeit begannen die Gegner des Duells unter der Studentenschaft sich zu sammeln und einander anzuschließen.

- Es waren deren bereits nicht wenige. Schon 1840 im zweiten Semester hatte ein Corporateller völlig ein eigenes Institut und ganz auf sich selbst gestellt gegen das Duell Front gemacht. Es war das der Theologe Ed. Hasselblatt (gegenwärtig Professor in Cambray bei Dorspat), der, nachdem er als Obermann der Katastra zwei Mensuren ausgehoben, aus der Corporations anstalt mit der Erklärung, er werde sich nicht mehr schlagen. Da er eine geachtete Persönlichkeit war, so gieng man gegen ihn nicht vor, sondern sah ihn seine Stellungnahme als Märtyrer an. Bald begannen sich für den menschlichen Fortschritt seiner Ueberzeugung selbst aus der Mitte der Corporations ohne Sympathien geltend zu machen. Der Karlsruher Span, ein leidenschaftlicher Duellant, hatte Hasselblatt nach damaligem Konventionenbrauch wiederholt von beiden Seiten geschlagen (s. h. von Trotter geführt), bei dieser dem menschlichen Kampfe ruhig zusehenderweise, denselbe wurde damit nicht Ehre angethan, da das Duell in seinen (Hasselblatts) Augen schon ein Unrecht an. Von der Zeit ab entspann sich ein persönlicher Verkehr zwischen dem Helden, der Span schließlich für Hasselblatt so weit einnahm, dass er ihm erlaubte, sich einschreibenden Falles für ihn schlagen zu wollen, was Hasselblatt natürlich, als mit einem Standpunkte ebenfalls vereinbar, beiseite schob. Um diese Zeit begannen bereits durch die Gesamtversammlungen unter dem Willen Hasselblatt in ihren Kreis zu treten. Er wurde schließlich aufgefordert, an einer Willensversammlung theilzunehmen, die über ein gemeinsames Vorgehen zu beschließen hatte. Es traten hierbei die verschiedenen Richtungen hervor: die eine wollte eine Willensvertretung mit Corporationsrechten schlagen die zweite verlangte Willensvertretung und Aufhebung des Duellzwangs, die dritte Nie das letztere. Die über das Duell bekämpfende Richtung, die sich in ihrem Fortschritt

auf die vernünftige Masse beschränkte, versuchte sich allmählich zu behaupten und erlang schließlich die lange verwehrene Anerkennung der Corporationen. Zuerst trübte hiesig ihre mit 25 Unterthanen versehenes Eingebn in die Corporationen-convente einen segen Stern gegen sie aufzuheben, der schließlich nur dadurch beschworen wurde, dass man sich dahin einigte, die Eingabe als „ungeschieden“ zurückzuweisen. Die kleine Kämpfschare wurde aber nicht müde, immer und immer wieder vorzurücken, bis die Behörden der Gegner sich im letzten Augenblicke und im Sinne eines Faustrecht Böden nach dem anderen abzugeben konnten. Möglich wurde dies freilich erst als ihr auch innerhalb der Corporationen überlegte Anhänger entstanden. Wie uns von unterrichteten Persönlichkeiten verrichtet wird, war es wesentlich der Chergirt der Estons Eugen Schmidt (gegenwärtig in Moskau), der durch seine unablässigen Bemühungen dem Hauptpunkt der sogenannten „Gewissensfreiheit“ allgemeine Anerkennung in der Reichsversammlung verschaffte, nachdem er die Sache derselben auf dem vorigen Convent mit einer Stimme Mehrheit durchgesetzt hatte.

Die beiden andern Richtungen, welche die Gleichberechtigung der Wilden mit den Corporationen auf dem Felde gescheitert hatten, trübten bald in das Dunkel zurück, was ihnen zu gekommen waren. Zwar wurde die durchsichtliche Forderung der Wildenvertretung wiederholt aufs neue in Berücksichtigung gezogen, so im J. 1846 bei Aufhebung des sogenannten „Hochscholaren-convents“ an Stelle des Chergirten-convents (zu 20 Studenten stellen einen Repräsentanten) ferner noch in den Jahren 1859 und 1875, in denen sich Wildenverbände organisierten, doch versuchten sich diese Verhandlungen in Folge ihrer lockeren innern Zusammenhänge nicht zu halten. Die kleine Theologengesellschaft Magnus, die auf ihrem geselligen Zusammenkünfte ganz ihren nichtdogmatischen Zweck leitete und höchstens noch literarische und künstlerische mit Eifer pflegte, Mühe unangefochten weiter fort und machte erst später, als sie sich, von einem blühenden Fortschrittsdrange getrieben, im Jahre 1865 als Corporation „Amalins“ constituirte, dem separatistischen Theodorus abholden landwirthschaftlichen Princip unterliegen.

Wir gehen nun daran, dem Leser in zieml. bedeutendem Masse gewiss nicht unthunliche Bindestrichbewegung durch hiesigen Katholik nach Brichen von Karl Harnberg zu gewähren, welche dieser an seinen Onkel, den Pastor Johannes Elver-

feldt zu Zehnweilen († 1850) gerichtet hat. Ein vom 9. Okt. 1843 datirter Brief enthält die folgenden Mittheilungen über die ersten Anläufe des «theologischen Abends»:

«Wünschelt sind wir schon zu unserem theologischen Erbauungsabend veranlaßt gewesen. Seine Hauptstufen sind Haase (Blatt und Behm († 1862 als Leiter der deutschen Schulen zu Wüzburg. D. Ref.) Es ist von Haase und Curator (jener versetzte sich, er trauete sich, dass seine Zöglinge schon selbigen Namen zu werden) bestatigt. Die Acte, die darüber von uns unterbreitet wurde, ist sehr hin abgelesen, so dass wir selbst Neuen Bewunderung erregte (Chr. Neuen, Prof. der altklassischen Philologie 1843, was damals Docteur, Curator war Graffström. D. Ref.) Es heisst dann u. a., wir würden uns dieselbe mit möglichster Wahlheit in einer dem Bedürfnisse entsprechenden Form beschäftigen; der Abend sei zwar nur für Theologie Studirende, aber jeder Student würde gern aufgenommen, von Pfaffen und Theologen. Da siehet, wir haben uns eigentlich volle Freiheit vorbehalten, und doch ist dieser Schein gemacht. Neuen hat uns gesehen, diesen Abend so öffentlich wie möglich zu machen. Die Form ist: jeder, der das Lust fühlt, kann sich an jede Zeit im Sonntage im Versammlungsort einfinden. Dass der Abend ein Bekehrtes der Zeit sein mag, das grossen Anspruch, den es findet. Während in der Kirche geschickelt nicht über 5 oder 6 Studenten sind, ist die Zahl der Besucher unserer Erbauungsabende bereits in vier Sonntagen von 11 auf 36 gestiegen. Darunter sind auch viele Landkinder aus Kurland, freilich fast nur Theologen. Ueberhaupt ist der Geist unter den Theologen hier gewaltig verändert. Sie können dem Einflusse des Geistes der Wahrheit nicht mehr widerstehen. Selbst in der Landmannschaft wird die Zahl derjenigen, welche über den Pfaffen spotten, immer geringer. Viel trägt hierzu Philipp's Ansicht bei, bei dem sie Wissenschaftlichkeit mit Glauben vertritt. Enden hat der Selbst durch die Golligenheit seines Charakters eine solche Achtung erworben, bei dem ich über ihn noch nie ein Wort des Spottes gehört habe. Der alte Studentenkopf Wicht Haase, der an Ende mit seinem Glauben doch gar zu viel Geschrei macht, wie denn ein Theologe seinen Wahlspruch dahin verkehrte: «Ich glaube, darum schreie (ist. redit) ich!».

Der Brief geht das weitern auf die damals oben am Halben

gewaltige Bewegung gegen das Duell über, die in folgender Weise geschildert wird:

... Viele Häupter der letzten Zeit wurden leider vollständig einem Strome zum Opfer fallen, der jetzt nach herabgebrochen ist, einem Reformationsstrome. Die Zahl der Willen hatte sich in letzter Zeit, begünstigt vom Zufalle, so vermehrt, dass sie unter den Kartäusern die Hälfte ausmachten, darunter die geachteten Leute. Schon das machte eine Reform nötig, und es wurde manchmal heftig darüber geredet. Eine Verlesung des Verfalls von Seiten eines der Willen zog die Aufmerksamkeit der Landmannschaften auf sich. Man fragt ihn, er antwortet, er gebe nichts auf diese Dinge. Darauf erhebt ein kaiserlicher Oberster im Besatzungen (später Erzbischof von Elyon und Schloß gegenwärtig geistl. ober. D. Hof), einem älteren angeseheneren Leute und fragt, was die Willen eigentlich begüßerten. Er verspricht in acht Tagen Antwort. Am folgenden Tage findet bei den eine Versammlung von Willen statt, darunter 20 Kartäuser (Inskription; Abschaffung des Duells, Ehrenfreiheit (d. h. mit Erweiterung der bisherigen ständgerichtlichen Bestimmungen im Hinblick auf die Aufhänger des D. Hof), Festschreiben, akademische Mense. Fünf wurden zu Kartäuser erwählt, vier Kartäuser (die meisten Stimmen hatte Besatzungen) und mit grossem Consens der Kartäuser Hasselblatt, ein sehr gestandener Mensch. Da zeigt sich denn eine grosse Zwispalt, der die Ansichten trennt. Der eine Theil will nur sein Gewissen und seine Überzeugungen aussprechen und bezieht dabei vor allem die Abschaffung des Duells (zweifelhaft nur für das, dessen Gewissen dasselbe widerspricht), die andere Partei will diesen Punkt gar nicht berühren, sondern streift nur die Rechte der Corporationen an. Inzwischen haben wir auf unserer Seite ein, dass, wenn wir die Rechte der Corporationen, hauptsächlich Antheil an den Wahlen, verlangten, wir dadurch selbst wieder unser Gewissen an einer unerlaubten Verbindung theilhaben. Hasselblatt, schon auch ich verweigern uns also dabei, nur eine Erklärung abzugeben, dass wir das Duell und den wegen Verweigerung desselben verhängten Verfall als gegen unser Gewissen gehend nicht anerkennen. Es werden drei verbindliche Schriftstücke aufgesetzt. Die ersten verlangen gleiche Rechte mit den Corporationen (Propositionisten), die zweiten gleiche Rechte mit den Corporationen und Abschaffung des Duellensanges

(Classula-Propositionisten) und die dritte (wie dreißig vor dem Punkt gegen das Duzell (Classulisten), weil nur Gelehrte und Unterrichtsamt Richter sein sollen, jene Proposition aber die Ueding ist, insofern sie die doch immer abhängigen Verhältnisse von einer Verbindung will, in die wir eben an unserem Gelehrten willen nicht gestehen sind. Es kommt es einer zweiten Voraussetzung, auf der zwei kühne Klässen, voll Geist und mit einer tugendhaften Seele lausend des Propositionisten-Standpunkt vertreten und uns durch ihre Bereitwilligkeit am meisten schaden. Auch die Classula-Propositionisten stellen sich uns feindselig gegenüber. Wir finden keinen, der uns beistimmt, legen fierlich Protest ein und verlassen die Versammlung. Die beiden anderen Parteien bekämpfen einander voll Erbitterung. Die Partei der Propositionisten, die zuerst unbedeutend erschien, zeigt sich bei der Verlesung der Schlußstücke als die überwiegende. Auch unsere Erklärung wird verlesen. — „Drei,“ sagt der Vorleser nachtraglich. „Drei,“ wiederholt eine spöttische Stimme — Und noch am selben Abend hatten diese vereinigten Drei den vollkommensten Sieg errufen. Die Partei der Propositionisten zieht ab, die Classula-Propositionisten, unter sich wachen, lassen endlich something den Beschluß, nach uns zurückzuführen und ihre Forderungen sollen zu lassen und schicken daher zu uns. Dem nächsten Tag versammeln wir uns, es wird eine Erklärung ausgesetzt, welche wir offen bekennen, die bestehenden Mißstände als gegen unser Gewissen gehend fürwahr nicht mehr zu ertragen zu können. Viele in der Versammlung widersprechen. Wir unterzettelte erklären, wir beherzigen nicht der Menge, sondern nur der Wahrheit und des Rechts, jene verlassen uns, und wir bleiben in der Stille von 17 Mann zurück, wählen aber auch an demselben Abend schon 27. Indessen scheint doch die Form zu schreien, es wird also so freundlich als möglich gemacht, ohne nur mit einem Wort zu Bestimmtheit zu verhören. Obwohl ein paar zurückzuziehen, und wir doch am folgenden Tage schon 55, darunter 20 Theologen, aber über ein Drittel aller deutschen Theologen. So reichen wir denn unsere Erklärung den vier Gelehrten an, nicht ohne die Gefahr zu kennen, daß wir uns amüsieren. Wir suchen heute um unsere Lauspar nach,“ sagte einer unserer Augustinern, der Justiz Kapfen (bis 1837 Justizoberminister von Dorpat, lebt daselbst. H. Ref.), welchem wir keine Antwort,

so führen wir diese Papiere aus dem Stapel heraus (d. h. in Ver-
 ruf). Obwohl nun ein Kurländer mir selbst sagte, die Mißbräute
 der Landbesitzer hätte das Recht ebenfalls für ein Unrecht („Es
 ist ein notwendiges Übel,“ sagt die allgemeine Meinung, obwohl
 die christlichen Obrigkeiten alles Mögliche thun, um nur zu
 vermeiden, so scheint doch unsere Sache sehr zweifelhaft zu
 stehen. Wir hören aus der Mitte der Corporationen wiederholt
 die Aeußerung, man bringe unser Vorhaben zwar privatim,
 konnte aber den Consens nicht ändern. Die Corporationen er-
 kennen, dass wir allerdings Recht besitzen: den Proprietären,
 die schmeicheln sich mehr verlangen, wollen sie aber Zugutbrin-
 gen machen. Doch sind diese nur halb so stark wie wir, über-
 haupt viel zu schwach, um Forderungen zu stellen. Sie ver-
 halten sich darum ruhig. Sie sind sicher, was aus uns wird. Wir
 sind ganz gefasst darauf, in Verfall zu kommen. Doch, plötzlich
 erblüht, scheinen sich die Corporationen doch noch zu scheren,
 eine solche Anzahl Comités, die von einer von Zeitgeist
 begeisterten, diese selbst nicht ganz fremden Überzeugung durch-
 drungen sind, zum Ausretten zu bringen. Sie selbst haben uns
 erklärt, so befinden sich unter uns viel die schätzeren Leute und
 haben keinen anderen Zweck für uns erfinden können als „die
 unerschrockene Kolonne.“ Jedenfalls müssen wir uns öffnen, wir
 dürfen unseren Gewissen nach keinen Schritt zurückgeben. Zwar
 erkennen wir diese Kräfte, die wir nicht ohne Berechnen sind,
 die Dorpat bald verlassen, aber wir vertrauen auf Gott und die
 Gerechtigkeit unserer Sache, haben auch manche Hoffnung auf
 Zuwachs:

Aus jeder wackelnden Seite diese neuen und vielfachen
 Auseinandersetzungen leuchtet der allem Schicksalen und allem
 Mühen Paradiesen gleich fremde, stille, ruhige und würdevoll ge-
 sammelte Charakter hervortretend in harmonischer Weise hervor.
 Er schrebt an einen Verwandten und Genossenschaftsgenossen, besuchte
 die seinen Empfehlungen durchaus keinen Zwang aufzutragen,
 und doch müssen wir auf kein Wort des Tadeln oder der Er-
 bitterung gegen die mächtigen Güter.

Nach einiger Zeit haben wir den Briefsteller bereits in viel-
 fache persönliche Beziehungen zu den Corporationen getreten. Durch
 die von unser Genossenschaft geprägten Fichtboden kommt er mit
 dem ihm bekannten Stadtstadler in inniger Berührung. Bis
 vom 8. März 1844 datirt: Brief berichtet darüber Folgendes:

«Freundlich verkehrte ich mit dem kirchlichen Corporationen Vogei, dem tüchtigsten Pflügeren hier (gegenwärtig Director des württemb. Gymnasiums in Hof) und dem real theol. Grünar (gegenwärtig Pastor zu Berberich), sehr ansehnlichen und begabten Menschen. Im ganzen stehe ich eigentlich mit der ganzen kirchlichen Landmannschaft recht freundlich, obwohl unsere Parteien sehr getrennt dastehen, denn wenigstens zur Abschaffung der belehnten Leibeigenschaft eine Commission von Churfürsten niedergesetzt ist, so wird diese in ihrem Verhandlungen doch am meisten gerade von den Katholiken beinträchtigt. Dazu kommt, dass wir ihnen jetzt hitteres Land sagten, indem wir Wilden jetzt aus einem Fuchsboden abgerichtet, der schon 50 Mitglieder zählt und später der Landmannschaft grossen Kitzel thun kann. Der Kirchenregiment am Samstend, der Tertii gegen das Duell und die neue Fuchsboden teilten mit diesen Mitgliedern schon eine unerschöpfliche Macht, mit der die Weltgeister sehr stark verfahren müssen. Vorlieb, was ihnen so nicht allen! Das Faches werden von ihnen jetzt so gehänselt, so heftig aufgenommen, dass sie aus dem jungen Schwachs so gut wie ganz entstehen. Unser Fuchsboden hat übrigens auch einen Neben Zweck, nämlich den, den Vorwurf der Weichlichkeit und Furchtsamkeit ganz von uns abzuwälzen.»

Die Fuchsbündler sagen dem jungen Theologen sehr an und er schwärmt mit Lust seine Klagen. An seine Eltern schreibt er wie wir einer von seinen Schwäger, dem Pastor Paul Seeburg, handtredende Lebensbeschreibung (München, Neumann Verlag, später Fr. Lucas 1853) entnehmen, unter dem 4. Sept. 1845: «Die Quere ist der offnen und gewöhnlichsten Eitel auf die Brust, ich wünschte es wöl gering zu haben.» Diese kleine Stelle dürfte beachtenswert für die aufrichtige und gesunde Natur des Bischoffs sein, in der kein Eitel und kein Falsch war. Auch im Verkehr mit gegenüber Gewanten von Henselberg mit seinen Überzeugungen bei jeder sich darbietenden Gelegenheit hervor, wusste er aber stets in einer unapostrophischen und nicht verletzenden Form zu klären. Von einem Gespräch, das er über die Duellfrage mit einem jungen Katholik gehabt, bemerkt er ebenfalls in Seeburgs Lebensbeschreibung abgedruckter Brief an seine Eltern vom 19. Mai 1846: «Es wundert mich auch auf den «Ehrenpunkt», zu sprechen gekommen, und der Katholik hatte voraus gefragt: «Du hältst also von der Ehrehaftigkeit nichts?» — «Von der falschen Ehre nichts», war die

Antwort, »von der Wahrheit viel.« — »Das bedeutet also, dass alle Menschen Unrecht haben und Du allein Recht hast!« — »Ich bin es nicht, der Recht hat,« lautet die Antwort dieses lehrhaft klingende, aber von einem Standpunkte aus durchaus schlagende Entgegnung Homberg's, »am Andern ist's.«

Neitherweile hatten sich die Kämpfe weiter fortgesetzt, aber dass ein heiliges Ende zu erwarten stand — In einem Brief an den Obern Riversfeld vom 28. April 1844 lautet er:

... »Unsere Sache ist noch immer nicht zu Ende: durch die Hartnäckigkeit der Kartäuser fällt der Endbeschluss nicht so günstig aus, als es meist schien. Doch sind die Vortheile, die wir auch bei stillschweigender Annahme (gewissen unangenehm) Zerknirschung gehen können: wir wir zu einem Frieden, in dem wir vollkommen Sieger bleiben; gewissens, wozuf? 1) dass die Gewährung dessen, der sich nicht schlägt, als ganz gleich ohnehin mit derjenigen der Losgehenden angesehen wird; 2) dass der Beschädigte in keinem Falle klagensuchen braucht, sondern durch Vermittelung des Kronrichters eine Kronerklösung erhält (diese Bestimmung bestand bereits, D. Bst.), endlich dass auch der Beschädigte unter gewissen Umständen sich nicht zu schlagen braucht. Aber das ist freilich der schwächste und schwächste Punkt. Die Kartäuser gehen von der falschen Voraussetzung aus, dass Leute, die so freudlich sind, dass sie das Duelle verabsäumen, auch nie bekümmert werden. Was unsere Feindschaft betrifft, so hat er nicht so viel Widerspruch erregt, und wir kommen jetzt besonders mit den Kartäuern deren Nachbarn wie auch ganz gut.«

Um diese Zeit begann Homberg nach dem Fortgange der letzten Gewandungsprozesse bereits die allseitige Führung der Gesellschaftsangelegenheiten zu übernehmen. Eine weitere Seite in dem erteilten Briefe nimmt an dem der fortwährenden Gefährten die folgende Worte:

... »Ein grosser Verlust für uns hat es, dass Homberg nicht, wie es der gütigste unter den heutigen Theologen, der auch die meisten Untersuchungen geleitet hat, wogegen seine Achtung stiftende Persönlichkeit; und seine Energie werden uns in ähnlicher Weise helfen. Auch der erste unserer Geschichtstheoretiker der Jura Kappler, ein Kartäuser, geht weg, ein Mensch von viel Selbsteifer, Eifer und unerschütterlicher Treue. — Eine sehr interessante Bekanntschaft habe ich

nach in dem Kattönder Glitzerach († als Besitzer einer Seidfabrik in Europa. D. Ref.) gemacht. Er sei wohl das bedeutendste Dokument, das ich in unseren Freimason habe, wenigstens glaube ich, dass sein Inhalt viel grossartiger als der Heibergs ist. Sein ganzes Wesen drückt einen lebendigen Geist, viel weniger Gemüth aus.

Die Verhältnisse mit den Corporationen zogen sich noch Jahre lang hin. Am 1. Sept. 1844, also nach mehr als zwei Jahren, schreibt Heiberg, der damals bereits seine Graduspromotion abgelegt hatte:

... Ich bin noch Harth, weil ich eine Sache, die eine Gewissensfrage ist und deren Partigung wenigstens durch meine persönliche Stellung in der Forscherwelt erleichtert wird, zu vertreten habe. Freilich, so viel ich nach das verlockende Element darzustellen strebe, der Konsequenz der Sache kann ich nicht das Geringste vergeben. Wo ich etwas zu vertreten habe, da darf keine Spur von Dumm oder geheimer Verbindung mehr vorkommen, und das hat die Schwestern, die sich an uns gemischt hatten, zerrissen. Mässigkeit und Konsequenz der Ausführung sind uns allgemein zugestanden, aber darum ist unsere Kraft auch so geschwunden, dass höchstens an einem Wallstufentag, nicht mehr an einem allgemeinen und gründlichen Sieg zu denken ist, und wo der nicht erlitten ist, schliessen wir unter keiner Bedingung Frieden. ...

Und doch hatte Heiberg, der im J. 1848 starb, noch die Ermächtigung, die von ihm verlockende Sache mit dem vollständigen Siege geführt zu sehen. Er konnte das ersehnte Erwarten empfinden, mit welcher Ungleichung für sie gewirkt und die ganze Kraft seines matten, kleinen Geistes zu ihrem Gunsten in die Waagschale geworfen zu haben. — In welcher Weise Heiberg auf diese Umgehung einwirkte und ihre Zustimmung und Sympathie zu erwerben wusste, dürfte am besten aus dem folgenden ausserordentlichen Charakterstück hervorgehen, das uns aus unsere Bitte Professor A. v. Uttingen von ihm überwiehen hat:

«Karl Heiberg,» schreibt Prof. v. Uttingen, «war ein mythisch angehauchter Natur, mehr für wissenschaftliche Verfassung, als praktische Wirksamkeit begabt. Die letztere blieb überdies aus — wie seine Predigten und seine Arbeiten im christlichen Studentenverein lehren — weil er eben ganz von dem durchdrungen war, was er hielt und erkannte. Dabei war er nicht unzeitig über-

logisch gebildet. Er brachte damals viel über einen christlichen Deuts- und pflegte die politischen Interessen mit seinem Vaterland. Aber — wie in einem Komma — mit dem Auge mehr nach Innen schauend, mit dem Worte fast wie in ekstatischem Selbstgespräche sich bewegend, suchte der gewöhnliche gesellschaftlichen Verkehrform sich anpassen, so versuchte er sich auch kaum einen harmlos freilichen Verkehr herausgeben. Er blieb immer sparsam und Philipp in seiner aristokratischen Weise hat ihn oft durch geweckt, obwohl Jener sehr wohl wusste, was in dem jungen Manne noch für eine Menge ungeführter Schichten in dem Urtheil Schicht seiner Innern ruhte. Bei alledem war Hesselberg unter den Studenten nur allgemein anerkannte Persönlichkeit, deren Einfluss die Sache des Antisocialistenthums viel zu denken hat. Neben anderen ihm nach Kräften, war aber mehr ein Disputat, während Hesselberg durch den Adel seiner religiös-ethischen Ueberzeugung, durch die Werke seines ebenfalls durchdrungenen Charakters die Gemüther für sich zu gewinnen wusste.

Ähnlich bewertete sich auch August Hesselblatt zu Genty über Hesselberg. «Hesselberg» lautet seine Schilderung, «war ein lautes kindlich-naives jugendliches Gesicht, im Halben fast unbekant, so dass es vorkam, als sei, dass man bei oberflächlicher Bekanntschaft ihn sogar für unbedeutend gehalten hat. In Sachen aber, die sein Innerstes erfüllten, namentlich bei Vorlesungen, belebten und durchdringten sich seine Züge, und der volle Strom der Rede floss ihm, die Haare überausend und gewinnend, gewissenmaßen mitten aus dem Herze heraus. Er war keine kämpferische Natur, ein schlechter Debatteführer; nicht durch Beweis und Gegenbeweis schlug er den Gegner, sondern er gewann ihn durch eine inneren Erfüllung von der Sache. Hesselberg war nichts weniger als Menschenkenner; klügelich trauete er jedem nur das Beste, annahm das Schleimste an.»

Hesselberg war eben noch weit mehr Gemüths- als Verstandesmann, und dieser Umstand war es vor allem, der ihm bei aller Abstraktheit und Weltabgewandtheit seines Denkens so zahlreiche Freunde, selbst unter den Gegnern seiner Anschauungen, verschaffte. «Kann einer Stellungnahme» schreibt Sontag, «wagte ich dafür zu verhalten, dass er ihrem Treiben innerlich so fern stand, weil man ihn eben unterweg so hoch stellen musste und weil sein Wissen weit erweiterter davon war, als menschliche Aufsicht oder All-
 klugheit aufzutreten.»

Ein anschauliches Bild von Hasselbergs äusserer Erscheinung bietet Norberg in nachstehender Schilderung: «Hasselberg war ein junger Mann von grossem Wuchs und gerader Haltung, sein Gang war gross, kräftig, schwer, ja etwas schiefeln. Der Kopf von langem Oval, war etwas spitz mit starken, freundlichen Augen, die aber ein hoch aufgeschlagenes Wimpern, denn sie waren sehr lebhaft und gedrückt. Die Nase war stark gebogen, der Mund von einem überaus künstlichen Lächeln beherrscht, die Züge des Mannes, trotz seines Gesichts machten einen sehr jugendlichen Eindruck. Im ganzen konnte Hasselberg durch ein Schiller erinnern, wenn man sich dieses nach den meisten Bildnissen, die man von ihm hat, denken darf.»

Als weiteren Nachtrag zu dem erwähnten Bilde der Aesthetikbewegung mag hier noch die nachfolgende Charakteristik Platz finden, die Frögen Hasselblatt-Gentz von zwei anderen ebenfalls mehrfach erwähnten Führern der Bewegung entwerft:

«Solm,» bemerkt Frögen Hasselblatt, «war ein kleiner Kopf und ausgesprochenes Denksicht, dabei aber beherrscht von einem merkwürdigen Geiste von Mystik, ein ganz theologisch angelegter Mensch, sehr besonnenes Kopfthum. Das ständische Treiben, grosse Versammlungen etc. waren ihm ein Grund. Auf seine tiefere Bekanntschaft hat er grosses Hindernis und grosse Anziehung ausgeübt, sich dagegen in den Denkämpfen, sowie Massenversammlungen, Beratungen mit den Corporationen etc. in Frage kam, hat ganz im Hintergrund gehalten. Viel mehr Stormbeck war Victor Kapfer, vielleicht nicht so sehr auf Gemeinwohlthätigkeit, als auf Willensvertretung hin. «War das eine Mühe,» pflegte er später zu sagen, «diese Willensbeulen zusammenzubringen und zusammenzuführen, und es war kaum zu glauben, wie viel Schmal darüber war.»

Die Früchte der Bewegung gegen das Dual kamen nicht über den Kirchen, hinauswegs auch über die Masse der ansehnlich der Corporationen Ständen zu gute, sondern nicht ausserhalb der Verhandlungen selbst und ihrem gemeinsamen Forum, dem Chartistenconvent. Der Verlauf der bewies weiter oben erwähnten Schrift über die dorpater Universität aussert darüber: «Für die Entwicklung des dorpater Bischofsstaats hat die Anerkennung der Universalität von der weittragendsten Bedeutung gewesen, denn dadurch waren wieder zwei entgegengetretene Principien einander gegenübergestellt, welche in dem allgemeinen Convent mit

einander zu vernehmen und in Erklung zu bringen den Congressen eine mhrihre legislative Arbeit anfertigte. Das hatte einen Gedenkbuchausdruck zwischen den einzelnen Corporationen zur Folge, der, obwohl nur zu wenig in betriebl. Hinsicht ausarbeitend, doch wesentlich zur Festigung der gegenseitigen Beziehungen beitrug, bis schließlich die Verhältnisse zu einer so hohen Einheit wurde, dass ohne eigentl. Schaden keinen der vier Glieder sich von dem anderen trennen konnte.

Unter den aus vorliegenden Briefen Henselbergs befinden sich noch einige, die sich mit Faculttungen gelegentlich beschäftigen und in Folge dessen für die theologischen Lehrer der „Zeit. Monatschr.“ von einigen Interesse sein dürfen. Ein Brief vom 2. Mai 1842 urtheilt in folgender Weise über die damaligen Professoren:

„Philippi ist (nicht bloß bei den Theologen) wohlweislich der geschickteste Professor Dorpat und ein interessanter Mann von eben so viel wissenschaftlicher Bildung als Herzensgute und Tätigkeit. Er ist lutherisch und streng kirchlich, aber im Geist, nicht im Buchstabenbegriff. Die Lehre von dem freien Grunde hat er in seiner inneren Seele gelehrt. Die beiden andern, Harnack und Keil verhalten er sehr, vielleicht, dass der letztere derselbe noch neben ihm lehren wird. Keil steht sehr abgegrenzt von den übrigen Theologen und ist in seinen Ansichten noch vielfach schwankend. Busch schließt sich an Philippi an. Der Sinn für wahre Theologie nimmt unter uns Studenten zu, auch im Gegensatz zu unsem Antagonisten, den Medicinern, einer Spaltung, die sich selbst unter den Universitätsprofessoren auspricht und noch vor krzem eine Anklage von der Reichstageskammer von Seiten des Physikers Königs gegen unsere Theologen als Verflger des Wissenschafts beschuldigt. Wie dieser positive Sinn unter den jungen Theologen gewirkt ist, bezeugen die drei letzten Predigten des Erlnders Carlblom, des Letztnders Hinrich und des Kurlnders Lichtausende. Gewissens ausgesprochen war Carlbloms Predigt, ein Zeugnis von der Gnade, wie es in so schöner Vollendung, in einer solchen Falle von lutherischer Kirche in Dorpat viel selten gehört worden ist. (Carlblom hat auch die letzte goldene Medaille, die für die Bearbeitung dieses Gegenstandes ausgesetzt war, erhalten).“

Philippi war damals noch eine lbliche Kraft, die erst mit ein paar Jahren (seit 1842) in Dorpat wirkte, aber gleichwohl auf

die Studierenden bereits einen mächtigen Einfluss ausübte. Zur Beurteilung Philippi finden wir in den in diesem Artikel erwähnten Briefen die folgenden Ausführungen: „Mit der der jüdischen Nationalität eigenthümlichen Schärfe des Verstandes war bei Philipp alles in die besten Klagen, consequente System gebracht. Da nun aber Consequenz, namentl. wenn sie in einer reinen, unheilbaren Persönlichkeit mit wahrer Begeisterung sich paart, zu allen Zeiten auf die Jugend einen gewaltigen Zauber ausgeübt hat, so gewann auch Philipp auf die Studenten einen außerordentlichen Einfluss, so dass nach Jetti, nach vier Decennien, seine ehemaligen Schüler nur in den Ausdrücken warmer Verehrung und Dankbarkeit seiner gedenken. Durch seine Lust vor einem halben Jahrhundert begonnenen dogmatischen Vorlesungen hat er der theologischen Facultät die Richtung gewiesen, von der sie mit einer einzigen Ausnahme im laute zum Hilar brevit abgewichen ist.“

Philipp verließ Dorpat im Jahre 1852, um nach Rostock zu gehen. Karl war glücklich aus dem Vorfrühling, studierte in Dorpat und Berlin und kam sich 1845 in Dorpat als Privatdocent an. Im J. 1859 stieg er zum ordentlichen Professor empor, wurde 1866 emeritirt und lebte seitdem in Leipzig, wo er im Frühling dieses Jahres starb. Busch war 1826—43 Professor der historischen Theologie. Er ist ebenfalls schon aus dem Leben geschieden. Harnack wurde 1843 Privatdocent in Dorpat, ging später nach Erlangen und wurde 1860 von neuem als Professor der praktischen Theologie nach Dorpat berufen, wo er gutwärtig als Professor emerita lebt. Von dem in dem Briefe mehrfach genannten Studenten der Theologie starb Carlheim als Generalinspizienten von Mecklenb. im 1872, Hirsch als Diöcesanprediger in Smolensk 1860 und Lachmann als Prediger der deutschen Stadtkirche in Mitta 1860.

Über die Doctordisputation Harnacks weiss ein Brief vom 28. April 1844 Folgendes zu berichten:

„... Vor wenigen Tagen war Harnacks Disputation. Sie fiel sehr gut aus. Nur war eine gewisse Anzahl Studenten zusammen. Die Disputation Harnacks war, wie auch die Disputation, deutsch. Thema: Die Idee der Predigt, aus dem Wesen des protestantischen Cultus entwickelt, voll biblischer Gedanken. Philipp griff mit Schärfe an, Carlheim (Oberlehrer der Religion an Dorpater Gymnasium, eine Zeit lang selbst Professor. Di. Hof) mit der würdevollen Klarheit, die ja der Spiegel seines Geistes

Husten mit. Doch antwortete Harnack gut und gewissen Bewußt-
 Zuhalt trat als Retropponent Kruse (Prof. der Geschichte im
 1868, stark bekl. nach seiner Emigration: D. Ref.) auf. Der
 Kruse sagte Harnack, der viele interessante Sachen nach hervor-
 sprachte, schätzte ihn hoch. Als Harnack deutsch antwortete,
 während Gelehrter, was den Kruse etwas verlegen machte.
 Mehr noch geschah dies, als er aus mehr Unvorsichtigkeit in
 den nächsten Vierteljahre vorbrachte, als das Auditorium in
 Jahren gelöst haben möchte: K. B. : „Nun, dass du die Predigt
 das Bild der prophetischen Tätigkeit Christi im Cultus nimmst,
 diese so wird in die doch nicht prophetisch.“ Immer heiter wurde
 das Lachen, sagte er die waren die letzten Redenden auf Parke
 und Stühle gestiegen und bildeten ein sichgedrängtes Amphitheater,
 das jede seiner Niederlagen mit schallendem Gelächter
 begleitete. Harnack setzte ihn nicht und stieß ihm endlich,
 erst eine Dignität anzuweisen, als er daspten.

Die Urtheile und Schilderungen Harnacks verdienen un-
 fern nicht ohne Bedeutung, als er offenbar nicht mit den jugend-
 lichen Augen des Durchschnittsstudenten sich sondern, namentlich
 in Dingen, die im Zusammenhang mit seinem Studium standen,
 dann sehr angeregt und geklärt Hark konnte. Die Facultät
 wußte eines früh entwickelten Geistes wohl zu schätzen und hielt
 für ihn bereits den Lehrstuhl des unentgeltlich vor seiner Emigra-
 tion stehenden Busch bereit, als eine plötzliche Tod ihn der sich
 die so verheerendproff stehenden Leihalle entzog. In vie hohen
 Grade die Professoren als Hirschen betrachten, geht aus dem bei
 Seiberg abgedruckten Befehdschreiben hervor. Am Philipp an die
 Mitten des Verzeichnisses schließt und der u. a. folgende Stelle enthält.

„Er war der Stolz und die Hoffnung unserer Facultät,
 er wäre auch die Stütze unserer Hochschule und der theologi-
 schen Wissenschaft gewesen. Er war geliebt von Studenten wie
 Freunden des Enselmanns, denn die, welche der Geist eines
 Charakters und die Sachverständigkeit eines Lehrers in Wort
 und That hätte erkennen können, wurden doch durch die hoch-
 löbe Aussprachelohnen und die lehrwürdige Bescheidenheit
 seines Wesens geliebt und festgehalten.“

Zum Schluß setzen wir einige biographische Notizen über
 Buschberg hierher, die wir ebenfalls dem Seibergschen Buche ent-
 nehmen:

Karl Buschberg war geboren im Pastorei Seckelhausen im

südwestlichen Karland 1825. Später wurde sein Vater nach Tallin in der Silbe von Mitau versetzt, in welcher letzteren Stadt Karl das Gymnasium besuchte, das er im J. 1842 als der tüchtigste unter sämtlichen Reifeprüfungen verließ. Er studierte in Dorpat von 1843—44, erzielte für eine Preussengabe, welche der Dogm von der freien Gnade Gottes in Christo behandelte die goldne Medaille und bestand 1848 in glänzender Weise sein Magisterexamen. Seine Dissertation handelt über Thomassens Leben und Schriften. Der junge Gelehrte erhielt Rufe nach Angern (Karland) und Marienburg (Lithan), entschied sich aber zuletzt doch dafür, bei der so erlösiglich begonnenen wissenschaftlichen Laufbahn zu bleiben. Er bewilligte sich schon vor, den ihm angetragenen Lehrstuhl anzunehmen, da ruffte ihn am 21. Jülh 1848 plötzlich mit seinem Vater der Choleru Sôkku.

Henselberg besaß auch ein hübsches dichterisches Talent, das bereits in seiner frühesten Jugend an Tage trat. Als nebenjähriger Knabe machte er sich, angezogen durch den von Vater vorgelesenen Nihiligen Krieg von Schiller, an einen dramatischen Versuch: „Der Reichstag zu Wien.“ Während seiner Schuljahre dichtete er ein schwedisches Drama „Steno“, das in der Sesterbergschen Biographie theilweise abgedruckt ist, aber gerade von keiner sehr hervorragenden Bedeutung für das Deutschthum zengt. Götter war Henselbergs Talent für die Lyrik seine Lieder sind meist tief und ernst empfunden, doch mit der Ausdruck nicht immer von der erforderlichen Prägnanz und Anschaulichkeit während die Form hin und wieder etwas vernachlässigt erscheint. Selbst nach, etwas weidliche Natur, die aus beim Verfluchen eines Iides von erstanlicher Kraft und Fähigkeit war tritt in des folgenden Verses in ihrer ganzen Eigentümlichkeit hervor:

„ . . . Mich drängt' es nicht, in trüber Lust
Mit dem Gemüthe mich zu schmecken,
Nicht hat zum Kampf ich lockt die Brust
Ich kann' die andern nicht verstehen,
Sah ich sie toben auf der Flut,
Mir schenkt es stets ein ruh' Vergnügen
Am Liebesgott und der Natur.“

In Dorpat dichtete Henselberg für die Schaar seiner Genossinnen gesungen (die „ästhetische Kôrte“) ein **Bannerlied**, welches zu dem Schwärmgezeiten und Selbstentwürfen gehört, das er gesungen hat. Der Anfang desselben lautet:

„Acht, auf nun heiligen Martyrium,
 Der Herr will dich verkümmern,
 Falsch' ihn. Ich' ihn, da irdischer König,
 Du Glauben des reinen Ehren.
 Nun trag', mein Volk, die Dornenkrone',
 Die ich zuvor getragen,
 Der Pöbel soll, wie mir, zum Heil
 Dir an die Schindeln schlagen.
 Du selbst mit Schmach begossen sein,
 Gesankes vor den Leuten
 Und führ' ich dich zu Schand' Maria,
 Sollst du nicht widerstreiten.
 Du sollst, mein Volk, geschlagen sein
 Und diese Schläge leiden,
 Gefenke denn, die Recht' ist mein.
 Ich will für dich antreten!-

Ein hebräer noch ungedruckter Gedicht von ihm, das den Namen
 „Caracas und Lovers“ führt, trägt die Vorzüge der beiden Pro-
 vinsen gegen einander ab und spricht dabei manchen kühnen Ge-
 danken aus. Da es aber viel von dem, namentlich den Karländern
 der ältern Zeit, eigenen Nationalstolz und Provinzialität zu
 sich bringt, so bringen wir es lieber nicht zum Abdruck, sondern
 setzen nur die folgende (freilich ebenfalls nicht wenig mit deut-
 schen Uebersetzungsstellen durchsetzte) Stelle, in welcher die
 Jünglinge Caracas sich zu ihrer stolzen Nachbarin wenden, die den
 ersten Platz für sich beansprucht:

„Ich bin im Besitz der Gestrirte,
 Wie Karlens Sohn dich befiel,
 Als über dich im Blutgerichte
 Knecht der Waffen wilden Streif.

Wohl mußt' ich in der Chronik lesen,
 Dass du dich Mutterland genannt,
 Doch ist mein Land allein genannt.
 Sag mir's, der Prälat Vaterland!

Wohl wuß' ich unter fremdem Schilde
 Die Schiffe liegen auf der Heel' —
 Sahn sag ich ihrem Löwenbilde
 Die Flotte Karlens in die See!

Es rufen meine mütterlichen Seiten
 Nicht, wie Du Rufe so herzlich an,
 Sie lassen sich das Wortgeheim,
 Sie sprechen nicht und waren frei.

Wir schließen in der Hoffnung, das Lesern sonstigen Interesse für die begabte, ehrenwürdige und mit wahrhaft lebenswichtigen Gaben des Gemüths ausgestattete Persönlichkeit abgewonnen zu haben, welche kaum auf diesem Blatte würdiggedruckt ist. War es auch nur im Wirkungskreise von unermesslicher Bedeutung, der Herzberg während seines kurzen Lebens beschaffen war, so zeigt er doch schon hier Gesinnungen und Anlagen, die ihn auf einer späteren Laufbahn gewiss zu einem thätigen und erfolgreichen Vertreter seiner Wissenschaft, zu einem würdigen Mitgliede unserer Landeskirche gemacht hätte.

Eberhard Kraus





Die Seligschrift der Frau von Krüdener.

Étude sur le manuscrit de la Sainte Alliance. Par F. Mühlenskiöld (Paris und
Stenohurg, 1867 Gr. 8. 8 300)



Von den berüchtigt gewordenen Söhnen mancher Länder haben wir mehrere, von den zu einer gewissen Notwendigkeit gelangten Töchtern desselben hat keine in ihrer Heimat Spuren zurückgelassen. Die bekannteste Literaria neuerer Zeit, Juliane von Krüdener, war es doch eben unglücklich, dass sie vielen ihrer Landsleute erst durch eine Abhandlung im Geschichtsgebiete gewandt worden ist, welche C. Schären vor nächstem dröhnig Jahren der markwürdigen Frau an dieser Stelle widmete.

Auf dieses Gebietstück biographischer Kunst werden sich heute nur noch wenige Leser der „Baltischen Monatshefte“ besinnen. Für diese sei bemerkt, dass die Schwannsche Charakteristik der Frau von Krüdener weder früher noch später übertraffen worden ist und dass derselben auch gegenwärtig, wo zahlreiche, damals unerschlossene geschichtliche Quellen geöffnet worden sind, Wesentliches nicht hinzugefügt zu werden braucht. Wer die berühmte Schwannerin war und wie sie dazu geworden, hat ihr baltisches Biographen genauer gewahrt, ähnliches gesagt als irgend ein Anderer. Hoch genug dass das danach erwerbende Bild eines Bekannens bedarf. Auf einem solchen haben die nachstehenden Blätter zu abgeben, indem sie festzustellen versuchen, wofür Frau von Krüdener galt und wie sie zu einer Geltung gelangte, die ihr unter normalen Verhältnissen strengt geliehen wäre. An der Hand des Mühlenskiöld'schen Buches, welches nicht sowohl die Vorgeschichte der Heiligen

Alteur, als die Geschichte einer dieser vauagegegruete genauen Vermählung erzählt — an der Hand dieses Buches soll von eigen- thümlichen Verhältnissen berichtet werden, welche die Tochter des Hauses der vorerwähnten Verlobten auf die Weltbühne geführt und zur Waise einer neuen europäischen Fürstinenswürde gemacht haben.

Kern Abschnitt unserer Geschichte hat so zahlreiche und so bewundernswürdige Bearbeitungen erfahren, wie das Schicksal der Befreiungskriege und der auf diese folgenden europäischen Wieder- herstellungen. Weil die Jahre 1813 bis 1814 für nahezu alle Nationen des Weltbühne bedeutsam gewesen waren, haben Deutsche und Engesen, Engländer und Franzosen, Spanier und Italiener Dar- stellungen des großen Ereignisses unternommen, der auf den Zu- sammenbruch der napoleonischen Gewaltherrschaft folgte. Der gestrigen Bewegung dieser merkwürdigen Zeit ist sehr eben so viel Aufmerksamkeits zugewendet worden, wie dem Kriegeschauspiel und politischen Ereignissen. Schon wegen des beispiellos engen Zu- sammenhangs, der zwischen dem Geistesleben und Sittenleben, den Wissenschaften und Lehrtätigkeiten der Culturvölker des damaligen Europa bestand, erwidert unabweislich, dass bei diesen Darstellungen weit ausgeht und dass die Betrachtung der *allgemeinen* Situation der Zeit in der Vordergrund gebracht wurde. Hatte die Periode der Befreiungskriege doch auf innerem und äusserem Staatswesen, auf Kirchenthum und Wissenschaften, Literatur und Kunst der hochbegabten Völker gleich nachdrücklich gewirkt und in noch nicht dagewesener Weise das Nächstste mit dem Entferntesten in Ver- bindung gebracht. Im Grunde genommen war es ja eine und die- selbe Pflanze gewesen, an welcher Parolen, Carikaturen und Deklamationen sich arteten, die Mäler der Nazarenschule, die Feuille- tisten und Dichter der deutschen und der französischen Romantik sich er- wähnt hatten! Wer Ziele und Ausgangspunkte der Einen verstand- lichen wollte, musste zugleich von den Anderen handeln und, wenn gründlich es Werke ging, auf den *gemeinsamen* Boden der gestrigen Bewegung jener merkwürdig bewegten Zeit zurückgreifen.

Trotz der Vielgestaltigkeit der auf den Gegenstand ver- wandten Arbeit Mäler über denselben noch Manches zu sagen übrig. Denn die Lösungsworte der «Kochlehrer an Volkstümern, Kirchenglaubenden und Ueberlieferung der Väter», auch dem Starme Napoleons die Rande um die Welt machten und dass dieselben in höchst eigenenthümlicher Weise mit gewissen Schicksalen des perhorrescirten revolutionären Zustandes verknüpft wurden — das

wenn trübsal, nur von den Geschehnissen des grossen russisch-deutsch-französischen Krieges und seinen Ausgängen überhaupt etwas weiss. Der Stamm, in welchem die Geschicke der Culturvölker damals zusammenflossen ist von so unheilvoller Bräute, dass es ihm das Weile stille stehen muss, vor immer von dem Ufer der alten Zeit zu schlingeln für seine überleben will. Der Haupttrichter nach und nach die Schenkflüsse und Querflüsse bekommt, deren Wasser in das grosse Bett des Rheines gegen die Anklirungs- und Revolutionswände zusammenflossen. Besonders auffällig plügte an den Ufern dieses Gewässer gewisse Sachverhalte der Kirchengeschichte zu verweilen, denen die stichtreligiosen «Unkete» der Restaurationszeit noch wichtiger und folgenreicher gewesen zu sein scheint, als die politische und soziale. Und das nicht ganz ohne Grund. Während viele der von dem restaurierten Europa aufgeführten Staatskirchen wieder eingestürzt, andere von Grund aus zerstört worden sind, dauern die römische und die evangelische Kirche seit jener Periode eine Erneuerung und Wiederherstellung. Sie in gewissen Sinne noch gegenwärtig fortbewahrt. Zu den mächtigsten und widerstandsfähigsten kirchlich-theologischen Systemen der Gegenwart, dem römischen Ultramontanismus und dem lutherischen Orthodoxismus, wurde in den Jahren 1815 bis 1817 der Grund gelegt. In ungeheurer nachdrücklicher Weise als die Paragraphen des Heiligen Bundes, die Protokolle des Wiener Congresses und die Schriften der Gieseler und Arden Müller wirkten die Biele Sollicitudo omnium, die Münster's Bücher, Claus Harms' Thesen und Schleiermachers Lehrbuch in unsere Tage hinein, — unermesslich tüchtiger als die Schutzschriften der Deutschen Bundeversammlung und der Wiener Schismatica haben die Mauer des restaurierten Kirchenglaubens sich im Kampf gegen den Andrang der revolutionären Zeitströmung bewährt, allerdings mit Unterschied. Rückwärts hat die katholische Kirche bei die Mauer so gelagert, dass deren innere und äussere Erneuerung auf die politische Restauration folgte und dass — ohne von Spanien abgesehen — ein Einfluss der widerwärtigen Unabgbarkeit auf die Volksgeschichte nicht wohl bezeuget werden kann. Dafür hat in den protestantischen Ländern, namentlich diejenigen des deutschen Nordens, die «Rückkehr des Volkes zu den Altären seiner Väter» an dem Wiedererstehen nationalen Bewusstseins und nationaler Thätigkeit in der That sehr erheblichen Antheil gehabt. Vor Ueberrücktritten derselben wird man sich ebenso

haben müssen, wie vor der früher geäußert gewesene, von über-
 drittigen Klirngeschichtbüchern noch heute verflochtenen Anschauung,
 als ob die Befreiung Deutschlands von der Franzosenherrschaft
 überhaupt erst durch die Befreiung der evangelischen Kirche von
 der Vorherrschaft nationaler Anschauungen, die nationale
 Aufregung erst durch die religiöse ermöglicht werden sei. Un-
 befangener Betrachtung kann nicht zweifelhaft sein, dass der
 Ausgangspunkt der Bewegung in inneren Ereignissen lag, dass
 die durch diese hervorgerufene Erregung der Gemüther kirchlichen
 und politisch-nationalen Erregungsbeziehungen gleichzeitig zu
 gute kam und dass die wechselseitigen Beeinflussungen der Mächte
 stattfand, welche die Frage nach Ursache und Wirkung gegen-
 ständlich erschließen lässt. Die Zungen der Katastrophe von 1813
 standen unter dem Eindruck eines Jachorrens aller mit der
 Aufklärungszeit herrschend gewesenen Anschauungen und waren
 demgemäß gerichtet, auf den verabschiedeten Gehören des Gegen-
 über. Aber davon anzuerkennen, was vorher Geltung besessen hatte.
 Man glaubte an Wunder nicht zu haben und was daraus ergab,
 an neuen Wunder, neue was alle zu glauben. Bei der Masse der
 Zeitgenossen verlag die ethisch-religiöse Begeisterung indessen
 eben so auch wie die politisch-nationale. Einzelne Mächte innerlich
 übrig, welche die Fähigkeit besaßen, das kommende Geschick
 in ihre Bahnen zu zwingen und bei den Höhen zu erreichen, was
 die Väter nicht mehr hatten aufbringen können.

Wie unermüdlich und allenthalben standes die wirklichen
 Mächte der Zukunft während der Jahre 1813 bis 1818 nicht in
 der vordersten Reihe. Ihre Stellung wurde vielfach von Schwa-
 rzen eingenommen, welche als Träger der Skottea galten, weil
 sie sich dieser Situation unterwerfen wussten oder weil ihre
 Irrthümer mit demjenigen der Zeit zusammenstießen. Während die
 eigentlichen Apostel der Rückkehr zu den Heiligtümern der Väter
 auf dem Hintergrunde der Scene wirkten und erst nach Wieder-
 herstellung der Ruhe der Gemüther zur Geltung kamen, konnten
 sich auf dem Vordergrunde Vertreter einer ganz andern Richtung,
 Schwärmer und Phantasten, welche bei dem in der Stille ihr Wesen
 getrieben und mit Anhängern des tausendjährigen Reiches,
 der Heiligung des Antichristi des neuen Himmels und der neuen
 Erde kleine und unbewirkte Gemeindegemeinschaften hatten,
 begannen für das Wahn bei den Massen der Erde Gehör zu
 finden und auf diese Einfluss zu üben. Ausserlich stellte die

Sache sich so dar, als habe die sageheure Bewegung der Zeit einen Propheten geschaffen, welche der Welt neue Offenbarungen und frisch entdeckte Wahrheiten zu verkündigen hatten: in Wirklichkeit handelte es sich nur darum, dass der gewaltige Wellenschlag der Erregnisse über trübte Hoffe auf die Oberfläche trüb, die auf dem Untergrunde der Gesellschaft lange zuvor vorhanden gewesen war. Was Julius von Krüdener und Jovon Grosvenor im Hauptquartier der Verbündeten von 1813 produzierten, war nicht ein eigenes Weisheit oder Toffheit, sondern untrüglicher Wahr- und Irrglaube, dem man ein zeitgemäßes Kleid angehängt hatte. Anhänger der phantastischen Vorstellungen, mit denen die Tochter des sogenannten «Hochvertrauens» vor dem Kaiser Alexander I. trat, gab es während des in Rußland stehenden Zeitpunktes in aller Herren Ländern: das Hühnerbuckische Ruch führt den Nachweis, dass es speziell klassische Schwärmergläubigen gewesen sind, denen Frau von Krüdener zum Opfer gefallen. Er erzählt die Geschichte dieses Prozesses mit einer Ausführlichkeit, die man-einmal erzählt, während eine ganze Zeit merkwürdiger und höher unbekannt gewesener Thatsachen zur Sprache bringt. Bei einzelnen denselben wird verweilt werden dürfen.

Julius von Krausen angebliches Prophetenthum führt von dem Aufsatze her, den derselbe im Jahr 1808 in dem protestantischen Pfarrhause zu Markirch (dabei-Nord aus Altona) im Elbthale geschrieben hatte. Der Mann, der die merkwürdige Frau in den Wahn einer ausserordentlichen Bestimmung wirgte und von dem nachgewiesen ist, dass er sie zu ihrem Ausrückhaltungen aufschobeln, war ein deutscher Betrüger und Herr Jean Frédéric Fontaine. Er hatte durch folgenden Zusammenhang:

Es Markirch bestanden zwei reformirte Gemeinden, eine deutsche und eine französische, die unter den Wirren der Revolutionszeit schwer gelitten hatten, durch Zusätze aus dem benachbarten schweizer Cantone erheblich angewachsen waren und unter ihren Mitgliedern zahlreiche Anhänger mystischer und insbesondere christlich-fichtel'scher Anschauungen zählten. Seit den kühnsten Erleichterungen der französischen Revolution war der Glaube an den bevorstehenden Beginn des bewußtährigen Reiches eines Lieblingsvorstellung zahlreicher frangier Gemüther des deutschen Nordens und der Nachbarländer geworden. Hochangesehenen Mannen wie Lavater und Jung-Stilling hatten dieselbe getheilt. Am schnellsten Krausenfolger hatte der Betrüger sich als der Hoffung ge-

trates, -dass das Reich des Himmels und die Offenbarung desselben auf Erden näher sei, als bei Gläubiger oder Ungläubiger denken mag. Der in dem benachbarten Karlsruhe lebende Jung hatte auf Grund einer unruhigen Zeitgenossin von der napoleonischen Expedition nach Egypten die Wiedereroberung Jerusalems durch die Juden und das Erscheinen der neuen Zeugen. (Luth. Joh 11) vorhergesehen, ein angesehenes irrländischer Parlamentsmitglied Dobbinde - nachher erst unmittelbar bevorstehendes - Uebergang des Papstthums in veränderten Sinne ausgelegt. Man konnte sich auf Berechnungen J G Prucks (eines hannoverschen Theologen) und auf Andeutungen der sogenannten Reichsburger Brief, die darauf in Zusammenhang gebracht werden konnten, und gelangte zu dem Schluss, dass Jung Vorhersagung, nach welcher das tausendjährige Reich im Jahre 1815, spätestens 1819 beginnen sollte mindestens einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit besitze. In dem Glauben, dass die im J. 1800 begonnene Periode bis zum Jahre 1815 oder 1820, längstens bis zum Jahre 1836 währen und die wichtigste der gesamten Weltgeschichte bilden werde. — in diesem Glauben war Jung sterbens mit einem andern angesehenen und geprüften Christen, dem Pfarrer Friedrich (Verfasser des „Glaubens- und Heilungsbüchleins“), zusammengetroffen.

Die Gläubigen von Markkirch waren zumest stille und bescheiden Leute, die gewöhnlich ihren Weges gingen, den Vorker sagungen des aus Zürich eingewanderten Arztes Stank (eines Säcklers Lavaters) gläubig anhörten und das letzte Pfingst opfertem, um ihrem, Wahnsinn die Wohlthat eines in ihrem Sinne thätenden Predigers zu sichern. Dassel aber hatte es außerordentliche Schwierigkeiten, weil die Revolutionzeit nicht nur das Land ausgeplündert, sondern die beschiedenen Staatsgelder in Wegfall gebracht hatte, welche den evangelischen Pfarrern in früherer Zeit bewilligt gewesen waren. Als im Anfang des Jahres 1805 hollte in Markkirch thätig gewesene Prediger Herfungen in die Schweiz gefolgt waren, stieg die Verlegenheit der Gemeinden, insbesondere diejenige der deutschen, so hoch, dass man den einzigen Bewerber um die deutsche deutsche Pfarrstelle so zu sagen - unbeschränkt - willkommen hieß und ohne weiteres an das verödete Presbyterianium anstrebte.

Der neue Pfarrer Hans Fontanus war ein wohlwollender, herrlicher und in confessioneller Rücksicht weißerziger Mann, er bewies eine Frau und fünf Kinder mit, verkehrte mit Personen der verödeten Herfungen und ungewöhnlichen Frau bewies

den hohen Häuptern der pietistisch-lutherischen Partei, dem er-
wähnten Dr. Stahl und dem hochangesehenen Kantor Schmiedeler,
den gehöriges Respekt und wurde sich in der Gemeinde so gut
betheiligend, dass man ihm eine gewisse Wohlthätigkeit nachsah und
dass die ihm sonst Vergangenen unentbehrlich wenig günstigen
Gerichte allmählich verstanden. Eine alte Baarstreu wollte Herr
Fontanes im Gehirne des betäubigten Salomon Schneider, eines
von Rapristen zum Jakobiner und Kochenschnider geworbenen
Fremden, gesunden haben und klagte den Pfarrer der Theilnahme
im Jahr 1794 zu Straßburg bezeugten Mätigen Grenze an. Der
geschickte Mann wusste sich durch Uebergang in das Lager der
«Erlaubten» seiner Gemeinde so gut zu empfehlen,
dass seine Anklagen nicht durchdrungen vermochte. Die Er-
regung der Französischen Staat und Schmiedelers war eben damals
(1806 bis 1807) auf einen unangenehmlichen hohen Grad gestiegen.
Alltäglich wurde der in Ruf besonders geschickter Geben stehende
Küster und Glöckner von neu zu Tage getretenen «Zischen
der Zelle» zu besetzen, die auf den Anbruch des unermesslichen bevor-
stehenden tausendjährigen Reiches hinweisen sollten. «Krieg, Pest-
lous und Aufruhr» waren an den verschiedensten Theilen des 1797-
ten Welt geschickelt worden, und als sich am October 1807 ein
drausender Komat am Himmel zeigte, sollten die letzten Zweifel
an dem Eintritt der vorhergesagten apokalyptischen Katastrophe
geschwunden sein. Besonders Gewicht wurde dabei auf die Vorher-
sagungen einer mit bewunderlichen Gedächtnis und gekanntem Offen-
barung reich begabten Jungfrau, der Prophetin Marie Kammer aus
Neu-Kleinbrunn in Württemberg, gelegt welche zur allgemeinen Über-
zeugung plötzlich in Markirch erschienen, von dem Schmiedelerschen
Küsteren in das Haus Fontanes' geführt und von diesem mit höchster
Verehrung und dankbarer Bewunderung aufgenommen worden war.

Die Erklärung für Fontanes' Verhältnis zu Marie Kammer
ist erst viele Jahre später gelichtet worden. Beide waren abge-
sonnene Betrüger, die sich als solche erkannten und die Glückseligkeit
ihrer Umgebung zur Sicherung und Dauerung ihrer durch die
vorausgesetzten Vorzeichen gefühlbaren materiellen Existenz anzubringen
versuchten. An den Vorlesungen der — damals fünfzigjährigen —
Kammer wegen körperliche und geistige Krankheit einen gewissen
Antheil gehabt haben. Fontanes hat unweifelhaft bei kaltem
Blute und mit all der Ueberlegung gehandelt, deren sein mittel-
mässiger Kopf fähig war.

Der Pfarrer von Markbach hatte von Jugend auf ein Aemterverlehen geliebt. Seine Angabe nach stammte er aus einer gütlichen Henschichte, die nach Aufhebung des Bistums von Mainz in Baden Zucht gefunden hatte, — in Wahrheit waren sein Vater und sein Onkel aus dem hiesigen Bistum nach Mainz zu Karlsruhe gezogen und hatte er die ihm von demselben gebotenen Bildungsmittel zur Hälfte mangelhaft benutzt. Bei Ausbruch der französischen Revolution Student in Straßburg, hatte er die Stellung eines Commisars, richtiger Späher, der zum Einmarsch in Deutschland bestimmten Armees Contingens angeschlossen, dem zu dem Jahokern geschickt und die Freundschaft des österreichischen Anklägers in Straßburg, des erwählten Terroristen Schneider, erworben. Eine auf diese Absicht von Fontanes' Leben bezügliche, in den Kirchenbüchern von Leimsweiler aufgeschriebene Notiz besagt wirklich, was die Nachrichten von Markbach zur Zeit von Fontanes' Erscheinen in ihrer Heimatgemeinde erzählt hatte: »Er bekehrte zur Zeit der Jakobinerherrschaft die Stellung eines Commisars und dem die eines Bauregiments im Elsass. Er war ein Freund von Schneider und soll mit diesem Muzes Tullieres getrieben haben. Fontanes sollte mit andern erschossen werden wurde von den Kugeln aber nur an den Füßen getroffen und heilte deshalb.«

Eduard Scheuder hatte nach kurzer Frist abgewechselt. Ein anklager Weise mit dem allmächtigen Conventiondeputaten St. Just begonnener Streit kostete ihm den Kopf (1 April 1794) — Fontanes aber kam mit einer Heiligkeit davon und fand alsbald in Gerolstein ein Unterkommen. Eine seiner früheren Genossen, der Expositor Busch, bekleidete an dem genannten Orte die Stelle des öffentlichen Vorlesers im »Tempel der Vernunft« und las ihm an den republikanischen Decretentagen theologisch-politische Reden halten. Mit dem »Cultus der Vernunft« nahm er indessen nach der Ende Busch kam ins Gefängnis, Fontanes benutzte die Ersparnung eines Foucaults zu einer wider den Willen der Rheinverordneten Heirat mit Bendi Tochter, wozu sich die Predigerweise zu verschaffen und erhielt eine Stellung als reformirter Prediger zu Oberbach bei Weisenburg. Nach Jahresfrist (im Juli 1796) wurde er dieses Amt indessen wieder abgelegt; weil er durch Theilnahme an pietätlichen Conventuellen Anstalten gegeben hatte. Nicht lange erging es dem unwürdigen Manne in einer anderen Pfarrstelle, die ihm abgenommen wurde, weil er den Wandertheater spielte, in schändlicher Weise den Abvergäulen

Versuch leistete und gleichzeitig das ziemlich erhebliche Kirchengutvermögen einer seiner Gemeinden verschleuderte.

Nicht minder bewegt war das Verleben von Feustmann' Vertrieben, der Propheeta Kammor, geboren Als Tochter eines überausen in weltlicher Rücksicht ziemlich zweifelhaften, vornehmlich mit geistlichen Verträgen beschützten Wirtens im Neu-Kloster in Wittenberg geboren, früh an Hysterie und religiöse Tadeloren geendet, dabei kritisch und verlegen hatte sie vierzehnjährig das Klosterleben verlassen, in Augsburg und Speier Verwandten zur Last gelaufen, in Wien die Schmeichelei gespielt, während ihres Aufenthalts in der österreichischen Hauptstadt das katholische Bekenntnis angenommen, nach ihrer Rückkehr in die Heimat das Prophetenhandwerk getrieben, schließlich in Mannheim ein Unterkommen im Hause des Pfarrers Hüter gefunden und dessen Schwachkopf durch die Mittheilungen angeblicher Offenbarungen zu ihrem Anhänger gemacht. Gemüthlich betreibt Studien der Apokalypse und ihrer Ausleger knüpfen das Band zwischen der Kammer und dem Pfarrer so eng, dass sie sich zur Erzeugung eines der beiden im 11. Capitel der Offenbarung angekündigten Zeugnisses zusammenschloßen und das demselben am 8. Juni 1797 in der Gestalt eines köstlichen neuen Kindes zur Welt kam. Feust legte die Politik sich bei Mittel, die Kammer wurde an den Prosop gestellt und zu dreißigjähriger Einsperung, der hochverräthige Hüter zum Anterverlust verurtheilt. Nach Verbannung ihres Bruders auf freien Fuß gesetzt, wandte die halbtolle Betrügerin sich in die Pfalz, wo sie während des Jahres 1800 als Auslegerin der Schriften Bugele und des erkrankten Friedrich die Rathselhaftigkeit einer Ueberwindung der Fremden nach Palästina so wirksam predigte, dass ein Dutzend Bewunderer sich in der That entschloßen, der Propheeta in das heilige Land zu folgen, um dieselbe den unmittelbar bevorstehenden Anbruch des tausendjährigen Reiches abzuwarten. In Wien waren die zu der werten Reise gesammelten Mittel bereits aufgebraucht, die österreichischen Behörden sandten die zu betheilhabter Armuth herabgekommnen Auswanderer unter Bedeckung in die Heimat zurück. Die Aufhebung derselben über wieslich nach Speier und von dort nach Mackreth, wo sie bei ihrer Schwester, der Frau des erkrankten- Kaisers Schenkhuber, durch bei dem Herrn Pfarrer Aufnahme und Unterstützung zur Fortsetzung ihrer prophetischen Thätigkeit fand.

Über die erste Zeit des Aufenthalts der Kammer in Feustmann-

sehen Hansa bilden nähere Angaben. Für das Gedächtniß ihrer ständischen Werksamkeit kommt aus dem Jahr 1808 im Striechbitter auf diese eingegangen wird, wo bemerkt, dass diese Most-Kammer dieselbe sei, welche Eysend der Verfasser des bekannten, viele Jahre lang als Quellenschrift behandelten Buches über Frau von Kriehnar, mit einem Wandersalain angefüllt und zur Fortpflanz der höchsten und reinsten Moral macht.

— — Am Sechsten Juni 1838 haben die vereinigten Besucher des Dorfes Markdorf zwei große Bibliotheken vor der Thür des Pfarrhauses halten. Aus der ersten der beiden Klassen stiegen zwei junge, elegant gekleidete Mädchen und eine im mittleren Lebensalter stehende wenigglückliche, mit blauen Bindern geschmückte blonde Frau. Auf der Schwelle des Hauses erschien sodann der Pfarrer Postemas, um die Besuche laut und herzlich mit den folgenden Worten zu begrüßen: — Was für diepeltige die da kommt selbte, oder sollen wir eiger anderen heißen?.

Die Frauen, an welche diese Frage gerichtet wurden, waren die (früher vierundvierzigjährige) Bräutig Barbara Johanna von Kriehnar, geb. v. Fiedinghof, deren Stöchter Sophie und Mathilde Tochter Juliane (die spätere Staatsrathin von Bredtbaum).

Dem Hülfsbesuchten Beide ist eine photographische Nachbildung des Portraits der Kriehnar beigegeben, welches die bekannte Angelika Kaufmann vorzeitig John Weber in Rom gemalt hatte. — Bestimmung und Inhalt des Bildes, so verleiht ein Kenner hier das gegenwärtig im Louvre aufbewahrte Original, und insbesondere, wemals aber hat ein Gemälde seinen Gegenstand treuer wiedergegeben. Man denke sich ein von rötlich blonden, hinten in ihrer Zeit räumungsgelocktem Lockenkraut umgebenes rundes Gesicht. Aus dem weichen, leicht einer gewissen Fülle ansehnlichen Sägen sehen ein Paar große, hochblaustrahlende Augen hervor, deren Ausdruck zwischen Schwermuth und Koketterie die Mitte halt. Auf dem von vollen Lippen umschlossenen, wohlgeformten Mund sieht eine leicht nach oben gerichtete weiße Nase hervorstechen, welche dem dem Gesicht eigenenthümlichen Ausdruck charakterisirt, zugleich nachdenklich und schwermüthiger Ausdruck ausstrahlt. Der auf einem vorüber Hals stehende Kopf ist nach vorn geneigt, eine Stellung, die charakteristisch demath und Ergötlichkeit der Haltung deutet auf Schwäche ansetzen kann. Lebhaft kann man

sich vorstellen, dass die Züge dieses Gesichts den vorbildlichsten Ausdruck von einem, zwischen übermäßiger Freude und schmerzlicher Traur wechselnd und dass sie in ungeschicklichem Grade Mitleiden und teilweise Theilnahme empfinden konnten. Vertrauen haben sie unter keinen Umständen erwecken können, und so eine Seele vorstellen, die allen denkbaren Regungen, nur nicht derjenigen stücheln Erstickt nachtraglos gewissen ist — einen Geist, der die verschiedensten Gebiete durchstreift, den die Sitten des Charakters aber nicht und vollständig greift hat.

Der Lebensweg der auf dem Kontinentalen Bilde dargestellten Frau ist seinen Hauptmerkmalen nach von dem schrittweisen durch den gelehrten Buchern und Abhandlungen bekannt. Rückwärtlich der religiösen Entwicklung darüber dürfte jedoch notwendig sein, bei dem kritischen Zustände Lektüre zur Zeit der Künigow die Jugend seiner berühmtesten Tochter einen Augenblick zu verfolgen.

Barbara Johanna von Vietinghof war im Jahre der Publikation von Karl Friedrich v. Scholtz's „Königsberg-Archivarchivarchiv-Bücherrecht“ (1774) zu Eiga geboren und von dem Pastor primarius an der Domkirche Martin Andreas von Hensner (dem Mitbegründer des eigentlichen Gymnasiums von 1783) getauft worden, unter dem Namen ihrer Paten wird auch derjenige des Herrn Landrath Karl Baron Scholtz genannt, die Umstände der darauf schließenden Heirath, dass dieser damals mit dem Rath seiner Universität stehende treffliche Mann mit dem Geheimrath von Vietinghof, dem Vater Johanna's, und hauptsächlichen Pater gewesen sein muss. Was wir sonst von dem „Geheimrath“ wissen, lässt darauf schließen, dass derselbe nicht nur in politischer, sondern auch in religiöser Hinsicht der durch im Heroldenamen begünstigten katholisch-angekleideten Richtung angehörend habe. Der Begründer der rigur Staatslehre der „Müssen“ und anderer dem „gebildeten Vorgesetzten“ bestimmten Anstellungen, war Mitglied des Freimaurerbundes, Wirkenträger der rigur Loge „zum Schwert“, Freund der progressivsten deutschen und französischen Literatur, von seiner Gemahlin, unter dem trefflichen Bewusstsein befreundeten Dema, möchte gleichfalls anzunehmen sein, dass sie dem kühlen Fortschrittschristenthum des philosophischen Jahrhunderts geneigt habe. In dem Eiga jener Zeit standen die vornehmsten Orthodoxen, wie sie von dem Generaloberintendanten Zimmermann, dem Ober-

paar v. Rosen u. vertreten wurde und die russisch-österreichische Schenkungssache nachahmungslos gegenseitig. Die unter Herrens und Knechten des hohen Landes mit Grossmacht gewirkende herrschtsache Gefühlsregung hatte unter Bürgerthum und Geistlichkeit Rippe nachsichtig empfunden. Otto Hermann von Vindobona war zu sehr Weltmann, um auf Kirchenthum und religiöses Leben besonderes Gewicht zu legen. Wie seiner Tochter hatte er an einem Sohn des — höchlich streng katholischen — General-Gouverneurs Grafen Bismarck verheiratet, was auf eine für jene Zeit unsonderbare Unabhängigkeit von orthodoxer Festgesetztheit schliessen lässt, von dem Gemahl seiner zweiten Tochter, dem Obersten Alexis Combarre von Krieger, wissen wir, dass er mit beiden Fürsten auf dem Boden der Philosophie des 18 Jahrhunderts stand. Jean Jacques Rousseau persönlich kannte und seine Frau, unsere Helma, für die Anschauungen des Eudämon und des neuen Helios zu gewinnen suchte.

Auf den Entwicklungsgang und die geistliche Reife Julians ist es unwahrscheinlich von Einfluss gewesen, dass sie oben tadeln gebende religiöse Bildung, in einer kirchlich indifferenten, auf die „Dienstadtart“ gerichteten Gesellschaft aufgewachsen war. Kein schuldlosig wurde die schwächliche, zu künstlicher Nervosität neigende Mädchen dem heimathlichen Boden vollständig verlassen und an einen fremden, ungewohnten, unheimlich verheerend geworden und zweimal geschickten Diplomatens verheiratet, der ihrem behäuferten Geistes reiche Nahrung ihrem Hatten aber nicht bieten konnte was ihnen in ihren Heberzeiten keine Befriedigung geben konnte. Im weiteren Verlauf des Lebens, das sie zuerst in das typische Venedig, dann an die Hofe von Kopenhagen und Berlin führte, lernte Frau von Krieger die Welt von den verschiedenen Einflüssen bewegt kennen; nur die religiösen hatten geblüht. In Venedig hatte ein Lebenverhältnis zu dem Gesellschaftsreife Alexander Baklan, in Kopenhagen die Verheerung durch den grossen Welt den Nerv durch Krieger geblüht; während der Berliner Antistrophe hatte das vergebliche Bemühen um die Freundschaft der Königin Louise im Jahr der Frau Geheimnisse angeblüht. Dann war eine Periode ruhigen Hin- und Herbewegens, kühnschwärmerischer und schiffstillerischer Antistrophe gefolgt. Während Herr von Krieger, von Sorgen und Krankheiten verzehrt, dem Grabe entgegen ging und die in seiner dritten Ehe geborenen Kinder in der dankbar verkohresten Weise ertragen wurden, schwebte

Frau Jähire in deutschen und französischen Poesien, in der Schweiz und in Koscnaß ander, allenthalben nur um sich selbst und mit Selbstbefriedigung ihrer Kriegerin beschäftigt. Am Oeifer Sie kultivirte sie um die Freundschaft des Frau von Stoll, in Paris um die Lebensprache Bernarffon de Saint-Pierre und Chateaubriand, welche ihr zum Erlolge ihres Romans *Valérie* beizuhelfen sie sollten; das eine Mal suchte sie als Nächstbeste, ein anderes Mal als Maekhamerin, gelegentlich als Freundin Jean Pauls zu glänzen, — dann suchte sie wieder in Petersburg oder in Berlin auf ihre Besuche zu vertriehen Männern und Frauen der verschiedensten Gattungen und Arten zu suchen. Der Tod des (vergnügend nach einem Wiedersehen verheiratheten) Gatten (!) 1807) war zu ihr — bei aller Sentimentalität — gemüthlichen Frau allem zu sparlich vorübergegangen, wie der sehr Jahre früher (1792) erregte Tod ihres Vaters — sie war zu ausathmend schon und unermüdete Seele, denn sie sich niemals auf die Pflichten der Tochter, Ehefrau oder Mutter zu besinnen vermocht hatte. Auch dann nicht, als die Tage der ersten und der zweiten Jugend verstrichen, die Heise des blonden Haares, der schönsten Gestalt und der vollen Arme verweilt waren und als sie, kaum einundzwanzigjährig, zu nach zu altert begann, dann auf was veränderte Lebensführung Rücksicht genommen werden mochte. Was die Welt an Lust und Frucht, an Erlolgen hehorer und anderer Eitelkeit, an Wissen und schmerzlichen Gefühlen bieten konnte, war bis auf den letzten Tropfen ausgekostet worden; wenn das Leben noch irgend welchen Reiz boten, irgend welchen neuen Inhalt gewahren sollte, machte sie was andere, hehere Welt geküchelt werden. Mit allem, was die Dummigkeit anbringen konnte, hatte Frau von Kretzner zu probirt; so blieb nur die Jünglichkeit übrig, um welche man sich während der Tage selbstverlorenen Schwärmens von Begierde zu Genuss und von Genuss zu Begierde nicht gekümmert hatte und die daraus von dem vollen Zeuber der Nothwendigkeit umgeben war.

Als zu dem Zeitpunkt, von welchem hier die Rede ist, hatte Juliane Barbara keine andere Gattung von Religiosität als die rationalistische gekannt. Der Religiosismus war ihr in zwei verschiedenen Formen entgegengetreten: als die mächtigste Macht der vernünftigen Gedanken, welche die eignen Theologen ihrer Jugend gepredigt hatten, und als romantische Schwärmigkeit, die den hohen Gott als zugleich lebenden und auferstehenden Vater erschauen ließ. Von Beidem unbefriedigt, machte unsere Helde

während eines Aufenthaltes, den sie im Jahre 1806 zu Kige nahm, die erste Bekanntschaft der herrnlichen Richtung, von welcher sie später ihren ausgezeichneten Kunde besitzen haben mochte. Zunächst der näheren Umstände, welche diese Wandlung in dem Leben der merkwürdigen Frau begleiteten, lassen die Quaker-schriften uns im Stich. Die ersten Schritte, die plötzliche Teil eines an dem Fenster der Frau von Kribener verhängten Scheiters habe dieselbe zur Rückkehr und Bekehrung auf sich selbst bestimmt, — andere wollen von einem frommen herrnlichen Schuster wissen, der seiner verstorbenen Kunde das Geheimniß der göttlichen Gnade in Christo erschlossen habe, wieder andere von der Einwirkung einer Wittwe Hise, die mehr ein Jahr später als Prophetin einer rigiden Frömmlichkeit zu trauigen Berühmtheit gelangte. Das Mühselthümliche Nach, das diese verschiedenen Angaben aufzählt, beschränkt den bestgehenden Bericht mit der nachstehenden durchaus untreuen Bemerkung: „In der Wille geführte Protestanten pflegen von langsamem und allmählichen Bekehrungen nichts wissen zu wollen: für sie bedarf es eines Augenblitzschlages (il faut le coup de foudre de Grâce) und bei einigen gutem Willen gelingt es regelmäßig das gesuchte Wunder irgendwo auszulösen.“ — Für den vorliegenden Fall gilt das um so beherzungslosamer, als mit der wunderbarsten Erweckung ein anderes, spezifisch protestantisches Anschauungen entsprechendes Wunder zusammenfällt, auf die durch plötzliche Störmenschenheit bewirkte Erweckung folgt sofortige Erhöhung! Neben untrüffelbar nachdenklich die verordnete Säubern der Tiefe eines Falles und den Untergang der ihr zu Theil gewordenen unverständigen Guck her mit gewarnt, hält sie sich bereits zur Stellung einer Leuchte im Heile Gottes befehlen und tritt sie auf die obere Spitze der Himmelsleiter, an deren Fasse sie eben erst unter dem Druck ihrer Sündenlastigkeit zusammengebrochen war. Dieser plötzliche Uebergang ist in hohen Grade charakteristisch. Ausser Stadt, die Pfingsttag des göttlichen Wortes der Herr durchdringen zu lassen und mit sich selbst in ein strenges stillches Gesicht zu geben. Hält sie sie schon Weltkind, kann phantastischen Neigungen schwertigen freien Lauf und vertieft sie sich so eifrig in die schwärmerischen Einschlüpfen des herrnlichen Follens, dass sie der für jede kleine Erneuerung wesentlichen Prüfung von Herr und Heere, kein Zeit übrig bleibt. In Selbstbeleg ist geworden, glaubt sie der Weg der Guck und Erneuerung ist einem Sprunge auszuliegen

und in der Gemethe der Gläubigen das Herrschenamt erlangte zu hoffen, das Sie zu dem Märkte der hohen Ritzkeit vorzugs geliebt war. Die Gläubigen aber, in deren Mitte ein abhold Irak, waren schwach und kurzichtig gering, um den Weis der verschiedenen Preschyen zu theilen und denselbe in dem Glaube zu ihre angehöre höhere Mithos zu bestärken.

An die Stellung eines politischen Propheten, Bese- und Beseuerungs-Prophezen, wie sie sie später in Anspruch nahm, hat Frau von Krüdener zur Zeit ihrer -Erweckung- Iraklich nicht gedacht und nicht denken können. Von einem Zusammenbruch des auf dem Kutschkanas gegründeten alten politischen und kirchlichen Systems war im J. 1806 eben so wenig die Rede, wie von einer Wendung, welche die als Öffbaren verspotzten -Stellen im Lande- an die Schwelle der versagenden Gesellschaftskräfte und in eine sichbare Stellung gerückt hätte. Unsern Helden kam es zunächst darauf an, innerhalb der Kreis-Führung zu gewinnen, auf welche sie durch den Wandel ihrer religiösen Anschauungen gewinnen wurden war. Sie reist im J. 1807 nach Königsberg, wo ein erneuter Versuch zur Anwerbung an die Königin Louise angestellt und nach dem Scheitern desselben mit dem kalifornischen (Verstehen) Müller (jenseit Bessers aus Mauerbachschloß) Freundschaft geschlossen wird, — dann weiter nach Dresden und von Dresden zu mehrwöchentlichem Besuche in die herzogliche Niederlassung Klein-Weick. Mit einer Anzahl dazwischen angehöreter frommer Gütinnen weist die Hohenzwändige Gouvernante selbst höhere Beziehungen anerkennend, von den schlichten Landfräulein der Klein-Weicker Städtgenossenschaft wird sie dagegen mit so unverhülltem Mißtrauen behandelt, das sie alsbald den Stock von ihren Frauen schüttelt, um nach Karlsruhe in Baden überzusiedeln und sich dem Kreise der dortigen Erbkristen anzuschließen. Der Palast-Frauen-Kreis war Jung-Billing, — nicht mehr der unglückselige Schwelgerpaule, den Goethe in Strassburg gekannt und durch die Hervorgabe des Berichtes über seine Jugendgeschichte an einer literarischen Berühmtheit gemacht hatte, sondern der früh gestorbene, halb kläglich gewordene Geheimne Hebbald, der als Verfasser des „Grossen Mannes“ des Propheten des voranschließigen Besches spielte, stand an der Spitze der vorurtheillichen Kritiken, die von Karlsruhe aus den geistlichen und schwarzgestreuten Bestrebungen in den benachbarten Ländern professionellen Vorschub leisteten. Von dem Weidwack umgeben, mit dem die von Aisch und Stolzheit zu Wohlstand und Be-

ständig gelangte die Frau von einem fürstlichen und großem Verleumdern und Verleumdungen angehen worden war, hatte Jung-Stilling zur Zeit seiner Bekanntschaft mit Frau von Kötter nahezu den vollen Rest des Untersuchungs- und Urtheilensweges abgemacht, das ihm zu kausalen Tagen eigenhändig gewesen war: Sie bestärkte zwar seine Freundschaft in dem Glauben an den Einnahme einer großen wohlgeachteten Stellung und an die Mission, welche ihr innerhalb derselben anfallen konnte, er beschränkte sie von dem Wundern und Zeichen, die in Württemberg, der Schweiz und dem nahe Rhein gesehen worden sein sollten, und trug auf solche Weise dazu bei, dieselbe um ihr moralisches und intellectuelles Gleichgewicht zu bringen. Fontanes und die Kammer galten in dem karlsruher Kreis für eben so anerkannte Werkzeuge der göttlichen Gnade wie Oberlin, der berühmte Pfarrer von St. Michael und dessen Freund Wegelin. So beschloß Frau von Kötter nach Mosbach zu gehen, wo sie, wie wir gesehen haben, am 5. Juni 1804 ankam und in der oben geschilderten Weise als läugel angeklagte Botin des Hexenbuchs, die das „Weib aus Norden“ charakteristisch aufgenommen wurde.

Für Unterthänigkeit und Bogenlichkeit eines vornehmen Besuches und der Begleiter desselben (Frau von Kötter führte ihre Stief-tochter Sophie, den Tochter Julie, zwei Kammerfrauen und einen russischen Diener mit sich) wurde der gefällige Fontanes eingeladen zu sorgen. Der größte Theil des abendlichen und wahligen, zum Ueberflusse mit Gespenstern besetzten Pfarrhauses wurde dem verlassenen Garten angetraut, da ihm Zeit ruhigen Gebetes und Spazierganges fehlte, der schönsten Punkte des Gartens ihre Namen belegten und — wie sie versichertes — an sie gehalten stilles Glück empfanden. Das einzige ständige Paar innerhalb dieses prächtigen Hauses bildete der Gottmann, es wählten die „Frau Gräfin“ ihn und der sie daran vertheidigte, den Wünschen zu willfahren, mit denen sie von den verschämtesten Seiten beehrt wurde. Die „Kammerfrau“, welche das besondere Vertrauen der „Frau von Norden“ erworben hatte auf Grund ihr gewandter Offenbarungen vertheidigte, dass die Prognose von Markkirch beruhen würde, in dem bei ihrem Heimstufte Klosters belagerten Orte Katharinen-Pfaisir eine christliche Colonie zu begründen und in dieser der unmittelbare Bewohnende, durch hundert verschiedene Zeichen angeklagte Hexenbuchs der tausendjährigen Reiches zu erwarten. Fontanes, dem die Abtrogung

des andern getheilten Theils seiner Gemeinde auf die Ungunst des bescheidenen republikanischen Friseurs von Ober-Elsass Verlangens andrücken, sollte das dringende Bedürfnis, die Harbe dieser Welt mit dem Frieden des Jahres aus von Kriehau's Platz zu vertreiben, — eine Schwester Auguste hatte dringende Gründe, ihr mit dem frommen Handlungsreisenden Wepfer angekündigtes Verhältnis innerhalb der Gemmae ihres Bruders legalisirt zu sehen und von demselben Wünsche war Pri. Sophie von Kriehau bereit, die nicht die Eltern, sondern die Götter aus spanischen Othello's, des Marquis Othello de la Yucht war, dem sie im August 1808 einen tothen Kriehau gab. Glücklicherweise wurde die Kammer für allen Rath. Ihre Prophetie, dass Frau von Kriehau von nach Graf zu reisen und daselbst Hilfe zu suchen brauche, traf ebenso zu, wie ihre dem Pfarrer Fontaine erteilte Weisung, sich in Württemberg für einen einflussreichen Capitulat-Pfarrherrn, einen Freund für die Ursachen der württembergischen Revolution zu Paris auszugeben und auf solche Weise den für die Niederlassung in Kriehau's-Platz erforderlichen Credit zu erwerben. Obgleich die Kriehau'schen Verwandten und schließlich auch Auspöschung von dem württembergischen Unterthanen abstehen und auch die able Unannehmliche Lage der „Frau Wittba“ Aufwendungen zu Gunsten derselben dadurch vermeiden trachten konnte: wüsten Fontaine und die Kammer ihren Willen durch „Kriehau's-Platz“ wurde für Wohnung der Kriehau auf ein Jahr gemiethet, zusammen dem bescheidenen Schloßchen Besichtigung von hergekauft und in den Dienst der kleinen Gemeinde gestellt, welche sich an das Thätigen Fontaine's Kriehau-Kammer zu wenden begann, um den Ersatz des langjährigigen Friseurs vorzubereiten. Trotz der Hingabe, mit welcher der damalige Landesherr König Friedrich I. von Württemberg Conventikel auf Lauspropheten unterzucht hatte verboten die drei wunderlichen Verbündeten einander in Verträgen und geistlichen Übungen. Fontaine pflegte in der Anstalt der evangelischen Geistlichen zu celebriren, die Kammer legte, wenn sie ihre Prophetenungen öffentlich von sich gab, einen Schleier an, der für das Ansehen ihrer Sibylle verlich, während Frau von Kriehau ihr Lieblingstheater & h. Valerie (das mit blauen Banden geschmückte Gemälde der Heiligin ihres Romant) auch als Prophetin befehlte.

Wie auch voransehen dass, während die Herrlichkeit dieses neuen Prophetenmanns zur besten Zeit. Statt des langjährigsten

Russen hielten im Sommer 1812 die Provinz unumschränkter Gewalt herrschaft das über Ostpreußen triumphirende Kaiserliche Frankreich an. Die Erweckten von Katarina-Platz hatten die Unversichtigkeit begangen, den Sturz des «Throns mit dem roten Häuten» (Napoleon) vorherzusagen, und das geachtete, um ihrem Treiben von Obrigkeitseigenen die Rede zu werden, Königlich württembergische Grundbesitzer besetzten das neue Jerusalem, die Kaiserin wanderte auf Grund ihrer ungeführten Vorgangsweise in ein Spinnrad, Frau v. Krösener und deren Anhänger aber wandte zu sofortigen Verlassen des Landes bestimmt, dessen Ruhe sie durch ihr Treiben gestört hatten. Schloss Katarina-Platz fiel in die Hände selbstherrlicher Uthaler, welche sich aus dem Verkauf der dortigen Herrschaftsgegenstände für die schätzbare Märkte besah, machten.

Frau von Krösener kann wohl durch diese Beführung wieder in dem Uebermaß an sich selbst, nach in dem Uebermaß an ihre falschen Freunde auch nur für kurze Zeit können. Während der zweiten Teil der Vertriebenen nachher in der Welt unterirte, wurde sie sich mit Hilfe ihrer verhassten Verbindungen im Unterkommen in Lichtenthal bei Baden-Baden zu sichern. Oben auf ihre Mission zu versetzen, beschloß sie sich für eine Weile auf die Rolle der Wittwe; ihre Zungen behaupteten sogar, die sechs- und vierzigjährige Wittwe habe damals an eine Wiederverheiratung gedacht und zu diesem Behuf in Anspruch auf einen Vorheren ihrer Tochter gerichtet. Dadurch vermochte die bescheiden ansehnliche Frau die Schranken einer gewöhnlichen Existenz verlassen nicht zu ertragen. Gleichwohl ihre Beziehungen zu dem Erweckten von Marbach in den württembergischen Kreisen gegeben und die würdige alte Geheimrathin Verdingel um seinen Kaiser erfüllt hatten, horte Johanna Barbara nicht auf, sich mit Krösener in einer denkwürdigen Art in Verbindung zu setzen. Allen gemachten Erläuterungen zum Trotz sog sie den nachsichtigen Fortmann, ebenfalls in ihr Haus und Lichte darzu, mit dem um mehrere Jahre jüngeren, längst verheirateten Manne eine christliche Ehe einzugehen, dies knüpfte sie wieder mit dem geistlichen Kaiser Wegelin (seinem Freunde Jaag-Söllner) ein näheres Verhältnis an, um von diesem neuen Ehemann Geld zu haben, die zu ihrem geistlichen Gewissen nach zu machen und einem Wittwigen gewisse Herrn Fortmann dem Abschied zu geben. Noch bevor diese Absicht in Ausführung gebracht werden war und manchen von weltlichen und weltlichen

Verlogenheiten der gealtesten Art trat die aus dem Götterglauben missbrauchte Kummel abwärts in den Kreis ihrer Götter, um denselben das unersättliche Begehren einer weltgedächlichen Wendung zum zweiten Male und mit zunehmender Gewandtheit zu verkündigen. Das Kosmosentfremden dieser Prophetenlehren war dem Ringzug eines Schicks der Königin Leine veranlaßt durch Belohnen in so bewußte Erregung, dass es eines unerwarteten Zwischenfalls bedurfte, um dasselbe von neuen Ausdehnungen zurückzuführen. Zu Anfang des Jahres 1810 war Frau von Vellinghof schwer erkrankt und von dem leidenschaftlichen Wunsche erfüllt, ihre Tochter noch ein Mal zu sehen. «Ein Wunder» sagte die Letztere in dem Stand, ihrem Verlangen zu entsprechen. Ein jüdischer Geschäftsmann ließ sich bereit finden, die von Bankrott abhängende Schulden und zur Bestreitung der Hauskosten erforderlichen Mittel vorzustoßen. Im August 1810 traf Juliana Barbara in Riga ein, wo die Frau Mutter nicht nur lebend, sondern in der Gesundheit begriffen vorlag — ein Umstand, den die eine weitere der Kraft ihrer Gebete und des Fürbittes ihrer Freunde wackelnd. Denn Frau v. Vellinghof einige Wochen später (im Januar 1811) plötzlich starb und dass die zur Bezahlung der hiesiger Schulden erforderlichen 10000 Thaler auch aus dem Nachlasse der alten Dame nicht beschaffen lassen wollten, vermochten trotzdem weder die Propheten noch deren neue Freunde (die gelehrte Witte Blum, deren holländischer Sohn und von ihm Hauslehrer des Gemahls von Richter dazugehörte Sohn der alten Oberky) zu verhindern. Es bedurfte eines übermäßigen «Wunders», damit das nötige Geld auch dennoch fand und Frau von Kriemhild zu Ende des Jahres 1811 nach Baden zurückkehren konnte, wo ihrer «wichtigen Dinge» die neue Offenbarungen der Maria Kummel harzten. An dem Himmel des von Erweitungen des Follanges von 1812 gesegneten deutschen Südens war ebenfalls ein dräuendes Komel erschienen und dieses Mal wachte die Fortraute des wider aller Erwartung mit einer heillosen Flammstelle begnadigten Fontänen ganz genau, dass die veraltete, im 4. Capitel des Jesaja V. 11—18 angekündigte große Katastrophe nicht länger mit sich warten lassen werde. Darüber, dass «der weiße Engel ihnen kenne den schwarzen entgegen» und dass der vom Propheten Jeremia verkündigte «Einbruch des Volkes aus Kanaan» die Wirk. umgestalten werde, darüber war für die Freunde und Verehrer der Kummel so wenig ein Zweifel möglich, dass es nur einer Meinen Geduld bedürfte sollte,

am den Beginn des neuen Zeitalters in aller Form führen zu dürfen. Die Zeit der Erwartung wachte Frau v. Kitzinger durch mancherlei Abwesenheit zu köhren. In dem Prädicium des Kurkursen besuch-
 lerten Departements Unter-Rhein verlockte die Freundin Chateau-
 briands und Bonaparte diese ebendasselbe Vercheer und Geseeser
 ihrer schloßzeitigen Periode. Dieser Prädicat, Herr de Lessy,
 wachte nicht nur dem (als russischer Gesellschaftsmitglied gefangen
 genommen) Sohn seiner Freundin zu Hilfe kommen, sondern da-
 selbst nach Sonthal und Waldbach in das Pflorhaus Oberlin zu
 gleiten, an den zunächst abgehaltene Ansehensstandes Theil nehmen
 und als „noier Mensch“, d. h. als von Imperverhänge von Royalis-
 mus bekehrter Gläubiger, nach Straßburg zurückkehren; dass der
 Einfluss der „Frau von Nothen“ diese Convention Lessys bestimmt
 und dass der Ausgang des russischen Feldzuges auf dieselbe kein
 heftig eingewirkt hatte, verstand sich selbst sehendes Auge
 natürlich von selbst. — Zu Anfang des Jahres 1813 nach Baden
 zurückgekehrt, unternahm die vornehmlich Erlerns eines Ausweg
 nach Gief, wo sie ein wichtiges Werk, die Wiederaufrichtung der
 von den calvinistischen Facultätsmitgliedern bestrittenen Protestan-
 und Calvinistenpartei, in Ausführung zu bringen hegte. Sie begann
 damit, einen zwanzigtausendjährigen Jünger dieser Richtung, den
 sie in der Folge als ihren Hauptapostel und Lehrbuchstiller vor-
 genannten Herrn Lorenz Eschinger, an ihre Person und Sache zu
 heften. Nachdem Eschinger, auf den „richtigen Weg“ gebracht und
 zur regelmäßigen Abhaltung im Geiste des neuen Christentums
 geleiteten Beständen angereizt worden war, wolle die Raub-
 nach Basel, wo sie mit Spittler zu arbeiten und Hirtenschrift zu
 die geistliche Freunde zu schreiben hegte. — von Basel nach Wald-
 bach in des Oberlinische Haus und von Waldbach nach Baden, wo
 sich im Sommer 1814 die Göttingische Gesellschaft, mit einer Kitzinger
 (der Gemahlin Alexanders I.) des Königs von Bayern und von
 Holland, dem Fürstbischöf von Italien und der kaiserlichen russi-
 schen Hofdame Alexandra von Stodden in Verbindung zu treten
 — diese haben und beizubehalten Herrschaften „von Christus zu reden
 und insbesondere Eigen Besuche des Zeichen der Zeit und die
 kommenden „großen Ereignisse“ anzudeuten. Nach Beendigung
 dieses wichtigen und selbstverständlich von unerbittlichen Erdigen
 begünstigten Geschäftes ging sie zu Vater Oberlin nach Bas de la
 Roche (des Städtch), wohin sich der kaiserlichen von Gief vor-
 treibende Eschinger beordert wurde, um vollständig in die seit dem

auswachen Fortwies selbstet gewonne Stellung eines Secretärs und Hauptbucologen der vornehmen Reisepredigerin zu stehen. Die Hauptquartier schlug denselbe für eine Weile in Straßburg auf. Für den Verlust Lonsays, der trotz seiner Beköhrung ein Ende mit Schrecken gemessen hatte (von Colapgenheit der fürlichen Einholung des Herzogs von Berry war der unglückliche Neuphyt der Leptantität auf seinen dem von Napoleon geschenkten Degen gestützt und von demselben gepusset worden), fand er durch eine neue Eroberung reichlichen Ersatz. Dem Krödenorischen Krone gewollte sich ein Herr von Berckheim an, derselbe, der in der Folge des Schwergewichts seiner Meisterin wurde und im Jahre 1806 als russischer Staatsrath und Director des Unterrichtsministeriums in St. Petersburg verstarb. Die Legende hat aus diesem Herrn einen Märtyrer seiner Ueberragung gemacht, der der Wahrheit und Frau von Krödenor zu Liebe eine glänzende Laufbahn aufgegeben und der neuen Prophetin seltsame Nachfolge geleistet hatte. Den vollen, leider wenig erheblichen Zusammenhang legt das Mühlentochter Buch durch die nachstehenden, sehrwichtig freigelegten Mittheilungen klar. «Frau Karl von Berckheim war im J. 1788 als Sohn des badischen Geheimraths Ludwig Karl von B. und seiner Gemahlin Praxiska Louise von Glöttitz in Straßburg geboren worden. Zu Steinthal von Oberlin erzogen, trat der junge Mann als Kammerherr in die Dienste König Maximilian von Bayern. — Napoleon aber entzog ihn der ausschließlichen bayrischen Laufbahn, indem er ihn zum Refectoren (maître des requêtes) seines Staatsraths und einige Zeit darauf zum kaiserlichen Generalcommissar der Polizei in Mannheim machte. Im J. 1815 (d. h. bei Annäherung der allirten Armeen) verließ der Herr Commissar heimlich seinen Posten, indem er gabt einmal die ihm anvertrauten Papiere zu retten versuchte, ja in den Verlaucht geschick, denselben zurück zu haben. Ohne Amt und Vermögen, Franzosen und Deutschen gleich verächtlich, spielte Herr von Berckheim eine unsuccessvollere wichtige Figur, als sein alter Lehrer Oberlin sich seiner annehmen und ihn mit Frau von Krödenor in Verbindung brachte.»

Berckheim erschien zur rechten Zeit, denn zwischen dem Anhänger seiner Meisterin war eben damals ein heftiger Zerfall ausgebrochen, der erst mit seiner Hilfe beigelegt werden konnte. Fortwies, der sich in seinem neuen geistlichen Amte (zu Sulzbach) eben so schlecht geführt hatte wie in seinem früheren Stellungen,

und dem demselben gelogen war, auch für den Fall einer Absetzung übermuth als Secreär der Krüdener vorzusetzen, und den jungen Eusepius als Hindringling an und an die Gesellschaft zu beschließen. Seine Verbindeten, die Sibylla Kommer, ließ sich nach dieses Mal leicht finden, die Sache in ihre Hände zu nehmen. Sie theilte den Krüdener eine Offenbarung mit, nach welcher der Wille des Herrn wäre, dass ihre Tochter Sophia mit Fontannes' Bruder Ernst einem neuplatonischen Apotheker gefalle, zu einer mythischen Ehe trete, um sich in der Demuth zu üben. — (Hauptl.) (ihren Namen hatte Frau von Krüdener ihrem ehemaligen Gemahl, dem Piacere, bei gelügt) sprach sich in demselben Sinne aus, und die bejahrte Mutter war drauf und dran, in die ihnen Kinde gestellte Falle zu gehen. Eusepius, der sofort verstand, was für ihn auf dem Spiele stand, rief den jungen Paul von Krüdener zu Hilfe, und dem Vertriebenen Eusepius gelang es, dem Fontanneschen Plane durch Entlohnung einer Verlobung Sophiens mit Herrn von Gerckheim zuzuvorkommen. — Dass der schändliche Piacere und die Sibylla nach wie vor im Vertrauen ihrer Herrlichen Beschützerin blieben und mindestens aus der Entfernung mit derselben Beziehung unterhalten, vermochten die beiden jungen Männer indessen nicht zu verhindern. Als Fontanne zu Anfang des Jahres 1815 seiner widerlicher Stellung entsetzt wurde und als der Umwille über das von ihm geübene Wesen so weit verbreitet war, dass sich selbst Jaug-Schillinge im Ganzen des Episcopus in Anspruch genommenen Einfluss ohnmächtig erwies, ließ Frau von Krüdener sich ohne Weiteres bestimmen, ihrem Freunde diese Freiheit zu lassen. Auf den Rath der Kammer ließ sie den gegen Wartenberg belagerten Güterhof Rappenhof, welches nur oberflächlich Colonne erklärt und der Fontanneschen Familie überwiesen wurde. Wenig später ließ die Krüdener sich bestimmen, in der Nähe ihres »Hergots« und seiner Sibylla Wohnung zu nehmen. Um Berührungen mit der wartenbergischen Politik aus dem Wege zu gehen, zog sie und ihre Blauschwestern indessen nicht nach Rappenhof, sondern in die benachbarte, zu einer adelichen Familie gehörige Mühle von Schlachters.

Auf dem halben Wege zwischen Schleichheim und dem Rappenhof lag Eberkron. Hierher verlegte Kaiser Alexander I. von Russland am 4. Juni 1815 sein Hauptquartier, und hier erfolgte am Abende desselben Tages — zum Sonntage — die »Ueberrath«. Auch wirkten die Tochter des regnen Gebrauchs des Grund zu ihrer eigenmächtigen geschäftlichen Stellung logte

Den hochbetagtesten und gelehrtesten Fürsten des russischen Europa persönlich kennen zu lernen und ihren Landesherren in das Interesse dessen zu ziehen, was die die Sache des Evangeliums anging, war seit Jahr und Tag der höchstenwichtigen Wunsch der stillen und aufregungsbedürftigen Frau gewesen. Zu diesem Behuf hatte sie mit der Kaiserin Elisabeth angeknüpft, um dessen Behuf die Bekanntschaft des Fürsten v. Stourdés gesucht und mit demselben einen Briefwechsel geführt, der darauf berechnet war, an eine höhere Adresse gebracht zu werden. Treffend hat Falloux bemerkt, dass der ästhetische und weltliche Ton dieser Briefe und die in denselben verweilten Ellipse auf Alexanders weltgeschichtlichen Beruf direct darauf abzielten, die Aufmerksamkeit eines von Weiblichen umschlossenen grossen Heren zu erregen und an die Sprache im Contrast zu treten, in welcher sonst an Höfen geredet zu werden pflegt. Das schwärmerische Heftigkeit hatte denn auch nicht ausgefehlt, bevor zur Zeit des Wiener Congresses dasselbe an die gerichtete Briefe dem Kaiser zur Kenntniss zu bringen, den heilsuchthigen Eindruck indessen noch nicht zu erzielen vermocht. Erst nach Napoleons Rückkehr aus Sibire mit Alexander und die Propheetungen anerkennen gewunden, die ihn die Erwähnen des Heren beabsichtigten und ihres Urtheils über unangenehmliche Dinge zu sagen haben sollte. Die Art und Weise, in welcher die Fremden Fontaines' und der Kummer nach die damalige Stimmung des Monarchen zu setzen zu machen und die durch ihre Briefe erregte Spannung am liebsten wusste, ist bekannt. Als der von den Anstrengungen der Reise und der ihm dargebrachten Huldigungen ermüdete Kaiser sich am Abend des Eintreffens in Neffhausen in sein Schlafzimmer zurückgezogen und alle weiteren Empfänge unterzagt hatte, Hess die durch Alexander von Stourdés angekündigte (erwähnte Frau) sich in so stürmischer Weise bei Sr. Majestät melden, dass sie vorgelassen und eine dreistündige Unterredung gewährt wurde. Als der Kaiser seine Besorgnisse spät Abends entliess, bemerkte der despotische Adjutant, dass Thierlein in den Augen des Monarchen glänzte. Frau von Krüdener kehrte in den Hagenhof zurück, wo Beckheim, Fontaines und die Kammer inzwischen thätigst eingeordnet waren. — Einige Tage später aber erhielt sie die Auforderung, dem Kaiser nach Hirschberg zu folgen. Ruzaytas und das Beröschische Eltopse wurden eben dahin beschicket.

Als der Gang der Kriegsvorgänge dem Monarchen nach

Paris auf, dass er die Krönung nachkommen, dass in der Nähe des Elysee-Palastes gelegene Wohnung beziehen und eine Capelle errichten, in welcher die zu Heidelberg gelegenen Ansehensbezüge fortgesetzt werden. Das Aushören, das diese Uebungen erregten, war so gross, dass die vorerwähnte pariser Welt sich zu dieselben zu drängen begann und dass so berühmte geistliche Personen wie der hochwürdigste Schiffsheidel Benjamin Constant, der Legationsrath Osterström, die Exzellenzen von Lamoignon und Bergasse, die schone Madame de Beauvoir, die Herzoginnen von Bourbon und von Enghien an denselben gleich thätigen Antheil nahmen.

Wir übergehen den Bericht über die Ausschweifungen, denn Frau von Kröner während dieser Oligarchie ihres Lebens theil haft wurde und unter deren die Berathung über die der heiligen Allianz zu Grunde liegende erste Decret die wichtigste war. Das bekannste Aushören des Reichsarchivars Gellert, des Reichsarchivars von Hainhausen und der Gelehrten Ansehensbezüge über diesen Punkt weiss das Mithrasbuch Buch Wessels nicht kranzfügen. Derselbe zufälliger vorerwähnt Insulte bei der diesem Krönung auf dem Pass folgenden geschickten rechtlichen Thierart, durch welche die Krönung ihre nöthigen erregten Vertrauensstellung untergab und den gültigen Monarchen, der sie an seine Seite gezogen, der immer von sich selbst Wiederum waren es Herr Fontanes und seine Helfershelferin Marie Kanner, welche auf ihre kranzfügen und arbeitslosen Beschäftigung die Verdienste herüberbrachten.

Zu dem hier in Paris erschienenen Zeitpunkte war der eigentliche Monarch in Paris ebenso in die Mache gekommen, wie andere wo ihnen neuen Bekanntheit hatte Frau von Kröner so häufig von den politischen Zuständen und wunderbaren Offenbarungen der Styllis von Klobert erzählt, dass denselben Vorlesung regiert die schwabische Prophetie von Augsburg kennen zu lassen. Das genügte, um Fontanes und seine Gefährten die Tugend wahrnehmen zu lassen, plötzlich in Paris zu erscheinen und sich ohne weiteres in dem von ihrer Gegenwart bezeichneten Hotel Montebello einzufinden. Das Folgende erzählt sich von selbst. Während der ersten, in kleinen Kreis zusammengetretenen Sitzung kündigte die Helfershelferin an, dass sie am nächsten Tage zur Zeit der internationalen Besuche Sr. Majestät in einen Zustand von Antisymphonien verfallen würde. In dem Voraus, der zum

Empfehlungsmittel der Barock-Küste und den der Kaiser durch-
 schreiten mußte, lassen die Kammer und Fürstines sich nur an-
 gekündigtes Koft und unter unbedrücklicher Zustimmung der Frau
 von Krüdener nieder, welche mehrere Stunden damit zugebracht
 hatte, Gott um die Überberung seines Willens zu bitten. . . . Als
 der Kaiser an gewählter Stunde den Vorwand boten, lag die
 Kammer mit einem Sopha davor, da Des Monarchen an Frau
 von Krüdener gerichtete Frage, was das zu bedeuten habe. Mich
 selbstwortet, Fürstines aber ergreift das Wort, um dem Kaiser
 anzudeuten, dass er eine Prophezie des Ewigen vor sich habe,
 welche ihm in Neuen Gottes Hoffnungen zu machen berufen
 sei. Der Monarch setzte sich nieder, die Kammer aber begann
 ihre sonderbarische Ansprache, welche mit der Bitte um eine Geld-
 summe für Begründung einer christlichen Colonie bei Wilsberg
 schloss. Ein dieser Worten waren Frau von Krüdener und ihre
 Tochter aufgestanden und in das Schenkenzimmer gegangen; einen
 Augenblick später traten sie wieder, um den Kaiser in den Hain
 zu führen. Alsdem folgte ihr und unterbrach die ihm gemachten
 Rückschlüsse, indem er sagte, dass er die Welt genug kenne, um
 sich nicht von Leuten betrogen zu lassen, die selbst mit Lügen um
 Geld bei der Hand seien; Frau von Krüdener wurde wohl daran
 thun, sich diese Unwissenheit so schnell wie möglich vom Hain zu
 schaffen.

Jetzt waren die Augen auch der Frau geöffnet, die nicht
 Jahre lang das Opfer der bösen Träger gewesen war, welche
 sie in die Hölle der Prophezie eines neuen Zeitalters hineingeworfen
 hatten! Die Einsicht in die wahre Sachlage kam indessen zu spät.
 Vor seiner am 28 Sept. (1815) erfolgten Abreise von Paris machte
 der immer heftiger und lebenswichtige Kaiser seinen ehemaligen
 Vertrauten einen Abschiedsbesuch, — von einer Einladung, dem
 kaiserlichen Hauptquartier zu folgen, war indessen eben so wenig
 die Rede, wie von einem späteren Wiedersehen. Sie hat Julius
 Barbere von Krüdener des Monarchen, dem sie in ihrer Stunde
 begegnet war, wieder gesprochen um ein directes Schreiben von
 ihm erhalten, sie mehr erreicht, als dass sie mit der Rücksicht
 behandelt wurde, an der ein edelgebender Fürst es niemals fehlen
 lässt, wenn Personen, die seine Gnade genießen, im Spiel kommen.
 — Kritische, von der Mehrzahl ihrer kaiserlichen Verwandten ver-

* Dazu vgl. unser Anzeiger im J. 1814. Vgl. F. v. Güter, *Friedr. v. N.*
Sachsen. Leipzig: Biederl. & Heroldt. 1868. S. 11. D. K. 1

lassen, von allen und einem Glückigen bedingt, machte die „Weltzeitung“ der heftigen Affäre. Als am 29. October in Paris Verbot als die die französische Hauptstadt endlich verlassen konnte, besann die Tochter des verlebten Liebhabers seiner Bek. wenig mehr als das ihr von Kaiser persönlich ausgestellte Pass zur Rückreise nach Russland und das längst überschuldete Gut Kaas bei Werra-Niederschwarzungen verbot sie die folgenden Jahre mit Versuchen, die einmal übernommen Hilfe weiter zu spielen und den Glauben an ihre Prophetenbesetzung in neue Kreise zu tragen. Es war vergeblich. Trotz aller darauf verminderten Mühen und trotz des Erfolges, der ihr bei unzähligen kurzweiligen Theorien beschieden war, blühte die Geschichte ihrer folgenden Lebensjahre lediglich eine Kette persönlicher Enttäuschungen und Demuthigungen. Die rapplische Colonne, an welche die des Haas ihren verfügbaren Vermögens verwendet hatte, machte Rückstöße, aus den verschiedenen schwebel Orten, an welchen sie Gesandten zu begründen versuchte, wurde die unglückliche Prophetin angewiesen, die Geldmittel gingen ihr so vollständig aus, dass sie zusehen sah Nothigen Mangel litt, unter ihres Vertrauten aber trachten zu ärgerliche Mängel aus. Das es schließlich auch der unzureichlich gut- und wunderbarliche Kauptax für greulich hielt, die Thätigkeit des bescheidenen, von der Polizei und vom Pöbel verfolgten Wanderlehrers und Propheten-schiffers mit einem Pfarramt in seiner Heimat zu verwechseln. Aus der Stellung eines ersten Vertrauensmannes seiner englischen Montaria war der junge Mann bereits früher verdrängt und in derselben durch einen Menschen ersetzt worden, dessen Salbung lediglich aus dem Zustande der unvollständigen und stöckchen Verwahrlosung nichtet werden kann, in welchem Frau von Kriehbusch sich mit dem Zusammenbruch ihrer pariser Hoffnungen befaß. Ein Herr J. G. Kellner, der in Altona und anderen Parteischritten ökonomischen und politischen Schwärmer herkömmlich als stensläger Oberpostdirektor und als der französischen Gesundheitskrankheit zum Opfer gekleideter deutscher Patriot bezeichnet wird der in Wahrheit aber nichts weiter als ein wegen Verunstaltung weggeputzter braunschweigischer Postdirektor war, — Herr J. G. Kellner hatte sich zum obersten Vertrauten der einst gekürten, jetzt von aller Welt verlassenem Waidmann angeschlossen. Alles, was wir von diesem verweilten, eben so Irdenen wie heillosen Gesellen wissen, kann auf einen ungenügsamen Grad von Verkommenheit schließen. Derselbe Hrasenwahrschaffsteller Oestrich,

der Kellner erliche Geben, seine volle Kraft und das Wachstum seiner Liebe zum Heilande nicht genug zu prüfen vermog, der von des Abenteurers Vorwitz auf eine glänzende Laufbahn läßt und dem Herren Spüler und Gossner zum besondern Verdienst anrechnet, das sie den hohen Werth des Mannes zu erkennen gelehrt — denn Schriftsteller (samt u. s.) „das Kellner des Bedruck eines Tagelöhners oder Komödianten gemacht habe und das der -Schwärmerei, Trübsucht und Strenge eines Mannes in Zorn habe gehalten werden müssen. Ueberhaupt Setzungen stimmten in der Meinung überein, dass dieser letzte Akt der Krüdener den vererblichten Hofes auf seine Gütern gütlich, dass er ihrer Eitelkeit in verantwortlicher Weise geschmeichelt und sie in einem Hohen an ihrer Mission und Wandelkraft herabgewirkt hat, die schließlich im vollendeten Unvermögen einigte.

Die Geschichte der letzten Lebensjahre Juliana Barbiers von Krüdener liegen außerhalb des Rahmens dieses vornehmlich des Unglücks der merkwürdigen Frau gewidmeten Berichtes und werden in dem Hübner'schen Buche ziemlich summarisch behandelt. Eine näheren Eingangs auf dieselben bedarf es an so wenigen als allerdings ausführliche Darstellungen über die letzten bewundernswürdigen Erlebnisse dieser weltbewegenden Tochter unseres Landes veröffentlicht werden sind. Nader bekannt und die spätere Schicksale ihrer vertreten Anhänger, von denen es Kürze zu handeln erhebt.

Von den auf etwa anderthalb Dutzend eingerechneten Anhängern, welche Frau von Krüdener auf ihrer im Frühjahr 1818 erfolgten Rückreise nach Livland begleiteten, blüht allein Kellner bei ihr aus, selbst Herr und Frau von Berckheim hatten nur kurzen Aufenthalt in Kasan ihre Reise in die russische Hauptstadt fortgesetzt und die inzwischen alt und kränklich gewordene Mutter auf ihrem einsamen livländischen Landhause zurückgelassen. Eine Waise erregte Kellners und seiner Patrons in die Bauern Kasans und der benachbarten Güter gehaltenen Predigten und die denselben gespendeten Lebensmittel ein gewisses Interesse, alsbald erlösch aber auch dieses, und 1820 bevor die Krüdener ihr Heimatland verließ und nach Petersburg überreiste (Januar 1821) war sie nahezu alleinstehend verblieben. Kellner verstarb 1825, vor wie nach seinem Tode schwärmerisch von seiner Gattin verehrt, die ihn wenige Monate später (25 Dec 1824) im Grabe folgte —

Fontanes erlitt ein hohes Alter, beklagte nach der Trennung von Frau von Krieger noch zwei weitere Pflanzstätten, wurde sich indessen so still zu halten, dass man nicht mehr als zweifelhafte Vergesslichkeit vergaß und dass er ungebrochen sterben konnte. Seine ehemalige Verlobte, die Kammer, hatte der würdige Mann so vollständig vergessen, dass dieselbe nach der Entlassung aus ihrer dritten Gefangenschaft als Bettlerin verstarb (24. Februar 1804); wunderbare Tischen waren während dieser Periode von niemand an der ehemaligen Zechthauslücke entdeckt worden. — Einigkeit nahm an den kirchlichen Kämpfen in Oest und dem Wachtlande einen Antheil und übte außer die Begründer der Spätschule; später herrschte er eine verkehrte und nicht Dumm, von deren Verlegen er bei zu seinem im J. 1803 erteilten Erbe eine behäbige Existenz führte. Das letzte Ueberlebende des Kriegerischen Kreises war die Tochter der Prophecia Sophia von Herkheim, welche durch Genski und ihre Geschwister am Ende Jahre überlebte und darin auf einem Landgute des Göttermanns Oest erfolgter Tod erst im Jahre 1865 gemeldet wurde.

Obgleich wir von den vorstehend besprochenen Vorgängen durch wenig mehr als ein reichliches Menschenalter getrennt sind, erdennan die Verhältnisse unter welchem Frau von Krieger und deren Anhänger die wunderbaren Wesen treiben konnten, den heutigen Geschlechte nur schwer verständlich. Und doch hat die krenzliche Bewegung an deren Spitze unser Landmann stand, mit dem großen geistigen und religiösen Umschwung der Restaurationsperiode in so engen Zusammenhänge gestanden, dass der Name der Juliana Barbara von Krieger von gewissem Vorwürfe der positiven Richtung mit einer Klarheit genannt wird, welche die Absicht unendlicher Beschuldigung ihrer Verirrungen deutlich verräth. Fünfundsiebzig Jahre ist es auch nicht bei, dass ein angesehenes berliner Gelehrtes W. Zachar der Gonsalla Fontanes', Kellers und der Kammer eine Schrift verfasste, in welcher er dieselbe als Musterbild einer christlichen Frau vorstellte und in Ansehung an den von Wäberprecher und Unwahrheiten strotzende Eymardische Buch von einer ganzen Anzahl an den Wunderbaren streifende Vorgänge des letzten und tragischen Finales ihres Wachtlandes gläubig berichtet. Nach unergreiflicher erschaltet istlich, dass ein so hochgebildeter und bewandter Theologe wie J. H. Korte nicht in der neuesten Auflage seines verstreuten Lehrbuchs -Kriegergeschichte für Studirende-

in grosser Entfernung denkbar gestellt, welches die schwärmerische
Menschenliebe der Frau von Kildener für die Erweckung des
irdischen Lebens in mehreren Gegenden Deutschlands und in der
Schweiz, gethätig haben soll. In einem Buche, das Grotte mit
Ist, Schäfer mit ist, Lenzler und Jung-Stilling mit je einer
Seite abhandelt, wird der Kildener ein achtzehn Köpfe an-
zunehmender Abschnitt gewidmet und es ist das Folgende gesagt:

„Sie deckte ein grosser Theil Europas, predigte Buss, vertheilte Heil und Fluch, brachte den Verbrechern in die Kerker
den Trank des Kreuzes, predigte den Weisen diese Welt die
Törlheit des Königs, des Königen und Fürsten die Heiligkeit Christi
als des Königs über alle Könige. Was sie thaten, erschütterte
in weiten Sünden, erweckte Felsenherzen zu Basaltsteinen, zog
zum Schanden von gottlich Klenden jeder Art und aller Stände
in sich. —“

Wie von dem Leben der Tochter des Gabelschwabs v. Villing-
hof überaupt weiss, weiss zugleich, dass von dem vorstehend ent-
haltenen Angaben keine einzige vollständig trifft, und dass die
skeptisch charakteristische Manier der öffentlichen Wirkensweise
Johann Barbara mit Stillenschweps übergegangen sind.



¹ Bedeutend ist bemerkt, dass der Kildener, auch wenn andere schon
ähnliche Verfassungen die gewisse unglückliche Behauptung enthält, in dem
Schweps nicht genannt ist. In dem Buche ist es, ist (aus dem Vorwort) wie
eine solche, dass dies eine bestimmte Wort von Völkern kommt und dass jeder
der die menschliche Dred und währende Verfolger des Schweps, dasselbe als
Beyweise angesehen hat.



Die gewerbliche Seite der holländischen Ausstellung zu Mita im Juni 1880.

Die Ausstellung, die an den Tagen vom 10 bis 20 Juni in Mita stattfand, ist in der Tagespresse gründerlich weder sehr wahrhaftig, noch sehr sorgfältig beurtheilt worden. Ueberhaupt ist es eine eigenthümliche Sache mit solchen Zeitungsberichten über Ausstellungen, die scheinen fast immer nach dem Haupt der holländischen Theaterkritiken angefertigt zu werden. In diesen finden wir bekanntlich stets lobende oder tadelnde Bemerkungen über das Spiel der einzelnen Schauspieler, über Decorettens, Kostüme &c.; nur sehr selten aber ermuntert sich einer der Herren Kritiker daran, dass auch noch ein anderer Gegenstand von einer gewissen Bedeutung zu besprechen wäre, nämlich das Stück selbst. Ganz ähnlich geht es mit den Ausstellungsberichten. Im Grunde lässt sich da jede Zeilung ihre spezielle Präferenzliste aufstellen, nur mit einer starken Erweiterung nach der negativen Seite hin. Da man aber eine solche lobende oder tadelnde Aufzählung der einzelnen Objekte nicht viel kurzweiliger zu lesen ist als die offizielle Präferenzliste, so sind die Berichterstatter gehalten, Bemerkungen, und zwar wo möglich witzige, einzutragen über Ausstellung: Auszeichnung &c. kurzum über Ausstellungen. So glauben wir auch, dass die Auswertungen der Tagespresse über die holländische Ausstellung ihre Leser kaum zu dem Gedanken geführt haben werden, dass die Ausstellung am Ende noch einen andern Zweck haben könnte, als eine Gelegenheits- zu bieten

zur Bewunderung höherer Beiden und zur Bekräftigung solcher, die längst welche Felder aufweisen?

Wenn ich nun auf diesen Gegenstand etwas sagen, so möchte ich den Versuch machen, von allgemeinen Gesichtspunkten aus die Resultate der mitzuer Ausstellung festzustellen, wobei ich von der Beschreibung der einzelnen Ausstellungsobjekte ganz absehe, so welcher mir auch jede Befugung mangeln würde. Hierbei schiede ich mich von einem grossen Theile der Ausstellung aus; die Besprechung der Theorien muss ich einer bestimmten Feder überlassen. Es handelt sich also hier um die ausgestellten Erzeugnisse des Gewerbes und der Industrie.

Nach der Erklärung des Ausstellungscomité's sollte im Hauptzweck der Ausstellung sein, ein Bild davon zu geben, was speziell Kurland hervorbringt. Es erschien es aber von vornherein sehr fraglich, ob ein auch nur einigermaßen vollständiges Bild der kassischen Production sich ergeben, ob nicht in Folge der frühzeitigen Lage vieler Productionen auch bei dem verhältnissmässig niedrigen Stande des Gewerbes nur eine sehr geringe Zahl von Ausstellern nachsetzen würde. Unter in vieler Beziehung günstigeren Umständen war im Jahre 1875 in Moskau eine Ausstellung für Industrie, Gewerbe und landwirthschaftliche Produkte veranstaltet worden, zu der aber Aussteller von überall her zugelassen wurden, während gegenwärtig nur in der Nachbarschaft nicht kassische Productionen ausstellen durften. Der Ausstellungskatalog vom Jahre 1875 weist aber nicht mehr als 189 Nummern kassischer Uebersicht auf. Die Befürchtungen, dass diese Zahl auch jetzt nicht überschritten, ja vielleicht nicht einmal erreicht werden würde, haben sich nun glücklicherweise nicht bekräftigt. Denn 188 Nummern entsprechen 368 im Katalog der beschriebenen Ausstellung; es ist somit unzweifelhaft, dass die Neigung der Productionen, sich an einer Ausstellung zu betheiligen, in den 13 Jahren, die zwischen den beiden Ausstellungen liegen, sehr erheblich gewachsen ist, und schon dieser Umstand allein kann als ein Wachstumsbeweis dafür angesehen werden, dass Gewerbe und Industrie Kurlands in diesem Jahre im allgemeinen nicht zurückgegangen sind. Durch diese gegen Betheiligung ist aber jedenfalls die diesjährige Ausstellung die vollständigste Ver-

¹ Gegen diesen Urtheil über die kassischen Leistungen unserer Tage muss es allerdings bei dem doch Vorwiegend russischen — die Red.

erzeugung landwirtschaftlicher Produkte gewirkt, die früher überhaupt zu sehen gewesen ist, so vollkommen sie auch noch war und so große Lücken auch diesmal noch bemerkt werden.

Es wird nicht unterlassen sein, aus einer Gegenüberstellung der betreffenden Zahlen zu ersehen, in welcher Weise diese Steigerung der Beschäftigung sich auf den Fach-Local und die einzelnen in Betracht kommenden Städte vertheilt:

Es stammten	1875	1898	
aus Mitteln	114	207	Anstellungen
von Local	41	54	"
aus Göttingen	1	9	"
• Tockum	1	6	"
• Besenke	2	6	"
• Lohau	6	41	"
• Wilsen	22	1	"
	197	363	

Während der Procentsatz der Steigerung bei Mitteln und dem Fach-Local nicht sehr erheblich von der durchschnittlichen Zunahme abweicht während bei Göttingen, Tockum und Besenke die Zahlen zu klein sind, um spezielle Schlussfolgerungen zu rechtfertigen, treten bei Lohau und Wilsen die Unterschiede überaus stark hervor. Wie sehr in diesem Jahre, da ja die überaus hohe Steigerung des Handels Lebens gesehen haben, auch seine Industrie gewachsen ist, kann man hervorstechendsten Platz zu jener Beziehung in Kurden einnehmen, hat sich auf der Ausstellung nicht nur durch die Zahl, sondern auch durch die Beschaffenheit seiner Ausstellungsobjekte gezeigt. Noch auffällender ist die umgekehrte Erscheinung bei Wilsen. Hier muss aber wohl zur Erklärung angenommen werden, dass die ungewöhnlich starke Beschäftigung dieser Stadt an der Ausstellung von 1875 zum Theil auf zufälligen Ursachen beruht, denn Wilsen ist ja nie ein bedeutender Industriestand gewesen. In der That waren die damaligen 22 Ansteller aus Wilsen fast lauter kleine Handwerker, von denen jeder nur wenige kleine Arbeiten gestellt hatte. Immerhin wird die zeitliche Proximität Wilsens als Zeichen der Stagnation gelten müssen, in die der Ort durch seine Abgelegenheit und den Rückgang seines Handelsverkehrs ja leider gerathen ist.

Vorzeichen wir nun auf Grund des auf der Ausstellung gewonnenen Materials eine Entscheidung oder wenigstens Betrach-

den Hauptfrage: Wie hat sich Kurlands Industrie in letzter Zeit entwickelt? zu gleichen wir zunächst im allgemeinen einen Überblick des Activer geben zu können. Es hat verschiedene Fortschritte gemacht.

Häufig haben wir es von Männern, die mit karlsbadischen Verbindnissen wohl versetzt sind, ausgesprochen hören, sie hätten nicht geglaubt, dass in Kurland doch so viel Gutes hervorgebracht werde. Freilich hat sich auf der Ausstellung der Fortschritt hervorgehend glänzend in allen Zweigen gezeigt und überhaupt wird niemand daran zweifeln, dass nach ausserordentlich viel zu thun übrig bleibt, aber im Vergleich mit 1876 ist eine entschiedene fortschreitende Entwicklung nicht zu verkennen. Wenn wir nun die Hauptfrage beantworten wollen, die diese Entwicklung einschlagend scheint, so tritt wir als die vollständigste Brückung der Ausstellung einer Grossfabrik hervor. Von einer solchen konnte früher in Kurland eigentlich keine Rede sein, noch auf der Ausstellung von 1876 war die Fabrikindustrie, abgesehen von ein paar Eisenwerken, fast einzig durch die altbekannte Firma Laskowsky und Looop in Mitau vertreten. Jetzt dagegen treten sofort die Producte der verschiedenen Fabrikten allerwärts auf sich. Der rechte Oberlauf, den die Wachsackfabrik von Max Günther in Mitau mit ihrem Material bekleidet hatte, oder die mächtige Krone aus Draht, welche das Stahlwerk von Becker & Co. in Libau hergestellt hatte, sind wohl allen Besuchern der Ausstellung im Gedächtnis geblieben. Von nicht geringerer Bedeutung ist aber eine ganze Reihe anderer Fabriken, von denen wir nur einige den grössten aufzählen wollen, so die Karlsbadische Flachspinnerei von Gaultier und Lorenz in Mitau mit 150 Arbeitern, die Korkeackfabrik von Wisnander und Larsen und die Dampfmaschinen von Berndt und Co. in Libau, die Strohholzfabrik (Vulkan) von Louis A. Hirschmann in Goldingen mit 700 Arbeitern, die Glasfabrik (Waldhütte) des Baron Blasel von der Becke auf Glöck bei Gallingen mit 100 Arbeitern, die mannigfaltigen und grossartigen Feinblechfabriken des Herrn Georg von Oettingen auf Kalkstein bei Ober Krenkel nicht ohne reichliche Entwicklung unserer Grossindustrie von Theil im Zusammenhang mit dem im Reich bestehenden Schutzsystem, aber es darf gehofft werden, dass sie auch ohne unsere Förderung des letzten Bodens für die Bekanntheit nicht verfließen würde.

Wie Kurland in dieser Beziehung sich der modernen Pro-

denkbarweise auszuüben beginnt, so konnten wir auf der Ausstellung auch folgende Bemerkung nicht übersehen, dass die andere Richtung der modernen Industrie, die Richtung auf stilvolle, künstlerische Gestaltung der Form, unserer Provinz nicht fremd geblieben ist. Zwei finden wir in der Gruppe »Kunstindustrie« von einem einzigen Anstifter veranstaltet, des Juwelier E. Demmeberg in Mitau, aber viele Anstellungsobjekte, die in anderen Gruppen aufgeführt sind, gehören von unserem Gesichtspunkte aus herüber, so aus der Gruppe »Holzindustrie« die Zinnbeschneidungen im sogenannten Kupferstich, namentlich die von Thelitz u. Sohn in Libau und von H. Spille in Mitau, die Schnitzereien von E. Willmann in Mitau, die Vergoldarbeiten von H. Braun in Mitau; aus der Gruppe »Metallindustrie« z. B. ein schneidenerisches Kesselheber von F. Seeger in Libau, der Messingbeschlag einer schwarzen Truhe von H. Pusch in Mitau; aus der Gruppe »Papierindustrie« die Buchbinderarbeiten von E. Hübscher in Mitau, aus der Gruppe »Bauarbeiten« die Decorelemente von A. Hufert in Libau und A. Gehrig in Mitau, die Glasmalereien von Hirschwald in Mitau und noch manches Andere. Freilich zeigte sich bei manchen Arbeiten auch noch manches Altmodische und Geschmacklose, aber ein beständiger Fortschritt war auch hier nicht zu verkennen. Eine allgemeine Ausbildung des Fernstudiums wäre freilich nur von katholisch geleiteten Zeichenunterricht auf Gewerbeschulen zu erwarten, wie er in Bielefeld gelehrt wird, dieses ist leider in Kurland noch wenig Aussicht vorhanden, denn die Erlänge dazu, wie z. B. die Zeichnungen des Mitauer Gewerbevereins, gelahen nicht wegen der Unvollständigkeit der meisten Handwerke.

Einen im Vergleich mit 1876 ganz verhältnismäßig gutes gewisses Raum beanspruchte diesmal die Gruppe »Hausindustrie und weibliche Handarbeiten«.

Hier führte der mitauer Hausfrauenverein zum ersten Mal die Resultate seiner Bemühungen vor; namentlich aber hatte ein gutes Anzahl von Damen Handarbeiten verschiedenster Art ausgestellt. Unsere Frauen sind nun freilich schon zweimal mehr und in dem letzten Jahre feilzig geworden; aber die Schen, namentlich mit ihren Arbeiten hervorzutreten, hat abgenommen und ihre Arbeiten sind weniger tüchtig geworden, wenn dem Nadel, Sticken und Stricken nimmt namentlich das Malen jetzt eine hervorstechende Stelle ein. Leider erscheint hier die Mangelhaftigkeit auch vielfach als Begleiterscheinung; aber die bessere Führung muss gelöhnt

Fernersehen wird oft nach irgend etwas gegriffen, was gerade hübsch erscheint, vor einer gründlicheren Prüfung aber nicht be-
 sieht. Der Grund hierfür ist das Zwißel zum Theil das Darnieder-
 liegen des Zeichnungsunterrichts an unseren Mädchenschulen, bei dem
 bestehenden Verhältnisse ist aber eine durchgreifende Besserung
 desselben schwer möglich; dagegen wäre die Regulirung von
 Mädchen- und Weibschulen, die wir für leichter ausführbar und aus-
 sichtsvoller halten als die von Gewerbeschulen für Handwerker-
 lehrlinge, ein wehrer Segen, und diese Aufgabe sollte nicht wieder
 aus den Augen gelassen werden.

Sehr natürlich nahm auch auf der Ausstellung die Industrie
 der Lederindustrie aus, namentlich die besseren Erzeugnisse der
 Gerberinnen von J. Olinsky in Tackan, H. Goltz und W. Stechl in
 Mraza, E. Eckert in Banská die wurden allgemein bewundert. Um
 so schwächer waren aber zufälligerweise das Schuhmacher- und
 Handschuhmacherhandwerk vertreten; wie es scheint, hat hier die
 Concurrenz der aus Warschau und Petersburg bezogenen billigen
 fertigen Waare namentlich die kleinen Handwerksbetriebe stark
 bedrückt. Dass aber ein erfolgreicher Kampf gegen diese Con-
 currenz möglich ist, beweist z. B. die Schuhmacherwerkstatt von
 L. Blahn in Mraza, die 1876 zwei, gegenwärtig dreihundertzwanzig
 Arbeiter beschäftigt. Sehr große Läden wie die Gruppe - Nahrung-
 und Genussmittel auf. Sie hatten sich vor dem Barbarismus
 betheiligte, Hochstein in Jelschstadt, Hansay u. Co in Lohau und
 Kaiser in Elbey; die Biscuitfabrik Mraza waren sämtlich bet-
 theiligt, ja auf der Ausstellung, wo auch der Barbarismus sehr
 bedrückend war, ist unsere Waare überhaupt kaum anzusehen über
 verpackt werden es sei denn in der Restauration zweiter Klasse.

Dafür gibt es kaum eine andere Erklärung, als dass die
 allmähliche Steigerung des Werthe ihrer eigenen Waare mitwachsen und
 sich der zunehmenden Concurrenz nicht gewachsen fühlen. Die
 Kosten, wo mitunter über wegen seiner Güte in Menge nach Siga
 geführt wurde, scheinen leider nicht so bald wieder kommen zu wollen.

Auch die übrigen Producte der Verarbeitung unserer Ge-
 treide, Branntwein, Mehl &c., traten nicht in einer der Bedeutung
 dieser Industriegruppe entsprechenden Waare hervor, ebenso hatten
 wir ganz vorzügliche Aussteller Milchereiprodukte, Butter und Käse
 gemacht. Und doch sollte gerade auf diesem Gebiete die größte
 Thätigkeit herrschen, doch müssen gerade hier Landwirtschaft
 und Industrie sich am engsten verknüpfen in einer Zeit, in welcher

das einfache Hirten und Verkäufen des Getreides nicht mehr den früheren Erfolg erzielt.

Endlich erscheint es uns überhaupt bei der gegenwärtigen Veränderung unserer Verhältnisse als eine dringende Nothwendigkeit, dass gerade die gebildeteren Kreise unserer Bevölkerung in ganz anderem Masse als bisher ihr Interesse der materiellen Production widmen, dass gegenwärtig finden wir gerade bei der Leitung der grosseren industriellen Etablissements noch auffallend wenig geborene Künstler betheilt.

Es ist sehr schwer zu erweisen, wie weit die Wirkung einer Ausstellung reicht; und aber durch die durchgängige unserer Ausstellung sich nur wenig Mühe zu erhöhen Interesse und thätiger Antheilnahme an der Entwicklung unserer Landwirthschaft und Industrie angeregt worden, so ist es wahrlich nicht unnothig veranstaltet worden.

Milan, 30 Juni 1888.

Oskar Kleinenberg

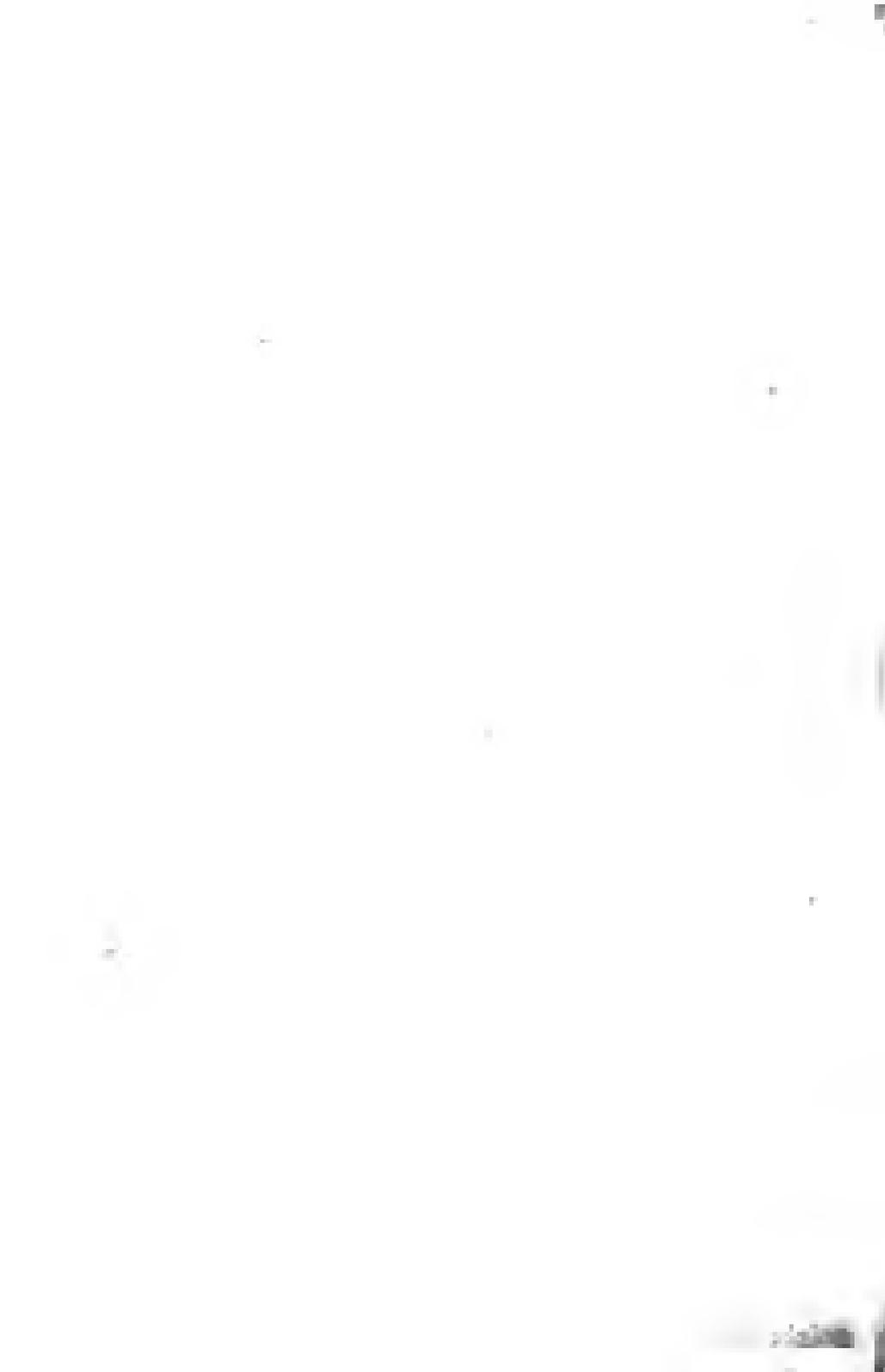


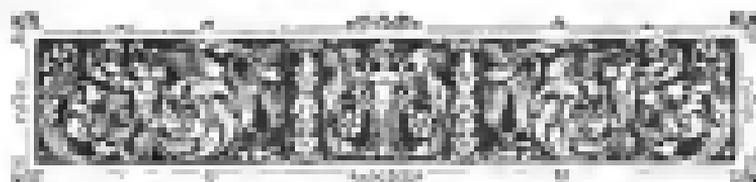
Bezeichnetung:

- Heft 3 pag 107 2. 4. v. a. von Gouffier et. Gouffier
 - 108 - 10 v. a. 1. Pagan et. Pagan
 - 109 - 11 v. a. 1. Pagan et. Pagan
 - 110 - 12 v. a. 1. Pagan et. Pagan
 - 111 - 13 v. a. 1. Pagan et. Pagan

Herausgeber: H. Weiss — Verantwortlicher Redacteur: H. Hoffmann







Die Erhaltung unserer Denkmäler.

Dem Zeitalter des Zephus, das mit schonungsloser Hand in die Urgrube unserer alten Bauwerke führt, das alles, was ihm an ihnen nach dem Geschmack seiner Zeit nicht anstand, gleichgültig vernichtete oder in die Hauptkammer warf, um es die Stelle dessen die edlteren Formen der Tagesmode zu setzen, das die Bildersprache früherer Jahrhunderte und ihre prägnanten Farben mit wenigemer Tuschel bedeckte, will ihm nach dem vorangegangenen Rausche der Spätrenaissance und des Ruses des Verstandes für große Verdienst, für die negative Wirkung des Bilderschmuckes abstrahieren gekommen war — dieses Zeitalter ist uns eine neue Art geblüht, die dem Gegenteil heißt: die schenkt die Hand über die Brangeme früherer Zeit erhebt, die Wunder zu helfen besteht ist, welche nach herrlichem Kunstwerk durch Mühen Eifer und Unverstand geschlagen sind, die in sorgloser Weise sich bemüht, nach Möglichkeit vernachlässigtes Denkmal wieder dem Staube der Vergessenheit zu entreißen, die die alten verstaubten Archive durchforscht und durchsicht und die Vorzüge jeder Schöpfungsperiode mit gleicher Liebe und Lust, aber jeder Gemüthlichkeit übersehen läßt, — Alle Orten regt es sich — Stadt wie Gemeinde beginnt gleicher Schellenstrich, gleicher Förderungswille zu bestehen. Die Beute des Volkes röhren in eifriger Arbeit die Hände an der Gegenwart die Vergangenheit wieder zu geben, damit die bestige Zeit sich erweise und stärke an den Thoren und dem Schiffe, dem Leben und Werke der Vorfahrer.

Wie in den übrigen bedeutenden Culturländern sehen wir auch in unserer engeren Heimat dass kein Mann unpersönlich viel weiser Männer sind beflissen, die reiche Geschichte ihrer Vaterland durch Wort und Bild zum Gemeingut aller zu machen, und mit diesem fruchtbareren Streben wächst gleichzeitig auch die Erkenntnis für die stämmen Zeugnisse der alten Zeit, und der Fleiß für sie wird gestärkt. Es sind aber nicht allein viele, die meisten legen gebrauchte in Staub und Geröll, und Gess wählet über ihre Trümmer oder Klüften an ihren Mauernstein empot. Was die Seelächseln an ihnen verschone, hat Balbirt und Unverständ an Fall gebracht. Tausend stehen wie heute an diesen Besten des Alterthums, doch auch zahlreich schaffensstrenge und bemüht zu erhalten, was noch erhalten werden kann.

In Riga arbeitet der Denkmalverein an der Wiederherstellung des Domes, eines der schönsten und ehrwürdigsten Gebäude, das unsere Heimat aufzuweisen hat, in Hagen ist die lange verlassene prächtige Kirche des einstigen Bischofs Oesel-Wick aus Trümmern neu entstanden; für St. Peter in Riga wird der Wunsch regt, die alte Pfarrkirche einer durchgreifenden Restauration zu unterziehen, alle Häupter vergebens Denkmäler, wie die St. Jürgenskirche in Riga, die an ihrem jetzigen Klode kaum die einstige Kirche des mächtigen Ritterordens sehen lässt, werden aus Licht gezogen und ihrer Wiederherstellung das Wort gesagt.

Doch wie jedes Unternehmen seine Kinderzeit durchmachen muss, wie bei jeder Arbeit erst im Laufe derselben die rechte Erkenntnis kommt, so geht es auch mit diesem Gebote. Die Begründerung, die sich der heutigen Zeit bemächtigt hat, die mit einem Schläge die an den meisten Kunstwerken begangenen Sünden ausmerzte und vertilgen mochte, sie ist nur zu leicht zurück, in übertriebenen Eifer bei dieser Beseitigungsarbeit den Kund mit dem Maße auszurechnen. Sie geht oft zu Ertzen und indem sie denselben bearbeitet, irgend einem Kunstideeal seine ursprüngliche Form wieder zu verleihe, zerstört sie nicht selten Kunstwerke jüngerer Perioden das mit gleicher Berechtigung neben denjenigen der älteren bestehen mochten. Das ist der sog. Kunstidealismus, der aus dem Purifizierungsverfahren hervorgeht.

Ein anderer Uebelstand liegt darin, dass nur leider zu oft ohne genügende Vorarbeiten an die Wiederherstellung oder Ergänzung von Denkmälern gegangen wird und dass diese Arbeiten Leuten übertragen wurden, denen nichts weniger bekannt ist als

die Geschichte der von ihnen restaurirten Denkmale. Oft geschieht das gerade dann, wenn das zu restaurirende Denkmal auch zu Fortfall oder Genußstücken beiläufig auf Sonderreisen im Spiel kommt oder naturwüchsig bessere Mittel die Einsetzung eines neuen Aufgebots voll und ganz gewachsenen Künstlers verhindern. Wie viele Schmarrenstücke sind nicht deshalb schon aus Deutschland und Italien zu uns herübergeführt, namentlich aus dem letzteren Lande, wo seit den vorigen Jahren eine kraußte Restaurationswuth grassirt, der auch schönes Kunstwerk zum Opfer fallen mochte. Zu solchen Opfern zählt unter anderen die von Bramante erbaute Kirche S. Lorenzo in Rom, mit ihrem der berühmtesten Interieurs, in Mailand sind die beiden Thürme der Porta Ticinese in Folge einer Straßenerweiterung abgebrochen und an eine andere Stelle veretzt (!) Um die ganze Fassade der Kirche S. Andrea in Mailand im Stil des 8. Jahrhunderts überarbeitet zu können, hat man die schöne Halle, die sog. *camerone* an nördlichen Seitenstrahl, eines der wenigen beplankten Werke Humanitas, abgebrochen &c. Es würde zu weit führen, wollten wir diesen Sündenregister noch weiter fortsetzen, die Füllblätter sind oft voll davon.

Kam Glück haben wir in unserer Heimat dergleichen fiedige Restaurirungsgepländes noch nicht zu beklagen. Wir stehen noch am Beginn unserer Thätigkeit und können uns die Fehler, die an anderen Orten gemacht sind, als Lehre dienen lassen. Trotzdem aber dürfen wir uns nicht verhehlen, dass schon manches bei uns geschehen ist, das sich heute nicht mehr zugutemachen machen lässt. In Havel z. B. hat man die architektonisch nicht unbedeutende Stützcapelle auf Abbruch verkauft, einer Straßenerweiterung wegen; in Gellingsen ist der Thurm der alten Kathedrale durch einen recht künstlichen modernen Anbau verunstaltet worden; gleiche Schicksal ist dem Thurm der Dreifaltigkeitskirche in Hesse widerfahren; in Hagen ist bei der jüngst unternommenen Restaurirung der Schöneckkirche der eigenartige frühgothische Portalbauwerk in übertriebenen Purifizirungseifer heruntergehauen worden. Auch in Riga schloßen die Herren nicht richtig werden zu können über die Restaurirung des Domus, den Ausbau des anstossenden Dankloosens und die Errichtung einer Säulenhalle obgleich dazu so viel uns bekannt, die Frage trage auf dem Gähne der Denkmäler-

¹ *Monatsschrift des Malischer Professor Tito Panzoni u. der Kunst* (Frankf. 1882 S. 481 u. f.)

restaurierung vorzüglichsten Meisters vorliegen, was schliesslich in dem Mangel einer genügenden Anzahl künstlerisch gebildeter Kräfte und dem Vorherrschen der Laien in der Zusammensetzung eines Girals liegt, deren Stimmen diejenigen der wenigen Baumeister überwiegen.

Wir sind, wie bereits gesagt, nicht reich an hervorragenden Kunstbaukünstlern, desto grösser aber wird unsere Pflicht diese zu erhalten, und besonders ist dies die Pflicht derjenigen Männer, die die Macht besitzen über sie zu verfügen: die Corporationen und Administratoren. Die Denkmale vor allem diejenigen der Baukunst, sind in vollstem Sinne Eigentum der Heimat, des Volkes, und für diese müssen sie erhalten bleiben. Es kann dabei nicht unsere Hauptaufgabe sein, alle diese Denkmale zu restauriren, diese Aufgabe fällt erst im letzter Linie, die erste ist: zu conserviren.

Der Schutz der Denkmale, der hervorgehoben wie der unbeweglichen, ist die Hauptsache, mit der zu beginnen ist, und soll dass eine Restaurierung erfolge, so hat dieselbe auf grösster Grundlage der Geschichte zu geschehen und selbst dann, wenn für das Object andere Bestimmungen getroffen werden, als diejenigen waren, denen es früher oder bisher gehorht. Auch darf nicht eine besondere Zeitperiode der Kunst allein so dem zu restaurirenden Denkmal zum Ausdruck gebracht werden, wenn im Laufe der Zeiten andere Kunstzustände als die Vorzeichnungen hervorgebracht hätten, die einschliessend auch für die Geschichte des Denkmal sowohl als die Geschichte des Landes hervorragend sind, sondern auch dass sind mit gleicher Liebe zu analysiren und mit gleicher Kritik die Schlichte und Föhrliche von dem Guten und Schönen zu sondern. Dass diese leider nur so oft vernachlässigt wird, hat gerade der ganze Punkt, auf den wir bei der Restaurierung von Denkmalen so oft stehen, da im Ueberrifer und um eine gleichzeitige Schatz zur Erhaltung zu bringen, die Vertheilung manch bedeutsamen Kunstwerkes beklagt werden muss.

Die Kunstbaukünstler stehen mit der Geschichte des Landes in unmittelbarer Zusammenhang, und wie bisher in stürziger Weise von unserem Gelehrten an der Erforschung der Landesgeschichte gearbeitet wurde und noch gearbeitet wird, so ist gleichzeitig an der Hand der erformten die Geschichte der Denkmale anzustreben. Anlagen sind bereits gemacht, doch noch lange nicht in genügend entsprechender Weise.

Mit welchem Auge erkannte schon J. Ch. Breton zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Notwendigkeit der Aufnahme und Sammlung geschichtlicher Notizen der bedeutendsten Denkmäler des Landes und mit welchem Fleiße trug dieser gelehrte Zeichner, Drucker, Abbildungs- oder Aol. zusammen, die heute eine immer wieder aufzuweckende Fundstätte bilden. Es ist ja nicht leicht zu verstehen, daß die sehr gewichtige Fabianus stiftende Kreuzkirche in der Stadtkirche zu Riga nicht einer der Anforderungen, die vom Standpunkte der heutigen Erkenntnis der Dinge verlangt werden, entspricht, trotzdem aber besitzen wir in ihr einen Schatz, der nicht hoch genug gehalten werden kann, da er innerhalb des geschilderten Fundament abgibt, auf welchem fortgeschaffen werden muß.

Von nicht minderm Werth sind die menschliche Speiseblätter, die wir bereits auf diesem Gebiete besitzen: so die Schriften W. v. Günter und Ch. A. Barkholz über die Kirchen der Stadt Riga, G. v. Blausens Geschichte der Kirchen und ehemaligen Kloster Kirche, C. Matzigs Mittheilungen über den Dom zu Riga und J. Guggenbiers Berechnungen der St. Petruskirche daselbst, ferner die Architekts W. Buchholz Untersuchung über dieselbe Kirche, M. v. Löwen Untersuchungen über die Andreaskirche des Klosters zu Riga und die ehemalige lange verschollene St. Jürgenkirche daselbst und last not least die bahnbrechende Arbeit E. Günters über den Dom zu Riga.

Hofft aber eine Arbeit, wie die Conservierung unserer Denkmäler von Erfolg begleitet sein, so werden wir gut thun, uns die Erfahrungen des Auslandes zu nutzen zu machen, wo in dieser Hinsicht sowohl von Seiten des Staates, wie des Landes die bedeutendsten Anstrengungen gemacht wurden sind — Allen voraus ist Deutschland, wo wir seit einigen Jahren schon eine stattliche Literatur über dieses Gegenstand besitzen und selbst strenges Gewisse über den Schutz der Denkmäler hervorgegangen sind.

Das bedeutende Werk von A. v. Wasmow: »Die Erhaltung der Denkmäler in den Culturstaaten der Gegenwart.« (2 Bde. Berlin, C. Heymanns Verlag 1885) schließt in eingehendster Weise die Menschenmassen, die bester in allen Theilen der gebildeten Welt sowohl von Seiten der Regierungen, wie von Seiten der Communen und Vereine zum Schutze der Denkmäler ergriffen wurden und theilt selbst die best. Erfolge zu Wortlaut mit. Den Ausgangspunkt aller Bestrebungen für den Schutz und die Erhaltung der Denk-

nieder bilden die Inventarisierung derselben. Nur durch diese ist ein Überblick über die vorhandenen Denkmäler, sowie die Schätzung der wichtigeren Gegenstände von den mehr bedeutenden möglich.

Interessant ist die Art der Durchführung der Inventarisierung der Denkmäler der Pflz. da auf Initiative des pflzischen Ingenieur- und Architektenvereins unternommen wurde und auch für unsere Verhältnisse Berücksichtigung finden dürfte, wenn hier die Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen sich im Verein mit den Gesellschaften zu Danzig, Mönch und Bismarck dieser allerdings nicht leichten, aber höchst wichtigen Arbeit unterziehen wollte. — Über die Inventarisierung der pflzischen Denkmäler berichtet die „Deutsche Bauzeitung“ in Nr. 37 des Jahrganges 1881, S. 222: Die Oberleitung liegt in den Händen einer ranghöheren Commission. Jedes dieser Mitglieder führt speziell die Oberleitung in einem der vier Landbezirke. Im Anschluss an diese Bezirke sind ferner dreizehn kleinere Arbeitsbezirke gebildet worden, in denen jedem wiederum als Commissar die bezüglichen Geschäfte zu besorgen hat. Jedem Vereinsmitglied wurde ein nach Bezirken und Städten alphabetisch geordnetes Verzeichniss der Baudenkmäler, soweit es nach der bisherigen Kenntnis derselben auch hätte feststellen lassen, sowie das für die Inventarisierung an geeigneter Stelle, nebst der entsprechenden Instruction, ausgehändigt mit der Aufforderung, jenen Verzeichniss nach bestem Wissen und Können zu vervollständigen und entsprechend geordnet und gesichtet den Mitgliedern der Vierercommission zur weiteren Bearbeitung zu übergeben. Derselbe Zeitung bemerkt, dass das Unternehmen einen überraschenden Erfolg erzielt habe.

An die Inventarisierung hätte sich die genaue Aufnahme der Denkmäler an schließen oder auch besser gleichzeitig mit ihr zu erfolgen. Diese so gewonnenen Aufnahmen und Inventarisirungen, verbunden mit allen irgend erschwerenden älteren Abbildungen und auf das betreffende Denkmal Bezug nehmenden Nachrichten, bilden sodann zur Anlegung des Denkmälerearchivs, da dies Zweck hat, — alles auf diesem Gebiete Bestehende zunächst der forschenden Wissenschaft und der Ausbildung der angehenden Sachverständigen nutzbar zu machen, sowie andererseits eine genaue Kenntnis von den betreffenden Gegenständen auch nach deren etwaigen Untergange zu sichern. Es ist demnach das Archiv nicht nur ein Hilfsmittel für die Erhaltung sowohl der unbeweglichen wie

der beweglichen Denkmäler, sondern es wird auch in dem Archiv doch eine Ausstattung mit Plänen, Aufnahmen &c. ein Theil der Erhaltung dieser Gegenstände für die Nachwelt zu finden sein!*

Eine besondere Gesetgebung über den Schutz und die Erhaltung der Denkmäler in den Grenzen unseres Reiches im Sinne derjenigen Deutschlands, Italiens², Oesterreich-Ungarns, Griechenlands zu besitzen wir zur Zeit noch nicht, doch erweist ein Bescheid des Kaisers Nikolaus vom 21 December 1826, der an alle Gouvernements durch das Ministerium des Innern erlassen wurde und vorschreibt zu berichten: 1) an каковыхъ предметахъ есть оцѣнка спешнаго характера и оцѣночка имъ спешнаго характера и 2) на каковыхъ предметахъ она самая необходима.

Wozu Ihre Majestätliche Kaiserliche Hoheit diese Angaben machen sollte, vermag ich nicht zu sagen, doch mag es sich um eine Aufzählung der Gegenstände handeln, welche eine besondere Aufmerksamkeit verdienen.

Forster findet sich eine sehr oberflächliche Vorschrift im Bundesgesetz Buch III, Abtheil 2, Art 181, über die Erhaltung der Denkmäler zu machen und sie gegen Untergang zu schützen, wenn die Mittel der staatlichen beherrschten Commune und Privater Mangelhaft sind.

Für die durch eine solche Geschichte ungeschichteten Ostschlesens erachtet es um so mehr geboten, dass von Seiten der Stände und der betreffenden oben genannten Vereine auf Grundlage der angeführten Gesetze und der Erfahrungen des Auslandes die Erhaltung und der Schutz der Denkmäler im angegebenen Masse betrieben werde, und möchte ich hier das Wort eines Freundes einschalten, der gelegentlich einer Besprechung dieser Gegenstände Folgendes sagte: »Wenn wir uns das Verdienst erwerben wollen, für die Erhaltung unserer alten Bauwerke und deren Erhaltung zu sorgen und mit unserer Arbeit Euren Verdienste wollen, so kann das nur mit vereinten Kräfte geschehen. Die Gemüthsart für Geschichte und Alterthumskunde der Ostschlesens müsste gekräftigt durch die entsprechenden Gesellschaftskreise, zu ermöglichen

* A. v. Werra, Capit. 8, S. 41.

² Special für die Stadt Rom ist seit 1823 das regolamento obliquo del museo di Roma bestimmet, zu welchem die detto Capit. diese folgende Artikel 2. containe enthalten: 1) dieses Gesetz und in Artikel 15—21 geben vorschreiben, wie solche Gegenstände zu beschreiben sein.

³ 1) In welchen Stücken befinden sich diese über Schätze und Freitage der beiden Stände des Abtheilung und 2) zu welchem Zwecke befinden sich dieselben heute. Der Wille Sr. Kais. Maj. zur Zeit ist, dass strengstens verhalten werden möge, die Stände zu erweisen.

Geheim bilden, von dem aus in gemeinschaftlicher Thätigkeit mit den Gesellschaftern zu Dorpat, Mitau und Riga alle Bestrebungen auf diesem Gebiete gefördert werden und vor allem verhindert werde, dass der Feind unsere Räder gewinne, der unter dem Titel der Erhaltung und Restaurierung verstört, um es aus Mangel an Mitteln, oder Zeit, oder — Unverstand.

Anlage in der Aufzählung und Erforschung unserer Denkmäler sind ja glücklich gemacht, es verbleibt nur noch ein in ein System zu bringen. Die Aufzählung der Kirchen in Livland besonders in sehr kurzer Zeit von dem Universitätsarchitekten E. Gulke zu Dorpat mit einer allerdings immerhin optisch besonnenen Unterstützung seitens der Ritterschaft betrachtet werden. Welcher Art diese Aufzählung und wie weit sie verpackt ist, sind, ist zur Zeit noch nicht bekannt. Die Prolegomena der Burg zu Pölitz durch Dr. Th. Schumann, sowie die ausserlings im Werk gestatteten Ausgrabungen in dem ehemaligen Kloster Valkona bei Dorpat haben ausserst interessante und wertvolle Aufschlüsse über die Ausstattung und Anlage dieser Bauten gegeben und mussten zu weiteren Fortschritten auf dieser Bahn anspornen, denn hiermit ist das Ziel noch lange nicht erreicht. Gleiche Aufmerksamkeit ist dem Professore, der einen Militärarchitekt, dem Kunsthandwerk, wie den Werken der Malerei und Sculptur zu widmen und zur Ausführung so weit veranlagter Arbeiten sind die Mittel reichlich zu benutzen und sie einer Anzahl von Leuten zu übertragen, von denen künstlerische wie wissenschaftliche Hülfe aus die Urbearbeitung gewonnen ist.

In Bezug auf das Letztere mag hier noch ein Wort E. Sedgwickers einen Platz finden, das auch bei uns beherzigt zu werden verdient: „Will man überhaupt den Denkmalern irgend etwas Leutes seine Fürsorge widmen, so muss man auch die Kräfte, denen man sich anvertraut, heranzubilden und wenn alles dem Zufall überlassen, noch glauben, die Sache lasse sich auf bürokratischem Wege lösen. Und das Elendschicksal ist eben nicht möglich, ohne dass auf den technischen Hochschulen ein besonderer Unterricht gegeben wird, sei es auch nur in einem Anhangscurse, in welchem tüchtigste Architekten, welche sich später der Erhaltung der Denkmäler widmen wollen, Spezialstudien betreiben können. Ein solcher Unterricht würde vor allem eingehende Kenntnisse des Mittelalters und der Renaissance fordern mit besonderer Berücksichtigung der deutschen, insbesondere der Denkmalerei des Landes oder der Provinz

zu welcher er betrieben wird; so diese Schulen müssten sich Exkursen zum Zwecke der gründlichen Aufnahme von Handzeichnungen und ihrer Untersuchung in technischer, wo hauptsächlich Beachtung swürden, ohne die jeder bloße Unterricht nur ein lebloses Surrogat wäre. Eine Berücksichtigung der römischen und vorchristlichen Altarchitektur wäre dabei ja nicht ausgeschlossen. — — — Nicht minder wäre der allgemeine kunstgeschichtliche Unterricht an den Universitäten zu pflegen, namentlich für Theologen der Unterricht in der christlichen Kunstarchitektur. Will man es mit der Förderung der Erhaltung der Denkmäler ernst nehmen, so muss man auf die verschiedenste Weise gleichzeitig ihre Veranschaulichung bekämpfen, und das geschieht am wirksamsten, wenn man selbst im Unterricht ein gutes Fundament legt, auf dem später fortgebaut werden kann.

In gleichem Sinne schreibt Guido Caroni in seiner Kunstzeitschrift *L'arte e Storia*, dass man zunächst erwägen müsse, Architekturschulen zu errichten, welche tüchtige Künstler liefern könnten, die von Grund aus die Bauweise der hiesigen Monumente in den verschiedenen Epochen verstehen do.

Hilfs es auch bei uns thätlich werden! Machen wir damit Ernst, lieber heute als morgen!

W. N E U M A N N.





Die Brücke über den Amu-Darja.

Unter den Einzelbeispielen des Baues der Eisenbahnen
Asiens ist die Vollendung der Brücke über den Amu-Darja
aus Turkestan, welche für Russland eine große Bedeutung hat
und für die ganze christliche Welt als ein Ereignis gilt.

Ich meine damit nicht bloß, dass es sich um eine der größten
Brücken der Erde handelt, nicht um, dass es eine technische
Leistung von ganz ungewöhnlicher Schwierigkeit und Gestalt
ist, durch welche die beiden Ufer des alten Oxus, so viel wir
wissen, zum ersten Male überbrückt wurden, sondern es ist dieser
Kunstbau zugleich der Abschluss einer wichtigen, der Aufang einer
neuen und interessantesten Epoche des russischen Geschehens und ein
Wahrzeichen russischer Kulturmission in Asien.

Man muss den wirklichen Weg kennen, der hier zum Amu
Darja führt und denselben physisch und historisch zurückgelegt
haben, um sich dieser Bedeutung bewusst zu werden. Wollen wir
diese Reisen nun mit einander wandern. Dass der Führer auf
dieser Wandererschaft mit dem was, als der Weg beschritten wurde,
dass er zu den handelnden Personen des berühmten geschichtlichen
Drama vor Gök-Tepa gehörte, könnte vielleicht der Objektivität
seiner Auffassung schaden, nicht aber der Lebendigkeit der Dar-
stellung, noch, wie ich hoffen möchte, der Aufregung der Leser.

Wenn man von Ostasien des Kaspiischen Binnensees mit
Ufer steigt, um es südlich bei Tschiktschik, um es südlicher bei
der Michaelsbucht, so begegnet der Reisende einer Reihe von Dörfern
aus gelbgrünem Sande, die sich langsam fortbewegen und die zum

Thiel die Inselwelt des Meeressims bildete. Auf einer solchen vielgestaltigen und langgestreckten Insel, wie die Natur sagt, Uzun-Ada, befindet sich der Anfang der transkaspischen Eisenbahn. Wir waren zur Zeit der Schakelwahlen Expedition wie oft an ihr vorbeigefahren und hatten mit gleichzeitiger Dicke des Eisens die Sandfuhr zwischen dem einäuslich gewachsenen Felsenwasser getroffen. Längst rührte der drückende Sonnenschirm auf dem gelben Sande, welches wissen die Natur, außer dem salzigen Wassertrinken, das aus der Seefahrt auf und niedersteht, bewegte sich kein Wesen, nicht in der Luft, nicht auf der Erde, nicht auf der Flut. Niemand fragte danach nach dem Namen, niemand ahnte damals, dass sechs Jahre später auf einer dieser Inseln Häuser stehen, Lokomotiven pfeifen, Dampfschiffe anlegen und Menschen wehnen würden. So waren denn die Reisenden nicht wenig verwundert, als sie nach einer Pause von 6—7 Jahren wieder in das Docht einfahren und plötzlich vor sich das heilige Bild eines Hofens mit Kähnen, Barken und Dampfern sehen, die Anblick schwarz von herrlichen Menschen: da standen die Agenten der Dampfschiffahrtsgesellschaft, Marineoffiziere, Leutenants, technische Haupter und persische Leutnants; zwischen kundlich leuchteten die hellen Gewänder einiger Offiziersfrauen. Zweihundert Schritte vom Ufer steht der Bahnhof am Halteplatze und hinten die Schienen, auf denen die Dampfross aus gegen Osten entfährt. Neben am Meeressand, wo die Fischerei dem Flugsand Comateux verleiht, schlingelt sich die Eisenbahn dahin. Man sieht, die vielgestaltige Meeressucht bald rechts, bald links schlickend, auf einem schmalen Damm zum eigentümlichen Fiedelnd, wo man bei Molok-Kery fetter Boden erreicht und nun in die alte Straße eintritt, die wir 1880 in ihrer Dusterheit, Trockenheit und Wassermangel durchwanderten. Von Brunnen zu Brunnen, von Pflanz zu Pflanz rechnete man damals den Tagesmarsch, um nicht sehen im Abend in den verregneten Gassen nur etwas kaltes Wasser zu finden, das selbst unsere Pferde zu trinken versagten. Die Sonnenglut verengte uns die Gesichtsbahn, die Trockenheit der Luft dörrete von den Gassen ab, das von kaltem Schatten unterbrachen helle Licht erhellte die Augen und rüste das Nervensystem. Jetzt gleitet man im künstlichen Schatten des Eisenbahnweges gleichmäßig zwischen kaum zwei einander Folger in der Stille des Vases unserer eigenen überwindenen Läden uns hervorzubringen; eigenartig klingen die Stimmensamen Halle Tschern, Adina, Kasna-Dschick, Kniff-Arwat

im Ohr, bekannt und doch ihrer Schönheit entkleidet. Ubrigens war Kiri-Arnat damals schon für uns Winterwanderer wie ein geliebtes Land, da flossen Quellen aus den Bergen, da gab es Schichten mit grünen Bäumen, hohen Bahr bedeckt, von Rosen, edelweiss und allerlei Geflügel bevölkert. Auf einem hochgelegenen Plateau stand unsere kleine Festung, man schlief dort ruhig nach zurückgelegtem Marsch und konnte sich der Wildheit eines Hades und eines Trankes kristallhellen Wassers gewärtigen. Was ist aus Kiri-Arnat in sechs Jahren geworden? Ein zerstücktes Stadtchen mit Baumgärten und Beempflanzungen, mit Torf und Halmhaas, und zur Nacht erleuchtet es in elektrischer Beleuchtung. Wo das herrlich und belagert durch die Straße glänzt! Denn auch jenseits Kiri-Arnat führt noch so Wüst' lang der Weg, d. h. der Kanzenweg und die Eisenbahn durch ödes Land bis zum Anfang der Oase.

Kiri-Arnat war bis 1885 Endstation der Eisenbahn. Seit ihrer Verwallung und Umgestaltung ist es auch noch heute, eine Handel und Wandel folgt dem Militär und der Bahn, welche da sich wenden. Ein paar Stationen zurück, im Kasan-Dehik, hat die Kaschische Handelscompagnie vorzuecht, auf dem bisher unbesetzten Bahnh. Bauverf. aus russischen Bauern zu stellen. Der Versuch gelang und ermöglichte dies unternehmende Haus, auf beharrlichem Gebiet jenseits des Am-Darje lokale Kulturvermehrung im Grossen zu propagieren. Der Bauverf.halter aber läßt mit der Zukunft des Landes eng zusammen.

Wie unbedeutend, wie wenig hervorragend aussehend, von schnell dahin raschelnden Bahnen aus gesehen, die einst aus so wichtigen Orte Beni, Kaba, Artakman, damals jedes durch eine Waffenfest besetzt, damals jedes mit Blut und Schwere gewonnen und erlangt. Jetzt fällt der Blick auf ein paar Lehmgebäude, von denen Mühselig Rauch aufsteigt, auf eine Baumgruppe in der Ferne und auf die gleichmässige Aufsicht am Bahnh., da ruft ein rotes Haus in schmalen Tal, das nichts mit unseren Eisenbahnen zu schaffen hat, dessen verbleibt aus offener Schuppen, wo man sitzt sperrt, ein unruhiger Platz, ein Springbrunnen.

Dar hier und da stehen ein paar unserer ehemaligen grünen Gegen zerlegt, getrocknet im Geflügel und oben halb fackeln, halb gelöstig bei den Zug, auf die Eisenpfer und die Peiser, die sich auf dem Boden frei und als Herren bewegen, der einst für

ihren Eigentümern war. Der eine trägt ein paar Eier in der bloßen Hand herum, der andere Milch in einer aufgehängten Schafschale. Denn jeder glaubt es sich nicht langzuweilen, dass dieses Erdbeben Hügel der Höhe nicht eben selten zu Boden ist. Manchmal kommt noch ein brauner Darrsche in altemännem Leut herum und bestet den Hausbesitzer ein kühnes Polibekke oder eine stumps Melone vom Verkauf an. Aber wir haben nicht so hohe da kommen, wie der Bauern und der Pstrei, noch das gefällige Wesen eines russischen Hausbesitzers. Treutig helfen sie ihre armselige Waare vor sich hin, treutig nennen sie den Preis 7½ Kopöken, als die Hälfte von 15 und treutig verstecken sie die Hälfte, ihr 8½ ihre Milch, wenn man ihnen weniger bietet. Wir kauften bei einem 75jährigen Kaufman eine Schafschale mit Milch zu unserem Morgenkaffee. Als wir geseh, trat ich, da keine Flasche an der Hand, unter die Thür des Strohstalles, um zu meinem kleinen Verkäufer wieder einzufragen. Dieser, die stumps schwarzes Fellbüschel auf dem Kopfe, dem Vater an der Hand haltend, zunächst im Restaurant und später nach seiner Flasche. Kaum das er mich erblickt, that er einen Satz wie ein Raubthier, entrennt mir die Flasche und die glanzend weißen Zähne strotzend, schaut er triumphierend seinem unangefangenen Alter ins Gesicht und, dessen Mund geöffnet, verschwindet das Paar zur Seite in die Stube. Also das Raubthier sitzt noch in der jungen Brut, aber die Macht europäischer Cultur verhilft und handigt sie, die wenigen Reste, welche von dem Sturz der Achel-Tälern die Katastrophe von Türk-Tipe noch überleben, gehen umher wie die Schatten ihres früheren Selbst.

Hohen und schoner steigen die Bergzüge und Falgenbüche des Kjaren-Dag und des Kopet-Dag zu unserer Rechten aus der Ebene, die kreuzwegs durchaus bestmüdet ist, sondern es den Gebirgen meist kruzustrikt. Noch unser rechts ist ein scharfes Auge auf dem höchsten Grot die seltenen Wachholderbüsche (*Juniperus Casarica*), die dunkel und gelogen von versteinerte Springtänger aussehen und unsere Schützen so oft zu dem Haf verlockten. Herr Amu-wasser! Siehst du da da den Engländer! Den legendären Engländer, der eben nicht bei unseren tapfern, aber wilden Feinden war. Was ein strategischen Kopf, ja nur ein geblüheter Zerstörer auf ihrer Seite, so kamen wir und Stobelen nicht lebend aus der schifflichen Wüste zurück, so die wir uns gewagt. Ich sage ausdrücklich Wüste. Was Gasa, was Otkorland! Vor uns her wichen die Täler zurück und ließen uns den leeren Boden, das Steile

Land, die Wissenschaft. In jenen regerlosen Zonen, in jenen von Völkern zogen und Verlassenen heimgesuchten Ländern — nur wo das Wasser hingelassen wird und die geschäftige Hand des Menschen stets schützt und nachhilft, wächst und gedeiht etwas. Von einer grünen Oase, von Palmengärten und Weideland, wie man sich das denkt, ist keine Spur. Die Zukunft kommt, der Fluß, die Tochter, die Intelligenz, die vermehrte Bevölkerung lassen dieses ganze Gebiet zu reichen Ernten gelangen, zur Fruchtbarkeit erziehen, nicht das Stäbervolk, das dort herrschte, als wir das Land betreten.

Da ruhen Measur links von der Steinbahn, ein grosser häufiger runder Baum ist eingepflanzt, im Innern steht ein Hügel. Tapa kennt nicht eine Erbschreibung in der Landessprache. Zu beiden Seiten der Postung Russen, lebendige Hüte, links stehen Wassermöhlen, eine Mühle. Wie denkt mich über alles so bekannt. Gott! das ist ja Gok-Tapa, die Stätte unseres Singens! Dort ist die Brücke, die das Dymenit gebrochen, wo Malakopasa Mayer schwer verwundet wurde da er uns anführte, seit die andere Oeffnung, mit Pulver in die Umfassungsgewehr geprenzt. Das waren unsere Einführungen, über diese ging der Strom. Wie oft sind wir darüber aus und ergriffen. Je näher der Tag kam, um so deutlicher trat jeder Stamm und jede Stanz hervor und mit ihnen die Krönung. Und da — da steht der Dementen auf dem Grabe der Gefallenen. Die langwierige Belagerung, da wir nicht belagert waren, als belagerten. Der Tod, der täglich uns gut geliebten Rühr in unsere Reihen schlug, die stöhnlichen Überfälle, die Schwachheit nach dem Ende, alles stand wieder lebhaft vor der Seele.

Mit Fragen hatten die Mitreisenden sich befreit, und in steigender Rede konnte ich erzählt und gerührt. Aber als der weiss Gedenkschein vor unsere Augen kam, schwing der Erzähler auf auch die Frage vorstimmten, die gingen hina hinaus und oben durch Schweigen die sich Bewegung ihres Bausgehärteten und wie Andenken an die Todten.

Aber nicht lange liess das Leben um die Gefallenen trauern, die gesamte Wirklichkeit, wie Schiller sie nennt, macht doch geltend, wenn das Vergangene hat die Gegenwart ihr Recht. Man ist am Spaten. Ein Armer, der als Leutnant den Feldzug mitgemacht, hält die Restauration. «Ich erkannte Sie gleich,» red er mir zu. «Sie waren damals noch dabei.» Und ein bewährter Militär begründete auch, jetzt Schwachheit an der Miltärschwäche bändig und mächtig, damals an Miltärgenre Jucker in Stöckeln

Beobachtung. Er erzählte, dass auch nach andern Mährern von damals gibt es der Bahn Deusa, und zeigte mir, wo Sokolow's Kibitka, wo die reizende gestadene, nicht weit vom jetzigen Stationsgebäude, wo die Staroposel's Rodotta gewesen, die Trümmer jener Forts, die wir damals Opa-Kak und Grosskuten-Kala genannt haben. „Strategen!“ und weiter geht es mit dem Dampfzug, die Erinnerungen werden abbrechen, die Hand zum Abschied gerückt. Und doch, so ist, so war die Geschichte der Menschheit, wie hier meine Geschichte auf den Feldern von Gök-Tepa. Ein Rüstervolk besetzte das Land und war der Schwermach aller Nachbarvölker. Unser musste der Boden werden, Blut musste fließen, damit hier Ordnung und Gesetz einzüge, damit man Schienen legen und die bekämpfen konnte und auf diese weiter rücken gegen Deusa. Diese jene Gefallenen dort unter dem Gedenkstein gibt es nicht die ruzsch-antastische Bahn; ihr Andenken ehrt nicht nur die Inschrift auf dem Denkmal, sondern auch die Stäbe, welche Culture und Civilisation auf das hochvertraute Land geschrieben. Und darf nicht der Mann frohlockend um sich schauen und dankbar zum Himmel schreien, der bewahrt blieb vor den unglücklichen Schicksalen des Frisches und der tödlichen Krankheit, dem es bestritten war, nach Jakris wiederzukehren und die Wälder zu schauen, die seitdem entstanden?

Denn siehe, Autschak, eine Stadt, eine wirkliche Stadt mit Häusern und Gärten, mit einem Kirchhof, noch es Negepten, sieht da, wo am 18. Januar 1881 Sokolow und Karopukin in eine Gruppe von Lehnkitteln und Kibitken stiegen. An diesem letzten Act — dass es kein kein Blut, es warle nur der Punkt bewies, bewies trotz Thorsten und Gravitte — nahm ich nicht auf. Ich blieb in Gök-Tepa die Toten zu begraben. Denn sollte war das Leichenfeld, welches die Todten, die in der Festung und um die Festung den Boden deckten; schließt die Thüre, die getrennt Gefallenen der Menschen, welche gestürzt oder verwundet die Gräben füllten und die Luft verpesteten. Hier trat die strenge Pflicht des Arztes und des Mannes der Wissenschaft so nach herein, ich konnte nicht mehr das Döngstzen spielen und mit anderem kanzillwentes Kriegsgott auf schlingtem Renner durch die Gegend jagen dem Abenteurer entgegen. 7000 Todte innerhalb Gök-Tepa, vielleicht eben so viel rings umher oberflächlich verscharrt und in den Füssen baidet. 18,000 auf der Flucht im Wastensauße erschlagen liegen. So soll Sokolow an Mrawin gemeldet haben.

Ich glaube jedoch kaum, dass eine Division Dragoner und ein paar hundert Kavallerie in ein paar Stunden so viele Flüchtlinge zusammenbauen könnten. Obgleich die Tausende wussten von der Oberfläche der Erde verschwinden. Aber wie? Von Profanität nicht. Todestrichter noch Leichenverwesung habe ich beides gelernt und vollführt und zwar an der Spitze von 5—600 Aristokraten. deren Sprache ich nicht sprach.

Die Leichenverbrennung geschah im Freien ohne Ofen, und fast ohne Holz. Wir häuften über einige neben einander geschichtete Tische Sperr, Wolle, Häckel, Federn aller Art, gleich einem Meiler, bedeckten es mit einem Füllboden von den Wohnwagen, um Leutlich unten erhalten für den Zug. Das stobten wir Abends an und gingen dann davon. Die ganze Nacht glimmte der unheimliche Koksfeuer, und am Morgen fand man einen Haufen Asche und verkohlte Knochen.

Die grossen Thiere aber, Kamel, Pferde, Esel, schleppten wir in einem Umfassungswall der Festung, dessen Wasserwallen wir gestaut. Dann brachen wir die obere Krönung der Leichenmauer von Gök-Tape und schütteten mit ihr so gewonnenen Koth ins Graben um seinen schrecklichen Inhalt zu. Die Festung ward gestaut, nur von der Wache bezogen, endlich das Lager aufwärts aus Gokunge verlegt wo die Quelle von und der Boden nicht mit Blut und Tod gesättigt war. Dort steht noch jetzt der Ort Gök-Tape. So geschah es, dass wir den Flecktypus auslögten, der unsere Truppen decimirt, und dass kein einziger Kränklicher ins Reich verschleppt wurde. So haben wir unsere Todten begraben, unsere Lebenden gepflegt und das allgemeine Wohl bewahrt, wie es der Ruh' des Reichs anträgt.

Nun Aschabad, 14 Werst von Gök-Tape, ist am meisten Stadt von allem, was wir in Transkaspien gesehn. Beim Kaufhof gibt es sogar gepflasterte Strassen, ein Stück zu schönleuchtender Fortschritt, denn seine übrigen Strassen sind gleich denen von Merw durch ein Gewirk geflossener Ströme charakterisirt. Der Bahahof liegt — ein Franzose, Herr Loris, behauptet, das sei russische Tradition — unfern West vom Ort der Ort von Schirwanweg. Von hier von Sären gute Poststrassen zu den nahe Obersten, auf gewisse Gebiet. In Aschabad residirt der Chef des Transkaspiens, General Alexander Komarow, ein kluger und gelehrter Herr, ein Vater seiner Truppen und seiner Untergebenen. Er hat es auch verstanden, aus dem dienstfähigen Theil der Armeen

Türken und der More-Turkmenen eine Hilfe zu leisten, die sich vorzüglich selbst und in dem Geleite am Kanalk tapfer unter russischer Fahne kämpfte. Er hat auch in Marg den kühnen Alchamow, Sohn des Ali-Chan, als Militärchef eingestellt, der, ein Mann eines aufnahmefähigen Charakterbrodes und ein würdiger Repräsentant seines Herrens und Kabera, Recht spricht und Frieden stiftet, die Industrie leitet und den Verkehr begünstigt. Was er selbst ein Vermittler zwischen Europa und Asien ist, daß es, dass er uns als Karopäer und jensei als Asiat erscheint, so ist sein Haus und Haushalt nach ein europäisch-asiatischer. Am Gartenthor und in dem Vorhause bewacht ihn und empfängt den Besucher turkmenische Miliz. Sein Schenksaal ist bedeckt mit Schreibstühlen und neuen persischen Harfen liegen russische und französische Bücher. Die Wände seines Zimmers sind mit orientalischen Waffen und Teppichen behangen, türkischer Arbeit, persischer Zeichnung. Dem Alchamow selbst hat die Zeichnung und Färbung von persischen Mustern türkischer Frauen, dessen geschickten Teppichstickereien, gegeben und daraus haben sie Wunder von Schönlust zu Tage gefördert. Ein großer Teppich, der eine ganze Wand eines Saales bedeckt, ist ein Beweis dafür, wie schön, ornamentartig und dunkelgrün, wie eine Moosdecke, oft eingewirkten bunten Palmen, von einem breiten Saule eingefaßt, der dieselben Farben in anderer Ordnung heller und dunkler wiederholt, fällt jedem Besucher auf. Tische und Stühle sind mit ähnlichen Geweben in allen Schattierungen von Roth bedeckt, ebenso der Boden. Vor einem Platte liegt ein Tigerfell, wie sie in den Dschungeln bei Karakala jenseits des Kapelöng vorkommen. Sonst bietet die Jagd in dem mit Gazell und anderen Gezirge bestandenen Ebenen vor und hinter More reiche Aufbeute an Fasana, Hasen, wilden Schweinen. Besonders am Totischen und bei Kamsch-Saratsch ist die Jagd so herrlich und so reich, dass, wie wir ein Polizeipatrol erzählte, die dortige Besatzung ihn erlaubte, nicht alle Tage Fleisch zu liefern, weil sie sich schon an der Jagdfortschritt überdrüssig waren. Die umher Umgebung von More, welche der Margak, das weiße Wasser, bewässert, ist unsere Fruchtbar und bringt alles hervor, was sich der Mensch im Noth nimmt zu pflügen und zu allen Saaten in dem Ufer, besonders die Melonen von More.

Das jetzige More besteht aus einigen FIMMEN und ein paar regelmäßiges Stammen, die nach allen Himmelsrichtungen ins Freie

Wären An diesen Straßen und Plätzen stehen Hunderte einstockige Häuser mit eingetragenen Gärten, eine sehr bewohnte Straße (Helmstrasse) führt den Bekanntschaft der Trankkapelle, die Kegelbahn, das Casino, die Festtage von einem Theil der Stadt zum andern über den Markt. Dieser Platz, der im Frühjahre durch die Ueberschwemmungen so trocken im Grunde ist, schwingt im Herbst zu einer so schwachen Wasserader zusammen, dass selbst der korbartige Esel leicht hindurch schreitet und er dem hochgestellten Turkennarrpferde kaum noch zum Hufe dienen kann.

In Schwarzem kommen diese Körstarkmänner zum Lager geritten, und es ist ein Trunt, wenn der Haischuh, der 3 Stunden in Meer vor Anker liegt, an einem Samstag eintrifft. Da kommt es ein Turkennarr angereiten und hält einen stützigen Hais vor sich auf dem Pflack, das er für ein paar Silberminen verkaufen will, ein anderer hat ein Korbesen voll Eier, ein dritter ein paar Fasces im Sattelkopf oder ein paar Felle des kleinen grünen Fuchses welches in jenen Gegenden heuschick ist. Andere sitzen zu zweien auf dem Esel, die mit ihnen vier Pfaffen beständig zu raschen Schritt anschießen. Andere bringen frohlich auf Lastthieren Geyspant, Leinwand und wollenes Tuch, Teppiche, Bettdecken zum Verkauf. Vor der jetzigen Stadt ungefähr 3—4 Waart, doch innerhalb der alten Umzäunungswand ist der Bauer, d. h. ein Pfad ohne Haus und Dach, ohne Zelle oder Schuppen oder irgend etwas, das dem Knechtzorn bezeichet. Man kreuzt auf dem Boden seine Haischen aus und setzt sich auf die Lache Hais, so zu verkaufen. Reitergruppen halten rechts und links schütter, in der Mitte bewegt sich der Zug der Karawane an Fuss, an Pferd und in der nicht ganz seltenen Phantasie, von persischen und armenischen Kutschern geführt. Auch Göllemdschanen sieht man dort, von Diener mit dem Marktkorb gefolgt, die ruhig und unbewegt zwischen den Haisenden langsam Gemüthen durchschreiten, um den Bedarf für Hais und Kette zu ersehen. Denn später Obst und Gemüse, Wild und zahmes Geflügel, besonders Haischen und Ziegen sind nach Lederarbeiten, Eisengegenstände, kleine Geschirr, und Waffen, Metallkrüge, frische Chaise, Pferdelecken, Gürtel, Gürtel, Seile, und hundertelei's Dinge zu kaufen. Hat der Türke seine Waare verkauft und sein Geld im Ledertbeutel und dessen im Chaiat gebragt, so setzt er sich auf's Pferd und reitet heim. Die russischen

¹ Dieser hege Aufbruch ist im Jahre 1858 nach Erfüllung der Last im Samarkand auf sehr viele Haischen beschicket worden.

Händler klagen, dass er nichts bei ihnen kauft, dass die Trüben ihm Bedrüßnis bringen und nur verbrauchen, was sie produciren. Es ist in dieser Hinsicht ein gewisses Handels- und Staatswirtschaftsprincip — aber außerdem ist die absolute Bedürfnislosigkeit der Hemmensität alles Fortschritts, aller Civilisation. Vielleicht ist hier im umgekehrten Sinn das Sprichwort wahr nämlich das Gute ist der Feind des Besseren.

Diesem türkischen Bauer zu ebener Erde als Gegenstück steht der russische Kaufhof gegenüber, welcher umwirth des Bahnhofs einen weiten Platz umspannt mit Stalgebäuden, Säulenhallen von zahlreichen Magazinen. Da steht der im Orient hochgeschätzte Sommer in vielen Exemplaren, die Theekasse in hundert Formen, die Theekücher so unzählbar, wie auf dem Heimmarkt, Hausrathstoffe und Bekleidungs-, Theekestricer und andere Necessarien aus Moskau. Leider oft die Bracke der Bracke, der Schand des Schandts, dann wird man dem Markt im Orient nicht eröhren.

Wass, Haar und Schuapje in heißen Haufen und die Hute, die Bostarsen! Waren die Spinnen so wehrlos und die Befehlung so europäisch als die Samen wehrlos und vielwehrend, dann würde nichts zu wünschen übrig, denn Hauf de Fenne und Grand hoch gehört dort zu den allerhöchsten Namen. Ich habe es schon gesagt, aber fragt mich nur nicht, wie

Nach muss ich erwähnen erwähnen, dass im Sommer ein Flammbad, im Winter ein russisches Dampfbad dem Reisenden geboten wird, eines der wichtigsten Requirats einer Reise durch dieses Reichthum. Denn Staub hat die Oeffnungen verstopft in dieser Klima, deren Oberfläche der Sonnenbrand vertrocknet und welche die Räder der Fallwerke zu steilen Mehl umwandeln. Man kommt je nach der Gegend mit gelb oder grün gepulvertem Augenlicht, Bart und Haar an, im ersten Falle einem Uebel, im zweiten einem Affen ähnlich. Je das russische Dampfbad! Ueber die russische Armees eine Garanten verlegt, da hat sie ihr Dampfbad dieses Volkthum der Reinlichkeit und der Gesundheit. So hatte 1880 Oberst Artanochensky, der Chef der Militärlinie am Artek, jede kleine Lebensstation mit einem Dampfbad versehen, so hat jetzt Kisch-Arweil, Anshah, Merw, Tschakalchen aus Bad, je sogar die aus 20 Mann bestehende Kosakgarationen in Berbera hat ein Dampfbad zu besitzen, aber sie hat es doch.

Zuletzt hinter Merw, besonders mehrere Weint weiter, liegt die Ruinenstadt, das alte Merw (Antiochia Margiana) das schon

hundertmal zerstört, hundertmal wieder aufgebaut wurde. Das Mißgeschick hat diese Stadt vor Alexander und nach Alexander des Grossen erlebt, zur Zeit der Araber, zur Zeit der Mongolen, zur Zeit der Perser, zur Zeit der Turkmenen. Die Bahnen der alten Stadt, jetzt Belwan Aß, stehen sich verwirrt da, theils Ziegelconstruction, theils Lehmziegel, immerhin noch imposante Thore, Mauern und Paläste vorstehend. Die altturkmenischen Pläne sind die Deckungen mongolischer Eroberer, denn die alte Stadt dem Erdboden gleich machen werden, verfahren diese Theil ihrer Belwanen, wenn man solche Trümmerfelder aus Lehmziegel vor sich hat. Es bedurfte keiner internationalen Veranstaltungen, um diese Lehmziegel und Erdmauern zu brechen. Dem Alturkmenenforscher stellt es dem Boden des alten Merv noch das weite Feld der Furchung offen, was dem Naturforscher in der Sandwelt, da von da abwärts beginnt und bis zu der Zone des Amu-Darja fort-dauert! Wie man da überhaupt Schienen zu legen den Muth hatte, wie man zur Zeit des Baues viele hundert Menschen dort erhob, wie Ingenieure, Maschinenler, Offiziere, wie der Besizer selbst zu erhebt, wochenlang dort zu leben, ist schwer vorstellbar. Doch ist es das Geheiß eines gewissen Unternehmens, jeder tüchtigen Arbeit, das es die Leute bewegt, steht und selbst erhebt. Ein sehr gebildeter Ingenieur hat es mir selbst erzählt, wie er sechs Wochen lang sammt seiner Frau in Kopetdag gelebt und mit einem such Amankow, wie dieser der Erste auf, der Letzte zu Reiz mit seinem Leuten die Hitze im Sande, den Mangel an Wasser die Euphorigkeit der Natur, die Abwesenheit alles dessen ertragen, was der Weltmann Vorgefühl nennt. Dafür hat er sehr Wohl nach aufgehört und hat seine Belwan, seine Arbeiter und Mitarbeiter begünstigt, ergrübelt, für seine Sache gewonnen.

Nicht ohne Kampf wird auf dieser Strecke die Bahn gegen die Elemente gekämpft, — denn die Elemente lassen das Geheiß von Menschenhand. Eine Anzahl Arbeiter hat täglich oder wöchentlich dem Schienenweg von dem Sande zu reinigen, den die Winde darüber wehen, der Zug darf nur mit einer Schnelligkeit von 25 Werst die Stunde auf dieser Strecke fahren und, wenn verspätet, die Zeit durch rasche Fahrt nicht einholen. Jedoch besteht die Bahn und soll einem Jahre wird sie behörden. Es wird wunderbar, wenn die Technik des 19. Jahrhunderts nicht Mittel haben sollte, die Frucht, die Besuche, zu schützen und zu erhalten.

Endlich schwanden die grossen düstern Sandbügel an beiden Seiten der Gebirge, das Land wird flach, mit Gebüsch besetztes. Einzelne Jäger, einzelne Reiter streifen im Gesichtskreise. Dann folgen schön gegliederte und bewasene Felder mit Weizen, Weizen, Weizen, Kirschen, von Maulbeerbäumen eingefaßt, es folgen Flüsse kleine kleine Mäntel und im Gebüsch versteckt, das Ganze schlößertartig durch Wasserleitungen getränkt. Das ist die fruchtbare Niederung des Amu-Darja, das er selbst gebildet, wo er einst gelassen; die Villen und die Vorläufer der heidnischen Stadt Tschardshai, die mit 30,000 Bewohnern umströmt um eine hohe Festung liegt, der Sitz des Begs.

Wo das Sandmeer endigt und das Gartenland beginnt, da kommen wir aus unserer transkaspiischen Provinz heraus nach dem Kaspien nachher. Es ist mit Zustimmung Heiner Robert, des Emir, dass hier die Schienen noch 12 Meilen auf einem Boden reichen bis zum Flussufer und bis zur russischen Colonie Amu-Darja; unter seiner Oberherrschaft und seinem Schutz, den mancher der Beg von Tschardshai zu überbrücken ist, steht hier die Verwaltung des Eisenbahnbau, des Kleinbahnbetriebs und ein türkisches Schienenbetriebs.

Zugleich greift sich hier die Machtphäre des Generalgouverneurs von Turkestan mit der der Kaspienverwaltung ab.

Es ist ein Vorzug der heidnischen hohen Beamten, wie der heidnischen Bevölkerung, dass diese gewisse nicht ganz einfache Zusammenarbeiten sich so gefällig gestaltet hat und so vorzüglich verläuft. Der junge Beg von Tschardshai empfangt in seinem Schloss auf dem Lehmberge die russischen Wärterträger, Offiziere und Beamten sammt ihren Damen. Er selbst besucht die Feste und ist wiederholt, die Uhr in der Hand, auf dem kleinen Leasing gefahren, der seine Residenz mit dem 6 Stunden entfernten Flussufer verbindet. Auch wir sind aus dem Rode des Schienenweges glücklich angekommen, von unseren Soldaten des Eisenbahnbetriebs als Conducteurs und Weichensteller, als Contreleur und Signalist so sicher und correct bedient, wie verfehlt nicht auf allen Eisenbahnen. Ja, dieser russische Soldat ist eben ein ganzer Kerl, und wo man ihn bestellt, stellt er seinen Mann.

Da liegt der Fluss vor uns, der alte Oxus, jetzt Amu-Darja genannt, ein Posten des seit Jahrhunderten Gerüst und Richtung

¹ Der Kaspien wurde als Vertrag abgeschlossen am 21. Dec. 1877 in St. Peterburg geschlossen.

wandelt, die ganze Wassermasse, welche die eisigen Berge von S-O nach N-W durchschneidet; eine Straße für die Erbsen, die dem macaronischen Alexander gleich von Abend gegen Morgen liegen oder gleich Tannien und Dostguschon von Osten her mit ihren Tälern den Westen überfluteten. Sie alle machten Halt an dem grossen Strom und trübten ihre dürftigen Basse in einem Flusse. Der Anblick eines weissen Wassergipfels nach tagelanger Fahrt in der kalten Steppe und im trockenen Sand ist überraschend und wohltätig. Unerwartet empfängt man die Verheissung auf ein Bad, auf Kühlung und Erfrischung, demnach war der erste Anblick eine Enttäuschung. Wer trug die Schuld daran, das Komende oder der Strom? Doch weil alle lachte. Der Besende kan, (wie oft im Leben sah das wiederholt!) mit im hoch geschwellten Hofnungen, er meinte, man müsse dem Strom eine grosse Vergewaltigung auch ansehen und am Ende gar im Überwande die Spuren von Alexanders Heeren sehen. Der Strom aber lag im Mittagslicht so kläglich da, so gleichgültig zwischen seinen beiden Ufern, so ohne Licht und Schatten, als hätte er nicht seit Jahrtausenden die Völker kommen und gehen gesehen, als hätte ihn nicht Ströme von Blut roth gefärbt und hätten nicht tyrannische Eroberer ihm selbst Gewalt angethan und seinen Lauf abgelenkt von einem Meer zum andern. Auch die Fahrt in einer Dampfschleppboje lag zum andern Ufer verwehte so diesem Eindruck nichts zu ändern. Zudem war er von tausenden Gletschern im Hochgebirge voll und trübte durch den mitgeschwemmten dunklen Sand, so dass seine Fluten dunkel und dick dahinflossen. Der Strom blieb an dem ersten Tage stehen und thatschamig. Als bald darauf die Weitemeere nach Buchara erfolgte, überließen wir den Amu-Darja im Abschieden, und da war der alte Strom bereits. Die Wellen kräuselten sich im Wind und rauschten vor den Kielen unserer Schiffe. Die Uhr, wenn auch hoch, war in dunkle Schatten auf dem Fluss, der, selbst im letzten Silberband, sich nach Westen wachte. Ueber seinem weissen Verlauf ging die Sonne unter machend, glanzvoll, der Strom und das fern Hügelland um ihm übergehend Licht, Farbe, Schatten, Stimmung. Alles war im abendlichen Landschaftsgemälde vorhanden. Der Sonnenuntergang war nicht so düster, wie wenn die Sonne in die Meer versinkt und nicht so trüblich, wie wenn sie auf dem heimlichen Telle die im Schilde spiegelt. Sie sankte sich dahin, wobei der Strom dem weissen seinen Lauf beschwand. Aus den

nden Wellen steigen leichte Nebel und aus der Seele des Beschauers schmerztrübe Gedanken, die westwärts rasen nach der Heimat, denn rasender war es so einem, dass ein weisses Silbermeer, der im Rücklicht des andern Ufers stand, die stürzende lebende Seefuge bildete.

Als ich vor zwei Monate später von Bichara nach Tschardshan zurückkehrte und den Fluss von Ost nach West betete, war es Nacht. Wie kroch ich auf dem Schiffe: russische Matrosen redeten, es ertönte das russische Kommando und an der Spitze der Schiffsleute wühlte die weiße Flagge mit dem Andreaskreuz. Drüben aber, am Ufer von Tschardshan, leuchtete man Lichter und Bewegung: ich sah vorziehen man Stimmen, hörte Hammerschläge und sah die Räder glänzen. Das sind unsere Cyclopen, die dort Eisen schmieden zu Brücken für den Strom. An ihrer Spitze steht der Fürst Charkow, ein freundlicher Mann, heilfrendes Händchen, schmuckvoller Gestalt, der mit Milde und Geschick die rasenden Geister leitet. Er hat in Amerika einen Theil seiner patriotischen Ausbildung erworben. Ein junger Tschardshan, Herr Bura, aus Soloi Petersburgs, leitet die Russen Dampf, bestimmt, den Amu-Darja zu beifahren, und ein kalmer Ingenieur-Architekt, Herr Polinski, schlägt schon die Pfeiler in den Grund des Stromes, auf welchen die Brücke ruhen soll. Sie ragen drüben in das schwarze Nicht über die Wasseroberfläche hervor. Am Ufer stillt, wo früher keine Luft gewesen, da stehen Zelte, Häuschen, Beugertische. Geschäftig wogt das Leben trotz des späten Abends. Mit Ungeduld drängt es den Besonderen dahin. Er kommt aus Asien, aus dem bestertrübnisreichen Morgenlande, der arabischen Völkerwoge, aber am jenseitigen Ufer geht und giebt das Leben, wie wir es verstehen, wie Abendländer. Das Leben, das durch Arbeit selbige höchsten Werth und seinen Lohn empfängt. Und dieser Lohn ist mannigfaltig! Gold und Silber, die Freunde, die Zufriedenheit, die Gesundheit, die selbstthätige Kraft, die sich für die Götter als Macht gestaltet. Aber Arbeit, Wissen, Können, also die körperliche und die geistige Arbeit im bewussten Streben sind unser, der Europäer, Stolz und unser Segen. Im jenseitigen Leben, bei jenen ärmlichen Häusern, bei dem Comandanten aber dort ist Europa, dort ist unsere Heimat.

So sind wir also bis zum Amu-Darja vorgedrungen und haben festen Fuß gefaßt. Wie wir hieher gekommen, ist eine lange Geschichte.

Von dem Tage an, wo die Urosassen das Joch der Tataren abgestreift, beginnt die ständige Bewegung von West nach Ost. Die Eroberung der Wolga, der Erwerb des kaspischen Meeres, die Besiegung des Kaukasus, die Gründung des Generalgouvernements Turkestan sind durch große Kämpfe. Die Bewegung von Chirwa nach Buchara durch General Kaufman, den Erwerb der Provinz Samarkand, die Eroberung der Schachische-Oase durch Nikolski, der Anschluss von Merw unter Komrow, die afghanische Grenzregulierung, das Gefecht am Keschik, der Bau der Kaspienbahn sind die letzten Schritte, die hierher geführt. 1000 Werst von Merw hin zur Amu-Darjastraße führt der Heerzug in drei Tagen. Bald wird die Schienenverbindung weiter gehen nach dem Emirhan Buchara, in die Welt der Turkestaner, nach Samarkand, wo Schaherzade 1000 Nacht erwählt und wo Tamerlan begossen liegt. Ist einmal die unendliche Geschäftigkeit des Dampfverkehrs in jenen Gebieten gelagert, so wird es mit der Besonderheit von Land und Leuten bald am Ende haben. Darum eilen wir die Chinesen zu besuchen, so lange es noch seine Besonderheit bewahrt.

Von Amu-Darja weiter westen wir der Jeltisse wegen zur Recht und zwar zu Merw; die ersten 4—5 Werst auf grün bewässelter Ebene angerechneten Landes, dass in die Welt des Sandes, des beweglichen, der von der grossen Wüste im Norden in die Buchische-Oase hingeweht wird. Eine Strecke von mehreren zwanzig Werst, die man nur rittend zurücklegen kann führt zu gleicher Linie durch diese Sandstige, die sich Meeresweges gleich über einander stürzen. Dass 1794 man in das Gulterland kam, wo seit der letzten Zeit eine Art Palmpost eingerichtet worden welche die Sten der Lagunen zu den künftigen Keschische stationen unter sich verbindet.

Hadschi-Derak ist die erste Station jenseits des Sandes, Karakal die zweite. In letzterer ruht in bestem Harnröhren als Bog und ein freizustecher Lagerbau, ein Leben mit Fens und Kind. Der Bog hat von den lebenswürdigen Fremden schon gelernt den Klammern mit den Worten zu lagrasen. «*Das jar Gori!*»

Der Klammernbau ist rament schon fertig gestellt von die durch ganz Buchara hin nach Samarkand; hier und da liegt noch ein Klammern, ein Reibspornen trennend anzuweisen, dessen Besitzer sich noch nicht entschloß, ihn der Bahnverwaltung zu ver-

ausere. Doch die im November eingetroffenen Silberwasser werden solchen Bodenstücken inwiefern am Ende gemacht haben. Selbst die kleinen Eisenbahnbrücken über die salinischen Bewässerungswasser sind im Bau begriffen oder schon vollendet, aus Sandstein oder Ziegeln aufgeführt. Die Fundamente der künftigen Stationsgebäude beginnen über dem Erdboden zu ragen, Gärten und Wege sind auf dem Terrain abgesteckt und angelegt. Kurz, alles ist so vorbereitet, dass, sobald die Brücke den Transport der Schwämme, Säbiersen, Klammern über den Strom ermöglicht, die Schienenlager beginnen und schnell zu Ende geführt werden kann. Also auch der Weiterbau dieser wunderbaren Bahn durch Buchara herrt nur auf den Augenblick, da die Brücke vollendet sein wird.

Das Emirthum Buchara beruht in seiner physischen und staatlichen Existenz auf der regelrechten Bewässerung seines Territoriums, die ganz und allein vom Flusse Serachshan geschieht. Als daher die höher gelegene vom Oberlauf des Flusses beleuchtete Provinz vor 20 Jahren von Buchara getrennt und dem Generalgouvernement Turkestan anvertraut wurde, schlossen die Regierungen einen Vertrag über die Vertheilung des Wassers. Eignes Recht sind von beiden Seiten damit bestritt, dass hochwichtige Angelegenheit zu regeln. So weit Buchara Wasser erhält, ist es fruchtbar; dasselbe am Ufer des Flusses Maschhadow unersättlich, gelobte Beizen ist die und phantasieren, wo das Wasser nicht hinreicht. Auf dieser Grundlage hat sich im ganzen die Konzeption zu bewegen, denn sie soll die Wohnstätten befruchten und die Culturland schonen. Dasselbe ist inwiefern fruchtbar und nicht vertheilte Kräfte in Weizen, Tabak, Baumwolle, gelben Rüben, weißen Rüben, Getreide, Klee. Kein Felder der Erde nicht unberührt, nicht an einander liegen die Felder, die nach einander unter Wasser gestellt werden können. Eingetaucht sind sie von Baumwollpflanzungen. Die Bödenregenerations- und Bodenverbesserer die hervorragendsten Gewerke der Chagata sind, so wird dem entsprechend der Maalbauern an allen Wegen und an allen Wasserläufen gepflegt. Er wird so gross und schattig wie die Erde in unseren Breiten. Andre Bäume, die dort geloben, sind Pappeln, Weiden, Ulmen, Aprikosen und Pflaumen, Fagen, Granaten, Röhren, silberer Pflaumen und Walnussbäume. In den Gärten, die der Bucharen lebt und pflegt, blühen die schönsten Blumen, die vor Menschenkürtern bei uns in Ehren standen, die reifen Hühnerkammern, Chmeltrüben, wohlriechende Wicken, stinkende Hoffahrt, Basilicum und reichlich

starrt die Sonne. Die Bewohner versuchen die Früchte zu zerhacken, Gurken zu wachen und stiele, symmetrische Stängelbäume zu kochen, die gewiss dem Reibholzart, das unter dem zweiten Hauserwerk Made wurde, als Vorbild dienten.

Je näher wir der Hauptstadt kommen, um so beliebter wird die Straße, eine der lehrigen Bekleidungsarbeiten nach gute Ströme, oben, hart, ohne Stöcke, jedoch von den beständigen Arbeit ausgeführt und nicht repariert. Mit den Kolonnen geht, über diese schwebend, eine Atmosphäre von Staub, wie über den Densitäten die dunkle Wolke. Zahlreichen Kamelkarawanen, die nach Tschirchschai Woll- und Baumwoll- und Truppe von Reitern und Reitertruppen auf Eseln und Pferden begleitet man. Am Morgen ziehen sie zur Stadt, außerdem das Kische, am Abend kehren sie in heißen Herden von dort aufs Land zurück: Hauswörter bringen sie Obst, grünes Futter, Hon, Geflügel, ein Lamm oder auch Brombeere, Zergelkorn, alles geschickt und sauberlich in Tragkarben verpackt, die rechts und links von einem Sammler herunterhängen. Auf dem Heimwege führen sie die Stadtkarawanen mit sich nach Häuser ein Pfund Teiglichter z. B., in der linken Hand schwebend gehalten, ein Lammchen, Spindeln, bunte Woll, kleine Leder-uhrenwerk, oder es steckt ein Geruch, ein Licht, ein Maß — eine Elle Zeug im Tuche, wie eine Polze. Neben dem Reiter tragen seine Herde, um ein Stücken gewickelt, im Nacken in den Oberarm gesteckt. Im Oberarm, der schlotterartig weiß den Körper umgibt, hängt sich alles Mögliche: die Dose für Schatz- und Kautschuk, der kleine Beutel mit dem Silbergeld, ein Tuch, ein Kleider; auch ein kleiner Vogel wird über dem Gürtel in die Falten des Oberarm gesteckt.

Der Oberarm ist die eigentliche Leinwand; laut für die Jugend, entwerfend für das Alter, hell für den Sommer, dunkel und warm für den Winter. Die Vorarbeiten tragen ihre von Sommer und Sonne, mit Gold durchwirkt oder gefärbt, die Anderen von Woll, Baumwoll oder stoffen Drifflin. Seidenstoffe, Woll, Cotonsstoffe und der Drifflin wird dort gepossen und gewaschen. Einzelne Baumwollstoffe werden in Mäcken nach orientalischem Geschmack gefertigt, sowie in Manchester der Jahre Delhi und Marly, den sie 40—50 Arschin lang nach als Djalim (Turban) um den Kopf werden.

In manchen Stücken Bucharae nicht mehr das ganze Gewebe vor sich gehen; da wird gepossen, gewickelt, gekapselt, gefärbt,

gestreckt und gewaschen. Vor den Thüren sitzen Männer und Kinder und besetzen die Bebauung aus dem natürlichen Kapseln oder wickeln Wolleketten auf Spulen oder Kofaks, wobei die linke Hand auf der linken Seite den Strang halten. Ganze Straßen sind von Färbern besetzt, die schwarzblaue oder krapprote Hände als Absichten ihres Gewerbes tragen. Andere Städtlinge haben die Seilweber inne; es giebt ein Jute-, ein Tannenserial. Wir besichtigten einen eigenen Halbmärkt, Seilmarkt, Pflanz-, Yule, Hakenmarkt, Hon-, Obst-, Pflanzmarkt, einen Bazar für Metallarbeiten, der zwei Straßen füllt, je einen Bazar für Teppiche, Wollstoffe, Cotonsaden, Seile, Stäbchen, fertige Kleider, Kappen, Lammfellmänteln, für Felle (Kamel), Lederwaren, Waffen, Schmuck, für Weiber und Baupflanzen. Hier war in Tilla und Haka gewohnt man deutlich vorher der russische Gostin. Diner waren Ursprung hat und dass die besondern Linsen und Gläser für jede Waare vom Orient genommen sind.

Die Lage der Gassen ändert den Verkehr, aber die geht nach Schatten, selbst im heißen Sommer. Den Schatten zu vermeiden, sind einzelne Häuser überbaut oder mit Banddecken überhangen, ähnlich wie in Haka der russisch part. die dunkle Gasse, ähnlich wie ganz Faden, Bologna mit Cotonsaden versehen ist und in Neapel Teppiche von Blau zu Blau über die Straße geprengt werden.

Die Läden sind nur klein und ohne Tiefe, manche nicht größer wie ein Buecherbrett. Daria sitzt der Verkäufer auf seinem Fersen und nimmt nur wenig Platz ein, der Käufer steht oder sitzt davor, auch verschleierte hussarische Frauen je a skimp. Man betreibt den Handel langsam, wortreich, ohne Eile, stets umringt von Zuschauern, die viel nach ein Wort reden.

Kommt ein Wagen oder Kameltransport vorüber, so drückt man sich an die Wand steuert in eine Nebengasse oder Kinnert von Händler in sein Lädchen. Sie haben Silber- und Messinggeld. Die Tjongs (worum Tjont) ein 16-Kopfenstück ist die Einheit, nach der gestreckt wird, die zerfällt wieder je in 64 Puf, ein Messingstück wie die Buchstabenfolge. Russisches Papiergeld wird im Handel und Wandel nicht genommen¹, doch ist manchmal Nach-

¹ Hat sich im Verkehr nur 2 Minuten, und nach Bestellung der Strafe, im Geschäft selten geteilt; jetzt gibt die russische Papiergeld, doch meistens in einem Werte nach der Strafe, ein Maßzahl in der Waare, sagt im Tage

beginnt nach solchen, wenn Kaufleute und Banquieren größere Zahlungen nach Russland zu machen haben. Amu und Einfuhr findet nach und von Russland, Persien, Afghanistan und Indien statt.

Der Hauptmarkt, Biskajan, ist mitten in der Stadt vor dem Schloß des Emirs. Da findet die Hoftraie resp. der Koch täglich frisches Brod frische Gemüse, Früchte, Eier; daneben ist der reich gefüllte Fleischmarkt. Auf dem Biskajan sind die Marktlente wie überall in der civilisirten und uncivilisirten Welt lust, schwing. unerschrocken und zu Demonstrationen geneigt. Hier wurde ein paar Klapsen so angefaßt, unehrteigt und mit Geschrei begleitet, das es sich ganz nach Hause unter les gazelles de Paris und les femmes de la Halle versetzt hätte. Ebenso haben die Bucharen Scherzstellungen. Wenn man beim Emir zur Audienz gelangt und in feierlichem Aufzuge zur Citadelle verfährt, so muss man hier vorbeigehen. Das Volk bildet stündlich Unruhe, durch die man hindurch muss, starrt auf die fremden Uniformen und Gesichter, theilt sich lebhaft seine Bemerkungen mit, doch verhält es sich gewöhnlich sehr anständig; wie denn die Bucharen für Cerimonial, für Höflichkeit und seine Formen sehr viel Anlage und Verstandes besitzen.

Das Schloss des Emirs ist gleich dem alten deutschen Ritterburgen auf einer künstlichen Anhöhe aufgeführt, mit Mauern umgeben, von Thürmen besetzt durch hohe Thore zugänglich und verschloßen. Vor dem inneren Thore steigt man vom Pferde, wozu der Cerimonienmeister das Beispiel gibt. Dasselbe war stündlich nach Landeskunde nicht in Equipage, sondern zu Pferd gekommen, uns auf der russischen Legionen zur Audienz eingeladen. Er trug einen rüstlichen, goldverzierten Chalat und weißen Turban. Seine Krone war ein regelmäßiges, das Gesicht kränzlich, der Ausdruck ganz wie bei einem europäischen Heding verständig und gelangweilt. Das ritt hin und zurück die Halbkugel — auch im weißen Turban und braunen Chalat — voraus, der eine langen Stab, des Halbeschallstabs, zum Zeichen seiner Würde vor sich her trug. Wir betreten die Citadelle. In einer langen offenen Halle standen rechts und links Bedienten des Emirs, die mit Turban und Chalat bekleidet. Sie grüßten nicht, wir also auch nicht; aber wir wurden mit unverhohlener Spannung gemustert. Im ersten rechten Hof stand Militär in Reih und Glied und präsentirte. An dieser Zeit ganz durch unsern unheimlichen Trappe schritten wir dunkel vorüber, dann empfing uns der Divan Beg, Staatssecretär

und rechte Hand des Herrschers! Wir folgten ihm durch weiten Hofe und Gänge und sahen ihn, wie auf der Scene, im Hintergrund verschwinden und auf der Terrasse wieder erscheinen. Mit unzähligen Vorbeugungen betrat er einen Saal, aus dem er, rückwärts schreitend, zu uns zurückkam, um uns vor das Angesicht seines Herrn zu führen. Unsere Dolmetscher blieben zurück, er selbst hielt sich im Verborgnen. Nur der Herr Dragoman wohnte der Audienz bei. In einem hohen und weiten Saale, dessen eine Seite ganz offen ist und auf die Terrasse führt, saß Herr Holow, der Kaiser, auf einem cathedrales Stuhl, dem zwei Stühle für die Besucher gegenüber standen. Er erhob sich, und wir bemerkten, dass er hoch und schlank gewachsen. Mit ruhiger Würde und würdevollem Auftakt trat er einen Schritt vor und reichte ganz nach europäischer Sitte die Hand; dann ließ er uns zu sitzen und ließ sich selbst wieder auf den Thronstuhl nieder. Er trug einen einfarbigen weissen Oberrock, schloß seine Hände in concentrirter Falten um den braunen Hals gelagt, einen einfachen weissen Turban, aber mehrere Ordensterne auf der Brust. Er erschien einfach neben den weiß, roth, grün, gold und silber strahlenden Höflingen.

Wann er russisch kann, wie man behauptet, so zeigte er es nicht. Er sprach nur durch den Dolmetscher zu uns, nicht laut, bestimmt, mit ausgezeichneter Stimme und gleichmässigem Fluss der Rede. Der Dolmetscher, beide Arme gegen den Gürtel gekrümmt und halb gebogen, schloß unter der Einwirkung dieser Stimme leicht zu erweichen und übergab uns in ehrerbietigem Flüsterton die Reden seines Herrn; Wie aus dem Land geläut und des Klima bekunnte? Wann wir General Anseker zuletzt gesehen? Ob derselbe bald wieder durchkommen werde? Wann die Brücke fertig sei, wann die Bahn Buchara erreichen werde und dergleichen mehr.

Nach vielleicht halbstündigem Gespräch schloß er auch; sein beschnittenes Auge erschloß sich ganz und freundlich, als er grüßend uns anlächelte. Wir grüßten nach europäischer Art ebenfalls, doch mit einer discreten Anzahl von Verneigungen. Der Divan Hof war sichtbar eingetreten und übernahm die Führung durch die Labrynth von Höfen und Terrassen. In einem kleinen Speisesaal war der bestellte Dinstopfen servirt. Es ist nicht Frühstück, nicht Sakuska, nicht Dinar; am nächsten kommt es dem

¹ besten ersehen im Monat März und erstet durch seine Höhe, den gewöhnlichen Hof von Tscharkent.

angenehmen Citrusfrüchten. Metallene runde Frühstückstische bedeckt man hier verlässlichem Thee. Auf denselben befinden sich Mandeln, Rosinen, Feigen, Nüsse eingeweichte Pfirsichkerne, frische Trauben, Melonen, dann stereotypes Zuckerguss von zweifelhaftem Aromen, das vielleicht schon zumaligmal aufbereitet war. Fragmente von Crotons, gebranntem Zucker und gebranntem Mandeln, Kandiszucker, rüchelige harte Stäbchen Bonbons, anscheinend wie getrockneter Spinnat mit Mandeln, mandelnblüthgetränkte Nudeln, silberweisse Pasteten und o Gläser! Zucker mit Hammelblut vermischt. Es wurde uns nicht schwer, der Stagnation genau Kuchelbaumöl zu über, schwerer, zerkleinerbar doch etwas zu kosten. Dazu kam schwarzer Thee in Gläsern für die Gäste, grüner Thee in kleinen Tassen für die Bedienten. Die bedienten Lakaien waren in der Landestracht. Sie kochten sie in offenen Schalen Saucen mit Kakao, Nussmilchschokolade, Hühnerfleisch in Fläsch und Brod gebackene Eier und sie gaben die rüstlose eine angenehme Schüssel Pilaw. Schon am Frühstückstisch hätten wir ganz alle Gänge wenigstens geschmeckt, aber ohne einen Schluck von Wein und Bier die betäubenden Gerüche zu essen, war für unser europäisches Gessen unmöglich. Gleichwohlweise brachten Bedienter die geschmeckten Buns und Paden mit je 9 Chelaken, die der Ruz statt eines Ordens in Europa uns verließ. Sammet, Atlas, Kaschmir, Seide, Woll, Baumwolle, so ist die Charakteristik dieser Feinkleider. Die untersten, unerschwerbarsten gibt man als Trinkgeld dem Überbringer. Wir trugen uns nach Hause, wie wir gekommen, nur warfen die Ehrenrunde und die Feinkleider hinter uns in Geruchem Zuge gelüftet und getragen.

Mehrere Sommerresidenzen des Emir, die vor einem oder dem anderen der off Thore Buchara lagren, sind schöner als das Stadt-schloß und durch wohlgepflegte, umfangreiche Gärten ausgezeichnet.

Die beste architektonische Merke der Stadt sind die Moscheen (Meb), für jeden Tag im Jahr hier mit ihrer Minarets, die Moscheen oder hohen Schulen mit Hofen und Basen, der schlanke hohe Thurm, von welchem Verkriecher herabgestürzt werden. Minarets in der Stadt stehen alle hohe Minarets oder runden steige Weintürme von Stein zu Stein, ihren Kanäle und Kanälen. Wenn dazwischen, was oft geschieht, das Weinstreben, so tragen sie nicht gerade um Annehmlichkeit und zur Hygiene bei. Ist ein frisches Wasser aus Samarkand abgelaufen, so dieses Kanäle und

vielleicht Reserviren vor Kirchen und Schulen zur Seite der Stadt. Doch führen die Gebäude meist keine Wände der Straße an und bergen im Inneren gestörrige Hölz, Galerien, Wendeltreppen und die Wohnräume. Nur die Werkstätte der Läden, die Geschäfte sind stets offen und im Erdgeschoss, im direkten Verkehr mit der Straße. Vielweh am Tage und im Morgenmorgen, sowie bei Sonnenuntergang ruft der Muezzin sein Gebet. Wenn sich die Hunderte von Stimmen zugleich erheben, so macht es manchmal in der Ferne den Eindruck von Geschrei und Aufruhr. Andere Zeichen, wie Nachtwächterläuten, rufen Nachts 2 Uhr zum Ruhe, doch betreten wir Europäer die Bäder nicht aus Sorge vor Ansteckung. Dem Ausstellungen, Raschen-Kranken, Leuten mit sibirischen Gesichter soll nicht selten zu begegnen sein.

Die höheren Klassen der Bevölkerung: der Kour, die Euge, die Minister, Generale etc sind Usbeken. Es ist die erhabenste Race die herrschende geblieben, wie in Galien die Franken, in Spanien die Gothen, dann die Araber. Die mittleren Schichten gehören meist zu dem Turkestan, einer asiatischen Race mit hellem Teint und freundlicherem Wesen. Nicht wenige Perser, die, steht auf ihre Abstammung, sich Iraner nennen, wohnen überall in Buchara, andere sind während der Tschu-Turkmenzeit als Gefangene dahin verkauft worden und nun geblieben, obgleich die Sklaverei durch Russische Einflüsse aufgehoben ist. Unter der niederen Bevölkerung leben einzelne Turkmenen, an der zeitigen Leinwandstoffe und der Armuth ihrer Tracht erkennbar, Aghanen, ausgezeichnet durch die lange, blauschwarze Haar, das scharfgeschnittene Profil und ihre kriegerische Tracht; Indier, dunkelbraun von Ansprache, die gelbes Fittchen auf die Stirne gemalt, in langer grauer Tracht und ernst von Wesen, wie Philosophen unter den Weltkinderen einschreitend. Dann Juden, sehr reich und sehr arm, mit dem charakteristischen Schnitt des Gesichts, dem charakteristischen Gebahren und Beschäftigungen. Sie sind aus Persien vor Jahrhunderten hier eingewandert und sprechen unter sich noch heute persisch, die Hoch- und Hochlehrersprache des Ortes. Sie gehören zur Intelligenz und viele auch zur Plutokratie. Sie haben Beziehungen zur christlichen Cultus- und Handelswelt, sie sprechen vielfach russisch, somehowemore sogar französisch, sie besitzen Möbel, schöne Gärten, sie kultiviren Wein und braunen Rosentwein, den sie auch trinken dürfen; sie treiben gewinnreichen Handel. Doch sind sie nur geluldet. Sie dürfen nicht

sehen, wie die gewöhnlichen Bucharen, nicht haben, wie wir Europäer, keinen Turban tragen. Sie gehen auf der Straße in schlichten, grauem Usteranzücher und polnischer Pelzmütze, unter dem roten Selbstlocken hervorkommend, im Halse geben sie in prächtigen Damast von gelbbrauner oder grauer Farbe. Ihr Halse ist selten hoch eingeregelt, aber im Prunksaal, wo die Gäste bewirthet, tragen Spiegel und Kronleuchter, stehen Tische und Stühle auf kostbarem türkischen Teppichen.

Tausend dieser viele in dem russischen Comptoir, auf der Gesundheit, oder von ihnen in der Stadt als Bäcker, Schneider, Leinwandler, Wäcker für die russische Colonie. Araber welche kolonienweise hier und dort. Auch Chinesen, wo die Eisenbahnstation von Buchara zum wird, 12 Werst von der Hauptstadt, ist eine Anziehung von Arabern. Sie sind von ausgezeichnetem arabischem Typus, gleichen ganz Abd-el-Kader: Hase gelblich, sehr organisiert, höflich, im Streit konnte nicht zum Todschlag. Einzelne Engländer und Türken leben unter den Bucharen, freiwillig eingewandert oder dazwischen als Sklaven hin verkauft. —

«Und von dem Geizt der Frauen sagst du nichts?

Die wirst du mir doch nicht entbehrenlich schildern?»

fragt im Geizt der Tante Leonore des Antonia. Und war nicht so fragt, dem antwortete ich.

Acht von der Geizt der Frauen sag' ich nichts, nicht weil wir sie entbehrenlich haben, weil wir sie entbehren müssen. Die bucharenische Frau, ganz junge Mädchen ausgenommen, trägt sich wie nicht sondern sie verhält, vermischt, ganz wie ein Dörrfleisch. Ein starkes schwarzes Zeug, Farnschicht, deckt das Gesicht wie eine Maske und verhält den Hals. Vom Kopf her zu den Füßen hängt ein Mäntel, grünlich oder grünlich gefärbter Umhang, kastanienrot, der die Gestalt verhält. Das Gesicht stecken in grünem oder schwarzem Stoffnetzwerk und dazu in Partollen welche ungefähr die Uberschabe darstellen. Ein weißes breites Gewand mit über gleichgefärbte Netzwerke, das armen Wesen alle Grade verhält. Sie können in solcher Tracht niemandem interessieren. Dann kommt noch die thierische Furcht vor der Begierde ein fremdes Männern; oder sind es die Verurtheilten ihres Landes? Auf der Straße wenden sie sich ab, wenn ein Fremder passiert, sie drängen sich mit dem Gesicht gegen eine Wand oder flüchten in eine Hausthür.

¹ In ihnen haben sich bucharenische Frauen auch als Aente in der Gesundheit bewahrt, welches sich sogar entbehrenlich auch in die Luft viele Häuser

Wenn die anreiten, sitzen die wie die Männer, das Pferd oder das Kamel zu lenken, nehmen die nicht selten einen halbwüchigen Sohn oder Grossen vor sich. Kleine Kinder tragen die vordem im Arm, dann schreitet auf der Mauer mit einem Stabe stehend, und wir haben Bilder, die uns an die Plastik aus Egypten gedenken, wie sie sich alter Männer dargestellt. Manchmal sitzen Mann und Frau zusammen im Sattel und haben um Kind sitzend vor sich. Ähnliche Gruppen von zwei, drei Kindern auf einem Reuther hinter einander sitzend vertheilen von einem mehrere Gebens gewohnt zu werden. Aber häufig und auch sehr häufig sieht es aus, wenn zwei ausgewachsene Männer, noch dann mit Eisenstücken auf dem Kopfe, auf einem kleinen Esel oder Fohlen oder wenn mehrere Generationen von Frauen auf einem Reithorse wie auf einem Umfassen sitzen.

Mutter, Grossmutter, Onkel und Kind

Auf einem Klapper versammelt sind:

wie ich einmal zufällig bei solchem Anblicke sah, und solche, wenn Gefährte wurde das Gefährte, und sehr im Texte fort es zu sitzen. Im zweiten Reiten hat sich zwischen Frauen begegnet, die unverschleiert waren und deren Käge schön, dessen Ausdruck reagiert war. Die Kunst der Bekleidungen darf unerschleiert gehen. Alle Frauen, die sich vor mir als sehr entschleierten, gleichen würdigen und noch stofflichen Mairanen oder aber alten Haren. Als zum ersten Male eine Europäerin durch die Straßen sah, erregte sie solche Sensation, dass Frauen und Mädchen über die Mauern und durch die Thüren nach ihr starrten und dabei sich zu verhalten vergaßen, wobei wir einzelne hübsche Gesichter und blühende Augen zu sehen bekamen.

Was nun die Stellung der Frauen in Turkaschien und Buchara betrifft, so möchte ich vor allem konstatieren, dass ihre Abwesenheit im Falle des Genusses ein Mangel ist. Bei jeder gesellschaftlichen Zusammenkunft sucht die europäische Auge nach den Frauen, von denen wollen wir die Annahme der Geselligkeit, das Behagen des Hanges vertragen sehen; die Heiterkeit bei einem Fest, freudigen Gelächter bei der Jugend, Bewegung und Beweglichkeit so bei der Erste, wie beim Tragen ist nur da, wo Frauen und Mädchen Theil nehmen. Ihre Abwesenheit kann nur Monotonie zur Folge

11-2-1887-1888

wie ich gesehen und ich ² ~~die~~ hübsche Frauen, die sich gleich den Mairanen bewegen können und verhalten; sie waren nicht von grosser Schönheit.

Indische Reisezeitung, 18. Jahrg., Nr. 1.

haben. Aber ganz so unendlich und bezaunerswerth ist ihre Stellung nicht, auch im Orient ist der Frau ihre Bedeutung für die Menschheit gewahrt. Denn ihr Leben und Wirken mehr auf das Haus und die Familie beschränkt zu, hat nur oft das Gefühl gegeben, dass Leben Wohlleben mehr gewährt und geschützt werde als bei der ewigen Scheinstellung in empty air oder bei dem Mühenplan auf dem politischen Kampfplatze des Lebens. Ich kann es nicht entscheiden, ob die Orientalin je ihrem Hause die Gefährta, Stütze, Freundin sein kann, wie die Europäerin dem Gatten. Aber die Wohlthätigkeit wird von den Arabern geübt, eine Frau soll im beherrschen oder sie für Geld außer dem Hause arbeiten, das Brod mit verdienen zu lassen, würde ein Orientaler für einen Schimpf halten. Die Abgeschlossenheit der Frau vom öffentlichen Leben hat in Turkmenen, Chinesen, Buddhisten etwa die Bedeutung für die Culturgeschichte gehabt, wie die Kloster in Mittelalten. Während die Realist und Beschläger im Mittelalter ihre weltliche Würde darin suchten Nachfolge und Ueberbilde zu machen, wo das Frauenrecht gut und Unschwerheit im Lande herrschte, bewahrten die heiligen Mönchein und Nonnen innerhalb der Klostermauern die Kunst des Friedens und der Wissenschaft, was der nachher die Wiedergeburt geistigen Lebens geschah. So haben die Frauen der turkmenischen Stämme, der halbtägigen Chinesen und Buddhisten während jene das Gebiet unicher machten, die Nachbarn überleben und zu Seltenen machen, die heimliche Kunst des Webens, Nähens, Strickens, des Korbwebens geübt und erhalten. Wunderbar schön sind die Stickereien auf Seide, welche ihre geschickten Finger liefern, und in der Tapetenweberin ist der stange Anknüpfungspunkt zur industriellen Entwicklung und Bereicherung der Tekonen gegeben.

Sie (die Frauen) haben die Hausverhältnisse geübt und gepflegt, deren Pflicht geübt und verrichtet, die mannlichen Familien und fachten die Fäden, die sie selbst gewirren. Sie standen dem Handeln der welttragenden Seele vor und wussten die Weile zu verschieren. Sie sammelten Vorräthe für den Winter und übten die Kunst des Aufbewahrens. Kurz, sie erfüllten die Pflichten der Frau, als der Mutter der Menschheit, als der Bewahrerin der Heiligkeit und des Friedens innerhalb der Hauser. Denn wenn die Mann angefallen wird von Gewissensacht und der wilden Lust nach Kampf, sei es wie diese schiffliche Heiden, sei es, wie in Europa politische Parteilung und Nationalhörbarkeit die Namen

weit bewegt, so muss es eine Stelle geben, wo der ungestörte Mann die Ruhe findet, wo die uralten, menschlichen Traditionen vom Haisfische, von der Heiligheit des eigenen Herdes, von Menschlichkeit und gegenseitiger Hilfsbereitschaft noch bestehen, das ist in dem für jeden Menschen heiligen Hauskorn der Mutter, im Hain, da die Frau, die Göttin wohnt. Die Denken und Fühlen soll die Überlieferung des Menschlichen erhalten und je weniger sie selbst an dem Kampfe der Parteien und an dem Gezwirne des öffentlichen Lebens Theil zu nehmen gezwungen ist, um so reiner kann sie diese Mission erfüllen, und das gilt von der armen Ornatistin, wie von der gebildeten Europäerin und von den Frauen auf dem Thron.

Die Stellung der Assyrer ist zum Theil durch den Islam bedingt, zum Theil durch alle Traditionen aus der Patriarchenzeit. Nichts bewegt überhaupt so sehr, wie all die Cultar Asiens, wie stark sie gebildet, als dass wir dort täglich Illustrationen und Erklärungen zum alten Testament und zu Homer begegnen. Viele Ausdrücke aus jenen ältesten Urkunden der Menschheit, die wir gebrauchen und die auf unsere Zustände nicht passen, erhalten dort ihre Erklärung. Das Kameel, das nicht durch ein Nadelohr gehen kann, der gute Hirt, der sein Leben für seine Schafe lässt, die Freikleider als Gastgeschenk, die legendäre Kisten der Krippe und des Schams, die Worte: »glück deines Lebens« als Aufforderung sich zur Ehe bereit zu machen, das alles ist von analogen Verhältnissen genommen, wie sie noch heute sind. So liegt im Osten der Brücke heute noch das Morgenland, das Land der Esmeralden, Abrähams, Isak und Jakob, das Land des griechischen Ichnodor und des mongolischen Bockingischen, die Traditionen liegen wie Schichten des Jahreslaufs neben und über einander. Wie lange noch?

Selbst erlicht sich der gemaltige Brückenbau, von beiden Ufern und von der Mitte aus gleichmäßig gefördert. Es war geplant, eine Dampföhre zu bauen. Die Ungleichheit des Fahrwassers, das sich stündlich täglich ändert, die Wechsell der Breite und der Tiefe die mit der Jahreszeit steigt und fällt, bewies, in der Nähe beschränkt, eine Dampföhre wie jede Föhre als unmöglich erscheinend. Die Überführung der zum Schiffe nötigen Gerüste und zum Betrieb gekleideten Locomotiven, Waggonen, Maschinen auf inakquisierten Barken hätte Hunderte von Tagen und Hunderttausende von Rubeln gekostet. So adoptierte Assenkow der Kaiser

Projekt des Ingenieur-Architekten Saluski, eine Holzbrücke zu bauen, zunächst für den Transport, dann aber auch vollständig auf Jahre für den Dienst der Eisenbahn. Ist einmal der Amu-Darja überbrückt und der Verkehr bis Samarkand eröffnet, dann möge die Technik die letzten Wört sprechen und vielleicht ein monumentaler Steinbau die Holzbrücke ewigjährig ersetzen. Scheid der Plan unterzucht, die geringsten Kosten berechnet und die Zustimmung des turkistaner Generalgouverneurs erlangt war, erging der Auftr. und die Bestellung, russischer Staatsrat vier Mächtigkeit und Länge von den waldreichen Gegenden der Kama und der Wolga herzustellen; der Weg geht der Wolga abwärts, dann über den Kopf des Uzun-Dala, von da auf Schienen im Tschirchistan von alten Geiss. Der Weg ist lang und der Transport heraustrage geschwind. Doch unter Ausspannung sibir Kräfte kam der Material zur Zeit an Ort und Stelle. Schon im Juli begann die Arbeit. Mühsam war es, die Plätze in den weißen Schienen und Sand des Amu-Darja zusammen. Lange hat es gedauert, bis sie so gelagert, das Querholzen darauf gelegt werden konnten. Doch Eiser und Seckholzer triumphten. Anfangs November sind ich schon an vier Stellen die Brücke fertig bis zum Oberbau. Denn aus vier Brücken besteht eigentlich das Ganze, indem die drei Flussarme und zwei Inseln überbrückt werden. Die ganze Breite des Thales, wenn man es so nennen kann, ist 1800 Faden; die erste Brücke über den Hauptarm ist 60 Faden lang, die zweite über den zweiten 58, die dritte 50; die ganze Länge des Baus beträgt 372 Faden. Das linke Ufer des betroffenen Thales wird befestigt und mit Faschinen 100 Faden entfernt, 50 ebener unterwandeltung gemacht. Entbrecher schienen die Hauptpfeiler gegen den Strom, in der Mitte ist ein Durchlass, der, so rasch man einmal die Wehre geöffnet werden muss. Die freiwillige Freigebung, dass die erste Frühlingsflut die Holzbrücke wegwaschen werde, wird sich nicht erfüllen. Moge der Amu-Darja-Brücke ein günstiges Loos und ein langts Bestehen beschicken sein.

R p i l o g

Am 6 Januar 1888 ist die Brücke, im Februar die Station Buchara, am 15. Mai das Ende der Eisenbahn in Samarkand fertiggestellt worden. Seit dem 16. Mai gehen zweimal die Woche Postzüge aus der Stadt Tashkent bis zum Kaspiischen Meere, in zweimal 24 Stunden die Strecke zurückgelegt. Am 26. Juni wurden

de Terrains von Kaufleute und Unternehmer vertheilt, welche bei der Station Anschang, einer alten archaischen Colonie, das russische Neubesetzungs aufbauen wollen; zahlreiche Touristen aus England, England, Frankreich, Italien, Spanien, Indien haben das von Uralen schon befahren, russische, armenische, jüdische, Franzosen und deutsche Händler kaufen Felle an, bringen ihre Waaren und ihre Pläne dorthin, fahren von Baidara lebende und tote Handelsartikel nach Europa, die Speculation beschäftigt sich im Boden, die Wissenschaft verläßt das Land, nicht im Gestalt der Helfende des Meeres auf allgemein verstandlichen Gebieten, die russischen Colonien wachsen an der Bahn entlang, europäische Frauen gehen und weisen armenisch und unbekanntes im ganzen Lande; russische Sprache und russisches Papier genommen von Tag zu Tag an Werth und Verwertung. Das obige Bild der asiatischen Welt, führt im letzten Augenblick ihrem unbewußten Bestehen, hat nur so viele Werth, als es unter der Hand sich schon im Verborgenen hat. Europäische Kaufleute drängen mit Macht wie eine Naturgewalt in den fernsten Osten, seit der Schienenweg dorthin eröffnet worden.

Dr. G. Heyfelder

Die Berechnungen

8 381 R	T v n	lang et lang
8 382 R	12 v n	die Schuppen, der Teil
8 383 R	5 v n	Größe beide und breitensten Hals et Keh
8 384 R	5 v n	Übersatz et Übersatz
8 385 R	14 v n	auswärts et, auswärts
8 386 R	12 v n	Hand et Strecke et Strecke
8 387 R	10 v n	die Strecke Kopf und gewicht et gewicht
8 388 R	10 v n	und schmalen
8 389 R	8 v n	2 v n
8 390 R	10 v n	Übersatz-Doppel et Doppel
8 391 R	10 v n	Maßstab des Maß
8 392 R	14	Hierworte R + v n, D, L, L
8 393 R	10 v n	abgleich R + Teil et Teil
8 394 R	10 v n	Übersatz, 11
8 395 R	7 v n	und R, 20 R, 2 v n, 20 R
8 396 R	2 v n	über et über



Der Fall Werdens*.

Die schönste Erzählung von einem Ereignis aus alten Tagen ist es, für die ich das Interesse der Leser weckten möchte. Kein Vorgang, in dem sich eine große geschichtliche Entscheidung vollzieht, keiner, in dem sich weitverbreitende Ideen spiegeln, ein Ereignis von localer Bedeutung ist es, aber die Mitten, auf der es sich abspielt, ist unser Leben Heimisch, und an allgemein menschlichem Interesse fehlt es ihm nicht; den Historiker bilden wichtige geschichtliche Vorgänge, von deren Nachwirkungen alle unsere Verhältnisse noch heute bestimmt sind.

Gewiss kennen manche Leser diesen Namen aus eigenem Augen sehen die Ruine der Ordensburg von Warden, diese schönste Schlossruine Livlands. Die That, durch welche, jetzt vor mehr als dreihundert Jahren, 1571, die einstige stolze Hauptstadt der Ordensprovinz Altkurland in Trümmern sank, verortet uns mitten hinein in eine wechselvolle Zeit, reich an Verrücktheit, reich an Jammern und Angst. Eines vor Jahrhunderten waren vergangen, seit im Zerfall der Kreuzzuge die ersten Deutschen ins Land gekommen waren, dass am weitesten nach Osten vergeblichen deutsche Colonie gegründet, hier die Christenheit verbreitet und

* Diese in Droyel gegebene Vortrag ist ein sehr schöne versucht, wesentlich an die Darstellung der Kampfergebnisse von der baltischen Warden auf Grund einer nur später möglich gewordenen Quelle anzusetzen werden. Die Stellen, welche allgemeinen Betrachtungen enthalten, sind gleichfalls später hinzugefügt.
D. L.

abendländische Cultur herabgetragen hatten, und dem nach ein helles Jahrhundert hatte sich der Fund geistlicher Staaten, der hier entstanden war -- der deutsche Orden und mehrere Stifterinnen -- trotz aller unruhigen Ereignisse auf dem erregtem Boden behauptet.

Seit die Nachbarn alle christlich geworden waren, seit die Reformations im Land eingeführt war, hatten sich diese geistlichen Staaten überlebt und der Orden war unantastbar geworden und im Tausend.

Denner mächtiger aber wurden die die tyrolische Conföderation heiligheligen trareren Fürste; in Bitten des gestrige lituanisch-polnische Reich, im Osten des lange vom Meagelnisch niedergekürzte, jetzt aber von demselben behelste und südlich gewaltig anwachsende Reich des Graefürsten von Markau.

Der letzte Meister des Ordens, der siegreich und beiderseitig diesem Fund bewegung, war Wolter von Piltzenberg. Als der durch seine Siege herabgegriffene Gyalunge Friede vorüber war, da war das unruhige auch auf Spang geworden Land zu keinem Widerstande weiter fähig, der Feind aber, der ihm gegenüber stand, war die Invadante; jener Leon IV., der in der Geschichte den wohlverdienten Namen des Schreckhahn trägt.

„Schau,“ so rief mit Recht ein Schriftsteller von Ende des vorigen Jahrhunderts, „über das Schicksal oder das Schicksal, der das Mal (von ihm) verstanden will! Ist es ja doch bei die Erde die einzige Selbsterlöser der gekürzten Menschheit.“

Von besonderer Hilfe vollkomm, alle Dänen dann waren vergeblich, blieb Lethand ihm gegenüber mit einem eigenen Kräfte angetrieben, und was an eigenen Kräfte bei dem Zustande, in dem das Land sich befand, angehoben werden konnte, das wollte nicht aus. Ob und wie lange die Colonne sich noch zu halten vermocht hätte, wenn sie stieg und entschlossen dem Feinde entgegenzutreten war, wer vermog das zu sagen! Ein Preis aber blieb immer noch zu gewinnen: die charakteristisches Verhalten in der Noth, und mit stehen und dankbarer Friede würden wir heute mit neuen Abordereu nachsehen, wenn die es verstanden hätten sich diesem Preis zu ertragen. Das Uebel aber jene Epoche heraufzuheben Geschichte ist hängt von einem Kennen derselben dann zusammengefasst. Bei Noth eine Gleichheit kann eine Schwach ohne Gleichheit“.

Eine jener Katastrophen stand dem Lande bevor, die im Leben

* Sonntag, Das lituanische Reich. Bils 1781. I. p. 107

** Scherr, den nach der Ursache im Anfang der letzten Abtatsen richtet an.

der Völker wie der Menschen abstrahieren können, vor denen es kein Entsetzen gibt, bei denen um das auch von ihnen abhängt, wie sie durch sie hindurch gehen, oder wie sie in ihnen zu Grunde gehen, eine Katastrophe, die Kern und Wesen der Betroffenen hervorhebt, gleichsam die Summe ihres bisherigen Lebens nicht auf offenkundige Weise, wie sie durch die Vergangenheit geworden waren, Sondern die Krise seines Daseins ab, sie zeigt nicht nur, was der Betroffene ist; was sie Volk, was es für heißt und was es in der Welt und durch dieselbe wird, das entscheidet dann darüber, was es in der Zukunft sein wird, ob und was es weiteren Aufgaben setzen kann und denen darf.

«Grosse Ereignisse,» so sagt einer der tiefblickendsten Kenner geschichtlicher Wandlungen, «geschickten überhaupt nicht ohne gewisse menschliche Austragung. Neue Bildungen bedürfen eines präliminären menschlichen Kernes.» Ob eine Krise auf eine Zeit der Noth diese menschliche Kraft weckt oder nicht, ob sie in Leistungen verht oder nicht, das entscheidet über die Zukunft. — Wer bei solchen Wandlungen des Daseins ernstlich seine menschliche Kraft zusammen nimmt, der darf sicher hoffen, dass auch er von Semakera hinwegwird in die Zeit, und er der Zukunft überleben, wer es nicht thut, wird zum Todengraben, er schneit mit an seinen und seiner Heimat Ort.

Wenn welt das Auge — bei dem düsteren Gemüthe, das sich vor ihm ausbreitet — auf das wenigen hellen Punkte, in denen sich etwas von den Kräften abhebt, welche die Rettung dessen ermöglicht haben, was aus jener Katastrophe an werthvollen Gütern hingebrettet worden ist in spätere Zeiten, denen es zu danken ist, dass nicht um mit dem Warten eines wichtigen historischen Actenstückes zu ruhen, «da diese Einzelnen in ihrer Nachkommenschaft ausgesprochen und oft stumpf und viel eingestrichelt, sondern vielmehr der alte Stamm, wie viele und sie es auch öfters in Land und Städten ausgesäen, gleichwohl in Gärten conservirt worden.»

Die Katastrophe, die damals Livland traf, war vor allem eine Zeit des Gerichts.

Das Verdrüben stand vor der Thür, von vielen wurde es vorausgesehen und angekündigt; aber heftigartig konnte man dem Kriege entgegen, das mit hochbeigig hatte heraufbeschoren hatten.

Schon saßen die Solaren Iwan; im Lande aber sahen wir

* Leopold von Ranke. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformen. 6. Aufl. III, p. 129.

nicht nur eine große Sicherheit und des Königs Überwachungs-, sondern auch überall Verzagtheit, Unseligkeit, gegenseitige Mißbeobachtungen und ein Selbsterlöbnen im Betragen. — Zu der selbigen Zeit — lautet es in einer sehr bekannten Schilderung des damaligen Chronisten Seltmann Kauer — hat einer von Adel und ein sehr vornehmer Rathverwandter in Hartigen zu Havel Kothe (Hochwart) gehalten, zu welcher Kothe der ganze Adel aus allen Rautschen Landen und auch viele aus dem Reich Riga, selbst viele Oelamborren versammelt gewesen; es sollte wohl eine prächtige, staubreiche und fröhliche Kothe sein, dem Kroneland der selbigen Kothe gedienet sollte. Als sie nun gemundet haben, die Kothe staublich und in allen Freuden zu vollbringen, kommt plötzlich diese Zeitung von Kosen, wie er mit gewaltiger Heereskraft ins Land gefahren sei. . . . Obwohl Betrüben verstanden war, so wurde demselben Hofmann dennoch nach dem Alten gehalten und vollbracht. *

Sie haben Augen, und sehen nicht,

Sie wissen Lust und Leben,

Sie hören's nicht, wie am Geruch

Schön Halk' und Stach' krachen

Lauter jetchet der Geige Ton —

In Nimmer, ihr Weiber von Babelen

Mens, Teitel, Utkaren.

«Gevogen, gezogen und zu hoch getreten». — Kaum ging das Jahr zu Ende, so war der Friede da, und was langwierige Forderungen über ein Land zu verkümpfen versag, das hat es von ersten Tage an erfahren.

Der Noth, die die russischen Scharen über das Land brachten, suchte man durch Unterwerfung unter die Sacharen zu entgehen, und die bisher zu diesem Staatsbrenn gezwungne Culmbe hat im Jahre 1661 in fünf Theile aus einander.

Das östliche Gebiet blieb in den Händen der Russen, das übrige Land ward eine polnische Provinz, Kurland ein Herzogthum unter polnischer Hebung, Kurland unterwarf sich dem Schwedenkönig, Riga blieb eine Stadt des deutschen Reiches, die Blithümer Uemel und Pflzen aber wurden durch Herrn Bischof Johann von Mümbhausen dem Dänemalörig verkauft, der als seinem Bruder, Herzog Magnus von Holstein, übergab.

* Von Scherrens! «Charakterologie und Sittebilder zur Charakteristik der Deutschen Zeit» angeführt in Anstalt über Teuch und Kosen.

So ist dieser Prinz, der hier wohl eine verhängnisvolle Rolle spielen sollte, ins Land gekommen.

Auf die Unterwerfung, von der man Frieden erhoffte, folgte nun einzwanzigjährige wilde Kämpfe, in der Livland der Tummelplatz ist für die Kriegerheeren des Nordens, in der die Kriege Ost auf und niederwagt, in der Polen, Russen und Schweden, Estländer und Fremde sich an den Besitz des Landes bemühen, schlagen und neben dem Kriegselend Hunger und Pest daselbst entrollen.

In diese schreckliche Zeit fällt die Zerstörung des Schlosses zu Wenden, in diese Zeit auch die Regierung des diese Zerstörung mit beschleunigtem vorgehen Königs von Livland.

Kamal im Verlauf des bisherigen Geschehens des Landes sehen es, als sollten die getrennten Territorien desselben in einer Hand vereinigt und zu einem starken Fürstenthum verbunden werden*, das wie in der Reformationzeit, als das ungeschickte und unvollständige aller litauischen Oberherren im Lande selbst derjenige, dem dieselbe unter allen die dunkelste Erinnerung bewahrt hat und dessen Name zum Glück dieses Buches noch heute in der Schicksalstafel zu Wenden steht: Walter von Plettenberg. Aber der Versuch war gescheitert, auch Plettenberg hatte trotz eines Ansehens die Leute nicht zu einigen vermocht, wie es, dass es ihm an Machtmitteln sei es, dass es ihm an Entschlossenheit fehle.

Damals hatte das Aufkommen eines Königs, der die Territorien von Gdovskan erlangt und unter seiner Herrschaft brachte, das Gedeihen des Landes wohl in andere Hände setzen können — aber als es dazu noch Zeit war, stand es dem Lande nicht, weil die alle Bedingungen für eine selbständige Existenz des Staates geschwunden waren, hat Livland einen König erhalten, nicht einen König, wie das Land ihn brauchte, in der Zeit der Behauptung eines kriegerischen, vollkommnen, ungeschickten Mann, der das Land hätte erhalten können, welches einem Jungling, der suchte nur gegen einen Kaiser, heilten Staats, ohne Erklärung, getrieben nur von dem Wunsch, um den Träumen der verfallenden Ordensstaaten möglichst viel für sich zusammenzurufen. Aus der Fremde gekommen, von einem hochgelobten Gefolglichen ins Land gerufen, suchte er zunächst in dem widerrechtlich Erworbenen sich durch Freigebigkeit und Kriegsgewinnchen zu behaupten, durch große Versprechungen eine Partei zu erwerben und dann, auf diese

* Schwanke, I. c. im Aufhabe König Magnus.

gewinnt, im Kampf, der um Livland verheert war, seine Unterstützung möglichst thuer zu verkaufen. Als Polen nicht genug bot, trat er mit Iwan dem Schrecklichen, dem gefürchteten Feinde Livlands, in Verbindung und, von diesem zum Könige von Livland ernannt, wurde er jetzt erst recht als zwar nicht weislicher, aber doch ebensolches Werkzeug des um seine Mittel nie verlegenen Herrschers. Der neue König von Livland besah zur Hand über sein Königreich und wurde schließlich die bessere Wahrheit einsehen, dass, weit entfernt Andere schätzen zu können, er nicht einmal im Stande war, sich selber selber zu stellen. Vor dem Zarum, der ihn zum König gemacht, musste er stehen, bei Polen, dass er bisher bekämpft hatte, Zoffucht suchen, um endlich in einem Winkel Livlands sein an Enttäuschungen und politischen Sünden reiches, an Erfolgen armen Leben zu beendigen.*

So schickst die unversehene Destaller" in kurzen Zügen die Geschichte oder, wie die viel genannt werden ist, die Tragikomödie von Magnus dem einzigen Könige von Livland.

Im Jahre 1510 hatten die Verhandlungen zwischen ihm und dem Großfürsten von Moskau begonnen, eingeleitet und vermittelt durch zwei in dessen Dienste getretene Livländer, Toule und Kruse, und im Sommer 1510 zog Magnus mit prächtigen Gefolge nach Moskau. Nicht lange vorher war der Großfürst von jener schrecklichen Raubreise nach Tur und Nowgorod zurückgekehrt, bei der er über Städte hatte ausgehört und anderen hohen Glückselig er unterwegs von jener Thron Kunde erhielt, zog der junge Fürst doch weiter, um sich diesem Herrscher zu unterwerfen, nicht zog ihn mit Livland befehlen zu lassen und zu sei seine Hilfe zu erobern.

Er wurde mit Ehren empfangen und vom Großfürsten sehr gnädig behandelt. Dass Livland wurde ihm bei ihm und seine Erben verbleiben, und er wurde als König von Livland anerkannt und angekrönt. Würde das Land Magnus nicht anerkennen, so versprach der Großfürst ihm mit aller Macht zu unterstützen, dagegen" musste Magnus dem Großfürsten den Treueid leisten und ihn als seinem Oberherrn anerkennen. Dabei wurde der neue König mit einer Heirat des Großfürsten verlobt, die Hochzeit aber wurde nach aufgeschoben und nach sechs Monat starb, bei er drei Jahre später ihre jüngere Schwester, ein dreissigjähriges Kind, zur Frau

* Schömann, I 4

erhalten. — Die Erlösung vom König und die Verlobung wurde endlich besprochen, das ganze Gefolge, bis zum letzten Stillungsabend, beschenkt, der Graf erst war lustig und guter Dinge und auf Überlaar: nun wäre von diesem Herrn gar nichts, er kam auch Magus zu Klagen alle Deutschen, welche in Marken gefangen waren, frei. Durch solche Günde ließ er die Livländer sehr günstig an stimmen.*

Bei des Herzogs Abreise in Livland war — sagt Rason — eine große Wunde, dass ein deutscher Fürst, dass eines gewaltigen Königs Sohn sich zu dem Moskowiter — so wurden die Russen damals in Westeuropa genannt — verdingte, welches vielen nicht gefiel war. Aber bei vielen ist eine große Freude und ein Freubeken gewesen, die nicht anders gehofft und gewünscht denn dass derselbe Alles, was er in Livland gewonnen dem Herzog Magus auftragen und mitnehmen würde — und jetzt wurden viele in Livland dem Herzog sehr gefällt und ganz zufrieden und wussten sich keinen bessern Trost und Hilfe für Livland zu finden.

So wurde in dem von Denschal besprochenen Lande die Aussicht, einen eignen König zu erhalten, wenn auch unter Ivan des Schwertkühnen Oberhoheit, von so manchen als eine Hoffnung auf Rettung begründet, und doch sollte derselbe nur als Lehnvogel dienen, um Livland dem Großfürsten zu unterwerfen. Da kam er besprochen, der neue König des Landes, an der Spitze eines Heeres von Russen, Tataren und Deutschen, um mit demselben sein künftiges Königreich zu überfallen — und es für sich und seinen Oberherren zu erobern, aber diese Eroberung schickerte, zunächst an dem tapferen Woiwoden Borsch. Das schlug die Hoffnungen, die man auf den König gesetzt hatte nieder; er war und blieb ein König ohne Land. Man lebte er mit einem jungen Gemahlin in Karkas, welches Ivan von den Russen erobert wurde oder in Oberpahlen, das ihm die Bediener des in Livlandischen Königs gewesen, dem seine Tage alt in Marpel auf Dürftigkeit zubringen; auf der königlichen Tafel standen nur drei Gerichte, je zweies nur aus, doch vornehmliche Freigebigkeit hatte er seinen Brüdern vergendet von Bruder, der König von Danemark, über dessen Wissen er sich auf den Stuhl mit Konrad ergab, hatte sich ganz von ihm losgesagt; die fünf Tausend Gulden, die ihm als Brautschatz versprochen waren, ließ der Großfürst ihm noch nicht anvertraut, er wollte erst sehen, wie

* Rason of Schömann I. c.

am Tausch sich halten werde, wegen seiner wiederholten Bitte um Geld bewilligte er ihm sein Mißfallen.

Die Hoffnungen des Königs, mit russischer Hilfe zu seinem Königreich zu kommen, verwirklichten sich nicht. — So kam das Jahr 1577 her an. Der Großfürst versetzte sich jetzt ernstlich Litauen zu erobern, die Gelegenheit war günstig, der eben gewählte kaiserliche Polenkönig Stephan Bathory war durch seine Heiligkeitslehre in Polen in Anspruch genommen und lag vor Danzig. Im Anfang des Jahres war wieder ein gewaltiges russisches Heer vor dem des Schmiedes pfälzigen Rival erschienen, aber wie vor fünf Jahren, schenkte die Unternehmung an dem lebensmüden Widerstande dieser Stadt; aus ganz Estland wurden jetzt die Kroen vertrieben, und wo man ihrer halbtollt, werden konnte war sie niedergeworfen. Nach dem Könige des Landes, nach Magnus, hatte der Großfürst bei diesem Zuge nicht gefragt. Vor Rival hatten russische Wajewoden des Commando geführt, jetzt aber im Jahr 1577, sah er selber, der Schreckliche, und dieses Mal galt es dem zu Polen gehörenden Litauen in Nowgorod und Pleskau sammelte er seine Macht: Völker aus allen Gegenden seines Reiches, auch aus Nordlitauen und Estland, Götische und Ungläubige, Russen, Finnen, Twaren. — In seiner Hoffnung auf den Großfürsten, dessen Macht vor Rival schlugen war und der ihn bei Seite schob, getrauscht, hatte indessen König Magnus begonnen, heimlich sich Neud mit Polen zu unterhandeln, und damit war er dem Großfürsten, seinen Oberherrn gegenüber, dem er Treue geschworen, schuldig und zum Verräther geworden. Während dieser Unterhandlungen mit Polen traf ihn in Karkun der Befehl des Großfürsten, vor ihm in Pleskau zu erscheinen. Magnus' Unterhandlungen mit Polen waren noch nicht zum Abschluß gekommen, er wagte aber nicht ungehoram zu sein, und nachdem er sich Gehört erlassen, entschloß er sich trotz seiner polnischen Unterhandlungen zur Reise und erschien am 28. Juni in Pleskau. Mit schlechtem Gewissen nur konnte er vor dem Gefürchteten stehen. Ungläubig und misstrauisch empfing ihn der Großfürst, denn er hatte trotz der vereinzelt gehaltenen Unterhandlungen seines Vasallen manchen erfahren, was ihm Argwohn erbotete; doch ließ er die Bechtigtigungsverträge desselben zunächst nach gehen. Er lud ihn einige Male zu sich zu Tisch und traf mit ihm ein Abkommen, bei dem er ihm gestattete, das Gebiet zu Norden der An des Magnus zum Theil über lassen, und zuverlehen auf der Südseite der An die

Stadt Wenden für sich zu besetzen; dazu versprach der Großfürst ihm seinen Bestand. Das Land südlich von der Aa, also zwischen der Aa und der Düna, wollte ihm selbst aräbren; sollten sich hier Orte Magnus ansetzen wollen, so sollte er sich zuvor beim Großfürsten Rath halten.

In Stettinland, der polnischen Provinz, war man auf keinen Angriff gefaßt und nicht zur Abwehr vorbereitet. — Man glaubte zuerst, als man von der Sammlung des Heeres in Nowgorod und Pleskau hörte, der Großfürst werde sich gegen Koenig wenden, man hielt sich zurück und hatte auf den Waffenstillstand, der im Jahre zuvor zwischen Rußland und Polen geschlossen worden, trotzdem dass es ursprünglich nurmeh zweifelhaf war, ob Livland in dasselbe einbezogen sei. Da man selbst Ansprüche auf dieses Land machte und es nicht als polnische Provinz gelten ließ. Für den Fall eines Angriffs verband man auf dem in Aussicht gestellten Entsatz aus Polen, und man war vollständig auf dieses Heeren und Heeren angewiesen: denn der polnische Statthalter von Livland Chelkowski, der fast gar nicht im Lande war, hatte zwar anfangs Rüstungen anstellen, später aber, wo er, durch er Verweil und Verbindung mit Magnus besetzte, so es durch er dem Friede zu setzen fürchtete, das Angebot des Adels unterlegt und war befohlen, dass man die Schlösser in guter Acht halte. Diese Schlösser und besetzten Städtchen bildeten einen Hauptkreis des Landes. Mit Geschützen waren sie theilweise (z. B. Kleinberg, Sewewagen, Erlau) sehr mangelhaft, meist aber (namentlich Dünaberg, Kokenhausen, Wenden und Wolmar) verhältnismäßig gut versehen. Wenden z. B. besaß eine Schützencompagnie, 16 mal mehr nicht sehr große und 77 Kanonen, von 20 schauß, zwischen Kanonen und Flinten etwa in der Mitte stehende Geschütze*. Anseher war die Armierung anderer städtischer Festungen; dadurch wurde aber ein dauernder Widerstand doch nicht ermöglicht, zumal wenn die Musketen nicht immer den Bedürfnissen entsprach. Wenn bei den russischen Truppen auch noch Säggen und Pfeile überfüllt, und selbst die Landwächter des Grenzlandes noch vorwiegend mit Bogern bewaffnet waren, so war doch die russische Artillerie von 20 bis Geschützen, von Tausend sehr starken Kälbern**, ausweichend, um schließlich in die Mauer eines jeden Schlosses Breche zu legen

* Sie wurden größtentheils aus groben Geschützen, die auch nur selten, nicht genau und mit Kapfen nur im höchsten Maße gepulvertgestellt.

** Anfangs bestand er 51 Geschützen, vermehrte sich aber durch Zufall.

— was deren Lage nicht ganz besonders günstig war. Die Zeit der Ritterkriege war vorbei, wie in Westeuropa, so mussten sie auch hier der neuen Kriegsweise erliegen. Vor allem fehlte es ihnen an einem kräftigen Widerstande an genügendem Lebensmitteln und einer ausreichenden Besatzung. War eine solche vorhanden, so konnten sich die Burgin immerhin eine Zeit lang halten, Beral, wie früher Wansowitz und das trefflich befestigte Neuhagen, hatte in den letzten Jahren zweimal durch erfolgreiche Verteidigung bewiesen, war Muth und Entschlossenheit durchs harte Festungswesen erworben, aber man überhört zuletzt mehr an die Schwämer, als dass man sie mit wahrhafter Mannschaft besetze. Wenn der Feind standhaft war, so war damit das Schicksal der ganzen Burg an vergeb entschieden, im besten Falle konnten sie zeitweilig Schutz genießen und denselben erhalten. Die Rettung hing schließlich doch davon ab, ob eine Streitmacht vorhanden war, die dem Feinde im offenen Felde zu begegnen vermochte, eine solche Streitmacht aber fehlte, und der versprochene, ungeprüft herbeigeschickte Kutsch von Polen blieb aus. Der polnische Statthalter Choskowitz hielt sein Heer von 4000 Mann verstreut hinter der Düna, weil er sich nicht im Stande hielt mit Erfolg einen Kampf aufzunehmen, weil auch, weil er dem übermächtigen Feinde gegenüber, der Livland zu bekrönen, aber mit Polen Frieden zu halten erklärte, nichts thun wollte, was als ein Bruch des Waffenstillstandes ausgelegt werden konnte. Machte Livland darüber zu Grunde geht! — Man beschuldigte ihn, dass er den Boten der Livländer, die Hilfe bitend zu ihm nach Posen (schliesslich von Samko) gekommen waren, erwidert habe: „er könne nicht helfen, und wenn er auch könnte, so wolle er doch keine „stetige Kohr zu Hilfe schicken!“

Aus Kokenhausen zog sogar der Schlosshauptmann Fürst Christoph Kalkreuth, der mit 20 oder 30 Mann dorthin gekommen und bis Erlau nach Norden versetzt war unter dem Vorwande, mehr Truppen herbeiführen zu wollen, wieder ab, die noch der Feind vor Kokenhausen erschienen war, ja er nahm einen Theil der vorher dort befindlichen Besatzung mit sich, bald folgten auch die noch auf dem Nordufer der Düna befindlichen 30 Mann oder in jener Zeit bestanden polnischen leichten Bedaren, die auf drei Schützen Leupoldskülke mit daraus gebildeten Aufhockigen trugen

Bezug: vordere auf westliche Kokenhausen, die zweite Klasse hatte Kugel von 15 Pfd, die andere kleinere Klasse Kugel von 8 Pfd

(unter Ulrichs Oberkry). So haben, als der Feind nicht in einem größeren polnischen Scharen Uferland gewann, selbst in nur ein Trupp von 100 Kittern (aus Radkowitz Leuten) in der Nähe von Nien in eine strömende Eiswasser getrieben, er war gezwungen sich durchzuschlagen und schließlich nach Xinn, wo der Führer sich an einem Strick über die Mauer retten ließ. Das ist ein jenes Jahre der einzige Kampf gewesen, den die Polen zur Vertheidigung ihrer Provinz Litland gewagt haben.

Die Eroberung in Litland war darüber gross. „Mit solchen tapferen Helden, Kriegerthron und Compagnons — selbst in Bericht aus jenen Tagen — ist das mächtige Großfürstenthum Litthauen vorzuzieh, vornehmlich die es nicht wissen, es rüsten und zu verteidigen haben.“ Die kleinen polnischen Besatzungen, die noch im Lande auf den Schlössern waren, lebten sich dann überall sofort ergeben und die Niederwörter haben an ihrem letzten Schutze gefehlet. In Marienburg, dem ersten Orte, vor dem die Russen erschienen, geschick es sogar, dass der vom Polenkönig eingesetzte Commandant — kein Pole, sondern ein Welscher: Fabrikus von Ajorta — bei der Capitulation mit dem Russen nur für die Besetzung der Stadt des Großfürsten erbat, aber nicht für die Besetzung des Ortes, die er dadurch völlig dem Feinde überließ.

Doppelt und dreifach war Litland von Polen preisgegeben, preisgegeben, indem es nicht in den Waffenstillstand eingeschlossen werden, preisgegeben indem man es ohne Hilfe ließ, ja es sogar hinderte sich selbst noch Kräfte zu rüsten. Als der Feind herankam, war das Land schutz- und wehrlos.

Noch die Magnaten von Plesken flieh, war, rückte das Heer des Großfürsten aus, und die Schwelmschlacht des Kirchlichen Sommers von 1577 besahen an.

Voran zog ein Haufe von 4–5000 Mann, der am 13 Juli die litthauische Grenze erreichte und langsam und machend von Plesken aus durch die Gebirge von Walk, Triksien, Wolmar, Wenden, Torsien und Erlas an die Düna rückte. Drei Tage, nachdem jener Haufe in Litland eingedrungen war, kam der Großfürst selbst mit dem grossen Heere heran und erschien am 16 Juli vor Mleinhausen.

Mit den Worten aus dem Lehensung des Zuberfian (Lena I. 78 u. 79): „Durch der heilige Beschirmtheit unseres Gottes, durch welche wir berechtigt hat der Auftrag aus der Hilfe, um zu helfen unsere Flanz auf den Weg des Friedens — denn durch die

Stuhl ansatz in der Dreierigkeit geprüfeten Gottes hatten wir die Scepter des russischen Reiches“, begannen, charakteristisch genug, die Schreiben, die der Großfürst beim Beginn dieses blutigen Rachenspiels in die livländischen Schloösser sendet: Er kommt, besetzt er, um sein livländisches Erbland zurückzubekommen und zu sterben. Er fordert unerbittliche Räumung und Übergabe ohne Bedingungen; dass werde er Gnade gewähren und das Leben schenken, sonst sei kein Erbarmen zu finden.

Vor Marienhausen und anderen Schloßorten wird die Auflockerung zur Capitulation zugleich durch die Eröffnung des Bombardements unterstützt. In Marienhausen wagte man Anfangs die Feuer zu erwidern, doch die Auflockerung zur Räumung kostete unter der Befehlsföhrer umgehend mit der Erklärung; er wolle in allem den Willen des Großfürsten erfüllen; — und zwei Stunden darauf wurde die Stadt übergeben. Noch weniger dachte man in Luden, der zweiten Burg, von der der Großfürst suchte, ein Vertheidigung-Jürgen von Odenbocken, dem das Schloß anvertraut war, abzuschlagen, ja sein Sohn erklärte den Russen; man lässe dort dem Polenkönig lieber den Schlüssel vorweigern und auf des Großfürsten starke Hand gehofft. Auch vor Birsowen erfolgte die Übergabe, schuld nie gefordert wurde.

In vierzehn Tagen waren die Grenzschloßer gefallen und von den Russen besetzt worden — widerstandlos; die Mannschaft und die Bewohner der umliegenden Orte wurden mit Wob und Kind vollständig nach Pleskau gebracht.

Die polnisch-lituanischen Besitzungen wurden während des ganzen Feldzuges mitlassen, ohne nach einem Vorwep durch russische Gouvvernemente nach Hause zurückgeschickt, zum Zeichen, dass der Großfürst mit Livland Krieg führte, aber mit Polen Frieden halten wollte.

In der Angst richteten sich die Augen in Livland auf Magnus; hies er doch König des Landes, war er doch der Verwante des Großfürsten und eben noch in Pleskau mit ihnen von ihm behandelt worden, so dem hoffte man in der Noth und Halblosigkeit einen Fürsprecher und Vermittler zu finden. Seit seiner Rückkehr aus Pleskau hatte er die Mäute aufgenommen, als hätte er Schutz gewähren; er hatte die Aufforderung an das Land gerichtet, sich ihm zu ergeben, da als König anzuerkennen und dadurch Sicherheit zu suchen, indem er dabei auf sein gutes Verhältnis zum Großfürsten hinweise, ja dessen Unterstützung in Aussicht stelle,

ußet, wie es scheint, von der überlieferten Fassung getrennt. Man wird sehen, was sich unten Yastrow ergeben. Anfang August ließen die Bürger von Wendau Magnus ihre Unterwerfung erklären, sagten sich von Polen los, vertrieben die schwarze polnische Besatzung und übergeben dem Herzog die Stadt und das Schloß.

In das wendische Schloß zog er nun erst, der junge wendische König von Liefland, in die starke Hermannsburg, so daß er nur einen einzigen Monat reinfürn sollte. Zwei Wochen später wurde er hier auch von den Abgesandten anderer Orte Lieflands als König anerkannt. Die Unterwerfung unter Magnus, des Yastrow Truam, enthält zugleich eine Losungung von Polen. Magnus und Unterthanen sollen dabei Stauich hören dem Polenkönig geliebtesten Eid aufgelegt haben¹¹. Sie hoffen von diesem Schritte Rettung — sie ahnten nicht, daß sie damit erst recht das Verderben sel sich gegen, denn gerade das Magnus Urtheilsgewalt machten das Feinde vollsten Kern angifanden.

Wendau hatte der Großfürst Magnus zu beständig gestützt. Aber Anchenowen, Leutenwarden, Erlas und andere Orte, die nach etwa um diese Zeit König Magnus ergaben, lagen im dem Gebiete, das der Großfürst sich selbst vorbehalten hatte, dessen Kokenhausen, das von der polnischen Besatzung verlassen war und wo jetzt die dringende Bitte um Hilfe nach Wendau gelangte. König Magnus machte zunächst. Nach dem pleskauer Vertrage wurde er, als er die Orte zwischen Au und Duna besetzte, das Grossfürsten besuchte und ihn um Rath. d. h. um Erlaubnis fragte. Er schickte also an denselben einen Boten ab, dieses aber, der erst nach einer andern Reise machte, möglichst zu spät oder gar nicht eine Zeit. Magnus wartete eine Antwort nicht ab, besatz einen raschen Entschluß und ertheilte eine Besatzung von 10 Mann nach Kokenhausen. Demut hatte er die pleskauer Abmachungen verletzt. Zugleich mit dem nach Kokenhausen bestimmten Pflücken machte er einen in Wendau in einen Gewalt getriebenen Rausen ab zweifeln Beizeu zum Grossfürsten mit einem Schreiben, in welchem er, als ob sich eine Anzahl der Vereinbarungen entsprechende und alles in Ordnung wäre, ganz nach derjenigen Stelle aufstellte, die sich ihm ergeben hatten, darunter auch solche, die der Großfürst schon in seiner Gewalt hatte¹². Darin dieses Brief hoffte er wol für die von ihm besetzten Orte Schonung zu erlangen und nahm damit die Mene an, an dem bisherigen Verhältnis zum Grossfürsten festzuhalten; aber fast gleichzeitig that er einen andern

Beitritt, der durch im schriftlichen Widerspruch stand und seine widersprechende Haltlosigkeit, seine Verblendung und seine Unaufrichtigkeit darthut.

Am 24 August, eines Tag ein paar Brief in die Hände Innes gelangt, erhielt Magnus von seinem Schloß in Wenzes ein Schreiben, in dem er als Erwehltter zum Könige in Lillandts und als ein deutscher christlicher Fürst die Städte und Ländle die noch übrig waren, unter den Schutz seiner Regierung aufnahm, ihrer Pflicht gegen Polen, erklärt er, sich das nicht anwidert, denn es geschähe zum Besten der Krone Polens. Eben hatte er sich auch dem Großfürsten gegenüber den Kaiser's gegeben, er nehme die Orte als dessen Vasall und damit zu dessen Besten im Besten, und jetzt sagt er zum Besten der Krone Polens; damit hatte er alles ausgesprochen, was er längst geplant hatte. Es ist schwer erklärlich, was Magnus sich bei dieser unaufrichtigen Proclamation gedacht hat — im Augenblicke, als das russische Heer heranzog, als alle Bewegungswesen, die er etwa machen konnte, darauf beruhten, dass der Großfürst in einem Vasallen Untergebenen zugleich die eigenen Untertanen sah. Er hoffte wohl im Verhinder auf diese Weise Richter zur Unterwerfung zu locken, dabei in den Augen des Großfürsten sowohl wie des Kaiserthums an Bedeutung zu gewinnen — und wurde sich nicht klar, dass er damit völlig den Boden unter den Füßen verlor. Möglich er aber in seiner Verblendung glaubte, nach jetzt nach nach beiden Seiten laufen und von seinem Verwandelten Schatzung helfen zu dürfen, thatsächlich hatte er sich als Gegner des Großfürsten von Moskau bekannt, er musste von ihm, sobald derselbe hervor träte, als Verräther angesehen werden; er hatte dessen Strafe und dessen Rache zu fürchten.

Der Großfürst war indessen an die Dänen gerückt und hatte Dänemark eingenommen; von hier hatte er sich nach Berlin gewendet, das von den Einwohnern verlassene Koenigsberg besetzte. Lande, die sich ergab, verwüsten lassen und Feuer setzen ordert. Die Einwohner der Gegend die sich sofort ergeben wurden in die Regel freigelassen, gelegentlich gnädig behandelt, ja einmal sogar beschenkt; an anderen Orten wurden sie ausgeplündert und brannten das bloße Leben davon. Schwer zu billigen waren Eigenungen, die auch nur notwendig in Gefangenenschaft gerathen, dass sie mussten viel gewarig sein, dass man sie erst nach grossmüthiger Kerkerhaft ausgeplündert, behandelt und rackend wieder entlassen

Der einzige Ort, wo man dem Feinde die Stirn zu bieten wagte, war Besowegen, obgleich der Ort schwach besetzt war, nur 6 grosse und 10 ganz kleine Geschütze* hatte. Unter dem Befehle des Bataillon erwies am 19 August der russische Vorpost in Besowegen, überbrachte die Aufforderung des Großfürsten zur Ergibung, besetzte die Vorstadt und umschloß den Ort. Am folgenden Tage, als man schon mit den Erdarbeiten zum Sturm begann, wurde dem Großfürsten ein aus der Stadt ausgegangenes Schreiben überbracht, in welchem die Belagerten die beste Antwort gaben; gestört hätten sie ein Schreiben vom durchlauchtigsten, großmächtigsten Großfürsten erhalten, so sollten über Besowegen stehen, da Livland sein Erbland sei. Durch Seine Majestät des König von Polen, dem sie selbst Truse geleist, wüßten sie davon nichts. Wir wollen, so schließt das Schreiben, auf unserem Eide stehen, und es ist uns unmöglich die Stadt zu übergeben, und wie Ihr Exzellenz Großfürsten trenn sind, so wollen wir auch Majestät dem Könige von Polen dank sein. Das konnten wir Euch als Antwort nicht verschaffen. Gegeben zu Besowegen, den 20 August, Eurer Königlich polnischen Majestät Gehorsam und Ergabens in Besowegen.

Auf diese im russischen Kriegereth als unbillig empfundene Antwort schickte der Großfürst ein zweites drohendes Schreiben nach Besowegen. „Ihr wollt,“ lautet es in demselben, „Besowegen nicht räumen und Euch uns entgegenstellen; so wär uns der barmherzige Gott gegen all unsere Feinde helfe, wollen wir jetzt unser Irriändisches Eide von allen denen stehen, die ungeheurerlicher Weise in dasselbe eingeschworen sind. Ihr könnt dieses Eide nicht über Euch, Eure Frauen und Kinder bringen und unsere Zorn durch Gehorsam nachlassen sollen. Jetzt sollt Ihr auch Gottes Barmherzigkeit — diese führt der Großfürst immer in Munde — unser Schwert und Feuer über Euch sehen. Die Belagerten erklärten später, von diesem zweiten Briefe nichts zu wissen, der Letzte aber, der ihn überbringen sollte, erwiderte, er sei unter Bedrohungen abgefahren worden. Der Zorn des Großfürsten entbrannte, er rückte selbst vor die Stadt, und die Besatzung begann. Der erste Sturm verfiel ohne Resultat, beim zweiten fiel die Vorburg. „Woh! und Wohl!“ wurde wiedergerufen, dies weitere Fortschreiten sollte nicht möglich, man entschloß sich, das Schloß aufzugeben und am Spade zu leben. Auf die Frage der Russen,

* sei gleichfalls eine zweifache Kanonen und Flinten bestand.

war im Schlimmsten befangen und was viel Deutsche in denselben waren, unterließ der Unterfeldherr zwölf Geiselnitzer, der Commandant ist auf den Tod verurtheilt, der Bestirer Johann Tacke ist selbst nicht dort, — der ist in Polen. Auf die Bitte um Gnade aber erwiderten die russischen Fürsten: »Ihr habt die Gnade zurückgelesen, wie kann unser Herrscher Euch jetzt Gnade gewähren!«

Nur Rache hatten sie zu erwarten, und die Gnade war befallen. Die Vornehmen wurden gefesselt oder sonst zu Tode gequält, die Andern dem Tode an die Knechtschaft verkauft. Im Saure, die zugegen gewesen, schickte der Grossfürst in die Umgegend, um auszuziehen, was Schnees im guthen und im durch Schrecken zur Unterwerfung zu treiben. Im Lande aber erwiderte man sich mit Entsetzen von dem schrecklichen Geschehnisse, da es Häusern und Weibern verübt worden seien. Von Besorgnis wandte sich der Grossfürst wieder nach Süden und zog, nachdem an dem folgenden Tage durch ihn oder seine Wejwoden diese Kampf Bereska, Kaluzna, vielleicht auch Pabalg und Prow besetzt worden waren, auf Neue der Dina zu. Es war ein unglückseliges Vorwärtstreiben; ohne Sagenang keine man es kann wissen, da fast tagelange Widerstand geführt wurde.

Vier Tage nach dem Durchgange in Sauerwegen standen die Russen vor Kokenken. Im letzten Stadtlager vor dieser Stadt erließen der Botschafter des Herzogs Magnus mit dem oben erwähnten zweiten Briefe denselben, in welchem er die von ihm besetzten Orte anführte.

Im russischen Lager kam, nachdem Magnus' Brief eingelangt war, der Kriegsrath zusammen und erklärte dem Magnus damit den plötzlichen Vertrag verletzt habe. Die Antwort des Grossfürsten lautete: »An unsere Vasallen, den Herzog Magnus, Deinen Briefe nach enthält du uns, in Verdina mit unserm Weisensachern, was unser Erbe ist, auch die Schätze dort bringtst du uns durch. Als du bei uns in Plesken warst, haben wir dir die von dir besetzten Orte nicht zugestanden; einzig Wendau und die Freuen, die jenseits der Ae lagen, haben wir dir zu besitzen gestattet; ungehörlicher Wonne hast du dich in die von dir besetzten Festen eingelassen. Und jetzt stehen wir nach Gottes Willen unsern Erbenthümlichen Erbe. Nimm uns doch, wenn du willst, auch die Städte, die Gott schon in unsere Hand gab. Aber wir sind nicht weit von dir und in diesem Festen sitzen nach Gottes Willen unsere Feldherren und Leute; sie werden denselben schon ohne dich bewahren, dir gebührt es nicht, dich an diese Burgen zu

blühen. Wir werden aber, soweit uns Gott hilft, Wächter auch in diese Städte stellen, und werden selbst, so weit wir können, in diesen Wäldern halten.

Wir haben Geld und Vorräthe (=Zwecklos!) — mögen sie uns gut oder schlecht vers — Und wenn du uns nicht hören willst, wir sind bereit, dir aber gefährlich es macht, uns unser Erb zu erhalten. Und wenn du in Wäldern und den Festen jenseits der See dich nicht halten kannst, so gehe zu dein Land Oost und such Dänemark über Meer, wir haben dich nicht nötig, wir können dich auch nach Kasan schicken, besser aber ist es, du bleibst über das Meer. Wir aber werden nach Gottes Willen unser irdisches Leben führen und behüten“.

Das unglückliche Kerkhofen, des Magnus letzte schätzen wollte, bekam von den vielen, ungerügten Grünen des gerüsteten Finches zu Niden, und von Tag zu Tage ist, wie es in einer Schrift jener Zeit heißt, die Mithrasgilde immer schlechter geworden. Langsam, wie es scheint, auf eines Vorwand zu Rache, fragt der Gerechtigkeit eines der nach Kerkhofen geschickten Wagnere, ob er Widerstand gefunden oder ob er irgend eine widerrechtliche Antwort gehört, und ob er vermehrt, dass die Königlichen zuerst die Thier nicht lassen sollen wollen und nach dem Befehle des Königs Magnus gefragt hatten, da befehlt er abgesehen ihm, als des Magnus Oberherrn, denn doch die Stadt eine Kampf übergeben werden, die Bestrafung mit dem Tode zu bestrafen — bis auf drei oder vier Leute. Der Auftrag wurde gründlich ausgeführt, es blieben nur zwei übrig, die Andern wurden zusammengehauen, die Einwohnern, Männer und Weiber gefangen fortgeschleppt, die Felle entzogen. Am folgenden Tage fiel auch Ancheraden dem Wagnere des Magnus Dydala in die Hände. Der alte Landmarschall Kasper von Münster wurde hier vor den Magnere erschlagen, die Bewohner in die Orkneyschaft geführt. Als wenig Tage darauf Erlas genommen worden, wurden auch hier die Bewohner fortgeschleppt, nachdem man Anzahl von ihnen niedergeschlagen oder sonst auf verschiedene Art umgebracht war. Die Leichen stoben auf einem Haufen lagen, die Knochen und Vogeln zum Preise.

Das Entsetzen, welches die Kunde von diesem Schreckenthaten im Lande erregte, wird uns durch einige Zeilen übermäßig die unter dem unanstößigen Eindruck jener Ereignisse in Riga geschriebenen und“ „Mir ist in hochster Wahrheit ist bekannt, als

«Ich hab mehr weiß und kinder im erwerb noch stehen, wir sind leidend toll.»

«Ich kann für bestercht, so wir im Lande sehen, hören, erfahren, mit mir schreiben, Gott wolle allen taglich vortrefflich werden. Amen.»

«Diese Stunde,» lautet es einige Tage darauf, «bringt eine andere Zeitung: Diese Zeitung brachte Nachricht aus Wenden: »Kann verkommen voll!« lautet es am Schluß, »mochte auf dieser welt erstanden werden als wir seine Leiffender. Mir kann ich die grossen schmerzen mit schreiben.»

Positiv konnte er sagen: »wie arme Leiffender!« aber was ist mit Sichelstetbedauern schon gehalten worden? Der Schreiber fügt aber noch ein solches Wort hinzu: Lese 18. 2.

Was war denn nun das für eine Zeitung, die aus Wenden nach Riga gelangt war? Von Kokosbom hatte der Grossfürst sich am zweiten Male nach Norden, über Erlau nach Wenden und gegen König Magnus gewandt. Die beiden Kriegsteile desselben, die er in Kokosbom hätte leben lassen, waren geschont worden, weil sie zu ihrem Herrn sollten, um das zu erzählen, was sie erlebt. — Magnus in seiner Verblendung wollte es nicht glauben und hielt es für ein Märchen.

Als der Grossfürst am 26. August auf dem Wege von Kokosbom nach Wenden vor Erlau stand, erhielt er eine neue, ihn erregende Nachricht, wieder durch einen Brief aus Berlin, den König Magnus, der also die Hilfe des Heeren nach immer weitergeführt, selbst geschickt hatte. Der Bote meldete, dass Magnus 80 Mann nach Wolmar geschickt und dass diese sich der Stadt bemächtigt hätten, während der polische Commandant Fürst Alexander Potemsky sich noch im Schlosse halte.

Wohl durfte Magnus nach den plökauer Festberungen Wolmar, das am Harfener der Sa gelogen ist, besitzen, aber in diesem Augenblicke kam der dem Grossfürsten höchst ungelobte, und so kreuzte damit dessen Pläne, dass der Grossfürst wollte jetzt Wolmar selbst haben. Mit jenem Potemsky, dem Commandanten von Wolmar, stand er nämlich schon seit einiger Zeit, mindestens seit dem letzten plökauer Auftritte, in Verdingung. Potemsky wollte Wolmar auf andere Orte dem Grossfürsten überliefern, durch die hatte Gieser — wie uns berichtet wird — von dem Grotzenen

*) Zweite von Vering.

des Magnas mit Peter Kande schalten, und Polzinsky soll ihn auch gerades Leben, sich denselben zu bemächtigen.“ Wenn Polzinsky jetzt in Magnus' Hände fiel, so wurde dem Großfürsten die Möglichkeit, Nihilisten zu erlösen, woran ihm in diesem Augenblick viel liegen musste, gewonnen. Sofort ließ er einen Kriegsrath auf und ließ zwei seiner Wajewoden, einer von ihnen gehörte an dem sogenannten an Haure, mit 2—3000 Mann nach Wolmar, um die Stadt zu erobern. Sie schickten die public Instruction, die Leute des Magnas unter dem Vorgeben, dass denselben doch noch Unterthemen des Großfürsten seien, herauszulassen, dann aber den Hauptmann und die Hülfsgeofficiere gefangen zu nehmen, die Andern zusammenzutreiben, mit Magnas selbst in Wolmar, so sollten sie bei etwaigem Kampf sich halten, ihn zu tödten, den Polzinsky sollten sie die Gnade des Großfürsten verleihsen, die behalten und bewahren. Auf die Kunde an dem Großfürsten benachrichtigt er; mit er geht mehr in Wolmar, so sollten die Wajewoden sofort zurückkehren, so er noch in die Nähe, die mit dem ganzen Haure ständlichen verpacken. Während der Geesirten von Erlas aus gegen Wladim weiter zieht und seine Schützen noch einzelne Orte zur Ergreifung nöthigen gehen Erlas verlassen ihm gelassen nach Wolmar geschickter Feldherren ab und zu; auf keinen Fall sollen sie den Polzinsky, über dessen Verbleiben sie bald Kunde, bald jene Nachricht erhalten, eintreffen lassen.

Dieser war bekannt — viel schon am 28 August — an dem Tage, an welchem den Magnas Leute Wolmar besetzten, von ihnen und den Bürgern von Wolmar gefangen genommen und nach Wladim zu Magnus abgeführt worden. Als ihn dem Großfürsten gerüchweise durch seine Wajewoden gemeldet wurde, sandte er Boten zu Magnus und forderte, er solle ihm den Polzinsky mit dem Geldern, die derselbe bei sich gehabt, so waren vermuthlich gefundene Hauptgelder, herausgeben und ihm Gemade vorgesetzt-schicken. Magnus gelehrt; das war am 30 oder 31 August Polzinsky wurde freigelassen und zum Großfürsten gebracht, durch die Leute aber waren zwei Männer in den gefährlichen Auftrage beauftragt worden, ihn als Magnus' Geiselle zum Großfürsten dar schon in nächster Nähe war, zu begleiten. Der Großfürst aber — erzählt der Chronist Herwing — hat ihnen aus sehrer Länge vorgesessen, ihnen die hohenherzige Tragödie erzählt und ihnen gesagt: König Magnus habe viel an ihm gehandelt. Zunächst fordert er, das Gelder des Polzinsky, die denselben nach

Schlepfung der Ungenugende schon überreichlich ersetzt worden waren, sollten herausgegeben werden. Vergänglich ersuchen die Gesandten Hans Fürstin zu entschuldigen. Magnus schmeichelt, fast englischer Weise, auch noch Rückkehr dieser Boten noch immer nicht recht zu Gefähr gelehrt zu haben; endlich wird noch einmal eine Gesandtschaft mit Gesandten auf dem Gesandten, das die Frauen Wenden dem Herzog Magnus dazu schickten, an den Grafen Wenden abgeordnet, um den Fürstlichen zu grüßen und den Zorn des Fürstlichen zu besänftigen. Es war vergeblich.

Haar, ungehörig war er von Krisen im Winter. Am 20 August hatte er seine Truppen zuerst nahe von diesem Ort Stellung abgeben, dann aber den Weitermarsch befehlen, am 20 hatte er aufgabe nach einem ähnlichen kurzen Marsch ein Lager aufschlagen, an dem aber, wie es scheint, wieder abbrechen lassen und war, Schicksal bei Seite lassend, weiter geht, mehr als 1/2 im ganzen Feldzuge war der russische Haar an diesem Tage vorgerückt^{*)}, am Abend desselben war er nur noch 10 Werst von seinem nächsten Ziel entfernt, am 21 August, vielleicht nur einige Stunden nach der Ankunft der letzten Gesandtschaft, stand der Grundstein von Wenden^{**)}; es war am letzten Tage des demals mit dem 1. September beginnenden russischen Jahres.

Da lag sie vor ihm, die einstige Residenz der Ordensmeister Altväter und die jetzige Residenz eines unzuverlässigen Vasallen Magnus.

Das am weitesten nach N (oder NO) hin ragende Theil der Stadt bildete das starke befestigte, am Rande eines abfallenden Plateaus gelegene Schloss. Es hatte etwa die Gestalt eines halbkreisförmigen (zumeist von SW nach NO gerichteten) Trapezes mit zwei längeren parallelen und zwei kürzeren schiefen Seiten. Die längere, nicht ganz geradlinig verlaufende, im ganzen gegen NW gerichtete Seite und die kürzere Ostseite waren Außenwände, Schloss- und Stadtmauer liefen hier zusammen. Hinter der Süd- und der Westwand des Schlosses befand sich die Stadt. Der Kern des Schlosses bildete die quadratische Haupt- oder Backburg, an den drei Ecken durch drei Thürme markiert. In der Mitte derselben lag der gleichfalls quadratische Burghof, der an der einen Seite unmittelbar an die Länge über von SW nach NW gerichtet Ausseher stand, an den drei anderen Seiten

*) Inzwischen am 18. Winter, erst ist am Tagestand 10-15 Winter

wende der Hof von den Hauptgebäuden des Schlosses anliegt. An oben stehen drei andere Berge lag um die Hochburg herum eine gutartige Vorburg, die gleichfalls durch zwei Thürme befestigt und durch einen trockenen Graben von der Hochburg getrennt war. Hinter jener Aussemmung des Hofes lag das Terrain der Hochburg ziemlich steil, zu theilweise sanftliger Niederrung ab, stieft noch zum Graben oder der Verläufung, die um nach NO hin von der Vorburg trante. Die Hauptfront des Schlosses bildete die von der Stadt abgewandete an Abhänge sich erhebende Nordwestwand der Berg, die hier von drei starken Thürmen überragt wurde, von denen zwei der Hochburg, der dritte, von der Mauer merklich weit vortretende, der Vorburg angehörte*."

In sechs Truppenkörper zerfiel das besagte bestehende russische Heer. Die „große Haarruckart des Grosinfanterie, die sog. „große Corps, das rechte und linke Flügelscorps, (die ihren Namen beibehalten, gleichwohl wo sie standen), die Vorhut, Nachhut und die Artillerie. Auf der von Süden über Arnack herübergehenden Straße besenkommend, zwei Werst von der Stadt, schlug der Grosinfanterie selbst sein Lager auf, zwei Werst davon nach rechts, anderthalb Werst von der Stadt, südlich von der (nach O. ziehenden) Kossakowitzer Straße (auf die sich der östliche Hauptthor von Wenden, das Kossakowitzer Thor öffnet) lag „das große Corps“. Eine Werst östlich vom großfürstlichen Hauptquartier, an der Rigaer Straße (im SW. der Stadt, vor dem stark besetzten Rigaer Thor Wache haltend) das rechte Flügelscorps, und wieder eine Werst weiter, jenseits der Rigaer Straße (vielleicht vor der am südlichen Ende der Westseite gelegenen Ouhaymsplatz) campirten die Truppen der Vorhut, südlich (den östlichen Theil der Stadt umschließend) das linke Flügelscorps, eine Werst von der Stadt und zwei Werst von der SA, und zwischen ihm und dem großen Heere die Nachhut. Die beiden letzten Corps haben wir nun vor der Berg gegenüber lagern zu sehen. Die Artillerie, von der ein Theil über Schilka nach Wolmar beordert worden war und gar nicht nach Wenden kam, war zunächst vielleicht noch nicht zur Stelle, und wo sie dann zuerst anlag, wissen wir nicht, doch

* Da sich bei der Schilderung des Schlosses und Terrains keine Angaben über die Besetzung gemacht habe, bitte ich hier um Nachsicht. Die Angaben beziehen sich nicht über Grenadier, Kurier, Reitercompagnie und nicht ein Theil gewöhnlichen Niederheeres.

kehrte er viel hauptsächlich dem Schloß gegenüber Posto gefasst haben. So hätte der Feind rings die Stadt umzingelt.“

Es mag sein, daß die Belagerung und Einnahme Wendens erzählt worden, eine kleine Episode Erwähnung finden. Da aus der Chronik wenig hervorgeht, die ein großes Licht wirft auf das, was damals die Herren zu erlösen hatten, und was aus dem Jansen Sünden der Hand jener unglücklichen Zeit abzufließen liest.

In Drey des Großfürsten, so erzählt er, waren welche Adels Menschen, so ihre Mithen auf dem Schloß geführt und hinter nach Gottes Willen gelitten, weil es vermehrt vorgeführt sollen werden, dass sie zur Handlung auf ein Wort sprechen und geglaubt mochten. Soem also ihre Schloß geführt, da sie durch verschlossene Pforten mit einander im beyden der Rinnen geflohen, und unter der Pforten an dem andern die Hand gegeben und geglaubt. Man sagt, welches that, was, was solcher über für ein mysteriell schenken gewesen, unendlich Ehrgatten, die sie hohe Kaden geliebt und nicht gewohnt, was sie geschoben oder gelassen sein, das kann ein jeder geteilt dies Ehrgatten bey sich leicht erweisen.

Als die Russen vor Wenden angelangt sind, lässt der Großfürst sofort fordern, Magnus solle vor ihm erscheinen und seine Truppen in das Schloß abziehen. Statt des Königs kommen nach einem zwei Abgesandte ins russische Lager, Christoff Kälund und Fromhold von Plettenberg, die vorhin ausgesandt sind zurückgebracht; Magnus solle selbst kommen. Auf das dringende Bitten seiner Untertanen lässt Magnus sich ein Herz und wagt es, sich aufzumachen; mit etwa 25 Begleitern reitet er aus dem Schloß, um mit den Führern der aus Vorküchen beorderten Schaar zu unterhandeln. Sein Versuch die Geiseln abzurufen, ist vergeblich, er fordert die Übergabe der Stadt. König Magnus weiß, dass seine Streikkräfte dem Feinde nicht gewachsen sind, dass die Lebensmittel auf der Berg an langem Vertheilung nicht ausreichen, — regelmäßige Übergabe konnte vielleicht noch ein Obeyen retten. Wenn er die Stadt abgibt, versprochen ihm die Feinde, mit dem er zufrieden, werde Leben und Eigentum der Einwohner gesichert werden. Eine Herabkunft mit den Bergern, nach der ausserkhalb des Thors, die ihm auf dem von ihnen beauftragt war, wird doch nicht gestattet, gelobt, sondern — abschlägt er sich nachzugeben — Ein Rathgeber stellt ein Thor, durch das und den starr Bürgermeister wird dass der Bürgerschaft Wissen und Wissen, dass dass es auch von eine Stunde

Zent schalt, sich auf das Schloss zu retten — auf den Befehl des Königs Magnus das Thor aufgeschloßen. Sofort wurde es besetzt, die Feinde rückten ein, das Städtchen war verloren, das Schloß noch nicht. Magnus war indessen von den Feinden umringt und nicht mehr auszuweichen vermochte, die Wachen wurden ihm und seinen Begleitern abgenommen, gegen seinen Willen, gezwungen, wird er vor den Grossfürsten geführt, vor den Grossfürsten, so denn er zum Verurtheilten geworden. So wie Magnus ohne Verzicht wird, steigt er zum Pferde, wirft sich zu Boden und hebt ein Schwert für sich und die Seinen. Der Grossfürst aber wendet sich zunächst grossmüthig gödlich, wie Magnus es zu keiner Wunde erwarten durfte. Auch er steigt mit seinem Sohne vom Ross, geht Magnus den Dolch zurück und heisst ihn aufstehen; er sei eines grossen Königs Kind. In diesem Augenblicke kommt vom Schloß her, wo indessen der Kampf bereits begonnen hatte, eine verfolgte Kapelle und zuerst sieht am Haupt des Grossfürsten vorher: da steigt dieser voll Wuth zu Ross und schreit: es solle niemand zu Wendes im Leben bleiben und wenn es gleich ein Ferkel sei. «Da ständst Tropp! — so soll er ihn angepöbel haben — hast hoffen dürfen, Livland zu unterbekommen und darüber König zu sein? Ich habe dich, da du aus deinem Vaterlande bist, im Blut, von einem Ort zu dem andern nachschick und klein anzugest, in mein Geschlecht aufgenommen und dir meine Bruders Tochter, der du nicht würdig bist, zum Weibe gegeben, dich reich gemacht, dir Volk, Geld und Kleider gegeben und dich in grosses Ansehen gebracht, und du erregst dich jetzt gegen deinen Wohlthäter? Wohlthat da nicht dieses Herrs, denn du geschickert hast, verriethen? oder was? was antwortest du? Hast (du) dir nicht das Livland — so da mit Bluthat und Betrug herbeigekommen — unwerthig machen wollen? Also Gottes Augen haben ihn reich gemacht und dich in meine Hand gegeben und dir deine Anschläge und Freuden zu nichte gemacht.» Auf des Königs Befehl, wird Magnus ihm über die Erde nachgeschick, endlich erlöset, angesogen und mit dem Säbel in die deutsche Bauernhand gesperrt.

Während nun Magnus zum Grossfürsten brachte, war die Stadt ein Schauplatz des Jammers und der Verwüstung geworden: Vollrecht haben sich die einrückenden Russen, die ihnen auf Magnus' Befehl das Thor geöffnet worden, zuerst, dem gegebenen Versprechen gemäss, solch verfahren. Voll Recht suchen die Russen, da nicht

blies, dass sie preisgegeben waren, sich zum Schloss zu retten. Die Russen lockten auch Vier Hundst — die Heftung verweigert sie; nach ein Heftfeld zur Ergreifung, den Magnus erteilt haben soll, Meist unbeachtet. Da suchten sich die Eindringenden des Schloss zu erwehren und jetzt — jetzt wird vom Schloss aus gelockt. Eine der dabei abgewanderten Kugeln hätte, wie oben gesagt, bewirkt den Gewehrman selbst getödtet. Das war der Anfang des Kampfes — und wenn nicht früher, so begannen jetzt die wundenwunden General. In Thüringen offen die Unglücklichen, die sich nicht auf das Schloss zu retten vermogen, durch die Straßen; ein Rettermann aus der Bürgerwehr schneidet dabei einen siebenjährigen Sohn selbst nieder, um ihn nicht in Furchenhand gerathen zu lassen; nach einem Weibe dieses Thuns verwehrt der Thun zu helfen, wird er von anderen gehindert. Bald lagen die Straßen voll verstorbener Leichen, in der Schule eine Anzahl niedergelegter Kinder, — damit genug davon.“

Mit dem Morgengrauen des 1. September begannen aus drei an verschiedenen Orten aufgestellten Batterien des Bombardement auf das starke, hochgeschützte Schloss. Einige Stunden vor den heftigen Geschützen sollen es versucht haben, durch Ergreifung Gasse zu finden, sie fanden nur qualvollen Untergang“. Als aus die such auf dem Schloss Schützlichen — Männer, Weiber und Kinder, Deutsche und Russen waren — in hellem Entsetzen das die Luft erfüllende Woggedröh ihrer gemarterten Mitbürger hörten — als sie aus den Fenstern der hohen Thürme sahen, was Männer und Weiber schickten, wie sie behandelt wurden, wie sie sterben mussten — da schworen sie sich gegenseitig zu, Mann für Mann getreulich auf ihrem Posten zu stehen: für sie und ihre Nachkommen an allen kommenden Zeiten werde es viel ehrenvoller sein die Waffenschreie zu führen, als den Feinden in die Hände zu fallen.

Unter dem Feuer der Geschütze brach zunächst ein Thür zusammen, ein zweites. — dann heißt den Belagerten Verroth, durch man dem König Magnus selber sehr verwehrt Befehlshaber wurde ihnen ein gelobter Gang gezeigt. Jetzt stürmen die Feinde in die Vorburg, zwei, dreimal werden sie zurückgeworfen, aber sie erhalten frischen Saug; zwei Thürme, deren Einschuss die Hauptburg in große Gefahr brachte, wurden mit einigen Nebengebäuden von ihnen besetzt, und das Feuer der Batterien macht eine weitere Behauptung der Vorburg unmöglich. Als das die

Verteidiger erkannten, da erstandenen sie das wagen wieder unter
 ihrem Thürme aufgelaufene Pulver, die letzten mit Pitaval ge-
 füllten Thürme brachen mit der anschließenden Mauer so weit zu-
 sammen, dass auch die in die Vorberg eingeschrammen Schere
 dadurch erschlagen oder verwickelt wurde. So gut es ging,
 wurde in der Eile die unsere Burg besetzt; man fühlte sich von
 Verleerten angegriffen; an zwei Stellen rag der Fels eine
 Geschütze über heraus und nahm das Bombardement von innen
 auf, das bis zum 6. September Tag und Nacht fortgesetzt wurde.

Der Mörser, die Leinwand und das Wasser gingen zu
 demselben im Holzen auf die Krüge, einmal wurden die Belagerten
 noch durch einen Regen erquickt, der wie ein göttliches Gnadens
 gestohlet empfunden wurde, aber allmählich merkten die Kräfte der
 Verteidiger durch Hunger, Durst und Anstrengung erschöpft. Es
 und der Anden suchte die Vertragenden noch aufzuhalten — so
 der katholische Propst von Böhmen aus Prag, ein Herr von
 Elm, der erst vor kurzem im Land gekommen war, ein beherzter,
 kräftiger Mann; er wick seinen Priesterrock ab, griff zu den
 Waffen und sprach den Kämpfern Muth zu — aber es lag wenig
 will es den gelagerten. Kopf an Kopf schlägt gegen die Mauer,
 glücklich die Todten! Mörder drängt sich, um den Tod zu suchen
 und nicht in die Gefangenschaft zu gerathen, so die gefühlvollsten
 Stellen. Nichts sieht man vor Augen als den qualvollen Unter-
 gang durch die Hände der Feinde.

Da wird aus der Angst und Unglück aus der Entschlossen-
 heit, mit der man dem Tode ins Auge sieht, ein rettender Gedanke
 geboren, nicht in der Seele der Feinde und Jungfrauen. Sie
 sehen die Mauer an, die nicht den dröhnenden Pulverqualen, nicht
 der Gewalt der Feinde preisgegeben, lieber sich mit ihnen zu-
 sammen in die Luft zu sprengen. — — Einige Mäurer hatten
 schon trübselig an die Ausführung gehen wollen, waren aber
 doch davon zurückgewandt — als von der Besatzung — so
 oder anders — den sicheren Tod ins Auge sehen, machte der
 Vertrag, die die letzten Stunden des Lebens abließ und voll-
 bricht herrlicher Thatsache über sie herab, wo bei Menschen
 kein Gnadens zu hoffen war, Vergeltung und Gnadens bei dem Gott
 zu suchen, so den sie glaubten, vor deren Richterstuhl sie zu
 stehen ersetzten, vielleicht noch die die Sonne sank. Gewissam
 wollte man noch einmal den heilige Abendmahl empfangen; eben!

und stehend wälkte man sich in seiner Gottes Hand beschließen, denn nichts geschähe, was ihm gehe!

Die Vorbereitungen wurden getroffen und alles wird berührt, die Frauen legen ihren besten Schmuck und Goldschmuck an — sie schmückten sich noch einmal an einem heiligen Feste — oder zum Tode? — da köhlt der Weg. Bestürzung und Trauer erfaßt die Versammelten — sollte denn es der letzte Noth noch dieser Tragt fehlen! Die Prediger hechten ihrem im Wort des heiligen Augustin vor: »Hilf, und du hast es gewonnen.« — »Aber« — so erzählt Hinzweg — »im Innern der Liebe, geliebte Gott, der uns nicht verlassen hat über unser Verlangen und der rechte Noth helfe ist, es wunderbarer Weise so gefügt, dass die Kammerdiener des Königs Magnus, als sie unter einem Saalchen kramten — von ungefähr und dort, wo kein lebendiger Mensch im Hause so stand, ein Fass voll schönen guten Weines gefunden und es den Pastoren zugestellt.«

Neben oder doch nicht weit von dem grossen Meistertal des Schlosses, von dessen Wänden die Hüter all der Herrschaften, die über das Land gewaltet, herabblieben, aus dessen hohen Regen-Schneidern man heraussehen konnte auf die Stadt und die Punkte da drüben, lag wie einige Nachrichten vernommen lassen, die Schlosskapelle; hier konnte jetzt während deswischen die Kugel der Feinde an die Mauern des Schlosses schlagen, die heilige Handlung nach dem Brauch der Kirche vollzogen werden an den Bewachenden unter denen etwa 300 dem Tode Gewidmet. Sie wussten, es war ihr letztes Abendmahl auf Erden. Gewiss waren die Herzen vieler an dem Gedanken an eine Raubhergheit, die allen Erdensamern übertrug, stiller und stiller geworden; der ständige Gedanke der Frauen habet jetzt Anklang; sie warteten eine mit anderer und auch die Prediger stimmten an, das Schloss und auch selbst in die Luft zu springen. Einzelne wollten noch versuchen, sich zu retten. Der Nacht hauch an, an Sturzbelt lassen sie sich von den Mauern herab auf Häcker und Felsen versuchen sie durch das rauhe Lager zu schleichen; der Versuch misslang, sie lebten nicht; und wurden wieder als Schloss gezogen.

Als es zur That ging, haben sich noch einige, die mit dem Vorhaben nicht einverstanden waren, so dass bei der Sprengung angeführten Räumes des Schlosses verbergen. Wieder — es war am fünften Tage — begannen die Feinde, während die Kanonen donnerten, an stürmen. Gelang der Sturm, so war es so spät — jetzt also — jetzt war es Zeit zu sterben.

Unter dem Gewölbe der Schlosskapelle²² hatte man vier Fann Pulver aufgehäuft und so geschüttet, dass es vom Kapellenfenster aus mit einem langen Leutenstabe erreicht werden konnte. Hierher, wo man vor kurzem mit einander das Abendmahl empfangen, stürzten nun die neun Starben Entschlossenen, mit dem Tode entgigtes es geben. Mit dem Feuer in der Hand tritt Heinrich Boemann unter sie, Hauptmann in Magnus' Diensten, ein Mann, der mit dem Jähren, da man man's Herof für das Leben wüßte, nur den Krieg gesehen und ihm geliebt hatte; er wirft sich auf die Knie nieder und um ihm hat die andere Alle. Die Ehegatten haften einander bei den Händen, die Mütter drücken die Säuglinge noch einmal an die Brust, sie verlieren sie im Gebet. Jetzt beugt sich Heinrich Boemann vor dem Fenster und legt das Pulver an. Das Pulver lodert auf — die Kapelle bricht zusammen und begräbt unter diese Trümmern Männer, Frauen und Kinder.

Heinrich Boemann selbst war aus dem Fenster des Schlosses hinausgeschleudert worden; er lebte noch, als die herbeistürzten Reiter ihn an Grasse legen trafen. Sie schleppten ihn vor den Grundbesitzer; aber kaum war er dort angelangt, so stürzte ihn der Tod vor weitem Qual. Seine Leiche harrt der Grundbesitzer auf einem Pfahl stecken. Zwei Andere waren wunderbar beim Zusammenbrechen des Thurmes gerettet — wie Petrus aus dem Kerker und Daniel aus der Löwengrube sagt der alte Chronist, mit höchster Gefahr krochen sie bei Nacht durch das Lager der Reiter, mehrmals stießen sie die Kleider der schlafenden Feinde, am Tage steckten sie bis zum Halbe in einem Sumpf — aber sie kamen glücklich hindurch. Und sie, die alten auf dem Schlosse anwesenden und sich selbst mit Leben in die Luft springen wollen — sie sind es auch, die darüber berichten konnten und berichten haben, was danach auf dem Schlosse zu Wesden geschah und wie es in Trümmern gestanden ist²³.

Nicht war dass neun glücklich Entkommenen, auch eine Anzahl Anderer — diejenigen, die sich bei der Explosion verborgen hatten — war von den niederstürzenden Steinen nicht erschlagen worden. Von den übrigen Nachrichten entgegengehaltener Befehle²⁴ erzählt, dass sich in einem Theile des Schlosses noch viele Leute behielten hatten, die mit Schrecken gesehen und gehört, was vor ihren Augen geschah; sie stürzen hinaus, traten sie Feindlager und suchten es ihnen als Sünde vor, selbst den Tod zu suchen; sie sollten in Gottes Namen tragen, was ihnen anvertraut würde. Das von dem

Verlangte war schwächer als zu sterben. Ob von der Mahnung zu folgen beschloßen, ob sie zu keinem Entschlusse kamen, ob man nicht überlebte, die Sprengung unterließ, lebend ließen sie sich ergaben sie sich in die Hand der Feinde. Der Großfürst Hess später den Prediger vor sich kommen, geleite ihn zuerst hart an, lehnte ihn dann aber, dass er von der Sprengung abgerathen und schenkte demjenigen, die mit ihm in demselben Raume eingewickelt wurden und auf seine Mahnung geführt hatten, zunächst das Leben; sie wurden nach Moskau geführt, wo sie ein Jahr später mit andern zusammen angebracht sein mochten.

Die letzten von Schloße Befehlshaber waren den Totenkampf auch jetzt noch hart. An mehreren Stellen brachen die Gefangene. So gut es gehen will und die unermüdete Kräfte zu erhalten, racht der kleine Rest der Kämpfer — weil es dem vorderen Räume des Schloßes — sich noch zu verteidigen. Als aber die Feinde drängen traten, um sie über anderen Räume und an die Fundamente heranzukommen, da legten die letzten Stürmer Männen unter der Führung des jüngsten Schloßwächter, erstarben sie und sprangen sich selbst mit dem stählernen Feindes und dem schwebenden Landstraten in die Luft. Jetzt war der Zugang offen, die Feinde brachen ein — sie traten und ergrieten nach sechs tagelangen, erbitterten, durch Flammen und Stöße verwandelt, von Trümmern halb verdeckte Männen.

Noch etwa zwei Tage stand der Großfürst vor Wendes — er häuete, wie er stieg, nach Jauer und Quedlin auf seine unglücklichen Opfer.

Als von Thier der Gefangenen Ermöglicht wurde, um zu sterben, da hatten einige sehrbare geborgene Frauen den Muth, um diese Unglücklichen, die der gerechte Feind mit seinem ganzen Grimm trüben wollte, heranzutreten und ihnen einen Lebensbrack

* Obgleich: Von Joseph's Geschichte 1855 erzählt, nachheraus an die Ereignisse von Wendes, von einem Nachgeart, das vor ein Jahr später in Moskau finden, in der Nekrologie von 185 Gefangenen von Oberpöden, Kalkbrennen und Wendes. Weiterführend berichtet er von dem leidenschaftlichen Stürzen einiger unter diesen Opfern befallener Männen durch den Gefährten, Fr, die die eigenen Fäden und die Fürsprache anderer vergrößert Muth, alle Quedlin, den Namen Jesu genannt, anzufragen, mit einem Befehlswort, die verabschiedeten Thier.

Denn von Obertoren über beendeten vorgeworfen Heiligkeit sollte ich hier möglichen erachten: in den Text wählte ich die nicht schenken, weil Obertoren in einem Brief gegen diese die so unerschütterliche Autor hat, bei dem man nicht wissen, was Wahrheit und was Falschung ist.

Historische Nachrichten: Bd. 1817, S. 1.

kalten Wassers zu stehen, um (hina noch eine letzte erquickende
Freundschaft im Leben zu erweisen; dann hörte man es, die
dem Tode entgegenzugehen, den Namen Jesu aufrufend ein geistliches
Lied singen. Unter ihnen waren wohl auch diejenigen, welche vor
allen die Rechte des errötheten Peinlichen im Mauthortade erkennen
sollten — die sieben letzten heldenmüthigen Verteidiger des
Schlosses.

Esam verstand es nicht, tapfere Gegner zu sehen.

Noch steht der alte Thurm des Schlosses ziemlich wohl
erhalten, und man kann auf steinernen Treppen hinaufsteigen in
den Hühnerhof und weiter hin an die Erde; nebenbei stehen andere
Thürme, gepulvert und verfallener. Dem aber, der die Geschichte
des Vorfalls kennt, dem verbleiben die Steine dort noch heute und
dreihundert Jahren, wie irische Mäner und Frauen hier ge-
hört und gekämpft haben.

Georg Kathol.



A n m e r k u n g e n .

Dessen Aufsatz liegt, ebenfalls für die Charakteristik des Königs Magnus, in Gemäß der eingelebten und gefälligen Manuskripten Baron Hering Magnus, König von Norland, Leipzig 1811, der Arbeit Schömanns: Magnus, König von Norland in der Schrift Charakterzüge und Sitten-Bilder, Mainz 1817 wichtig war nicht nach der Arbeit Baron über Norben-Gothheim: Beschreibung von dem Gebiet der Gesch. Nor., Nor. und Norland II. Eine vollständige Beschreibung aus der Zeit des Königs Magnus nach Norland und der Krönung Wladimir, doch ist es nur nach dem Baron Arbeit als Quelle geblieben! Für den Feldzug Magnus ist schon das bekanntes Darstellung der von Wladimir statt, aber auch nicht ungenügend. Inzwischen nach: Ego Magnus Imperatoris Imperator, in 1811 u. 1818 separat heraus, ich unter die nach der Ausgabe im Russisch apparat 1852 u. 1853 Eine kleine Beschreibung dieses wichtigen Ereignisses beizubringen ist in einem Artikel: Bemerkungen vom Feldzuge Magnus IV im Jahre 1818 Lat. 1818 XV (od. XVI), so geben.

Was die Ereignisse Wladimir betrifft, so sind für diese unter den Jahren von Charakter der Hauptstellen. Schömann Meinung (28 vor Lat. II), der gerade für diese Arbeit eigene Nachrichten hat sich die Darstellung von Schömann: Schömanns Meinung: Litteratur-historische Uebersicht. 1818 (1814) und Schömanns Meinung, dieselben kommen in Betracht. Anmerkung, Litteratur-historische Uebersicht: gegeben u. Herausgeber u. Hefelmann, Stuttgart 1818, Litteratur-historische Uebersicht: gegeben u. Herausgeber, Leipzig 1814. 4^{te} für die Krönung Wladimir betreffende Thatsache ist nur oberflächlich angegeben worden, sonst könnte ich das Buch nicht) nach Zeitung von jenen Tagen, Peter: Bericht zur Kunde Nor., Lat. u. Norland II. p. 101; Orlowski, Fürst: Anmerkung: 4^{te} M. (Herausgeber: Schömanns: Bericht über jenes Ereignis XVI od. XVII, III. III. p. 101), nach besonders 1815 über Deutschland, Orlowski in: Schömann, aber unvollständig und oberflächlich in einem Brief gegen Bonn sehr (so und wie ist in Aufsehen geschickten Volkens: Peter: Schömann II, p. 101. In dem dem Josephus mit dem Namen geworden, die in Gegenwart Magnus vorgenommen werden, während er dasselbe gar nicht in Aufsehen war). — Peter: de: Erbmann; Hainrich und Brevit. von dem Geschichtschreiber Maklow (Lepore 1818). Ander Theil p. 101 u. 102. Einem hierher gehörigen Nachrichten Verzeich. von Schömann: Bericht u. Orlowski: das eigenständig ist, was er über die Ereignisse zwischen Bonn und Magnus nach Wladimir erzählt und die dem Geschichtschreiber in dem Buch gegebene Seite (p. 101), die während des Krieges Litteratur-historische Uebersicht: gegeben u. Herausgeber (1818 vor Lat. II, p. 490)

gibt Hesse, statt der Forderung, bei Hesse durch seine Darstellung zu versinn-
bildeln, er versteht unter Gerechtigkeit die Führung des Geistes wirklich von der
Rechten, bedeutet aber eigentlich so wenig wie Hesse die Amantia in Bezug auf
Wunden (Hesse) *Herzog Magnus*, p. 146 u. 147.

1) J. H. Hesse p. 146 u. 147 Magnus und es. Nebenbei Bemerkung zur
Forderung Hesse, I. Mitt. XV.

2) Grotius *Res. I. c. p. 486*: Magnus übertrifft die Lirlander die
zusammenfassen und. Man wird sehen, das hier gewöhnlich vorhanden — nach
dem Zustand der des Freuzuges. Nebenbei über die Zusammenfassen, dem
zur Forderung Hesse. Was Hesse aber unter Zusammenfassen versteht, heißt
Wunden und Nebenbei Hesse, das wirklich befragt war, was folgt
durch Grotius Zusammenfassung gesagt ist.

3) Apologie, I. Mitt. II, 416 u. Note 41. Das Verfahren der Apologie
ist wirklich nicht gut auf Chalk. zu sprechen (s. I. c.)

4) Grotius *Res. I. c. p. 486*. Über die Forderung Lirlander durch die
Folien die Hesse Grotius, I. Mitt. II, 414 u. 417 f. und Hesse. *Herzog Mag.*
viii, p. 124 f. Hesse zur Forderung Hesse.

Forderung der Deutschen Marschallens in J. H. H. p. 147 IV, p. 147

17. Als Schreiben 4 Hesse in J. H. Hesse mit diesen Worten

18) Hesse ist es beinahe fertig (s. 416) das in Wunden nach
der Einsicht des Schlichters stark war, so muß auf die König Mag. befragt
mit zusammen gefasst werden ist.

11) Das Verfahren ist dem Grotius *Res. I. c. p. 486*. Hier ist eigentlich
sich gesagt, das die Unterbrechung von 14. Aug. nicht gewöhnlich sein soll
zusammenfassen. Die Apologie dagegen stellt die Lirlander zu untersuchen, die
letzten nach Magnus angeordnet, und die die für einen Lehrling Folien ge-
boten. I. Mitt. p. 147 Note 41 — als wirklich hat er sich 10 Tage später durch
sein Anschreiben von 14. Aug. bekannt. *Herzog Mag.* 416. s. auch Hesse p. 147
und Schreiben? Magnus *Res. 18*.

12) Nach Hesse (s. 416) muß der Inhalt der Mag. p. 147 von Mag.
mit abgeändert, es sollte mit wegen der Darstellung Kolonnen auffragen
und kann nicht so richtig sein oder gar nicht zum Grotius. Von Hesse
Hesse was der J. H. nicht. Dagegen empfiehlt, das folgende, Hesse in 14. Aug.,
die Kolonnen zusammenfassen soll, so von Brief? an Magnus, es sollte das selbe, was die
Antwort der Hesse sagt, die nicht enthält, die nicht die gegeben hätte, die erste
Wunden, die nicht zusammenfassen. Hesse ist, Hauptartikel zusammenfassen First Hesse
zusammenfassen. Natürlich sagt diese das Hesse Magnus habe Wunden ge-
nommen, es ist Hesse zu Hesse mit Hesse zusammenfassen es zusammenfassen
zusammenfassen und von Wunden habe Magnus 10 Hesse nach Kolonnen gebracht
147 Magnus nach Hesse Zusammenfassen gemacht, geht von der Antwort Hesse nicht
heraus, das ist nicht Kolonnen den gegeben mit Hesse 10 habe der König Hesse,
das Hesse, mit dem Brief von dem Hesse gebracht. Das wäre die die zweite
Brief der Magnus, es müßte die das, das Hesse zusammenfassen sollte.

Konsequenz — das der Brief nur so sehr nach dem Grotius richtig — habe
mit besonderem Nachdruck hervorgehoben das Magnus Hesse (Hesse) nach als eine
Stelle, die nach dem gegeben, genannt habe, das ist ein Hesse, Hesse zusammenfassen
nicht ist.

13) Zeitung, Folio, Ausgabe II, p 140 — wichtig zu gebrauchen — er
 zitiert a. B. die Unmöglichkeit, dass alle Bewohner Ruffens anhängen sollen, da
 kein König an Tausend Angeln mit Reserve besteht.

14) Die Vorgänge in Roslagen — ebenso in Kalmückien — bringt
 enthält nach dem J. B. und einer Zeitung (s. d. Ann. 17), Kalmückien der Vor
 richt nach Karaman, der hier eine Verbindung, aber mit dem J. B. verwandte
 Quelle kommt zu haben scheint (s. Nöhrer; Bem. üb. den Falding
 1794)

15) J. B. I. c. 1858 V, p 14, 16. Das Anfang Mittel nach der Ann. 78. I.
 der Teil Irena und Magnus habe sich waggelassen, die Aufzählung von
 Nötzen durch eingestrichen Worte ersetzt, eine Stelle — wird die ganze
 Übersetzung durch Unklarheit etwas ändern — wogegen weitergegeben, so
 laut nicht, wenig Wenden habe sich der an Karaman gestellt, sondern
 gestrichelt die Karamanen (s. d. Ann. 17) — (s. d. Ann. 17) — (s. d. Ann. 17)

16) Zeitungen, Folio I. c. II p 126 f.

17) Nach bester Mithlung von der Zeitungs und nach der von Rosen,
 Zeitung Magnus, p 116, können Stelle derselben. Der Schrift (s. d. Ann. 17)
 nach im J. B. erwähnt (I. c. 1870 V, p 185) Am 8. Juli schickte Irena dem
 Fürstling einen Brief (J. B. I. c. 1872 III, p 114) über Wolmar Reichthum
 nach dem J. B. Nöhrer; Bem. von Falding Seite 1 u.

18) Zur Annahme der unvollständigen Doppelzählung am 20. u. besonders 20
 dringen die Angaben im J. B. über Zeit und Leistung, wenn man nicht —
 von welcher Nachrichten widerspricht — die Namen mit am 1. Sept. von Wau
 den ansetzen kann. Dass die beiden hier auf den 20. Aug. verlegten Männen
 (gewöhnlich 10—12 Wachen) im J. B. zusammengezählt werden am 20. Wert
 und dass die Entfernung der Lagerplätze an diesem Tage nicht von beiden,
 sondern von vertriebenen Lagerplätze aus berechnet wird, scheint nur die richtige
 Annahme zu sprechen. Dass ein Teil der Artillerie nicht nach Wenden kam,
 sondern zunächst nach Wolmar und dann nach Roslagen beachtet wurde (J. B.
 I. c. V, 187 f.), bei dem March am 20. Aug. scheint ein mehr zurückgeblieben
 zu sein. Der Angabe über Stellung von Wenden im eine Linie im J. B.
 von Wenden eines neuen Fortgangs-Begriffes Anzuges (s. d. Ann. 17) gegen
 (s. d. Ann. 17) (s. d. Ann. 17) (s. d. Ann. 17) (s. d. Ann. 17) — die Verlust stand im Mann
 zusammen (s. d. Ann. 17) (s. d. Ann. 17) (s. d. Ann. 17) (s. d. Ann. 17)

19) Nach den Plänen und Zeichnungen des Krieger. Das Krieger unter
 schiedlich 3 Theile in der Stadt. Gewöhnlich im geführten — bezeichnet J. B. —
 von einem oben separaten so sind es viel. Es werden angegeben als Wap
 wachen, nicht mit Hauptposten (Kochung), aber eine gewisse Anzahl (s. d. Ann. 17)
 nach selbst 7, so im anderen (Kochung, Verburg) vor dieser. Karaman,
 der Anzahl, hier auf den Ort übertragen, präsent ist gegen der so der Anmerk
 tung der Mischung vorgezogen, auf einem Hügel sehr nahe lagende Thurm
 geben dem Anzuge (s. d. Ann. 17) — nach dem alten Plan des Krieger als
 (s. d. Ann. 17) im Ortsteil bezeichnet, so sollte einem Teil der Verburg. Bei der
 Schilderung der Kriegerung angegeben, welche Theile der Krieger oder des Platzes
 in Betracht kommen, habe ich nicht sagen können. Bemerkt ist hier noch, dass
 in dem erwähnten alten Plan der Kriegerer Fehler eine andere. Der Hauptplan

der Festung bei nicht der Richtung SWW nach SWO, sondern SWW nach SWO.
Die Hauptmauer, deren Richtung nach der Lage des Märlins zu urteilen,
demselben von Osten derselbe gewesen zu sein scheint wie heute, steht keine Gruppe
nach Osten nicht in OSÖlicher, sondern in OSÖlicher Richtung im Märlin vor.
Recht Pilder muss gehalten, wenn man annimmt, dass nur der Waldgraben
an Jura selbst eingegraben sind, aber an dieser Annahme scheint die Lage der
Erde nicht, bei doch die vorwärtliche Richtung bestanden muss.

20) Die Angaben über die Stellung der Mauer vor Westen sind im
Text von J. H. unvollständig, die zwei ersten Wörter sind fehlen ist
der Verlust von jenen Franzosen gegen und ungenannte Petrus gegen
Stetten von J. H. sind im Text angehängt.

21) Haltung und Apologie. Die letztere aber sagt nur im Schluss der
Berichte über Westen: „Sicut enim jamis aliquid, cum in prima approximatione
plures et mox tunc quibus quibus plures veritas quibus Mithrasum Pyram
expansione suffragant, quod nisi non cum cum helle pyramidibus apollinis
fuerit, tunc die Simpliciter und die Götterwelt zu verstehen, bei welcher
die geistlich“

22) Die Zeit und Reihenfolge der Ereignisse im Westen ist nicht ganz
richtig. Am 11. revidiert der Generalstab, nach Krasno, nach Westen. Damit
erinnert die Apologie, der J. H. hat zu zweifeln, ob Jura H. Ullmann
stimmend wird berichtet, dass zuerst die Stadt (nach Krasno) besetzt wurde,
dann die Besetzung des Schlosses zuerst im Jura, nach der besetzten
Lage der Apologie, so ähnlich (von Magerstrom) gegen Apollinis die
nachdem tunc quibus ad quibus Mithrasum tunc. Damit ist die Abweisung der
beiden letzten Aussagen, Krasno und Hirsching, zu lesen, die Beziehung
zwischen Krasno und Mager, die Besetzung der Stadt und der nach dem
schliessend, wird während jener Beziehung richtende Krasno der Kampf
vor dem Schloss am 11. Aug. stattgefunden haben. Der Generalstab sagt
zwar ausdrücklich: „Westen die Stadt ist am 1. Sept. erobert, aber es enthält
widerlich. Führt in der Defension (ist Krasno, nach Felling Feind) und hat
die Angabe der Apologie nicht widerlegen — der J. H. enthält gerade hier, die
den 11. Aug. und 1. Sept., eine Lücke. Für den 1. Sept. gibt es an, dass
Fürst Gollays (Kontingente im ungenannten Heer des Kaisers) und Soltykow (erst
der Waprosen des alten Hirsching) und der Dukt Krasno Mithrasum mit
ca. 1000 Mann in die Stadt geschickt, ca. 1000 Mann zur Besetzung der Mauer
mit ca. 1150 zur Umzingelung der Stadt besetzt werden. Von den genannten
Truppen sind 400 von Krasno, 500 von Mager, 500 von Feind,
Fremd, Tölpel. Die Mauer ist gefangen, die Stadt — es ist am 1. Sept.
— (schonlich schon besetzt) ist, so können Gollays und Soltykow zu nicht
genau sein, deren Kampf in die Stadt haben zum Kampf vor dem Schloss
gehört, abgenommen war also mit nach der Verwundung der Waprosen Soltykow
eine Mithrasum für die Eroberung des Desambiments. Die 5. Sept. werden
nach nicht besetzen, unter dem Commando der General beim Kampf nicht
wieder: es wieder nicht abgeschickt, so die Stadt erobert, sondern am die
beim vorher von den Mithrasum zusammen zu besetzen. Die Eroberung der
Schloss, zuerst nach der Sprengung sind am 5. September statt. (die Arbeit
nicht, die, von Hirsching verstanden, hat, von Nach-Hirsching lag, am 11.)

«Крестьяне же . . . , gaining September die Stadt haben es in der April Vollzugs Bedenklich ist aber über das Datum nicht zu bestimmen. Im J D heißt es zwar mit der Angabe des (russl.) Reg., dass die Stadt am 1 Sept genommen sei, stimmt nicht: «Самоепаче 4 Aug. есть взятая была крепость». Dassel aber kann sehr wohl nur die russische Besetzung des Schlosses gemeint sein, denn mit dem russ. Ausdruck berichtet der J D die Besetzung Trikutsk am 10 Sept. Das, nach dem J D selbst, schon am 8 erfolgt war (J. D 1803, VI, 96) die News vom Feldzug Jenseit. Ich halte auch an die Angabe des April. Wenn Казанский das Besondere am 1 Tage Jenseit hat, so beruht das vielleicht darauf, dass er auch heißt es am 4 genommen wurde, während er von dem Feldzuge Jenseit konnte, dass das Schloss am 4. fiel.

10) Nach der Angabe beginnt die Schreckenstabelle ungefähr beim Ausgang der Mauer — Kuznetsov erzählt: «Помню как удивительно изумлен я бывал. Бегущие, бегущие бегущие в Островском, не могли так быстро бежать, как будто бы бегущие бегущие, а восточнее дома на Поляне в Топои. Все бежало как в беге . . . Казанский бежал как был на Поляне! Бегал он был тогда следующее: «восточнее от двора восточнее от двора» — und dabei der Inhalt der Wagnerschen, die Kuznetsov zu erzählen. Der Kuznetsov erzählt auch den Feldzug in Tопои — Nichts Kuznetsov einen Feldzug erkennen haben, er hat aber in der großen Kuznetsov gewiss nicht den Sinn, den die deutsche Uebersetzung sagt nicht hat. «Die Mauer warfen die die Mauer und die D in Stand gesetzt». In vielen Stellen des Kuznetsov im J. D. heißt es: «не успевая бежать бегущие в восточнее», so wie selbst etwas weiter (jezt) — «восточнее бежало как был; von Ostern, von dem Jenseit Jenseit, so wie Gewalt brennte . . . die Mauer gegen am und herüber. Nicht nach der Mauer, so wie man also die туча в восточнее bei Kuznetsov verstehen. Das heißt der Wagnerschen an dieselben Vorzeichen wird jedoch gesagt, dass 17. Aug. 1812 Soltykow nach Ostern, die die Ostern haben nicht, von Ostern der Kampf den Jenseit, erzählt — am 1 Sept. — Kuznetsov sagt es immer (als selbst Teil): die Kuznetsov die Kampf, die die Mauer genommen hat Soltykow drängen wollen, die Erfüllung des Schicksals durch die Deutschen, die Verwandlung Soltykows nach der russischen Schicksal. Das erste und zweite entspricht der Geschichte, das erste nach dem anderen Bericht, aber widerspricht auch nicht, das zweite bildet eine Bestätigung in Hinsicht Beziehung von der Kampf, die eingetretet wurde, während Mauer und der der russischen (Nicht, Kuznetsov russische Quelle, hat das nicht). Die Verwandlung Soltykows wird viel später erfolgt sein als Am. 20 — Kuznetsov sagt in seiner 'Mauer' Bericht, das Schloss am Ostern, die Föhring W. Jenseit (die Ostern von W. Jenseit), der vor der Besetzung ostliche Ostern Jenseit, alle im Schloss zu fallen — der durch Ostern besetzt sind — und die Föhring Ostern der Besetzung am 17. Aug. 1812. Kuznetsov über Kuznetsov Verhältnis zu seinen Quellen in: News vom Feldzug Jenseit.

11) Zeitung aus Jahr-Belt. Folgt, Bericht II, p. 105.

12) Folgt p. 101. Diese Deduktion von nicht und nicht und Jenseit.

13) Von dem Lebensmitteln sagt es die April. Nach dem J D heißt es Jenseit nach der Besetzung. 100 Regeln in der Ostern Geschichte —

(Juli) + also zu den gemessenen) mit 6 Thal. Pulver. Auf's Dach (April) nach
verfallener der Biegung zur Vohberg.

57) Durch die Unhöflichkeit der Schatzkammer der Thät. gewohnt, ist will zu
hatten bezeugt. Die Nachwelt, die nachtrifft auch der Sperrung durch die
Landtag, wurde die Kirche. „Denn wurde von demselben nicht ein Tag
konnte zu in einer Sitzung jener Tage von Einn., wo nicht. „Die Arbeit über
von...“ in eine gewöhnliche Kirche gehen sie auf der ordentliche
Verhalten der Apokalypse sagt: in Kuchens macht er freigeht und... gelobt
diese sehr gerne. Dieses sagt der Kaiserliche Oberster 1.2 von demselben (auch
den Fürsten von der Kirche) — Das erste Verbot und der ordentliche
Berichtswort stehen überein. Dagegen spricht Kaiser und vor allen Hin
sich, deren Bericht auf Mitternacht vorberichtet, von einem Ahnwerk. —
(Nicht v. Hren. Mollen sagt: die Trümmen der Gemäuer werden nach in
Wunden geschick. Mollen das nicht auch die Trümmen der Schatzkammer von?)
Mit Henning und Bauer stimmt nach Lucianus Heiler. Die Schatzkammer
haben sich schon das ganze über Hader Stadt in von vielen Menschen
verfügt. Aus einer Hinsicht ist es die des Mitternacht mit den Kaiser diese
Stad sehr unendlich verhalten selbst gemacht. Aus der gewöhnlichen Kirche oder
Ordenskapelle konnte kein Wunderrathen und auch von durch Gemäuer von
den. Ich dachte nur die gewöhnliche Ordenskapelle, die, mit so vielen, mit so viele
von dem Mitternacht liegen nicht, die nach Kaiserthum zwischen jenen die
Kaiserlich die Schatzkammer der Thät. In letzteren Falle sind alle gemachten Be
richte richtig, aber stimmen alle. (Das gewöhnliche Dreyen Falschheit sagt
von terris capiam et capiam et mitterhören.) Für diese Dinge wie so
wichtig, was in der Hand die Lage der Ordenskapelle verändert werden konnte.

58) Henning zu den Bericht von der Hebung dieser beide gelungte
Ansetzung (H. H.) — dass dass Bericht dass Kaiser, dass so wieder über
dieser Mith als Wahrheitsverhältnisse, damit vollständig zu, dass seine Nachkommen
auf dem Zempel verfallenen.

59) Kaiser sagt von was zu dem Kaiserthum verfallen und mit
up dem dass nach jetzt sich verhalten zu, dass so so unendlich verzogen
der Unwissenheit des Lebens geschick. Von über diesem in Wunden geschickten
Begründung spricht auch Falschheit in einem Buch, in welchem er die Be
zeugung von Tullianus bezeugt sich dem Unwissenheit über Wahrheit zu über
geben. — Dass von in dem (Wunden) sagen unsere nicht, bezogen Falschheit
dass waren, a von Falschheit Kaiserthum, nachlässig. (von nach ist
gelohnt, werden so doch bezeugt, vollbracht vollständig waren, a unendlich
sperrungen, a so nach sagen a sagt unendlich. J. H. I. 160, VI, p. 10
das Latt in Schloss, die nach mit in letzten Augenblick sagen, erklärt dass
Begründung durch nicht zu passen. (Über die Falschheit der Kaiserthum die
Ann. 10) Eine Nachwelt ungenügendsten habe die Kaiserthum liegt die
Mittelung von jenen Tagen, Welt, Kaiserthum (H. H.), der nach 400 Personen
auf dem Schloss, welche von Gunde haben, zusammen wurden. Da die Tod über
dieser die von Unwissenheit bezeugt nicht, für die andere die Sperrung nicht, so
und so, diese Kaiserthum nicht, nicht mit den von Kaiserthum, die sich
nach der Sperrung sagen, in Hinsicht. Ich muss über gestehen, dass ich
nicht ganz selbst die, ich nicht Kaiserthum auf der Zeitungsarbeiten doch durch.

Personen, welche, aber über dem höchsten Verstandesstande stehen haben: Ich habe daher die Nothwendigkeit von dem Tode der 800 mit Reserve bemerkt.

Nach der Apokalypse waren, als die Könige in die Städte zogen, nur 7 Mäurer (von dem apokal.) übrig: nach Hengsten hat der Gewährmann die, der er von der Erklärung nach Wilsdorf befragt war (er nennt die Leute im Schluß) nachfolgend keine Erwähnung. Derselbe geht auf Augenzeugen zurück (welche vom Könige über die Belagerung in der Sprungung berichten gewesen sind — wie auch die 800 — so waren sie für die Ereignisse nach der Sprungung über nicht nicht Augenzeugen). Demnach betrifft auch durch diese angegebenen Nachforschungen gewöhnlich Walter Hengsten, der das wendische Volk durch Augen schon kannte und danach in Deutschland war — vom wendischen Nachrichten hatte, im nachhinein (für die Erklärung der Thesen). Manche in Hengsten Bericht zu bezweifeln oder nachher. Auf die Ereignisse — so dem anderen eventuelle wird nicht nicht Gewißheit zu lesen sein, hat Hengsten doch nach der Sprungung imhinterlich in dem großen Theater gesehen. An dem Bericht über die Belagerung des Festung die Sprungung zu unterbreiten, während Hengsten die Überzeugung: mittlerweile in die Stadt übergriffen werden. Das ist falsch (die Stadt war durch Hengsten), doch ist nicht gewiß — indem Hengsten und Belagerung hat nicht nachschreiben werden: — mittlerweile erfolgte die Untergründung (nach dem ist möglich, da weil der Stadt übergriffen, aber das Belagerung mit Gewalt genommen wurde). Das Übergründung oder Erklärung der apokal. Ereignisse schon nach Hengsten gewiß wahrscheinlich oder nach der Erwähnung erfolgt in dem, nennt von dem 800 — von Hengsten Bericht nicht gerade verliert — so ist nicht nach der Sprungung während des wendischen Kampfes, aber von dem schließlichen Klängen der Fische erfolgt, so wird die Apokal. nicht mehr in diesem Widerspruch zu Hengsten — beim schließlichen Klängen nachher Tübingen sein. Wenn der sich schließlichen Bericht zum Hengsten Bericht doch nicht mit dem 800 nicht verstanden werden (so ist nachher möglich, das Hengsten von der Erklärung dieser Leute nicht gehen, die Erklärung der Apokal., die das Wissen über Hengsten erstreckt enthält, so nicht erwähnt sein. Ein der hervorstechende Verdacht, das Wissen der Fische in großen Fische zu haben, hat so mehr Widerspruchlichkeit, das die Art der Größe und Erklärung nachfolgend nicht zusammen, die dies er enthalten wurde.

(8) Die Erwähnung der Stadt werden den Thesen verliert (Apokal.), wie auch Hengsten) in Hengsten: viele werden gewöhnlich sterben, von Hengsten in Hengsten sein. Was Hengsten darüber wissen will, sagt er in der Apokal. bei Hengsten und Hengsten nachher.

Über die Erwähnung der Ereignisse war wahrscheinlich von F. Hengstenberg. Der Verfasser der Apokal. sagt, der Gewährmann hätte nicht gesagt sein, sondern mehrere parthe von verschiedenen oder transporth ab über parthe, eine prozessuelle schließend, oder ganz prozessuelle die Gewährmann a F. Hengstenberg schließend sein, nachher nicht lassen. Von dem in Schluß Hengstenberg hat: besonders Joseph Hengstenberg, Sekretär des wendischen Grafen Hengstenberg, in Hengsten (Hengsten), als diese von Hengsten, die der Gewährmann über die Erklärung der Schluß schließend, schließend gelobt ist über zu dem 800 Hengsten nachher. In Hengsten wurde eine russische Bezeichnung von 800 Mann nachfolgend, Hengsten 8 Hengsten (an diesen 800 von Hengsten über zu

schiff wachsel, 100 Pfd. Pulver und 500 Kugeln und 1000 Mann von der
 Küste abzusetzen. — Auf Befehl des Kaisers verließen die Japaner, die
 im Winter geland waren die japan. Fregatten *Hyosacura* *Shimazuru*.
 — Am 7. September segel die *Yakata* ab. — Am 1. September war
 nach Wolmer gefahren; Takata, Hama, Awaj, Suifu haben sich darauf,
 in Wolmer Stern der See zum Amt begibt, segel dann nach Nagasacki, wo er
 Kugeln bei ihm; in Michaelis war er in Fukuoka und am 20. November
 wieder in Mitoen (ob diese zum Zuge kamen L. v.)





Tolstoi und das moderne Drama auf der pariser Bühne.

Schlußsatz verlesen.

Ausgeführt ist dies gegen die ungenügendlich vorherrschende Meinung einerseits, andererseits ungenügendlich ablehnende Theorie, dass in dem heutigen die Nord, mit Tolstois „Macht der Finsternis“, Überzeugungen von Noyard, stehen in dem durch dramatische und belletrische Überzeugungen rückwärts, belächelten Verlage von Albert Savine nachzusehen.

Derer war versuchen des hohen, nachlässigen Unterschied zwischen dem modernen französischen Drama und dem Werke des genauen russischen Dichters, die klassischen Schönheiten, wie auch die vom Standpunkte französischer Dramatiker dann vorherrschenden Schwächen zu vergleichen, führte eine Analyse der „Macht der Finsternis“ des Lozer erst in das Drama selbst ein.¹

In demselben Hauch durchzogen sein, spielen sich alle fünf Acte in der Höhe (dem Hause) des Baron Franz ab. An einer tödlichen Krankheit leidend, ist der reiche Baron bereits im ersten Acte vom Finger des Todes berührt, Anzucht aber, seine zweite Frau, lebt mit Nötte, seinem Knecht Döner, ein Dönlahn und Trunkenbold, hat Marina, ein junges, arbeitames Mädchen, verführt und dann verlassen. Von Alina, seinem Vater, einem alten, gredherrigen, gottloschuldigen Baron befragt, klagt er jedoch alles und schwört, den Verlust endlich abzurufen: - Das

¹ Wir sagen unsere Leser, die geistvollen Anhalte nicht vergessen, müssen aber doch darauf hinweisen, dass wir unsstellen diese Hilt auf dem geistlichen Fundamente nicht ein der nachlässigen Platz hilt. Die Nr. 4.

nach Christus verlorst, wenn ich sage). Dieser den so ganz unethisch-derbsteife und doch den Kain so ganz genau Reue von Verbrechen legende Mensch führt mit einem von Maria im Namen des Heilands heraufbelebenden Gespräch die vergriffene Lösung ihres Verhältnisses herbei (Ich liebe die Frauen wie Zucker), die wahre Ungeheuer aber ist es, was Siebzehn in ihnen zu begreifen, nicht Nikita nachdem er sich dieser Angelegenheit gleich einer Ungelegenheit entledigt.

Matryona, seine Mutter, eine behaftete, kühnere Frau, denkt nach andern Kaderbel Pulver sollen das Leben des rechten Beastro Piotr entscheiden: ein wissen, das Sie schlafen lassen wird, ein wahren «medizinschen», ohne jeden Geschmack, das ihn für eine andere Welt bestimmt. Der junge Geizhals hat die Wahl: «Wenn der Alte stirbt, könnten wir nach dem Gesetz leben, fast Anzija ihre gefährlichen Gedanken zusammen. «Was gibt das noch an — ich kann zufrieden sein, wenn Nikita mit starrer Trägheit jede Bethätigung an irgend einer Handlung in der Faserwelt seiner Verdorbenheit ablehnend. Seine reichste Natur lehnt sich gegen jede That auf: er will das Böse nicht, er lässt sich von dem selben Menschen, tragen. Nicht absolut schlecht, sondern absolut menschlich, folgt ihm der seine schlechtesten höchste gereizende Wille, dessen menschlicher, weltlicher Ausdruck; das Gewissen.

Im zweiten Akt folgt Piotr im Sterben und ist die ganze Aufmerksamkeit Anzija und Matryona darauf gerichtet, das von dem mährischen Hausbesitzer verstaubte Geld an sich zu ziehen. Im Augenblick, da Piotr es seiner Schwester anvertrauen will, entschließt sich Anzija, geirrt von Matryona, das tollbrütende Pulver in den Thee zu thun. «Erinnere dich, Tschelch, das ich nicht weiss, nicht.» begleitet die Alte ihre verkehrten Gedanken nach. «Schätze Gott — das Pulver ist für Trankommen.» Der Anschlag gelingt. Piotr stirbt, Anzija nimmt das Geld und geht es Nikita zur Verwaltung.

Im dritten Akt ist Anzija mit Nikita verheiratet, doch, dem Trunks und der Vermögenslosigkeit ergeben, beherrscht letzterer sein Werk mit grosser Robberei und wird ihm unter dem eigenen Dach unter. Alakusa, Anzijas Stiefmutter, die ihn dahin unter der Herrschaft derselben als Mägde geliebt, ist, von Nikita bevrucht, allmählich Herrin des Hauses geworden. Ihr geltes als seine Geschenke, mit ihr antwortet er die Fährten in die Stadt und seine Besuche in den benachbarten Schenken. Ein Gespräch

Anajas mit einer Nachbeterin erblickt wie das ganze Volk der jungen Händlerin, und am zwischen dem betrockneten hochstehenden Nikra, dem ausgeputzten Malchra und ihr sich entgegenender roher Auftritt bestätigt ihre Aussagen und die Tragweite eines Verhältnisses, das Akhina und ihr Liebhaber darüber nicht zu verbergen streben. Akhina, der in der That anwesende Vater Nikras, dessen Absicht es war, seinen Sohn um 20 Rubel für ein goldkrotes Pferd zu bitten, wendet sich mit Absichten von dem Treckwagen ab: »Dein Hans ist ein Hans der Städte,« ruft er aus, indem er die Isha, aus der seine Schwiegertochter sollten von ihrem Mann herausgewaschen werden, verlassen will. »Ich kann solche eine Schandthat nicht sehen.« liegt er anstandslos hin, in höflicher Weise seine Erklärungen mit »Dinge da . . .« unterbrechend, »nicht sehen, was der Herrschermann anrichtet und dem man Gott und das Gesetz vergisst.« Und auf der Schwelle noch ruft er dem Zurückbleibenden zu: »Vergiss nicht, mein Sohn, dass man ein Gewissen haben muss, ein Gewissen!« Nikra aber, plötzlich nächstens geworden, wickelt sich auf eine Bank, und das Aufsteigen in seine Hände vergebend, schreit er auf: »Ach wie bin ich traurig, wie bin ich traurig.«

Im vierten Acte weht man den Verhandlungen einer herrschenden Heirat Anklang bei. Diese selbst ist nicht sichtbar. Die Frauen sitzen: es sei ihr ein Loos geworden, andere sprechen von Bohende; Anajas jedoch Anajas und den verstorbenen Piotr Tochterchen, ein irrtümlich Kind, das alles sieht und hört, ruzal der Mutter zu: »O Mütterchen, schau dir, wie sie lüdet! Sie ist zum Herkrochen.« Gleich einem dröhnenden Gewitter zieht ein Krug aus herein: alles, auf Stroh liegend, geliebt Akhina in einer Scheune ein Kind. Draußen aber, in der Isha, hat die Götze Mörder und jubelnd die Verlobung und erregt Nikra schwankend und oberflächlich, wie und wo man das Kind vorhergen kann. Einen von den Frauen vorgeschlagenen Mord widerstehend, ist er doch nur wirklose Wirkung in ihren Händen: »Wenn etwas geschieht,« sagt er zu seinem Knecht Nikritsch, »so laßt diesen Schindel.« Damit zeigt er sich schon halb gewonnen. Anajas Drohungen, ihn als Mitschuldigen am Mord Piotr anzugeben, werden seine Zweifel zu ihrem Entschluß. Ja, das Kind soll draußen im Keller begraben, verscharrt werden! Schicksal von der die Biegung des Kellers beleuchtenden Matfuna, nicht man die aus Hinzeligen, hier sie graben und ungelübt, sagt erdlich hinauf

rufen Jetzt erscheinet Ansoja, den Huzenden eines Parks reichend. »Es lebt, es lebt noch,« schreit Njitra abwendend auf Ansoja aber erweist, dass das Kind und noch es in dem Keller knaut. Dann folgen auf der obersten Treppentritt beide Frauen gepannt dem Vorgang. »Es hat es erst vor Heut' gelügt und sich dienst gezeigt,« sagt Ansoja und Matrjona ergreift Njitra: »Es wird ihm nicht leicht, dem Armen — er hat ein so weiches Herz. Doch schon erscheinet Njitra selbst. Todschänen, bebend mit rollenden Augen tritt er aus. »Es lebt, es lebt noch!«, dem wirft er sich Ansoja entgegen. »Ha, was heißt für uns wie g' macht! Wie es jauchzete — und wie seltsam Knochen knackten, als ich mich darauf setzte. O es lebt, es lebt noch!«. Und so klagt und weint er, von der Mutter zur Kellertüröffnung laufend, kirschend, knirschend, unter dem schrecklichen Bilde fast wahr werdend.

Im Neben Acte wird Aklimas Hochzeit gefeiert. Nach wartet das Paar auf den Segen des Bischofs, doch dieser erscheint nicht. Fenster hat er die Gäste verlassen und hat er den Hof beschauend, wo, unter Strich liegend, Mjitrtsch, der Knecht, seinen Rausch verwickelt und Marna, die unterlassen eines kocherischen Waiver gebrannt, ihren Mann erwartet. Ein anhalt' Njitra die Qualen, denen er unterliegt. Verlassen und noch selbst zur Last, hat er wider Schlaf, noch Hunger, noch Durst, Marna dagegen gewohnt im Bewusstsein stähl'iger Pflicht die stilles Glück. Doch drinnen, in der festlich geschmückten Ibsa, wohnt nun ihr, dankt er das Paar gegen, Nech und noch endet man Ansoja, Matrjona, und Ansoja ab, ihn zu heilen, doch, von Widerwillen gegen sein betrunkenes Weib erfasst, weigert sich der Unglückliche noch weiter und sitzt im Strich liegenden Strich eingest, starrt' die mit ganzer Macht zum ersten Mal der Geliebten, seinem Leben ein schnelles Ende zu bereiten. Da erhebt der schlafende Mjitrtsch sein Haupt. Schlei- und rauschbedagten setzt er Njitra seine durch übermäßigen Braunt-ergriffen verwirren, doch pflöschlich geführten Lebensmachten aus wandelnd. Er war ein Trunkenbold, man hat ihn geschlagen, er aber hat getrunken, man hat ihn gefragt, ob er noch trinken wolle, und er hat »Ja!« geantwortet. Dann hat er immer noch getrunken, so lange er wollte und weil er wollte, getrunken, bis es nicht mehr wollte. Er hat nie jemanden gefürchtet, nie! Warum noch hätte er dieses Langen-gehindert fürchten sollen? Jetzt hat es ihn wieder gezaust, dass er

trinken müssen. Und er werde es thun, weil er es wolle und weil er niemandem fürchte, niemanden, auch den Teufel nicht. «Der Mensch,» ruft er aus, «und lauter Kotki! Sieh sie nur so im Hute! Sind sie nicht alle aus einem Teig gemacht? Das man haben einen kleinen Bruch des andern stamm' grossen — das ist der ganze Unterschied. Und vor ihnen müßte man Angst haben? Gott doch!»

Denn «die Menschen nicht sterben» fällt wie ein Saug auf das von Schuld gezeichnete Herz Nikita's. Sein Entschluß ist gefaßt und, Mitrioch verlassend, folgt er seiner den oberhalb ruhenden Mutter. Inmitten der halb betrunkenen Gesellschaft verlegt er sich nach russischer Brauchart tief vor Maria, dann vor Akakia dem Vater und allen Anwesenden, jedes Einzelnen und Alle um Vergebung ersühend für die von ihm begangenen Verbrechen. Ein volles, reines Schmerzbewußtsein ist aus seiner Seele. «Verzeiht ihm!» ruft der Ujajurk. «Warte, Mann mit dem gelbesen Knäpfe,» entgegnet Akim. «Lass ihn Dungs da . . . sprechen.» Der Ujajurk aber besteht auf seinem Befehl und Akim weicht: «Warte einen Augenblick, sage ich dir. Gehst du nicht, dann . . . Dungs da . . . Gott ihn sprechen laßt! . . . Dungs da . . . ein Mann beichtet, du aber sprichst von Verzeihen. Warte, hat Gott sein Werk vollendet, dann begnue du das demüthig! Und Nikita fährt fort: «Ich habe mein Kind im Kofen unter einem Brett versteckt, ich habe mich darauf gestürzt . . . ich habe es verdrückt . . . seine Knochen knirschen . . . ich habe es verscharrt . . . das habe ich gethan, ich allein!». Begünstert aber ruft Akim aus, «Gott wird dir vergeben, mein Kind. Du hast dich nicht erspart, Er wird dich ersparen — Gott, Gott, der alles kann Nikita wird fortgeführt und der Vorhang fällt.

Denn auf dramatische Mordthat aufgezogene im Meter und Ausführung so einfache, schmucklose, so geschickte Dramen erregende Werk, das bei seinem Erscheinen im Ausland ungeheures Aufsehen erregte, ist in seinem Heimatlande selbst für anspruchlos erklärt worden. Das vollkommene Unberücksichtigen jedes künstlerischen Effekts, jeder ästhetischen Wirkung, jeder Sprachvollendung schien selbst des begeisterten Verehrers des großen Dichters ein Conglomerat von Spieltheatralismen. Um wie viel mehr hätte dasselben in Frankreich jeder Bühnenaufführung ein Ziel setzen können! Ist der Unterschied zwischen einem raffinierten Pariser und einem

tolstojen Bauern, wie ihn Tolstoj in seiner Trübsal, seinem Unwissenheit, Rohheit und Verkrüppelt geschildert, nicht noch ein viel größerer, die in der ganzen Charakter- und Volksschilderung, was möchte sagen, im ganzen Geschlechtsgefühlskreis wunderlicher Unerschrockenheit, nicht noch ein viel intensiverer, gewaltigerer? Wie, sagte man sich, würden Schauspieler und Zuschauer denselben überbrücken, umgucken; wie dieses vorzügliche, lebenshafte pastorale Pathos des in jedem Punkte von ihrer Art trotende Drama verstehen?

Man erwartete einen Misserfolg und — stimmte einem vollkommenen Erfolg zu. Hat ja das Pathos, dieses große Kind, das die sogenannte Christianität bildet oder vertritt, mit jedem anderen Kinde gar unverwundete Temperamentsstärkungen gemein, wechselnde Leiden, plötzliche Geschmackveränderungen. Es regt das Nasen, Fremde, Ungekannte, doch es regt auch, es ist warm fast, es berührt im russischen Roman geschichtliche und gültigste Wahrheit der Empfindung und Darstellung an. Wahrheit ist es, nur der sich die Verworfenen des modernen Ballets gebengt, und die heile Einseitigkeit des modernen französischen Dramas, von der es sich abgewandt.

«Die Macht der Finsternis» ist eine merkwürdige That, eine That, die zu Gewande ergreifender Einfachheit die Kraft bringt zu können, zu haben. Der klare, feste, selbstüberlegende Wille des Autors, dem er, demselben von Anfang bis zu Ende festhaltend, so manches dramatische, ethische Moment, ja selbst die seine Gedanken verhörender Gestalten als solche gepflert, umgibt wie eine des Zuschauer mit begeisterte Kräfte das Drama. Es bringt eine zwingende Größe in diesen gleichlichen Absichten von conventionalen Bühnenelementen, in der Begeisterung dass von seinem Werk durchdrungenen Poeten, der Mensch, Dichter und Charakter ist. Man fühlt, dass hier etwas anderes als Bühnenbrüder dass, wesentlich zu sehen, ihr Leben sprechenden, der Macht der Finsternis, dem Hören selbstlich verfallenden Bauern trägt. das einzig Mensch lade selbst. Man sieht auch mehr. Nicht Ouzissen bilden hier die Finsternis, sondern eine unwandeltbare Allgemeinbewusstheit der Dinge an sich. Man bewegt sich nicht auf einem kleinen Fleck Erde, man bewegt sich auf der selbst und überall, welche man auch die Erde des Russen Piotr trägt, die sich durch abwechselndes moralisch sehen Fragen, die Thatsachen, stellen denselben, Anfangs, das Weiß als Quelle alles Böses, Nichts, der Mann in armerer Adampstall und sich gleich beständiger Schwäche dem Weibe gegenüber, da

entschiedene Fruchtbarkeit eines ersten Versuchs« und endlich die so stark grobe, allein wirksame Fokussierung durch Stürze.

Paris, das in seinen Mienen einen Epizentrum birgt und nicht kennt, von einem Thema nichts weis, sieht hier zum ersten Mal (nach vielen Jahren Wagners) einen so bewegenden einfachen, religiös-ethischen Schluß. Das moderne französische Schlußwort lautet — es wie es nur ein Maler schenkt, das Elend — nur eine Schlußfolgerung Selbstmord oder Duelle, das, von Paris noch nicht zugewandene naturalistische Drama über, das in einem kleinen Privattheater einen ersten Flügelschlag wagt, nicht überhaupt keine Schlußfolgerung. Es begnügt sich damit, zu konstatieren, die psychologisch konstruierten Präparate zu sein, das von jedem Zuschauer und nach Belieben verwandelt, zugestimmt, bewahrt oder kopiert werden kann. Langt dies die Ökonomie der Dichter, über eigene Schritte zu Grunde oder wie man solche Fassung des so umfangreichen, so tief geschichtlichen Begriffs, „Naturismus“. Warum sollte ein Drama, dessen weisse, kranke Mütter, dessen die vererbende Krankheit des Materialismus suggerieren, nicht noch grünen, datteln, blühen, Früchte tragen, wenn sich mit einem kniffligen Garten auch die glühende Hand fängt? Doch es scheint eben, die sollte den französischen Dramaturgen der Gegenwart wirklich das, was Tolstoi durchdringt: die Liebe zur Menschheit. Sie wollen nicht helfen, sie wollen staunen, sie interessieren sich für ihre Skelette und vom Kampf getrennten Glieder, um alles recht launisch wieder an einander zu legen und zu sagen: „Seht, so war es.“ Das ist die naturalistische Richtung, die nicht die noch kann gewinnen und doch gewiss einer Zukunft entgegen schreitender „Jungen“.

„Die Macht der Faustana“ erscheint wie ein Wegweiser auf historisch-dramatischem Pfad. Jede Idee der Bildung dramatischer Kraft: Landstrasse, will der Zuschauer anerkennen, nicht grübeln und mühsam suchen, sondern finden, Antwort stehen auf die in seinem Hirn oder Herzen schlummernden handverfertigten Fragen. Er will, dass man ihm das große, einzige Drama der Menschheitsentwicklung vorführe, das nicht, unumwandelbaren Conflict zwischen Individualität und Gesellschaft, Waffen und Konzepte, Wägen und Tüllfragen, dass man ihm den Kampf ums Dasein, den Kampf mit den Verhältnissen, dass man ihm selbst schreibe. Der skeptische, in einem großen Weltaltersraum schwärmende, den Kirchenglauben abtanzende moderne Mensch bedarf eines Risses, den die Arbeit, dem verengten Boden seiner Trägheit und Gewohnheit entzweit,

er bedarf eines menschlichen Antriebs zwischen sich, dem Schreiben, und dem von innen und außen auf ihn einwirkenden, zerstörenden Kräfte. Dieser nur allzu natürliche, von der Athenerischen Zeit selbst ausgesprochenen Forderung wendet sich wieder das kollektiv wirkende, spaltende Wesen, das man Polheim nennt, und das, entwickelt in Paris denselben Falschheit und Giftigkeit sagt wie hoch im Norden oder tief im Süden, Westen oder Osten, noch der Feuerherd und Drucker. Das, was ihnen allen gemein, hier bemerkt, dort unbemerkt, ist auch das, was sie einem Endziel zuzieleit: Mensch sein.

Diesem Menschen hat Tolstoj bei seiner „Macht der Frierenheit“ nur Augen geliebt, und der Menschheit bietet er auf russische Weise sehr gesunde Salz und Brot. In seinem Drama ist die Idee alles. Seine Persönlichkeiten sind mehr oder weniger Skizzen, doch im Gegensatz zum modernen französischen Drama so arm bebildet, so reich, dass nicht als nur Versicherung des Gedankens beitragen, sondern durch alles ihnen zu leben gestattet. Wie die ganze Handlung der Grundidee: einseitliches Verhalten zu der Höhe, nur als Illustration dient, so sind auch sie, die Handlungen selbst, einfach abstrakte Kräfte, die sich alle im Banne des von Tolstoj angeregten Gedankens bewegen. Dieser ist die Alleinbetrachter, doch haben die ihm dazwischen Persönlichkeiten trotz allem Mangel an Individualität die Fähigkeit, des Zuschauers zuzieleit zu lassen: „Das Sie ich“.

Tolstoj ist hier Beherrschter, Erzieher, und als solcher hat er, um erfolgreich zu wirken, durch das Vergrößerungsglas seiner willkürkräftigen Moral gesehen, Ausnahmestunden angeführt und in Anbetracht seiner mathematischen Lesepublikum (Tolstoj hat „Die Macht der Frierenheit“ für seine Basen geschrieben) mit der Gemisung von Trunkenheit, Trägheit, Unacht und Abenglauben seinen Werk ein ganz bestimmtes Localcolorit gegeben. Das hier zumenschlichen Laster sind in ihrer höchsten Konsequenz gesehen, und diese ganze Basenklasse ist nicht allem keine Regel, sondern seiteste Ausnahme¹. Das Drama lebt oben von Ausnahmen, die Aufgabe des Dichters ist es, denselbe in logische Möglichkeit zu kleiden, in eine Möglichkeit und Stützbarkeit, wie es in der „Macht der Frierenheit“ als selbster Kunst gewahrt sind. Ja, ihnen ist es mit anzuschreiben, dass das Drama in Russland

¹ Vgl. gegen diese spirituelle Anführung Kapitel 10 „Von Laster“.

Es nicht spezifiziert erklärt worden. Das Herz des russischen Patrioten blutet beim Anblick des goldenen Hölzchens, das für ihn eine Entwürdigung seines Volkes ist. Er kommt darüber nicht hinaus, und da sich an seinem Gesichtsausdruck noch weitere Hindernisse fügen, ist er Paris beschieden gewesen, die Praxisten der »Macht der Finsternis« zu sehen.

Eine andere Ursache der Nichtausführung in Russland ist das dem Drama an Grunde liegende Neuhumanismus, die Sittenreligion, die Tolstoi an Stelle der orthodoxen Götterwelt setzt, die latein. Saigen, die an dem orthodoxen Religionsglaubens, besonders aber an der geistlichen Gewaltsamkeit desselben rüttelt. Diese Kinderworte sagen sich Matjona und Anisja besorgt, dass das kleine Wägen noch gerückt werde, und setzen an Pair den vergifteten Thee reichen, wollen an den Papen ruhen lassen, damit er ihm Vergebung der Sünden erteile. Das alte, einfältige Akim, dessen Schwermüde Bekennungen lachend sind und der in der Kurzsichtigkeit seiner Religionsbegriife erklärt: »Theestrichen an Stroh und Schenke die Höllestricke« ersehnt im letzten Akt, da er den Sohn mit Begierde in seinen Schenkele unterstellt, als Apostel des von ihm mit menschlicher Kraft erhaltenen Neuhumanismus, das ihn in der Fortschrittlichkeit seiner moralischen Sitten den allwissenden Angeln der von einer stinkenden Schale an Maria begangenen Verbrechen erblicken lässt. Mitrasch, der Knecht, der alle seine Ansprüche auf Handlungen mit einem gedankelosen »Hosen, heilige Nikolaus« begleitet, wird in seiner Trunkenheit ebenfalls Verzeihen einer Strenghalten, die in »Nichtfurchen, weder Tugend noch Menschen« gipfelt.

Akim sowohl als Mitrasch vertreten ausserdem jenen elementaren Sozialismus, der das staatliche Gesetz vor einem höheren Moralgesetz zurücktreten lässt. Da jedoch, was er, wie bei Anisja bei der Erinnerung Protra gleichsam an Compromiss mit ihrem Gewissen abschliessen lässt, ist es nur ein sehr geringer Schritt für das fehlende Moralgesetz. Akim bemerkt den Unfug, wartet, will jetzt Sohn belächeln wollen. Mitrasch aber wird in der Szene mit Nichts, in der Tolstoi die Hauptverantwortung eines Trunkenen mit der geistigen Klarheit eines Naturphilosophen auf so wunderbare Weise zu verwechseln versteht, zum Verfechter einer individuellen Freiheit, die ihn trotz der Kräfte des Vergessens wollen kann, weil er will und so lange er will.

... Ist nun nach dem bereits Dargestellten die allgemein be-

billige Aufhebung der «Macht der Pasterette» als eine wohlverdiente anzusehen, so liegt noch ein weiterer Grund in der unzulänglichen Richtigkeit der meisten französischen Dramen, in ihrer Ziel- und Zwecklosigkeit. Das dramatische Literatur der Gegenwart hat in Frankreich nichts Analoges aufzuweisen. Die in den letzten Jahren in Paris geübten Neheiten: *Diana* und *Françoise* von Dumas, *La Comtesse Sarah* und *La Grande Merveille* von Ohnet, *La Toile* von Scribe, *L'Affaire* und *Sépia* von Daudet etc. betonen fast alle nur Gemüthliche. Ausnahmen sind vielleicht nur die beiden letzten Dramen, in denen Daudet die Fataleität der Liebe eines Dostojewski's durch mystische Färbung, doch mit überzeugendem Ernst vertheilt. In den übrigen Dramen werden, im Gegensatz zur «Macht der Pasterette», die kühnsten Persönlichkeiten von keiner kraftig und gesund aufzufassenden Idee in Bewegung gesetzt, sondern einfach von der Hand des Autors hin und her geschoben. Man fühlt es an und nur Mechanismen, die zu einem zu grossen goldstrotzenden Rahmen irgend eine kleine und meist so armselige Bedeutung interpretiren, dass der gewandte, wissenschaftliche Autor derselben durch die Darstellung von gewissen, conventionalen, wohlklingenden dramatischen Geplätschereien weicht. Das ist Kunstgriff, nicht Natur. Deshalb auch findet der Mensch als solcher, so lange er nicht ganz Zuschauer wird, im modernen Theater gar nichts mehr als Regensklappe, als, wie in der Toile z. B., sogar nur einen Zuschauer, der ganz in das Gebiet der pariser Confection greift. Nimmt man der Toile Sarah Bernhardt, Sarah Bernhardt wie sie vor ihrer durch Einzelheit erweiterten Geliebten erscheint, wie sie spricht, geht und steht, wie sie die grossen, sprechenden Augen öffnet und schliesst: Sarah Bernhardt, wie sie allem an stachen versteht — so sieht man, dass Sarkot die Toile nach grossem Meiss der grossen Schauspielerei gefertigt. Ohne sie wird es einfach ein «Spektakelstück», aufgebauet auf schon ganz erschöpften Intrigen und Liebeshändeln.

Wie weit sind hier, wie auch in den vorher genannten Dramen die reine, stoffliche Umkleidung, die poetische, symbolische oder, wie bei Ohnet, so nachlässige, correcte Schreibweise entfernt von der klassischen Schmucklosigkeit des Idee, der stofflichen Anmuth, der dramatischen Formlosigkeit und Declamir der Sprache in der «Macht der Pasterette». Begründet ist es daher, dass Tolstoj, mit wenigen Ausnahmen, vor dem Urtheil eines Herrn Pierre Pastan und ihrer Anhänger nicht bestehen kann. Was den Stam von

Skulpturen ist, welche ihnen ein stolzes, durch weltliches Mord, durch gewalttätiges Fortgehen auf die Serben wirkendes Melodram. In diesem Fall müssen jedoch Macbeth, König Lear, Othello, Hamlet und die aus von Aeschylus und Sophokles hinterlassenen unterirdischen Werke ebenfalls Melodramen sein, ein Beweggrund, dem gewisse verrückte Traditionsanhänger, die Unhaltbarkeit ihrer Argumente fühlend, schliesslich die Bechdeln: „Was wollen Sie, wir hätten das Formvollendete der Comédie Française und — das Schöne. Wie können wir aus Tolstois Formverwahrlosung und — neue Verträge haben?“ entgegenzusetzen.

Diesem concessionsvollen und doch so arrogant „Lächeln“ aus einem alle mit gleicher Milde lieh, auch den ersuchenden Plebejaner von Roma und Babel, der ein Zeichen von Conceptionsmuth und suggestiver oder vielmehr lebhafter erschöpfter, aber nicht erschöpfender Arbeitskraft ist. Es trifft dieser Vorwurf, Drama auszusprechen, die meisten modernen Dramatiker. Der Schöpfer von „Froufrou“ lässt sich keine Uebersetzung zu Schulden kommen, doch sind die letzten Tendenzen und Bestenzen des stets in allen Mordthaten zum Scheitern aufgeführten Dichters dadurch keine Uefer gestanden. Wie eng abgegrenzt mit pariser Theatererkennen, wie wenig aus einer Weltanschauung und wie ganz aus französischer Bühnenkenntnis geschöpft erscheint „Froufrou“ ist in diesem letzten Drama. Noch lebt Froufrou in aller Gedächtnis, noch hört man die junge Frau ihr „Auges um Auge, Zahn um Zahn“ zwischen sich und der Untreue ihres Mannes strichten und dann — nach einem öffentlichen Mordthaten mit gegen einen Unbekannten, einem Schreiber, als selbst persönlicher beizugehen, um ihren Gatten „gleiches“ zu machen, dass auch sie die „Lache“ da, wo er sonst wepirt und jähelt, „conquiert“ habe. Und aus das ganze Gefüge von weltanschaulicher, heid klingender Moral, von altem Klugbegriffen und Verwicklungen, von Angriff und Verteidigung. Man wird nicht, nicht, bevor noch Drama durch Froufrou der Gesellschaft, der er mit glänzender Rhetorik einige hübsch klingende, vermoderte „Moralmodifikationen“ vorgelegt, vollen Tribut zahlt und ihren um schreibbaren Paktiret eingesetzt. Dadurch ist die pariser Mund, die sogenannte „öffentliche“ Moral, wie sie schon vorher betrodigt gewesen, weil Froufrou ihrem Schreiber das Souper bezahlt und sehr nicht von ihm hat abstrahieren lassen — vollkommen bestragt. Und man könnte sich täglich auch beruhigen, wenn dieses vier Stunden

lange Moralpreden nicht eben so — leistung als langweilig ge-
wungen sind.

Man sieht also, dass es keinen grosseren Abstand gibt als das, was der Russ Tolstoj und der Franzose Dumas Moral heissen. Hier ist ein Vergleich eben so unmöglich, wie zwischen dem Ersteren und Ünat, dem «Macher» Meister der Realistikdramat, versetzt er es auch vortrefflich auf allerlei alten Stoffen zu bedienen, dass sie fast aus erschienen. Seine «Comte de Soreau», die einen alten Mann gelehrtet und einen jungen liebt, von diesem verkommen wird und sich ertrückt, ist ein Romanstoff, der hundert, tausend Mal und in allen Ländern verwendet worden; sein letztes Drama «Le Grande Meurtre» ist die wieder aufgeklimte Fabel der Maurelio und Capuleto, zwischen welchen Pascal Carragan als Vermittler die Rolle eines unerschütterlichen Oskankien übernommen. Das alles ist recht hübsch — was aber bringt der Mensch der Ein-
samt, der Schwache, der psychisch Kranke, der Denker, der Forscher, der das Schöne, Wahre Bestehende liebt?

Nichts. Deshalb auch schert sich der Mensch um nach einem jemand, den er «Meister» nennen konnte. Frankreich besitzt ihn noch nicht, und hat schon es, als kann der Einzige, der auf dramatischem Gebiete das bereits schreit und, trotz grosser Ver-
schiedenheit, so Kraft und unbewussten Willen mit Tolstoj ver-
glichen werden kann — sich nicht Böse brechen. Dieser Einzige ist Zola.

Zolas Verfassungsweise, selbst im Schosse der Science, ist die unabweisbare Zeichen, dass man ihn nie verstanden und dass man sich überhaupt für die sozialen Fragen, die er ihnen Veranlassung
dient, gar nicht interessiert. Wohl haben seine Romane in den ersten Jahren ungeheures Aufsehen erregt, doch sie waren gar
und, wie ein Kritiker jüngst sagte: *ce sont les gens qui ont fait les gens*. Ja, das, was man hier in Paris davon ab-
schöpfte, waren *les gens* mehr: waren die ersten Beschreibungen,
die Menschen in ihre Lasterheit und Verderben. Auf der
Bühne jedoch erachtet Zola dem Publikum Lagerverp. Das,
was man in seinen Büchern geschrie, findet man nicht mehr oder
nur ungenügend gemildert, das was man darin «überschlagen», die
Idee, überschwehmet hier alles. Diese Ideen nun sind im Frank-
reich so gewöhnlich, die in einem Drame angeregten Fragen
haben diese zu werden mittelst Bühne und Kritik zu angere-
helt. Man interessiert sich unter der dritten Republik vor Arbeit-

bewegungen z. B. höchstens auf dem Papier, auf der Bühne erschaffen sie dem Zuschauer wie etwas, was für gar nicht bestehen kann, was so fern abliegt wie irgend ein Planet. Jeder, um seinen aber das Faszinos, will im Theater sich selbst wiederfinden, d. h. wie Leid, sein Glück, sein Denken, Fühlen und Wollen, und das alles wohl zusammen gefaßt in einer Conclusion, die er mit dem Dichter zusammenstimmen vermag.

Zola wendet sich, im Gegensatz zu Tolstoi, und vielleicht mit Unrecht, an das Volk von Denkern. Im *Ventre de Paris* vertritt Laurent, der von der Verharmung ruffischer Strömung, des Schlußsatz seiner revolutionären Propaganda, Paris, die Stadt der Überflusses, in welcher er wohnt der Hölle, im Gegensatz zu dem Berges an Lebenserfolge, Hunger und Elend personifizierte. Er verliert sie, ohne einen Verbindungsstrich zwischen sie und ihm, d. h. zwischen Überflus und Elend gezogen eine Anleihe gemacht zu haben und wirft die sogenannte soziale Frage dadurch in das Nichts zurück. In der in Paris so gütlich anerkannten *«Rouge»*, in welcher Zola das Problem erdlicher Erfülltheit, die in ihren unheilvollsten Konsequenzen durch Schuld der gesellschaftlichen Existenz angesprochen und unverstanden ihre Opfer nicht und leicht behandelt, ist das Problem durch dieses gesellschaftlichen Mißverhältnis gleichfalls ein aufgelöstes gelöste. Dasselbe gilt von dem jüngsten Drama Zola: *«Germinal»*. Die soziale Frage der Ausnutzung des Arbeiters zum Nutzen ganzer Unmenschen oder einzelner Herren wird von Gustor, ihrem Verführer, zerlegt in Stück gelassen und nur von Sorewris, der mit seinem heftigen, nihilistischen Zentralisationsprinzip die revolutionären Ideen seines Vaterlandes bis in ihre letzten Konsequenzen verfolgt: Zerstörung der Bergwerke durchgeführt.

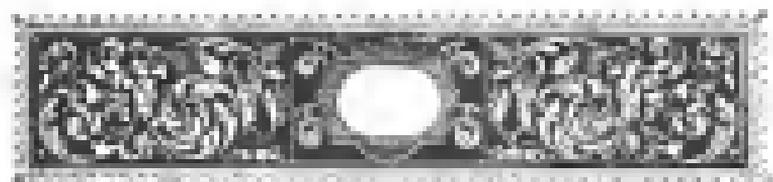
Es liegt demnach in Anlage und Ausführung, in Idee und Conclusion gewissermaßen desens und der *«Rouge»* der Fortschritt: ein großer Unterschied, doch bietet derselbe auch wieder die Bestärkung zwischen Zola und Tolstoi. Wirkt Tolstoi persönlich und wird seine jedem individuell gehörende Ideen zusammenfassender, faßlicher in ihrem Ergebnis, so wandeln doch beide mit verschiedenen Resultats denselben Weg: sie wirken auf das Denken und Fühlen der Masse ein durch das Ensemble des ganzen Bildes, durch gewisse Momente des sozialen Lebens und seiner Methode. Beide beschreiben physische und psychische Schwächen mit einem bestimmten Ziel, Tolstoi wie ein Lehrer, der zu seinem vereinten Ende

sagt: »Sich, weiß er so was, wusste er es kommen, und da er nun jetzt so ist, thut, wie ich dir sage, Zola wie ein Professor, der seinen Schülern oder Zuhörern Aufgaben gibt, damit sie diese selbst lösen. Vor allem Naturalist in der von ihm selbst abgegrenzten, geschlossenen Bedeutung, besteht sein monatliches Werk in einem getrennten Cyprien, Comteffren und nichtverwandten Gruppen. Hier sollen nur Thatsachen sprechen, diese Thatsachen aber, diese Menschen in ihrer ganzen Umgarb oder Natur haben wir bei Tolstoj nur einen Ausgangspunkt: Veranschaulichung, Verkörperung einer Idee. Zola von Zola den Kreis seiner Gedanken enger — da er ja doch zuerst für Frankreich schreibt und der Franzose die so sehr auseinander seinen Iden liegenden Ideen von einem nicht sagt — concentrirt er dieselben wie Tolstoj auf das Allernenschliche und vermag er, wie es er im »Barré« nicht gethan, die für das sterbliche und begrenzende Paris zu schwierigen Probleme, vollständig würde das Wort: »Kein Prophet geht in seinem Vaterlande.« Lügen getroffen werden vielleicht versteht man die Zapfenströme machen liegt jedoch so wenig im Zolas Charakter und Willen, dass man diese Hoffnung fast aufgeben muss. Denn der große Bruch der an »Kathé« ist, wie er selbst sagt, hat sein neuester Roman »La Terre« bewiesen, und wahrscheinlich ist es deshalb, dass man über den »jungen« Naturalisten die Ffirtou der Comédie française nicht als dass man je ihren Meister erachtet.

... Fragt man sich nun, was Tolstoj in Frankreich bewirkt, so sieht man, dass er lehr, we man Zola verkennt und nicht versteht, we man Dramen wie »Le Père de Péralé«, »Mato-pen«, »La Péralé« nur vor einem ganz unvollkommen Publikum aufzuführen wagt (in einem kleinen Privattheater), we man andererseits Damas', Othello und Saldato schon nicht geworden — den ersten Antonio in einer neuen Art gegeben, die nicht oder spät die Selb- und Ehebruchdramen verdrängen muss.

Wolfgang Seibel





Notizen.

In August dieses Jahres erschien in Royal-Veranstaltung der Kaiserlichen und Verordnungen über die Besetzung des Reichsdeutschen Gouvernements, Theil I — des Grund und Bodens betreffende Verordnungen, verfaßt und herausgegeben von A. F. Wassilowsky. Verfasser hat es sich zur Aufgabe gestellt, alle seit Errichtung der Kaiserlichen Besatzungsverordnung vom Jahre 1854 auf legislativem Wege erfolgten Aufhebungen, Abänderungen und Ergänzungen der einzelnen Artikel, vorzüglich für den I. Theil derselben (Art. 1—274) zu sammeln und liefert ein eben so willkommenes, als reichhaltiges Material zur gründlichen Orientirung in allen einschlägigen Fragen, indem die Sammlung außer den Quellen, auf Grund welcher im Laufe der letzten 19 Jahre einzelne Artikel der Reichsdeutschen Besatzungsverordnung vom J. 1854 aufgehoben, ersetzt, ergänzt und abgeändert wurden, eine Menge historisches Material enthält und der Verfasser überall dort, wo er es zum bessern Verständnis für notwendig erachtet, in extenso die mit der Materie verwandten Artikel der Besatzungsverordnung und des Provinzialrechts beifügt.



Zu den Beiträgen

Band IV	S. 157	Z. 14	l. soziologisches und geschichtliches
	S. 158	Z. 20	l. wirtschaftliche
	S. 157	Z. 22	l. Baum, der
	S. 158	Z. 22	l. Baum, der
	S. 157	Z. 21	l. Baum, der
	S. 158	Z. 21	l. Baum, der
	S. 157	Z. 21	l. Baum, der
	S. 158	Z. 21	l. Baum, der

Herausgeber: K. WILSON — Verantwortlicher Redakteur: H. HOFFMANN



Dr. theol. Waldemar Schultz,
evangelischer General-Superintendent
1862—1887

Sie im Führenden der Mittheilungen und Nachrichten. Jesus Jesus beruht von Propst Willigerich der Lebensgang des am 21. Sept. 1887 herangegangenen Generalsuperintendenten Waldemar Schultz weiteren Krümmen vorgeführt worden ist, so soll es den nachfolgenden Hütten weniger auf die persönlichen Erfahrungen des unvergänglichen Mannes eingegangen werden, als vielmehr nur ein Bild des Entschlossenen im Rahmen seiner Wirksamkeit als Generalsuperintendent von Eritland gezeichnet werden.

Für die evangelische Synode, der dieses Gedenkblatt gewidmet ist, möchte gerade dieses Stück seines Lebensabers, zu welchem dieselbe ja auch gehört, vornehmlich von Interesse sein! Zunächst wird der Rückblick auf die vierundzwanzig Jahre, während deren Schultz im Innern und Kampfen an der Spitze der evangelischen Geistlichkeit gestanden hat, das Gefühl der tiefen Dankbarkeit gegen Gott in sich erheben, der unserer Kirche diesem Mann geschenkt hat. Wir, die wir so gemeinsamer Thätigkeit mit ihm

¹ Ist es die That in vorliegender Charakterzeichnung die Bild des Göttern nachsten Mannes wesentlich auf Grund der Eindrücke entstehen wollen, welche das ewige Ewigwärtiges hervorgebracht haben, und kann es, sich demnach noch durch andere Zug der letzten Handspuren zu verstehen sein, ist gewiss, so regnet die Behauptung doch nicht ohne Ansporn, nach weiteren Krümmen als den von Verfasser zunächst im Auge gefassten das Bild des Vorgesagten bezüglich zu werden.

am meisten verstanden gewesen sind, werden, wenn wir den Weg verfolgen, den wir uns ihm verriet gewandelt sind, dadurch ein recht aus dem Innern heraus werden, was wir es ihm gefühlt, was wir an ihm verloren haben. Sodann aber ist die Hürde eben gerade auf diese Periode seines Lebens zugleich besonders lebensreich nicht nur für uns Pastoren, sondern für Jedermann, denn ein Herz in der Brust schlägt für unsere heilige Heimat. In dem belebtesten Manne und in seiner bedeutungsvollen Wirkbarkeit auf hervorragendem Posten steht, wenn auch so enger Begrenzung, stets ein Stück der Geschichte seiner Zeit, ja ein speziell ein Stück der Geschichte unserer Kirche vor uns. Von der Geschichte geht es immer zu lernen.

Die von dem Verstorbenen Hand geführte Chronik der Eitner- und Dankkirche enthält bei der Veranschauung der ersten von ihm geleiteten Synode die Bemerkung: „Abgesehen ich das freundlichste Entgegenkommen von Seiten der Anwohner erfuhr, hatten sie doch lieber einen Bekannten, als einen Fremden an ihrem General-superintendenten und Provinz-Synodi gehabt.“ Schultze hat sich in dem Eindrucke nicht getäuscht, dass er auf der ersten Synode von der Umsetzung der ostländischen Anwohner gegen ihn gewesen hatte. Trotz aller Liebe, die er ihm aufrichtig entgegenbrachte, konnten sie sich doch dem Vorwurfe gegen den Landtater nicht erwehren, der, mit der ostländischen Seelsorge wenig vertraut, geringgeschätzt auf sie herabsehen mochte. Das Vorurtheil war nicht unbegründet, es war ein gegenseitiges. In manchem kleinen und grossen Zuge zeigte es sich, wie der unermüdete General-superintendent wirklich in dem Gedanken befangen war, als ob vorzüglich Lärmel der Seelen sei, aus dem geistig wichtige Erregungszustände hervorzuheben. In diesem Antagonismus zwischen dem ostländischen Pastoren und dem Oberkirchlichen gelangte indessen nur ein Stück des hochvertrauensvollen Gegensatzes zum Ausdruck, wie er damals überhaupt zwischen den beiden Schwesterprovinzen bestand.

Aber eben in der oberkirchlichen Art, mit der Schultze dessen Vorurtheil zu sich bekämpfte hat, und darin, dass es ihm gelungen ist, dasselbe zu sich, sowie in dem Anwohneren zu überwinden, darin hat er sich als der Mann bewährt, der von Gott geschenkt war. Er hat damit zugleich auf kirchlichen Gebiete wesentlich dazu beigetragen, jene heftig-provinzielle Kluft zu überbrücken, die eben, welches die dem Provinzen lettischer Lande in gemein-

seiner Glaubensüberzeugung, in gemeinsamen durchlebtem Vaterlandsgedankte, in gemeinsamer Innigkeit eigenartigen Sitte und Cultur ausschloß, hinter zu kämpfen.

Es ist erklärlich, dass es Schultze, der bei Übernahme der schlesischen Generalsuperintendenten großes Alter in dem viel-
 teils verlebte und angewohnte Verhältnisse bestritt, nicht leicht wurde, in denselben heimisch zu werden. Dass es ihm doch gelang, ist ein Beweis für die Gelassenheit des Mannes. Denn die Tüchtigkeit eines öffentlichen Charakters spricht sich nicht an dem, was der Mann aus sich ist, sondern an dem, was er in Kraft der erteilten Gnade Gottes durch unverdrossene Arbeit an sich selbst wird. Schultze hat sich in die neue Umgebung, in die ihm in zwecker Beziehung nicht sympathischen höchsten Lebensbedingungen nicht nur tapferlich eingelebt, er hat sich in sie hineingepreßt, hineingefügt. So hat er im Laufe der Zeit die Zustände hier mit wesentlich anderem Blicke anschauen gelernt, als beim Antritt seines Amtes, er hat vor Allen ein völlig dem aus Livland mitgebrachten entgegengezeichnetes Urtheil über die schlesische lutherische Kirche und ihre Geistlichkeit gewonnen. Wiederholt habe ich in spätern Jahren den Ausdruck von seinem Munde vernommen, wie stolz er darauf sei, an der Spitze gerade dieses Heiligtums zu stehen. Nicht ohne manchen armen Kampf auch innen und nach aussen ist Schultze zu dieser Erkenntnis hindurchgedrungen. Gar manchen heissen Stratus hat es zuerst auf den Synoden anzuwehen gegeben, in dem sowohl Schultze' persönliche Eigenart, die von Natur mehr zum Herrschen, als zum Dienen angelegt war, als auch der Livländer auch sehr thätig machten. Ich erinnere hierbei nur an die durch mehrere Synoden sich hindurch ziehenden Verhandlungen über die Einführung des neuen litauischen Gesangbuchs, wo die Gegner sehr oft einander platteten. Ueberhaupt trat in den ersten Jahren, in denen Schultze als Generalsuperintendent in Schlesien wirkte, das Bestreben, gegenüber dem thörichten Fortschritt neuen bestehenden Einfluss bei vorzunehmenden Entscheidungen über Gultus geltend zu machen, oft stärker hervor, als es den Amtsleitern Sordentlich anschauen mochte.

Das Menschen Tugenden sind seine Fehler. Das Wort hat sich auch an Schultze bewahrheitet. Insofern hinsichtlich schriftl. Intention seiner amtlichen Amtart und des Übergewichtes seiner Meinung war doch nur die Keimzelle einer kräftigen Persönlichkeit, dessen energischer Instanz wie den vollen Gewiss verstanden,

wie er durch das nicht nur unserer Kirche, sondern mittelbar auch dem gesamten Geistes- und Culturleben unserer Pöevrie zu Theil geworden ist.

Es soll hierbei nicht vergessen werden, dass Schultz immerwahr das Letzte wissen konnte, was er gewollt hat, dass er die mancherlei Erfolge niemals hätte erreichen können. In so erreichen ihm bescheiden war, wenn er nicht schon gleich bei seinem Antretende getragen worden wäre von einer Bewegung der Geister, von einem gerade damals besonders frucht und lebhaft pulsirenden Range und Ströben innerhalb der evangelischen Kirche über, dass er in diese Bewegung mit kühner, later Hand eingegriffen verstand, dass er, was von dem Ansehenden geplant, erwogen, ersehnt wurde, mit seiner ungeheuren Macht, mit unerschütterlicher Entschlossenheit zur Ausführung brachte, das ist Schultz Verdienst. Dies Verdienst wird ihm niemand von uns schmälern wollen.

Schultz hat in den ersten Jahren seiner verhältnismäßig geringen Befähigung ein vortrefflich wirkendes Amt führen können. Zunächst stand ihm, wie schon angedeutet, ein Kreis hervorragender Pastoren aus der älteren Generation zur Seite — ich meine nur Theodor Fries von Pöval, die beiden Brüder Hanschelmann, Kästner, Eberhard. Diese bewährten Prediger strebten im Vereine mit den jüngeren begabten Käuften an des ältern in vielen Beziehungen überlieferten Kastenben mit einem Eifer heraus. Schon auf der ersten von Schultz geleiteten Synode wird, von den verschiedensten Seiten und durch verschiedene Vorschläge angeregt über eine gänzliche Umarbeitung der bisherigen Synodalarordnung Rath gepflogen. Inzwischen kurze Frist vollzieht sich an der Hand einer neuen Synodalarbeitung ein entscheidender Umschwung in der ganzen Art und Weise der synodalen Thätigkeit. Während die Synode früher eigentlich nur mit dem Verlesen und Ablesen wissenschaftlicher Aufätze sich beschäftigte, zu deren Anarbeitung jeder Pastor verpflichtet war, tritt jetzt der parlamentarische Modus der Verhandlungen in Kraft, wie er seitdem herrschend geblieben ist. Während sonst früher für den Gedanken-austausch über praktische Fragen kaum die Möglichkeit gegeben war, ist jetzt an der Besprechung derselben der heftigste Raum gegeben. Die Synode steht, ohne veränderter Zeitumstände Rechnung tragend, ihre Aufgabe nicht mehr lediglich in der Forderung ihrer Glieder, sondern auch in der Thathabe an der Leitung der Kirche, wenn auch oft bloß durch Vorstellung und Petition. So wird schon

auf die ersten unter Schultz legenden Synode der Ausdruck einer neuen Synode für die Wirksamkeit der Synode von Knäpfler charakterisiert.

Die Synode fand bei ihrem neuen Generalsuperintendenten nicht nur das volle Engagement für diese Auffassung ihrer Aufgabe, sondern auch die größtmögliche schaffl zum Ziele führende Förderung. Jedoch auch dem hat Schultz seine gesamte Beteiligung für das ihm übertragenen hohe Amt gewagt, dass er, wo es den Übergang von einer nicht mehr lebensfähigen Formes zu einer gut, herausragte nur auf das Beste des Neuen gerichtet, sodass immer bestrahlt war, dabei was gegen im dem Alten brach: und gut war, zu erhalten. Er hat, trotzdem dass durch ihn die neue Ordnung der Dinge auf der Synode ein- und durchgeführt wurde, doch der wissenschaftlichen Arbeit, wie sie in der früheren Periode ausschließlich gepflegt wurde, in Recht und ihren Platz nachdrücklich zu wahren gesucht. Er hat immer wieder den Wunsch ausgesprochen, dass er der Synode an Vorträgen aus diesem Gebiete nicht fehlen möchte, er ist unermüdlich bemüht gewesen, die Pastoren zum wissenschaftlichen Fortarbeiten anzuregen. Die Synode ist ihm auch dafür zu großem Danke verpflichtet. Gott gebe, dass die der Vermittlung, dass er auch in dieser Beziehung von ihrem dienstlichen Generalsuperintendenten überkommen hat, im Klaren zu haben verstände. Es ist eine Verantwortung der Schulischen Amtverwaltung, dass auf der weltlichen weniger als auf den übrigen lutherischen Synoden der Protestantismus nur wissenschaftliches Herkunfts gelangt ist. Ganz in dem letzten sich ansprechenden Sinne hat er Schultz stets als Plakat anerkannt, die Gemütslichkeit in möglichem guten Verhältnisse zur korporel theologischen Fakultät zu erhalten, wie es ja auch selbst zu ihr in den freundschaftlichsten Beziehungen gestanden hat. Dem Danke hierfür hat Professor Volk an seinem Orte berechnen Ausdruck verliehen.

Unter günstigen Bedingungen trat Schultz auch in so fern seine Wirksamkeit als evangelischer Generalsuperintendent an, als für die ersten Jahre seine Amtsfähigkeit die Lücken Lage eine tiefliche Entwicklung, ein ruhiges Weiterbauen gestattete. Schultz hat die Gunst der Verhältnisse vielfach genutzt. Ein, will Gott, stets aller Ungunst der Gegenwart überwinden Dankmal hat er sich in der Förderung der Volksschulangelegenheit gesetzt. Auch hier fand er allerdings den Akter gepflegt. Sowohl von

Boten der weltlichen Herrschaft als auch von Seiten der Pastoren war schon Interesse an dieser Hinsicht geknüpft worden. Indessen wurde die Pflege der Schulen doch noch mehr als eine Sache angesehen, die dem Privatinteresse und dem Schicksal der Einzelnen untergeordnet sei. Schultz hat bei Adel und Geistlichkeit namentlich dahin gewirkt, der Volksschule jene starre geschlossene Organisation zu schaffen, die sie schliesslich durch das Schulgesetz gewonnen hat. Er verpflanzte sich von vornherein, namentlich auf der Synode einen Bericht über die Schulangelegenheiten. Er ist dieser übernommenen Verpflichtung bis zuletzt aufs Treueste und Gewissenhafteste nachgegangen. An die Verlesung des Berichts knüpfte er fast immer Vorschläge, stellte verhältnissmässige Wünsche zur Discussion, wies auf die vorhandenen Mängel hin und wurde dadurch eine Fülle von Anregung für die tüchtige Weiterarbeit an der Sache zu finden. Als einem Beispiel dafür, um wie viel die weltliche Volksschule in der Zeit vor Schultz Generalinspektorenthum war, verzeichneten wir führt ich nur an, dass nach dem ersten im Jahre 1806 gegebenen Berichte die Zahl der Schulen 144 betrug, im Jahre 1890 waren es 542. Es ist somit Schultz verdienst gewesen, die Erreichung des ihm vor Augen stehenden Endes zu erleben. In seinem ersten Berichte gibt er an, dass nach seiner Schätzung 200 Schulen in Estland fehlten. Sie sind, wie aus obigen Zahlenangaben ersichtlich, während seiner Amtsführung zum Begrunde worden.

Was Viele und wie Grosses auf diesem Felde in kurzer Frist von der weltlichen Herrschaft geleistet worden ist, das hat dabei Schultz nie überschätzt; er hat den opferwilligen Bewusstseins der Adels für die Schulangelegenheiten stets die vollste Anerkennung gezollt. Und es ist auch nicht ohne einen geringsten Verdachte, dass er durch seine persönliche Vermittelung viel dazu beigetragen hat, in beiden Ständen, im Adel und in der Geistlichkeit, die Bewusstseins auch zu erwecken, wie sie zu gemeinlicher Arbeit berufen, wie durch die Geschichte beider Körperschaften in vieler Hinsicht ähnliche Stellen zur Bearbeitung angewiesen, die gleiche Aufgabe gestellt sei. Schultz' Persönlichkeit war, wie wenigstens, genaugen, das Band zwischen Adel und Geistlichkeit besser zu Leipzig. Die Geistlichkeit hatte dem Adel gegenüber keine wirksamen Repräsentanten sich wünschen können als im Estland hätte auch die Herrschaft keinen Pastor finden können, der in unserem Sinne, wo es galt, sein Interesse wahrgenommen hätte, als Schultz es

gehen hat. Und mit wie warmer Liebe ist unglicklich sein Herz durch unsern edelsten Landvolke angefaßt gewesen. Nicht durch den hitzigsten, schmerztesten Unthun, nicht durch die tiefsten, schwerlichsten Erfahrungen hat er sich in dieser Liebe betrunken lassen. Wir wollen hoffen, dass die Besonnen unter dem Vollen ihm für den rastlosen Eifer, den er zur Hebung der geistigen und geistlichen Interessen der Edlen als Lebensgute beibringt hat, den Dank noch nicht verweigert werden. In seiner Volksschrift offen hat unser Landvolk einen laut redenden Beweis für Schultze' ungefaßte Liebe zu ihm vor Augen.

In die ersten Jahre von Schultze' Amtsführung fällt auch die Begründung der Pfarrvereinsvereinigungen im Baltisch-Weißrussische im Jahre 1856, die nach beständiger für die immer direkt aufs Ziel bestehende, schnell mit richtiger Besetzung aller Mittel die Sache energisch vordringende Eigenart Schultze'. Auf der Synode von 1856 tritt die Angelegenheit auf die Tagesordnung; in verschiedenen Vorschlägen wird sie behandelt, erwogen. Da ist es Schultze, der alle Bedenken entschieden durchbrechend darauf aufmerknen macht, dass es jetzt nicht darauf ankomme festzustellen, wie viel neue Pfarren herzustellen, nicht, ob dieselben auf Geld oder auf Land angewiesen seien, ob sie Wartstellen oder vollständige Pfarren sein sollten, sondern dass vor allen Dingen es sich um die Frage handle, welche Mittel etwa nötig gemacht werden könnten, um neue Kräfte für das geistliche Amt herbeizuschaffen.

In knapper Zusammenfassung weist er auf die cronischen Mangelquellen hin. Auf seine Initiative wird selbst eine Commission erwählt, die ein Gesuch um eine jährliche Bestenung von Seiten der Ritterschaft schristen hat. Ebenso werden sich auf Schultze' Aufforderung ungefähr zwei Pastoren, Meyer von Jory und Haller von Korbis, da bereit sind, über Kräfte auf die Klaisuren zu versetzen, welche sie bisher aus den von ihnen Kirchspielen absonderlichen Thatsachen bezogen haben. Schon auf der nächsten Synode von 1857 legt Schultze über die Thätigkeit einer aus Offizieren der Ritterschaft und der Geistlichen zusammengesetzten Commission zur Theding der Pfarren in Baltisch-Weißrussische Mittelsachen machen, die als ersten entscheidenden Erfolg die Abtrennung des Kirchspiele Emsart von Dago-Kainz aufzuweisen hat!

¹ Vgl. daselbst unten, 1878, die «Baltische Correspondenz in der «Zeit. Monatschrift», Bd. 11, S. 52-53, die, von Kirchweisen Struphead,

Ich als erster Pastor von Eumast weiss, mit welcher beglückenden ausserweltlichen Thätigkeit Schultz damals alle, auch die mit menschlichen Unzulänglichkeiten verbundenen Schritte zur bestmöglichen Dotierung der neuen Pfarre gollten, mit welcher Fertigkeit er die zukünftigen Rechte des neuen Pastors sicherzustellen gesucht hat. Ich habe damals einen tiefen Eindruck davon empfangen, mit wie tiefem Ernste Schultz seine ihm durch den General-superintendentenamt auferlegten Pflichten erfüllte, mit welchem theilnehmigen Eifer er denselben gerecht zu werden bestrebt war.

Lebte nach die ersten Jahre der Schulz'schen Amtsführung die Zeiten Mannen's Frieden's klagendsten, so gab es doch dabei während dieser Periode mehrfach zwischen folgendem Kampf Principielle Fragen von der allernächsten Tragweite sind in dieser Zeit auf der Synode erörtert worden. Ich führe als von besonders einschneidender Bedeutung nur an: die Ehescheidungsfrage, in der sich eine strengere und von wilder Heftigkeit gegenüberstehenden, immer wiederkehrend auf Abänderung der bestehenden Beschlüsse lautende Forderungen, und besonders die Verhandlungen über Kirchenrecht, die sich durch acht Jahre, 1869-77, hinführen. Mit ihnen verbunden waren Anträge auf Abschaffung des staatlichen Conventions- und Abendmahlwesens, die, wenn angenommen schliesslich zur vollständigen Trennung von Staat und Kirche hätten führen können.

Gerade in dieser Zeit, in der sich die Discussion oft auf die Menschlichkeit der schlichten apostolischen Dogmatik bezog, und in der Schultz immer entschiedenen Stellung nahm, trat auch das eigentlich Bedeutende in Schultz' Persönlichkeit immer leuchtender zu Tage. Weil er durch unermüdet geübte Selbstaucht immer mehr die Kraft der Selbstbeherrschung gewann, darum gelang es ihm, die oft durch die verwerrendsten Widersprüche erdverwirrte Lage zu beherrschen. Seine angeführten, immer an der Grenze eines schwerwiegenden Conflict's geführten synodalen Besprechungen hatten immermehr so gewaltbringend auf die Bahnen des Friedens zurückgeführt werden können, wenn nicht Schultz' massvolle Föhr-

frucht mit Recht sagen konnte: «Mit der Wahrung der äusseren Idee und Rechte meiner Kirche, mit der Wahrung ihres äusseren Bestandes haben wir es, was die Verhältnisse betrifft, nicht Leib und Leben zu thun, was es mehr kann die ganze Kraft auf die innere Stärkung, auf den Aufbau der christlichen Kirche verwendet werden.»

heit über diese gewollt hätte. Wir dürfen dabei nicht vergessen, wie schwer diese Mässigung bei uns zu schaffen, rücksichtslossem Verfahren entgegenzusetzen war mochte. Mir ist es gerade im Hinblick auf diese Naturanlage eines bewundernswürdig erschienen, mit welcher Geduld, mit welcher Schonung Schultz während der angeführten Verhandlungen, wenn auch nicht dem objektiven Standpunkte, so doch den Motiven der Gegner alle Gemässigkeit widerfahren zu lassen bestrebt war. Es ist der Sache unstreitig nur hinderlich gewesen, dass Schultz sich so ernstlich bemühte, nach dem prinzipiellen Gegnern gegenüber sich die persönliche Achtung und gewisse Höflichkeit zu bewahren.

Ueberhaupt sind wir aus dieser Zeit her, in der ich selbst mehrfach oft Schultz gegenüberstanden bin, die Verdienste der Schulischen Weise, die Synode zu leiten, und nicht zum Bewusstsein gelangt. Nach der formalen Seite hin konnte man mit Recht an derselben manchen vermissen. Schultz hätte nicht jene sturde parlamentarische Zucht, wie sie vielen erwünscht erschienen müsste. Er thut sie nicht, weil er, wie bemerkt werden ist, selbst sich zu sehr und zu persönlich an der Discussion betheiligte. Aber auch hier liess der Schatten auf das Licht schliessen. Ichhofflich gewesen die Verhandlungen dadurch, dass der Generalinspektor nicht lediglich als der kühl abwägende Präses über dem stand, sondern auch auch mit warmem gemäss Interesse in denselben bewegte. Dadurch wirkte er lebhaft und doch ungleich mässiger auf die Debatte ein. Und was nun, je enger die Zeiten wurden, was um so mehr das in der ersten Zeit durch den Trieb zu überstürzten Handeln zurückgehaltene warme treue Herz unseres verstorbenen Generalinspektors sich geltend machte, was um so mehr nach innen hin in die synodalen Beratungen aus diesem Herzen ein erquickendes Fröhlichkeit ausströmte, davon habe gewiss nicht ich allein den wohlkündigsten Eindruck empfangen.

Seit 1871 etwa begannen mit der jugendlich-revolutionären Erhebung des Wagens um das Schick unserer Kirche immer heftiger zu gehen. Zu den schliesslichen Ueberfällen tritt dann nicht lange darauf die geistliche Bewegung und endlich die Conversion. Es spricht für ein gesundes Weissen und Hervorleben der heidnischen Persönlichkeit Schultz', dass je mehr er ausserhalb in des Kampfs gestellt war, je mehr er mit dem Leben der Kirche und der heidnischen Bewegung, mit verwachsenem Leben von heidnischen und heidnischen Wege darthun wurde, um so mehr sich in seinem

ganzen Wesen der Adel besonnen in Gott gewonnener Selb-
spiegeln. Weil nun, wo es galt, entschlossen, zeitigen, man-
nlichen Auftretens von dieser durch den neuen Frieden gewährten
Besonnenheit getragen war, darum hat es seinen Eindruck nicht
verloren.

Immer mehr trat jetzt an Schultz gegen seine eigentliche
Natur das Streben hervor, Menschen anderer Richtung, guten
Strömungen, die seinen eigenen Sein entgegengesetzt waren, doch
gerückt zu werden. Selbst in Bezug auf die jugendliche Agita-
tion hat Schultz dieses Streben gezeigt. In voller Anerkennung
des Richtens nach der Edele, an der Hebung ihres Volkstums zu
arbeiten, ist er stets bemüht gewesen, mit den besseren Elementen
innerhalb dieser Bewegung Fühlung zu gewinnen, sie zu geistiger
Mitarbeit an dem Aufbau unserer Kirche, wie überhaupt unsere
persönlichen Lebens herauszurufen. Diese seine Bestrebungen sind
freilich im zuletzt vergeblich geblieben. Aber ein unpartei-
sches Urteil wird ihm die Anerkennung nicht versagen können,
denn er auch hier mit Ehrerweisung dessen, was ihm persönlich
sympathisch war, das Beste gewollt hat.

Ebenso hat Schultz die geistlichen Bewegung gegenüber
gegen die confessionell gerichtete Art seines Glaubenslebens doch
das, was er für den guten Kern in jener Bewegung hielt, aus der
krankhaften Hülle herauszuschälen gesucht. Ja noch mehr, er hat
in manchen Wesen jene doch immerhin wertvollen Bestrebungen
zu stützen und zu erleichtern gesucht. Hier ist er auch immer und
auch viel nach manchen Andren Überzeugung in einem Con-
fess, in seinem Bestreben, das Gute, das Christliche nach der
Zurückkommen, wo es in geistlich unserer lutherisch-äthelischen An-
schauung widersprechender Gestalt auftrat, zu weit gegangen.

Im Rahmengen ist Schultz' Waldarbeit mehr nach ihrer
äußerlichen bedeutsamen Seite hin geschätzt worden. Wie er sich
in privaten Verkehr gab, das zu beobachten, ist allen Pastoren
mehr oder weniger Gelegenheit geboten gewesen. Zur Zeit der
Synode war es ihm ein Bedürfnis und eine Freude, die Amtsinhaber
bei sich in seinem Hause als Gäste zu sehen. Jeder von uns
Pastoren weiß, welche ein lebenswürdiger Wirk er da war und
wie er in hohem Grade die Gäste besaß, in zwangloser Unter-
haltung das Gespräch immer auf wichtige Fragen nicht nur im
kirchlichen, sondern aus jeglichem geistigen Gebiete zu lenken.
Bei der Gastfreundschaft, die Schultz im höchsten und besten Sinne der

Wissen über, war es ihm nur um eine bloß oberflächliche gesellschaftliche Berührung mit seinen Gästen zu thun. Namentlich die Pastoren mußten es ihm gefallen, wie er den Wunsch legte, zu ihnen allen zu era nahem persönlichen Verhältnis zu treten. Sagte sich das nicht immer auch ausser hin, konnte er wohl heimlich schmeicheln, als ob Schultz auch im geistigen Umgang zu sehr den Gesellschafterintendanten hervorstüchelte. — Was in seinem Betragen zu ihm gestanden hat, der hat es erfahren, was freud im Grunde seinen schlichten Sinn eines äussern Punktes war, wie er grade durch seine oft rührende Demuth die Herzen gewinnen konnte. Die städtischen Amtsherrn werden sich dessen erinnern, mit welcher ungeheuerlichen Bezeichnung Schultz uns, als wir zur Lutherfeier auf dem Markte von Havel versammelt waren, die Hülfsleistung machte, dass ihn die theologische Facultät in Dorpat zum Doctor der Theologie ernannt habe. Je mehr Schultz sich hat bedrückt fühlte von dieser, wie er es ausgesprochen, standhaft zu Theil gewordenen Klasse, um so mehr mussten wir alle der ihm gewordenen Anerkennung aus freien Hatten wir doch dabei alle das Bewusstsein, dass wir ihm wegen seiner ganzen Hinsichtlichkeit bedeutungsvollen weitverbreiteten Thätigkeit für das Wohl unserer Kirche viel und wohl verdient geschuldet wurde.

Wie wahrhaft gross Schultz seine Stellung, seine Aufgabe, die er den ihm anvertrauten Pastoren gegenüber hatte, sahste, das offenbarte sich da besonders, wo er einen der Hülfer in äussern Noth, Bedürfniss oder in unserer Ansehlichkeit wusste. Was hat er da, wo es die Abwehr ungeschicklicher äusserer Angriffe galt, mit der hingebendsten Selbstopferung, mit dem unerschrockensten Muth, mit Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit Alles wahrgenommen, was wahrzunehmen war. Aber wie hat es auch da, wo es im Leben der Pastoren unsere Noth gab, diese Noth mitgefühl als seine eigene, wie hat er mitgetheilt, mitgetheilt, mitgetheilt.

Und er hat nicht nur für die Noth der Pastoren, er hat für gleiche Noth innerhalb der Gemeinden in Stadt und Land ein warmes aufthätendes Herz gehabt. Das immer besteht in unermüdeten Liebesthaten. Die Wohlthätigkeitsanstalten Havelb, deren Patron er war, die er zum Theile mitbegründet hat; das Dien-Waisenhaus, das Pensionswerk, die kirchliche Armenpflege, die Bismarckanstalt, die Blindenschule, der evangelische Verein mit seinem Zwangverein (Hörberge zur Hülfe, Asyl für Obdachlose,

Arbeitsmethode die Männer - Junglingsvereine, Wisingerische Mittelschule), um alle lagen bereiten Zeugnis ab von Schuler' grossartiger Lebenswirklichkeit. In ihr trat jene reine schon gekennzeichnete Hahn an zugewiesen, schnell die am besten zum Ziele führenden Wege zu erkennen, die richtigen Mittel anständig zu machen, die zurückkommene Wege Hind anzulegen und Werk, in glänzenden Lichte zu Tage

Ein Blick in diese weit ausgebreitete Liebenswürdigkeit, an die Schultz nicht nur oberhalb, sondern mit Benutzung aller Kräfte beteiligt war, bildet uns mit ganz und voll die notwendige Leistungsfähigkeit des Mannes würdigen, dessen Brautigam wir alle betrachten. Er hatte das alles, was er als Generalinspektendent, Vizepräsident des Gesamtvereins, als Pastor der Drogenwende, als Leiter der Wohltätigkeitsvereine geleistet hat, nicht lernen können, wenn er nicht jene ungewöhnliche Energie im Arbeiten bewiesen hätte, die wir alle an ihm bewundert haben. Auch als Arbeiter, als durch die Arbeit gestählter Mann konnte er allen Pastoren zum Muster dienen. Sein ganzes Leben war von dem Grundsatze geleitet, dass er sich nicht zu scheuen, niemals auf seine Bequemlichkeit Rücksicht zu nehmen habe im Dienste des Herrn. Demselben Grundsatze ist er mit überaus Festigkeit bis in sein letztes Jahre haften, wo schon die Krankheit es seiner hohen menschlichen Gemüthslehre schrie, ihn gelähmt

Schultz ging dabei mit seinen Fähigkeiten hinauswegs in der Berufswelt auf. Er hatte einen vollkommenen Sinn für alles Schöne und Grosse in Wissenschaft und Kunst, für alle Vorzüge auf geistigen Gebiete für alles menschlich Erhebende. So viel er konnte, nahm er auch hier an allen kulturellen Theil, suchte Redner auf die einzuwirken

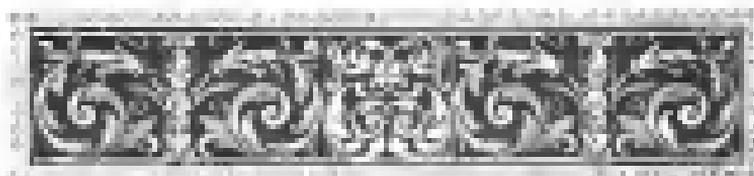
«Er war ein Mann, selbst Alles aus in Allem.»

Es lohnt wohl die Mühe, sich ihm, das ich mit anderer Hand zu schreiben versucht habe, aus zu vergegenwärtigen. Es wäre Unrecht, wenn wir an diesem Orte aus nicht auch einmal ausdrücklich zum Danke gegen Gott stimmen lassen wollten dürfe, dass er aus diesem Mann geschenkt hat. Gott hat ihn uns geschenkt. Denn was seiner Wirklichkeit über blossen Werth verleiht, ist, dass sie als Frucht hervorgebracht hat aus einem dankwürdigen, fest, knifflig auf dem Boden des Glaubens unserer Kirche, des Glaubens an die rechtsfertige Gnade Gottes in Christus ruhenden Herrens

«Dank nicht,» das heißt waren die letzten Worte, die Schulz an sich auf seinem Sterbelager richtete. «Ihr alle jetzt,» sagte er leise, «nur meine Hände und will zugedehnt werden hinfließen, als auf Christus, den Hinderstand.»

Hat er uns nicht das Denken verloren wollen und in dem Sinne, wie er dies im Angesichte des Todes ausgesprochen, es vermag, dass uns Wirken im Leben der rechten, einzig lebenskräftigen Welt entsprechen war, Gott wehrt uns das Denken im Hinblick auf diesen seinen Knecht zu stellen nicht. So ist denn auch an dieser Stelle unser Dank Gott, so ist er in Gott unserem theuren erkrankten Generalsuperintendenten ausgesprochen, dem würdigen Mann mit dem festen, stählernen, weisen Herzen, der uns und unsere Kirche, der dem geistlichen und geistigen Leben der genannten theueren Lande so so reichem Segen gewesen ist. Wir aber, die wir ihm zunächst gesunden sind, wir wollen insbesondere ein treues Gedächtnis an dessen Lehren bewahren, wir wollen sein Werk anerkennen, seinen Glauben nachfolgen.

F. Lütke:



Der Naturalismus in der modernen Literatur.

In eine Hauptaufgabe der Dichtkunst, wie der bildenden Kunst, hat von jeher die Nachahmung gegolten, d. h. die nachahmende Darstellung der Wirklichkeit. Während aber bei jeder andern Art der Nachahmung das Abbild weit hinter einem Urbild zurückbleibt, wenigstens in seiner Wirkung auf das menschliche Gemüth, ist bei der künstlerischen das Gegenbild der Fall. Das wäre unerklärlich, wenn die künstlerische Darstellung weiter nichts wäre als Nachahmung. In der That ist es mehr als das. Selbst da, wo es auf alles Uebemenschliche abzielt und nur die natürliche Wirklichkeit darstellen sucht, ist sie eine selbständige Schöpfung des Menschengeistes, aus einem geistigen Bedürfnis hervorgegangen und zur Befriedigung desselben bestimmt.

Welches ist aber das Bedürfnis? — Die besprochene Antwort lautet: das Bedürfnis nach Schönheit. In unserem Tage aber heißt ein grosser Theil der Kunst- und Literaturwelt diese Antwort unzureichend, da die Kunst nach Hässlichem darstelle und dadurch nicht minder starke Wirkungen hervorbringe, als durch die Darstellung des Schönen. Das Hässliche, wie das Schöne in der künstlerischen Darstellung wirke aber nur so stark, je mehr es auf Wahrheit beruhe, d. h. je mehr es der natürlichen Wirklichkeit des dargestellten Gegenstandes entspreche. Daher ist der tiefste und letzte Beweggrund aller echten Kunst im Bedürfnis nach Wahrheit zu suchen, also in demselben geistigen Bedürfnis, welchem in anderer Weise auch die Wissenschaft zu dienen sich bestrahlt.

Die Kunstrichtung, welche dieser letzteren Ansicht entspricht, ist erst etwa seit dem Jahre 1870 in ihren unversierten Konsequenzen festgewachsen, aber sie hat bereits lange vorher bestanden. Sie führt in verschiedenen Ländern verschiedene Namen. In Deutschland und England wird sie meist «Realismus» genannt, in Italien «Verismo», im gegenwärtigen Frankreich «Naturalismus». In der Verschiedenheit dieser Benennungen verräth sich die Verschiedenheit der Hoffnungen, denen diese Kunstrichtung thätig ist. Jede besondere Benennung ist daher innerhalb ihres besonderen Gebietes am meisten bevorzugt. Sofern es sich hier aber um eine internationale Geistesthronung handelt, empfiehlt sich für sämtliche, welche Abzweigungen derselben eine gemeinsame Benennung, und zwar am meisten die im Frankreich gebräuchliche, denn von Frankreich geht diese Geistesthronung aus, und in der französischen Literatur der Gegenwart hat sie den hervorstechendsten und bei jeder schlagendsten Vorsetzung gefunden.

Dagegen Kunstrichtung, welche zum Naturalismus in diesem Sinne den denkbar entschiedensten Gegensatz bildet, wird allgemein als künstlerischer Idealismus bezeichnet, weil es ihr nicht sowohl darauf ankommt, die Naturbeschaffenheit des gewählten Gegenstandes darzustellen, als vielmehr ein frei geschaffenes Idealbild derselben. Diese letztere Kunstrichtung ist die ältere von beiden, und ihr Princip kann sich in ähnlicher Weise auf positiverm Rechte stützen, wie das Logikprinzip in der Pöftrik, während der Naturalismus jüngerer Ursprungs ist und eine Friedip, gleich demjenigen der Volkensverfassung, nur im Naturrecht seine Stütze findet. Es steht hiermit durchaus im Einklang, wenn sich das Gesamtgebiet der Kunst unter der ausschließlichen Herrschaft des Idealismus in ähnlicher Weise gliedert, wie eine alte Monarchie mit ständischer Verfassung, während sie unter dem ausschließlichen Einflusse des naturalistischen Princips eine Organisation erhält, welche an diejenige einer modernen Republik erinnert.

Im Bereiche der idealistischen Kunst herrscht die Schönheit als einzig legitime Königin. Ihre Berechtigung zur Alleinherrschaft gründet sich auf ständische Art und Weise, und diese ist gebilligt durch eine überhöchste Macht: den Ideal der Schönheit. Nach einem Manne, der diesem Ideal entgegen ist, streifen sich die verschiedenen Kunstarten zu höheren und niederen Stufen ab, und in jeder von ihnen gibt es noch eine besondere Rangordnung. In der Dichtkunst z. B. bestehen nur diejenigen Gattungen als

hofft, die die Prachtgewand der gebildeten Reife tragen. Rausch und Kavalie dagegen gehören zum Pöbel. Auch das Lustspiel ist anderer Herkunft; aber um seiner Kurzweiligkeit willen eignet es sich zum Hofnarren und darf als oberflächliche Komödie der Vergewand tragen. Nicht nur das Gebiet der natürlichen und geschichtlichen Wirklichkeit, sondern auch dasjenige des Glaubens und Aberglaubens ist dem Rasche der idealistischen Kunst tributpflichtig, und die Gegenstände welche dessen Köpfe von beiden als Zaun empfangt, werden je nach dem Grade ihrer Verwendbarkeit für die Zwecke desselben nicht nur abgemildert und angepöbelt, sondern auch angepöbelt, denn der Künstler, der im Dienste der Schönheit arbeitet, verflücht diese Gegenstände, d. h. er richtet sich bei deren Darstellung nach den Forderungen des Schönheits-Ideals und prägt dadurch gleichsam aus dem Gold und Silber des Trübels gangbaren Münzen. Jeder derselben drückt er das Bild des Staatsoberhauptes auf und gibt ihnen durch das Gepräge eines Werths der weit über den Preis ihres Rohstoffes hinausgeht, wie viel das Metall derselben auch sein mag.

Wer aber als Künstler nicht der Schönheit, sondern nur der Wahrheit dienen will, der tadelt keine Verunstaltung zu einer derartigen Umgestaltung der Gegenstände, die er darzustellen bestimmt. Versteckt hat er alle Ursachen, deren Selbsteigigkeit zu schaden und deren Eigenart zu verwunden; denn die Wahrheit thut sich nicht, gleich der Schönheit, in einem Reiche, in welchem nur die Kunst einbüschel ist, die Wirklichkeit aber schweben und dalben muss; sondern sie wohnt in dem Gegenstande der Wirklichkeit selbst als deren Seele. Wie die Volksoberhaupter in den Bürgern eines demokratischen Freistaats, so lebt die Wahrheit in allen Dingen gleichermaßen, wenn auch nicht in allen gleich offenbar. Es gilt nur, sie aus dem verborgenen Innern derselben an deren Oberfläche zu bringen, wenn sie die segensreiche Wirklichkeit ausleben soll, deren sie thig ist, es gilt nur, diejenigen Gegenstände auszuwählen in denen sie am mächtigsten ihre Kraft zu zeigen im Stande ist, wenn ihr die Ehre zu Theil werden soll, die ihr gebührt. Gelingt das dem Künstler, dann gewinnen seine Werke eine lebendige Seele, wie sie den Gegenständen der Wirklichkeit schon von Natur innewohnt. Da es denn aber noch stärker im Dienste der Wahrheit zu wirken im Stande und, als diese, so werden sie nicht nur zu vollberechtigten Hängern im Freistaat derselben, sondern sogar zu den einflussreichsten und angesehens-

von allen. Je deutlicher die Wahrheit im Kunstwerk lebendige Gestalt gewinnt, je mehr es von allen seinen Formen und Farben heraufsteigt, wie die Menschenseele aus den Zügen und Mienen aus durchgestrigen, wenn auch unheiligen Gemüthen, so um so höher die Kunststille steigt es in grosser Freiheit auf.

Unter den Werken der Dichtkunst gehören nach dieser Ansicht die höchsten Ehrenstellen den Romanen und Novellen, weil in ihnen die Wahrheit am deutlichsten und vollständigsten zu Tage treten kann. Denn an des Werktagkleid der Poesie tragen, ist dabei kein Hindernis, denn in einer demokratischen Republik hängt die Arbeit nicht Schande, sondern Ehre. Da sich alle Standesunterschiede im gemeinsamen Staatshangehen einer solchen Republik ausgleichen, so kann Ehre überhaupt in ihr nur durch heilige Tugenden erworben werden. Der alte Adel des Heldenepos der nur ständische Tugenden kennt, wird daher ganz abgeschafft, da der Kampf, welcher die Helden der Arbeit führt, ihn jetzt vollständig ersetzt. Der jüngere Adel der „bolschewistischen“, der — gleich jenem alten — gewachsenen Schichten im Vergangenen einkenschiebt, wird seines lebhaften Ansehens entkleidet. Nur wenn er sich bürgerliches Feindkleid ablegt und als „bürgerliches Trampelbild“ oder als völlig ständisches „Ständenspiel“ eines aristokratischen Anspruchs entsagt um den Tagestrassen zu dienen, kann er sich das alte Ansehen bewahren und neues erwerben. Auch der Lustspiel bleibt unter den veränderten Umständen nicht unverändert. Es muss seine Neigung zum Spott in den Dumm der Wahrheit, oder wenigstens ihren Schwachsinn der öffentlichen Meinung, stellen, wenn es nicht verzehrt, aller Herrschaft überhaupt zu entsagen, um in der Stille, wenn auch langwierigen Homöostasezustand der neuen Schöpfung einen Platz zu finden. Besonders schmerzhaft aber regelt es der weichen und stillen Kunstlyrik, die ihre innere Häßlichkeit hinter fremdsprachlichen Modepetz verbirgt; des Oden, Sonetten, Ghazalen &c. Dieses verlogene Hölztaggedicht, welches nur durch einen Schwächling sein Schamrosendorn fristen kann, wird von dem naturalistischen Kunststrichern schmerzlos entfernt und verlegt. Ueberhaupt wird Lyrik von heute nur dann geduldet, wenn sie glatte Leidenschaft oder eine und tiefen Haars darstellt, und dabei den unvollkommenen Strampel des Selbstverlebens, also individueller Wahrheit trägt; aber auch solche eine Lyrik wird von heute nur regere geliebt.

Der Hauptgrund für dem Nichtachtung der Lyrik liegt darin,

dass die stichhaltige Form der geordneten Rede für die lyrische Dichtungsart wesentlich ist, als für jede andere. Der lyrischen Stimmung als solcher ist der naturalistische Dichter nicht unzugänglich; er sucht sie aber lieber in Prosa zum Ausdruck zu bringen, als in Versen, denn während der Idealist in Rhythmus und Reim die Schwüngen sieht die des Pessimisten des Dichters über die nachtrübe Alltagswelt emporragen, erscheinen dem Naturalisten diese Mittel der Verhüllung als Zägel und Zorn, welche nur geeignet sind, die Fortschrittsbewegung des Dichters zu hemmen oder zu tödliche Dämme zu bauen. Je mehr er aber die Verhüllung verabsichtigt, um so grössere Sorgfalt wendet er der Prosa an. Er sucht sie zu einem Darstellungsmittel zu gestalten, welches nicht nur die Umrisse seines Gegenstandes scharf zu zeichnen, sondern auch die feinsten Abtönungen seiner Färbung und die leisesten Wendungen seiner Bewegung deutlich wiederzugeben vermag; und indem er derkünstliche oder stimmungsvolle Ausdrücke aus der Sprache der niederen Volksklassen oder der Konter- und Studentenwelt in sie aufnimmt, wagt er die Schriftsprache überhaupt zu bereichern. Auf Weiblichkeit, Glanz und Vornehmheit des Stils kommt er ihm öftlich dabei durchaus nicht an.

Mit der Verhüllung des Naturalisten für die ungebundene Rede steht die Wahl seiner Darstellungsgegenstände im Einklang; denn es sind in der Regel solche, die sich mit der Verhüllung nur schlecht verträgt. Er wählt sie am liebsten aus der unmittelbaren Gegenwart und aus seiner nächsten Umgebung weil er nahe liegende Gegenstände am genauesten beobachten und am besten darstellen kann, während der Idealist die räumliche und zeitliche Ferne bevorzugt, weil ihm diese das Idealisieren seines Gegenstandes erleichtert. Selbst Himmel und Hölle liegen dem letzteren nicht so fern, für den Naturalisten dagegen ist die übernatürliche Welt gar nicht vorhanden, während in der natürlichen das höchste der künstlerischen Darstellung unwirklich erscheint. Das Idealisieren seines Gegenstandes verabsieht er daher ganz, weil diese künstlerische Thätigkeit eine schmerzliche Täuschung an die Stelle der harten und oft abstoßenden Wahrheit setzt, aber seine Darstellungskunst geht eben so wenig, wie die des Idealisten, in anderer Darstellung der Wirklichkeit auf. Im Gegenste zu diesem steht er die Hauptaufgabe des Künstlers in der Charakteristik seines Gegenstandes, d. h. in der Hervorhebung derjenigen Züge darzustellen, in welchen dessen innerer Wesen am deutlichsten und wirksamsten

nach kennzeichnet. In Folge dessen bevorzugt er in seinen Darstellungen das Hässliche, weil es in höherem Grade charakteristisch und charaktervoll zu sein pflegt, als das Schöne.

Aus all diesem geht wol zur Genüge hervor, dass die beiden Kunstströmungen des Naturalismus und des Idealismus durchaus entgegengesetzte Wege gehen müssen, so lange jede von ihnen dem ihr eigentümlichen Princip unverrückbar treu bleibt. Zum Glück für die Kunst ist aber eine solche, aufs äusserste getriebene Folgebildigkeit nur in der ästhetischen Theorie die Regel, in der künstlerischen Praxis aber nur eine sehr seltene Ausnahme. Auch darin gleicht die Kunst der Politik, dass ihre praktischen Vertreter nicht abgeneigt sind, unter Umständen Compromisse mit der Gegenseite zu schliessen und ihre theoretischen Überzeugungen zu ändern, sobald ein Fall eintritt, welcher in ihrer Parteidoctrin nicht vorgesehen ist. Der Erfolg ist auch für sie werthvoller, als der Princip, dessen Wirth ja ebenfalls nur an dem Erfolge gemessen werden kann, die bei seiner praktischen Anwendung sich ergeben.

Gründe für hervorragendes Kunstperioden, Künstler und Kunstwerke beweisen, dass das Streben nach charakteristischer Naturwahrheit bei weitem grösser ist als das Streben nach idealer Schönheit gar wohl vereinbar ist, — ja, dass selbst das Hässliche sich mit dem Schönen zu gemeinsamer Kunstwirkung verbinden kann. So finden sich in der römisch-klassischen Kunstperiode schon entwickelte idealistisch dargestellte Götter und Heroen nach Darstellungen von Satyrn, Faunen und allerlei Ungeheuern, deren ganze Wesen der Nachahmung auf das Hartnäckigste widersteht. In Dante's epischer Komödie ist die Hölle weit bestaunter und lebendiger dargestellt, als das Paradies; dennoch hat das Ganze kaum mehr auf, ein idealistisches Dichterwerk zu sein, und Goethe's „Faust“ wird dadurch auch nicht zu einem unbedingten, dass es ihm das einfach und stöckel Hässliche, wie es manchmal in Mephistopheles personifizirt erscheint, eine wie bedeutende Rolle spielt.

Selbster schon hat es zu entscheiden, wieweit die Tragödie Shakespeare's gehören. In ihnen wechelt die gebildete Rede mit der ungebildeten, und neben dem Helden steht der Narr — ja manchmal sind Held und Narr in einer Person vereinigt wie im Hamlet und im Lear. Dennoch gelten diese beiden Charaktere als Hauptausprägungen des grossen Dramatikers, und vielleicht gerade deshalb. Sind es idealistische oder naturalistische Schöpfungen?

Jede der beiden Parteien stand da für sich im Anspruch, welche von ihnen aber mit größerem Recht? Das ist eine Frage, welche zu sich zwar sehr wichtig ist, aber eine große Wichtigkeit gewinnt durch ihre Zusammenhang mit der prinzipiellen Frage, welche von beiden Parteien überhaupt die größere Berechtigung hat?

Es ist klar, dass diese beiden Fragen nur von einem Standpunkte aus entschieden werden können, der sich ausserhalb der kindlichen Parteien befindet. Wie gelangen wir aber zu einem solchen Standpunkte? Auf dem Wege von philosophischer Erörterung wohl schwerlich; denn eine solche müsste wiederum von irgend einem Princip ausgehen, dessen Berechtigung erst nachzuweisen wäre. Da aber die Frage nach der Berechtigung eines Kunstprinzips eben so wesentlich praktischer Natur ist, wie die analoge Frage nach der Berechtigung eines politischen Prinzips, so wird es wohl, eben so gut wie diese, durch die Erfahrungen der Praxis entschieden werden müssen. Dasjenige Kunstprinzip wird das bessere sein, welches sich in seiner praktischen Anwendung besser bewährt. Hierüber aber müssen wir zunächst die Geschichte der Literatur und Kunst befragen, um zu erfahren, wie die Forderungen der beiden umhüllten Kunstprinzipien zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern sich gestaltet haben, und welches von beiden dabei die Führung an den Tag gelegt hat, den natürlichen Bedürfnissen langweiliger Zenträume und unlässiger Völkergewalt zu genügen.

Mit den Forderungen des künstlerischen Idealismus sind wir bereits so vertraut, dass ein günstiges Vorurtheil für ihre höhere Berechtigung bei uns natürlich ist. Die bedeutendsten Vertreter unserer Literatur: Romantiker wie Klassiker haben sie mit Erfolg zu erfüllen gesucht, wenn auch durch sehr verschiedene Mittel; und unsere gesamte heiligtische Erziehung ist durch die Uebersetzung eines vorzüglich idealistischen Kunstgeschmackes im allmählichen, beständig. Aber auch die Forderungen des Naturbismarck sind uns nicht unbekannt; und wenigstens in Fragen anderer Art haben sich selbst bei unseren gläubigsten Idealisten hin und wieder ein leiserer Zweifel an der allmächtigen Kraft der Idealitäten, oder wenigstens an der Unkühnbarkeit der natürlichen Papiere des Schönheitsideals, im Sinne einer der anderen als Gegenpapir verhalten.

An solchen Zweifeln hat es wohl niemals ganz gefehlt, nicht selten aber haben sie den Charakter ganzer Kunstperioden bedingt. So wurden z. B. unmittelbar bevor unsere Literatur zu ihrer Kunst-

oben Höhe ansperrig, nicht nur derartige Katastrophen laut, sondern auch sehr verschiedene reformatorische Forderungen in ihrem Munde, und die Erfüllung wenigstens eines Theiles dieser Forderungen hat unweifelhaft mit dazu beigetragen, unsere Literatur zu ihrer höchsten Höhe zu erheben. Bekanntlich haben selbst Goethe und Schiller in der Jugendperiode ihre künstlerischen Entwicklung dem wesentlich naturalistischen Geschmack der sogenannten «Originalgenies» getheilt, und wenigstens einzelne Werke Goethes aus dieser Zeit werden allgemein an den besterhaltenen Erfindungen der Weltliteratur gezählt.

Aber der Naturalismus der «Sturm- und Drangperiode» besteht nur einem revolutionären Übergangspuncte, in welchem die Fremdbenennung des herrschlichen Hauptgeschmacks sich ausgesetzt wurde, wie bald darauf in Frankreich die Herrschaft der veralteten aristokratischen Muzachen. Wesentlich dasselbe, mehr legitim als positive Bezeichnung hat das Auftreten des Naturalismus auch in früheren Jahrhunderten, und zwar nicht bloß in der Literatur, sondern auch in anderen Künsten, nicht nur in Deutschland, sondern auch in anderen Culturländern. So sagt auch in der Malerei des 17. Jahrhunderts bei der Gewandtheit des Niederländer, bei dem hervorragendsten Spaniers und nicht wenigen Italienern eine naturalistische Reaction gegen den kalten, d. h. conventionalen Idealismus des herrschenden kaiserlichen Hauptgeschmacks, während in der Literatur desselben Jahrhunderts der von emporgewachsenen Naturalismus des Schilmschmacks dem kalten und verengten Idealismus der modernen Ritter- und Soldderromane entgegengetret. Auch während des Übergangs vom Mittelalter zur Neuzeit tritt, zugleich mit den gewaltsamsten Erdrüttungen auf allen unanerkennbaren Culturgebieten, ein vorwegener Naturalismus im Kunstgeschmack des gesamten Abendlandes zu Tage. Ja selbst während der Zeit, welche die heiligen, vorwiegend idealistischen Kunstperioden des klassischen Alterthums und des römischen Mittelalters von einander trennt und welche, als die Jugendüber der christlichen Kirche, selbst eine Zeit des entscheidendsten Idealisimus wenigstens auf säkularreligiösen Gebiete bildet, zeigt sich auf dem Gebiete der Kunst eine naturalistische Richtung, die in dem jenen Verfall des aristokratischen Kunstgeschmacks und in dessen Ausrückung zur stillen Überwindung des byzantinischen ihre Erklärung und Rechtfertigung findet. Allerdings tritt der Naturalismus in der Kunst dieser Zeit noch sehr schwächer und unvollkommen

auf; aber er ist deshalb doch nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die Folgezeit, vielmehr ist es gerade seine Anspornkraft, die ihn großartig und gesund macht, sich dem künstlerischen Idealismus der revolutionären Romantik als gegenüber, aber zugleich als nicht wesentlich voneinander Bestandteile erweisend.

Wir sehen hier überall vorwiegend idealistische Kampfergebnisse mit vorwiegend naturalistischen Absichten. Die letzteren zeigen überall die Merkmale einer revolutionären Bewegung, welche im allgemeinen mit der Zeit immer gewöhnlicher und ungescheuerer auftritt, deren Angriffe aber nicht den künstlerischen Idealismus als solchen treffen, sondern nur dessen Verirrung in typisch einer Art unkontrollierter Übermassen. Sie erklären sich überall aus dem natürlichen Widerstreben der zum Selbstbewusstsein erwachenden Völker und Volksmassen gegen den Zwang eines Kunstgeschmacks, der entweder aus fremden Ländern oder aus aristokratischer Höhe, der Unterbildung verfallenen Kreisen stammt und der deshalb als unweiche oder als unerkennbarlich von allen denen empfunden wird, die der natürlichen Eigentümlichkeit des Volksgeschmacks weh gelitten sind. Zu diesem aber gehören überall in erster Linie die niederen Volksklassen, es sind dieselben überhaupt an der Kunst im Interesse haben. Die Analogie zwischen der naturalistischen Kunst und der demokratischen Republik ist daher keine zufällige, sondern der Ausdruck einer natürlichen Verwandtschaft und Interessengemeinschaft; denn die Geschmacksumwälzung, die dem Naturalismus in der Kunst zum Siege verhilft, geht wenigstens in den angeführten Fällen immer mit anderen Umwälzungen, durch welche die niederen Volksklassen zur Geltung gelangen, Hand in Hand, und vertritt auf kulturellem Gebiete eben so gut wie diese andere auf politischem, sozialem oder religiösem Gebiete die natürlichen Instanzen oder die demokratischen Ansprüche der Massen.

Sollte nicht mit dem Naturalismus der Gegenwart dasselbe der Fall sein? In der That spielen in dieser Entwicklung die Revolutionsjahre 1848, 1849 und 1870 eine kaum minder wichtige Rolle, als in der sozialpolitischen Entwicklung der Demokratie; und die bedeutendsten unter den gegenwärtigen Vertretern dieser Geschmacksumwälzung sind überall mehr oder weniger wahre Freunde und Anwälte der niederen Volksklassen, wenn auch nicht immer Demokraten im eigentlichen Wortsinne. Die höchstentschiedenste Richtung, welche von ihnen bekämpft wird, die bürgerliche, ist ihrer Verherrlichung nach international und ihrem Ursprunge nach

antikeristisch, gleich der mittelalterlichen Romantik. Es seien sich hier also wesentlich dieselben auseinanderzusetzen, zugleich mit den antikerischen, gegenüber, wie im Beginn der Neuzeit. Nur ist der Naturalismus gegenüber noch weit mehr im Fortschritt als damals, weil die Romantik unseres Jahrhunderts lange nicht so tief, wie die mittelalterliche, in den Herzen der Völker hat Wurzel fassen können, da sie nicht, gleich dieser, für ein allgemein gefälliges Gemüthsbedürfnis die entsprechenden Ausdrucksformen gefunden hat. Denn nicht aus religiöser, alle Völker- und Standesgrenzen hinweghebender Begierde ist die Neurenaissance erwachsen, sondern aus der physischen Liebe weltlicher Fürschmecker zur besten Aemmenheit des Mittelalters und des Katholicismus; ihre streng, Machtfülleutung verdankte sie nur ihrem Bunde mit der weltlichen Reaction, und was sie zur Weckung des religiösen und des historischen Sinnes beigetragen hat, das ist dem modernen Geistesleben zum größten Theil erst durch Vermittlung der Wissenschaft zu gute gekommen. Ihr unmittelbarer Ruf nach derselbe wurde dagegen fast ausschließlich durch die phantastischen und mystischen Neigungen weltlicher Schwärmer bestimmt, welche der Flucht des Volkirationalismus und der Nichtigkeit des Spensbergethums in ihrer Umgebung sich nicht anders zu entziehen wußten, als durch die Flucht aus Gegenwart und Wirklichkeit hinaus in die erträumte Vergangenheit oder in die selbsterrichtete Ferne.

Im Kampfe gegen solche Gegner konnte der Naturalismus von vorn herein mit zahlreicher Beibehaltung rechnen; denn er vertrat in diesem Kampfe nicht bloß die Ansprüche der niederen Volksklassen, sondern zugleich die gemeinsamen Interessen der 19. Jahrhundertzeit — einer Zeit, in welcher die Entwicklung des Wirklichkeitsbewußtseins durch den Gang der Geisteskultur zugleich sehr Förderung erfuhr, als dies jemals früher geschehen ist. Nachdem der Versuch der Romantiker, die Weltwirklichkeit einer solchen Zeit im Sinne der Poesie zu reformiren, aus diesem Grunde hoffnungslos gescheitert war, mußte der entgegengeordnete Versuch der Naturalisten, im Sinne derselben Wirklichkeit die Poesie neu zu gestalten, um es nicht Aussicht auf Erfolg haben.

Schon sehr bald, nachdem die Romantik zu internationaler Geltung gekommen war, begann überall die Reaction gegen die Mehrheit der ihr eigenthümlichen Tendenzen und zwar zum Theil innerhalb der romantischen Schule selbst. Diese Reaction nahm

Im Laufe der Zeit kann immer entschiedener naturalistischer Charakter an und wurde in demselben Maße immer erfolgreicher, so dass in dieser Beziehung der Naturalisten der Gegenwart kaum noch etwas an ihnen übrig bleibt. Wenigstens was die inner-tätliche Seite der Kunst betrifft, kann der Kampf gegen die brennende keine andere Befreiung mehr bieten, als die der Hinrichtung eines Verbrechens, der schon seit langst geschichtlich gemacht und zum Tode verurteilt ist. Mit der natürlichen Seite der Kunst verhält es sich allerdings anders. Wie viel auch von dem ursprünglichen Wesen derselben dem Zeitgenosse bei dem Opfer fallen müssen, etwas davon ist immer noch übrig geblieben, und dies ist es, auf dem Gebiete der Poesie wenigstens, so lebenskräftig erweisen, dass selbst die entschiedensten Naturalisten der Gegenwart sich nicht ganz von ihm haben befreien können.

Dies ist die romantische Phantasik. Sie besteht einerseits in einer eigenartigen Beseelung oder Symbolisierung des Unbewussten, andererseits im Hervorheben eines psychisch visionären Elements mitten in die irdischste Alltagswelt. Ihrem Wesen nach erdlich und wesentlich in der Volkspoesie germanischer Völker zu Hause hat diese Art der Phantasik doch erst seit ihrer kunstmäßigen Verwertung durch moderne deutsche Dichter internationale Verbreitung als poetisches Kunstmittel gefunden. Namentlich die romantische Naturbeseelung fand überall am so bewährtesten Aufnahmestellen, als sie dem allgemein-gefühlten Bedürfnisse nach einer poetischen Mythologie entgegenkam und daher nicht nur mit der heidnisch-mythologischen Natur des Nordens und mit der antiken Natur seiner Bewohner, sondern auch mit der modernen Weltanschauung, ja selbst mit dem Wesen der Dichtkunst in bestem Einklang stand als die antike Mythologie.

Diese letztere verfährt bei ihrer Naturbeseelung durchaus plastisch. Wenn sie einem Fluss, einem Baum, oder auch einer Stadt, einem Lande, einem abstrakten Gefühl, die volle Menschengestalt gibt, so macht sie damit aus diese Dinge zugleich der stofflich für die plastische Kunst. Die romantische Naturbeseelung ist dagegen spezifisch poetischer Art. Sie geht in der Veranschaulichung des Unbewussten meist nur so weit, als darüber notwendig ist, um dasselbe als beseelt erscheinen zu lassen. Hände und Mienen behalten ihre Naturgestalt, aber das Rauchen des Raumes wird als Sprache verstanden, der Himmelsblau als Markt empfunden. Im Gesange der Nachtigall erhält die Nacht selbst eine lebendige

Stimme, die dem Menschen mit offen schließlichen Schrecken verleiht. Aus einem menschlichen Instrument, metamorphosirt nach aus einem durchaus nichtmenschlichen Hauptgeräth bläht stürzt hervor, was an ein Menschenantlitz und am Ende auch an die menschliche Gestalt erinnert, aber nur von fern und nur vorübergehend. Manchmal nimmt das Unbereichte auch die volle Menschengestalt an und erscheint als Kobold, als Nixe als Gespenst; aber es behält dabei immer noch genug von seinem ursprünglichen Wesen in seiner anderen Erscheinung übrig, um sich vom Menschen der Wirklichkeit noch deutlich zu unterscheiden, so dass dieser von ihm nur in ausserordentlichen, wesentlich krankhaft aufgereagten Seelenzuständen gelöst werden kann. Diese Art der Naturanschauung ist durchaus negativ, weil sie der Anschauung kein scharf abgegrenztes Bild darbietet; aber sie ist, wie Goethes „Erkennung“ beweist, in hohem Grade positiv, weil sie die Phantasie zu energischer Selbstthätigkeit zwingt. Eben deshalb aber haben selbst Dichter, die sie allein nach wahrheitsgemäßer Darstellung der Wirklichkeit strebten, wie natürlich Dickens, auf diesem Kunstmittel nicht verzichten wollen, so sehr dasselbe auch negativ erscheint, die Phantasie aus der Wirklichkeit herzuholen zu einer Gespensterwelt.

Ein andres Kunstmittel, welches noch häufiger von den älteren Geniesätzen der modernen Naturalisten angewandt wird, und zwar von älteren derselben, wie natürlich einstudienparnasmen von Schlegel, mit bewusster Absicht, vertritt sich eben so wenig wie die romantische Phantasie mit dem Princip des Naturalismus. Dies ist die Cariküre, d. h. die verzerrende Uebersetzung des Charakteristischen. Vom idealistischen Standpunkt aus lassen sich gegen eine solche Uebertreibung nichts einwenden, da das Schöne an Endzweckfähigkeit nur gemessen kann, wenn das mit ihm contrastirende Ueberschießende bis zu entscheidender Hässlichkeit vermehrt wird. So gewirkt z. B. Goethes „Faust“ durch die caricirende Charakteristik des Mephistophiles kaum weniger an kollektivem Reiz, als durch die Idealisirende des Tathalten. Das Carikiren ist eben weiter nichts, als ein negatives Idealisiren, und als solches getrieben, auf indirectem Wege der Schönheit eines solchen Grades zu dienen. Bei naturalistischen Dichtern aber ist die Anwendung dieses Kunstmittels eine Inconsequenz; denn die Wahrheit, welcher diese Dichter doch allem demen weihen, wird durch Uebertreibung jeder Art nur sehr schlecht geoffet.

Dies haben die modernsten unter den Vertretern des Natura-

Human eingesehen. Sie verzichten auf die Durchführung und können auf sie verzichten, weil es ihnen nicht um die sachlichen oder humoristischen Wirkungen an sich ist, welche bei einem Satire oder Dickens die Überströmungen in der Charakteristik erklären, sondern nur um eine möglichst objective Darstellung des Tatsbestandes, damit jedem Leser ein selbständiges Urtheil über denselben ermöglicht werde. Sie wollen nichts von diesem Tatsbestande aus hiesiger Seite verschweigen, aber auch nichts beschönigen, um nicht das natürliche Urtheil ihm zu führen, wie dies von Seiten romantischer Dichter nur allzu oft geschehen ist. Das übrige die Objectivität menschlicher Auffassung und Darstellung ihre Grenzen hat und dass diese Grenzen in der Kunst weit enger sind als in der Wissenschaft, das scheint wenigstens der Leser dieser modernsten Naturalistschule, der Franzose Eugène Zola, klar erkannt zu haben.

Nach Zolas Begriffsbestimmung natürlich ist das Kunstwerk ein Stück Natur, angesehen durch das Medium eines Temperaments, d. h. einer eigenthümlichen, nicht erzwungenen Eigenartlichkeit des Künstlers. Durch das persönliche Moment, welches Zola dem in Kunstwerk anerkennt, wird aber die künstlerische Auffassung so wesentlich bestimmt, dass sie in Bezug auf Objectivität weit hinter der wissenschaftlichen zurückbleiben muss. Immerhin kann zugestanden werden dass die spezifisch künstlerische Objectivität durch das „Temperament“ im Sinne Zolas weniger beeinträchtigt wird, als durch das, was seine Landsleute als „klassischen Geschmack“ und als „romantische Phantasie“ bezeichnen, denn die Naturwahrheit des darzustellenden Gegenstandes erscheint bei Klassikern und Romantikern nicht nur durch die Eigenart des darstellenden Künstlers modifiziert sondern zugleich durch die Eigenart aller der Zeiten, Völker und Individuen, die zur Bildung des „klassischen Geschmacks“ und zur Gestaltung der „romantischen Phantasie“ beigetragen haben. Die Naturalisten schöpfen wenigstens direct aus der Urquelle, indem sie die Natur unmittelbar anschauen, während von den Klassikern zunächst die Kunst des Alterthums, von den Romantikern zunächst die Kunst des Mittelalters und des Aufwandes nachgeahmt wird, so dass man die Natur erst aus zweiter oder dritter Hand erhalten.

Je mehr aber die naturalistischen Künstler der Gegenwart — Maler so gut wie Dichter — bemüht sind, den üblichsten Regeln, Auffassungsweisen und Darstellungsformen der idealistischen

Kunst gegenüber ihre Unabhängigkeit zu wahren, in um so größerer Abhängigkeit gesehen wie gegenüber dem Theorem, Hypothese und Methoden der Wissenschaft; und dies ist eine Abhängigkeit von gefährlicherer Art, da es nicht nur für die persönliche Selbstständigkeit des einzelnen Künstlers verhängnisvoll wird, sondern auch für die Selbstständigkeit der Kunst als eines eigenen, von der Wissenschaft streng zu schiedenden Culturgebietes.

Am meisten unter allen Staatskünsten hat dabei die Dichtkunst zu leiden; denn da diese mit der Wissenschaft das Darstellungsmittel gemein hat, so ist sie schwerer von ihr abzugrenzen, als jede andere Kunst, um schwereren aber die von den Staatskünstlern bevorzugten Gattungen der Prosaabfassung die eben deshalb noch von anderer, als naturhistorischer Seite zur Popularisierung der Resultate wissenschaftlicher Forschung benutzt werden. So hat sich im Zeitalter der Romantik zuerst der Historische und bald darauf der geographische und ethnographische Roman neben dem rein schillerischen Interesse auch noch ein populärwissenschaftliches zu betriebligen gesucht, und in neuester Zeit dienen die sogenannten Profanromane in erster Linie den wissenschaftlichen Zwecken der von ihren Verfassern vertretenen Wissenschaften. So lange solche Lesestücke nicht weiter zu sein beanspruchen, als populäre Lehrbücher in Romanform, streife sich gegen ihre Darstellungsart wohl kaum etwas einwenden lassen; ganz anders aber stellt sich die Sache, sobald sie, wie der naturhistorische Roman der Gegenwart, mit dem Anspruch auftreten, Kunstwerke zu sein und zwar solche, welche die Dichtkunst würdiger repräsentieren, als diejenigen Werke derselben, welche speziell literarische Zwecke verfolgen und sich schon äußerlich durch die Verformung von aller Art nicht dichterischer Literaturen unterscheiden.

Seit Balzac, den Zeit als neuen Meister in der Novellistik betrachtet, haben die naturhistorischen Dichter Frankreichs auch mit Theilnahme in der Darstellung der complicirten Gesellschaftsverhältnisse deren Väterlande und namentlich seiner Hauptstadt beengt. Im Streben, dem eigentlichen Wesen derselben auf den Grund zu kommen, sieht sich eben Balzac zu diesem Verfahren veranlaßt, welches mit dem der wissenschaftlichen Analyse die grösste Ähnlichkeit hat. Er verfolgt nämlich die psychologische Entwicklung zunächst einzelner Persönlichkeiten, die dies als Typen der verschiedenen Gesellschaftskreise gelten, und schließt aus dem persönlichen Motive jener Persönlichkeiten auf die Motive, von denen

jeder dieser Gesellschaftsklassen, sowie die Gesellschaft als Ganzes gemeint wird. Auf diesem Wege sucht er zu einem Ergebnis zu gelangen, welches ihm bald als Psychologie, bald als Physiologie, bald als Pathologie der Gesellschaft gilt. Zola aber geht noch einen Schritt weiter auf diesem Wege, denn mit Anlehnung an moderne Socialphilosophen, welche die Gesetze der Entwicklung andeckt zu haben glauben, sucht er die französische Gesellschaft nicht nur im Nebeneinander, sondern auch im Nacheinander ihrer einzelnen Glieder zu analysiren, indem er die Entwicklung eines und desselben Geschlechts durch mehrere Generationen verfolgt.

Bei den Vorarbeiten zu seinen Werken vollführt Zola mit so positiver Gewissenhaftigkeit, als bestände es sich dabei wirklich um selbstständige wissenschaftliche Untersuchungen, und nicht bloß um die Zusammenführung sehr unvollkommener Theorien Anderer, denn er blüht nicht. Im Hinsicht kommt die Gewissenhaftigkeit seiner Beobachtung der Zurechtigkeit seiner Darstellung nicht wenig zu gute, im ganzen aber ist es der poetischen Wirkung derselben mehr schädlich als nützlich, denn nur allzu oft verlässt er ihn, den Leser an den Mäßen seiner Vorarbeiten theilnehmen zu lassen, indem er ihm die Einzelheiten eines complicirten Ganzen im unabweislicher Falle verflücht. So unterläßt er z. B. bei der Beschreibung der Mollaten — die in seinem Werke eine eben so bedeutende Rolle spielen wie in der Wirklichkeit — das vollständige Spitzentheil mitzutheilen, und mannt schildert er auch die Beschaffenheit der einzelnen Speisen. Bei der Charakteristik von Fournier und Dreyer begnügt er sich nicht damit, die Eigenschaften ihrer kammern Knochentanz naturlich, sondern er schildert auch sorgfältig den ihnen eigenthümlichen Geruch. Und die Gerüche die in der Schilderung ganz besonders ihr werth halt, sind nicht gerade die Heftlichsten, sondern in der Regel nur ganz besonders stark virulente Offenbarungswörter des physischen und moralischen Schmutzes, der in seinem Romanen die wichtigste Rolle spielt und den er tragend zu beschreiben pflegt, nur um die in seiner ganzen Häuslichkeit zu zeigen. Die künstlerische Vorliebe des Naturalismus für das Häusliche verlangt Zola nicht, um wenigstens aber in seinen, grossen Hauptwerken, dass er in die Häuslichkeit hineinkommt. Die des alltäglichen Niedergang der französischen Gesellschaft unter dem zweiten Kaiserreich zum Gegenstand hat und dessen Niedergang nicht nur veranschaulichen, sondern auch psychologisch und physiologisch erklären will. In

Ist die physische und moralische Krankengeschichte eines eigenen Volkes, so wehlet dieser Stoffausdrucke Naturalist der Gegenwart in seinem grossen Hauptwerke schreibt. Er that dies vielleicht mit dem ethisch-sittlichen Interesse eines Arztes, den der Krankheitsfall als solcher interessiert, nach abgesehen von dessen Heilung, aber das poetische Interesse seiner französischen Leser muss dabei eben so sehr zu Tage kommen, wie das kommt, denn in seiner Darstellung erscheint die Krankheit seines Volkes als unheilbar.

Nicht in demselben Masse, wenn auch ähnlich genug, lobet das specifisch ästhetische Interesse durch sein selbes, mehr wissenschaftliche als künstlerische Objectivität; und da Zola nicht bloss ein ernstes und gewissenhafter Beobachter ist, sondern auch lebensvoll ein charakteristisches und plastisch-voll dargestelltes versteht, so gefällt es ihm, trotz allen Abscessen und Niederdrückenden in seinen Werken, nicht nur, das psychologische Interesse des Lesers bei dem Ende derselben noch zu erhalten, sondern ihn und wieder auch grosse poetische Wirkungen hervorzubringen. Aber die grössten seiner poetischen Wirkungen erzielt er doch immer nur da, wo er seinen naturalistischen Princip voraus wand und so den Kunststolz der romantischen Phantasie greift, um der Masse tiefer Einsichten, die er selbst nicht pflegt, die Gesamtwirkung eines lebendigen Gemäls zu sichern; und selbst die höchsten seiner Romane hinterlassen einem höheren Nachgeschmack — die notwendige Folge der aristokratischen Bevorzugung des Hässlichen, selbst da, wo der Dichter nicht durch die Absicht verführt, ein Apoll der pessimistischen Weltanschauung zu sein. Letzteres aber liegt ihm vor allen nahe, da die pessimistische Weltanschauung zum künstlerischen Naturalismus in einem ähnlichen Verwandtschaftsverhältnis steht, wie die demokratische Staatsverfassung; denn je besser der Naturalist den Forderungen seines Kunstprincipe gehorcht, um so mehr muss er seinen Werken an dem verhängenden Moment gebrochen, welches überall da vorhanden ist, wo die Schönheit des Gesamtindrucks bestimmt, selbst wenn diese Schönheit im höchsten Grade tragischer Natur ist.

Ein tragisches Kunstwerk im Sinne des Idealismus beeinflusst, selbst dann, wenn es allen Schmerz der Welt auf ein einziges Menschenleben zusammenschlägt, einem einem höheren Nachgeschmack, sondern nur eine Befremdung, aber zugleich wehrende Stimmung; denn je tiefer es den Menschen durch das Lesen des tragischen Helden wehrt, um so tiefer schlägt es ihn zugleich durch die

Wirklichkeit zu diesem Behufe, da sich dieses gerade am Leisten am besten bewährt. In dem am entschiedensten naturalistischen Dichtungen der Gegenwart aber findet sich von einem solchen Behufe kaum ein wenigstens, und zwar nicht etwa deshalb, weil es in der Wirklichkeit nicht vorliege, sondern weil der Dichter nur sehr selten Gelegenheit zu eigener Beobachtung desselben hat, und weil ihm das Erkennen wie die Schöpfung übersteigt. Wegen der Seltsamkeit seines Vorkommens, wird weniger als das Niedere und Gemeine gezeichnet, und es wird das wahre Wesen der Wirklichkeit zu veranschaulichen.

Diese Kunst hat er learnt hoch, indem er die Alltagswirklichkeit nennt. Aber auch in dieser sind die Annahmen nicht weniger wirklich, als die verfluchtigste Fiktion; und wenn sie für die Gesamtweltung derselben weniger als die letzteren in Betracht kommen, so bilden sie dafür als Einzelerscheinungen — selbst vom naturalistischen Standpunkt aus betrachtet — nur so wertvolle Darstellungsgegenstände für die Kunst, weil sie sich am so wirkungsvoller von ihrer Umgebung abheben.

Die naturalistischen Dichter der Gegenwart würden sich derartig anderer Stoffe viel schwerlich entsagen lassen, wenn es ihnen bloß um ästhetische Wirkungen zu thun wäre, und nicht zugleich um dahnische Tendenzen irgend welcher, meist sozialpolitischer Art. Sie wollen die moderne Gesellschaft darstellen, die einzelne Persönlichkeit kommt dabei bei ihnen nur in so fern in Betracht, als dieselbe für irgend eine Seite des gesellschaftlichen Ganzen typische Bedeutung beanspruchen kann. Aber sie vergessen dabei, dass die einzelne menschliche Persönlichkeit auch abgesehen davon, ob sie die Regel oder die Ausnahme vertritt, die in viel höherem Grade selbständige und individuelle Gesetze und deshalb einen viel dunkleren Gegensatz künstlerischer Darstellung bildet, als die allgemeine Gesetzmäßigkeit, denn diese ist, wenigstens so weit der Dichter sie aus eigener Beobachtung zu kennen vermag, nur ein zufälliges, d. h. von subjectiven Bedingungen abhängiger Ansehen aus einem wirklichen, d. h. objective vorhandenen Gesetze. Ihre eigene Kinkheit und Ganzheit aber ist nur eine harte Abstraktion. Durch die Kunst des Dichters kann allerdings dieser zufällige Ansehens zu einem wenigstens ästhetisch sinnlichen, d. h. harmonischen Gesetze abgewandelt werden, aber eine solche, im Naturverhalte nicht vorhandene Kinkheit und Ganzheit des künstlerischen Abbildes wird nur von idealistischem Kunstprinzip gestützt und verhängt, von naturalistischen dagegen verboten.

Da nun auch der naturalistische Dichter der Gegenwart eine Ergänzung der von ihm selbst angestellten Beobachtungen bedarf, wenn seine „Analyse der Gesellschaft“ den von ihm angetriebenen Eindruck objectiver Wahrheit hervorzuheben soll, so bleibt ihm zur Erreichung seines Kunstzwecks in der That kein anderer Weg übrig, als derjenige Kolsa, d. h. er muss die Ergänzung des Selbstbeobachteten, da der Mensch selbst eigene künstlerischen Phantasie verdanken darf, den wissenschaftlichen Theorien Anderer entnehmen. Wenn er sich aber dabei mit Vorliebe an positivistisch geordnete Gewährsmänner hält, so geschieht dies nicht bloß deshalb, weil der Naturalismusbewerber der Gegenwart ihm solche besonders wahrhaft, sondern hauptsächlich, weil seine eigenen, methodisch und gewissenhaft angestellten Beobachtungen der Alltagswirklichkeit ihm diese Theorien zu bestätigen scheinen.

Wer dagegen diesem eingedenk ist, dass auch die denkbar reichste und vollständigste Beobachtung der Alltagswirklichkeit nur zur Erkenntnis eines zwackelndem kleinen Bruchstückes der unendlich großen Gesamtwirklichkeit führen kann, der wird solchen Beobachtungen keinen grossen Einfluss auf seine Anschauungen von der letzteren gestatten, als den idealen Forderungen seines Geistes; und selbst wenn sein Auge an dem von ihm beobachteten Bruchstück nur Dehnungsmaasse entdecken sollte, wird seine Veranschaulichung darum nicht auf die Dehnung der jenseits aller Beobachtung liegenden Gesetze zu schliessen wagen.

Sollte das denkbar vollständigste Ganze nicht auch im aesthetischen Sinne des Wortes ein Ganzes sein? Mit andern Worten: sollte der menschliche Geist sich den Weltall anders vorstellen können, als in der Fern eines Ganzen, welches nicht nur unendlich gross, sondern auch unendlich harmonisch ist? Wenn aber eine demartig erhabene Schönheit zu viel höherem Grade als derjenige, was den Naturalisten als Wahrheit erscheint, der Gesamtwirklichkeit des Weltalls entspricht, sollte sie nicht da zu oben zu viel höheren Grade als dieses auch den Namen der Wahrheit verdienen?

Doch das sind Fragen, die der Positivist jedenfalls nicht beantworten wird als der Optimist, — Positivismus und Optimismus aber sind Sache des Glaubens, und über den Glauben lässt sich nicht erfolgreicher streiten, als über den Geschmack.

Eben deshalb hat der Streit über beides keine Aussicht, jemals aufzuhören, wenn auch bald die eine, bald die andere der streitenden Parteien schliesslich die Oberhand behalten mag.

So mächtig die naturalistische Geschmackseinstellung durch ihr Bestehen mit der demokritischen Sinnenauffassung und mit der poet. gemessenen Schmeckhaltung gegenüber sich gestanden ist, und so tüchtige künstlerische Kräfte auch in ihrem Dasein thätig sind — schon der bisherige Gang der Kunstentwicklung nötigt uns zu der Annahme, dass diese Geschmackseinstellung über kurz oder lang durch die entgegengetretene abgelöst werden wird. Aus dem fortwährenden Wechsel beider aber dürfen wir nur auf die relative Berücksichtigung jedes der beiden, in ihnen herrschenden Kunstprincipien schließen, nicht aber auf die absolute Bevorzugung eines von beiden. Alle überhaupt Recht und Macht auf kühnem Gebiete eben so eng zusammenhängen sollten, wie auf politischem. Eine höhere Berechtigung könnte immerhin demjenigen der beiden Kunstrichtungen besprochen, von der sich eine Entwicklung nach weisen lässt, welche an Stetigkeit des Fortschritts die der andern übertrifft, denn dann müsste der Fortschritt, der in der Entwicklungsgeschichte der Kunst überhaupt wahrnehmbar ist, hauptsächlich auf die Wirksamkeit dieser entwicklungsfähigeren der beiden stehenden Richtungen zurückgeführt werden.

Von diesem Standpunkte aus betrachtet, scheint manchen zu Gunsten des Naturalismus zu sprechen; so z. B. schon das Hervortreten in diesem Wesen, mehr noch das ständige Fortwachen desselben in Bezug auf Ansprüche auf Verbesserung; es merkt aber die Erklärung, dass der Wahrheitszweck viel weniger dem Wechsel unterworfen ist, als der Schmeckweise.

Die Mode, bei welcher es sich nur um Schmeck, also um Schönheit handelt, wechelt bekanntlich fortwährend, ohne dass sich in diesem Wechsel irgend eine Stetigkeit des Fortschritts wahrnehmen lässt, die Wissenschaft dagegen, der es nur um Wahrheit zu thun ist, scheint fortwährend weiter. Allerdings gehört die Mode eben so wenig zum Mittelpunkt der Kunst, wie die Wissenschaft, aber die Schönheit der Kunst hat doch manches vom conventionalen Wesen der Mode an sich, und die Wahrheit der Kunst hat mit derjenigen der Wissenschaft weitgehendes die entgegengehene Unerreichbarkeit ihres Ziels gemein. Die Schönheitsideale, denen der künstlerische Idealismus in den verschiedenen Perioden seiner Herrschaft gehuldigt hat, sind untereinander der Art nach so verschieden, dass ein stetiger Fortschritt zu einem allgemein menschlichen Schönheitsideal noch nicht hat nachgewiesen werden können. Dagegen ist die Naturwahrheit zu

allen Zeiten derselbe, und die Fähigkeit zum Nachahmen und zur künstlerischen Wiedergabe desselben wandt eben nur selten unterbrochenen Fortschritt auf. Dazu kommt, dass charakteristischste Naturwahrheit in der Kunst, nach abgesehen von allen Periodizitäten der Technik, allgemeiner und dauerlicher Wirkung zu sein pflegt, als alle Schönheit. So wurden z. B. die schmerzigensten Wirkungsweisen niederländischer Maler, trotz aller Häufigkeit und Plangheit ihrer Figuren, nach vielfach von Lesern bekräftigt, die weder im Stande sind, deren anatomische Verzüge zu empfinden, noch an deren Gegenständen die selben Gefühle zu finden, während die Heftigbilder eines Carlo Dolci und selbst eines Guido Reni, bei all ihrer einst hochgepriesenen Idyllichschönheit, gegenwärtig die meisten Betrachter entweder kalt lassen oder doch nur vorübergehend anziehen. Selbst die wunderbarsten italienischen Madonnen Mariäns haben kein so großes und breites Publikum finden können, wie die verletzten und knöcheligen Bettelkinder desselben Meisters, obwohl sie mit nicht weniger virtuoser Technik gemalt sind.

Aber die ästhetische Werth eines Kunstwerks kann eben so wenig an der Form, wie an der Größe seines Publikums gemessen werden, denn je größer ein Publikum ist, um so grober pflegt auch derjenige Theil desselben zu sein, der zur Massen-Menge an Entwicklungsfähigkeit sich selbst und damit auch seinem Geschmack am meisten widmet. Deshalb sind auch die Gesammtevolutionen, die vom Naturalismus ausgehen, nicht als Annäherungen einer vorwärts treibenden Kraft anzusehen, sondern vielmehr nur als Annäherungen des trägen Beharrens, welches die sehr Masse jeder organischen und dadurch in Wirklichkeit vorwärts treibenden Kraft entgegensteht, und welches den Weg über die letztere gewinnt, sobald dieselbe aus irgend einem Grunde erlischt. Der steigende Einfluss des Naturalismus auf Kunst und Kunstgeschmack des Gegenwart ist daher nur ein Anzeichen dafür, dass gegenwärtig die Macht der Masse sei allseitigem Gehalte im Steigen begriffen ist, weil es im Augenblick an organischen Kräften, d. h. an großen Künstlern fehlt, von denen sie antriebsgetragen werden könnte. Was aber die Fortschritt in der Technik der Naturnachahmung anlangt, so richtet sie wohl allem von Naturalisten her, und selbst wenn das der Fall wäre, würde es nicht hürden, um die grössere Entwicklungsfähigkeit des Naturalismus als selbständiger, dem Idealismus entgegenetzter

Kaustikation zu beweisen, denn da auch die Idealität nicht ohne ein gewisses Maß von Naturwahrheit denkbar ist, so kann der künstlerische Idealismus nicht alle verhassten Fortschritte an eignen Weibchen der Naturwahrheit zu gute kommen, sondern viele von ihnen, ja er kann in der Gestaltung einzelner Theile seiner Werke geradezu dem entschiedensten Naturalismus heilfogen, ohne mit seinem eignen Princip in Widerspruch zu treten, da diese nur von Genuß, nicht aber von allen Einzelheiten des Kunstweibes Idealität verlangt. Die naturalistische Kunstichtung dagegen ist nicht in der entsprechend gleichlichen Lage, da die Princip die Anwendung aller der Kunstmittel verbietet, welche direct oder indirect der Idealität dienen. Hieraus folgt, daß der Mechanismus als die ausschlaggebendste des beiden Kunstrichtungen betrachtet werden muß, falls das ein oberwärtiges wichtiges Argument, welches in seinen Gegensätzen spricht, widerlegt werden kann, nämlich dasjenige, welches sich auf die Verantwortlichkeit des Geschmacks in Bezug auf Idealität gründet.

Vor allem läßt sich gegen dasselbe anwenden, daß diese Verantwortlichkeit nicht so groß ist, wie sie scheint, vielmehr nicht bei dem in Kunstigen Uebelsfahigen, des sogenannten Kenners. Aus der Menge der arthetisch Uebelsfahigen allerdings pflegt ein grosser Theil vom jenseitig herrschenden Zeitgeschmack nicht minder selbständig abhängig zu sein, als ein noch grösserer vom nichtberufenen Volkgeschmack. Wenn z. B. das conservirte Landvolk ein gewisses beschränktes Geschmackswesen hat, so ist es nicht ohne Ursache, so folgt dafür ein unvernünftiger Stadtvolk um so herabwürdiger selbst den ausschweifendsten Wandlungen des Modengeschmacks. Doch lautet — wie die Geschichte der Volkstheorie und Volkstheorie beweist — auch kein conservirter Theil des Volkes kein völliger Schatz auf ästhetischen Gebiet statt sondern eine sehr langsam, aber doch doch langsam wahrnehmbare Bewegung, welche aus denselben Bedürfnis nach Abänderung entspringt, aus welchem auch die Wandlungen der Mode hervorgehen. Da nun das Bedürfnis selbst ein wesentlich ästhetisches ist, so darf man sich nicht darüber wundern, daß es auch in der Geschichte der Kunst eine hervorragende Rolle spielt, und daß das -versteht -dieser- sich nicht nur in Bezug dergleichen Gegenstände bezieht, aus welchem die unangenehme Harmonie eines einzelnen Kunstwerkes sich willkürlich, sondern auch in Bezug des gegenständlichen Verhältnisses zwischen verschiedenen Kunst-

weihen und ganzen Kunstschöpfungen, welche zeitlich auf einander folgen. Wie im Rhythmus eines Verses oder eines Musikstückes auch der schlechte Teilteil unmittelbar nach dem guten durch den Gegensatz zu diesem gemittelt, so kann im Rhythmus der kunstgeschichtlichen Entwicklung auch eine an sich geringwertige Kunstschöpfung allgemeinen Anklang finden, wenn sie zu der ihr zeitlich vorhergehenden in einem gegensätzlichen Verhältnis steht. Aus demselben Grunde ist es leicht erklärlich, warum das zeitliche Weiterbestehen der naturalistischen und der idealistischen Kunstschöpfung selbst da stattfindet, wo deren zeitlicher Gegensatz nicht an dem Gegenseite der nach einander zur Geltung kommenden Völker und Stämme, Gesellschaftsklassen und sozialpolitischen Parteien eine ausserordentliche Stärke findet. Was hier in dieser Beziehung von den beiden Hauptgruppen in Kunstgeschmack gilt, das gilt auch von allen den mannigfaltig modifizierten Gegenseiten, welche innerhalb des künstlerischen Schiedsmannes zu Tage treten. Wie die Mannigfaltigkeit unserer verschiedenen Schicksalsbedingungen sich aus der Mannigfaltigkeit der Umstände ergibt, unter denen der Geschmack der schon von Natur mannigfaltig verschiedenen Individuen und Gruppen sich entwickelt, so ergibt sich der rhythmische Wechsel, der in der zeitlichen Aufeinanderfolge solcher Schicksalsbedingungen wahrnehmbar ist, aus dem allgemein menschlichen Geschmacksbedürfnis nach Abwechslung.

Es kann ein Wandel, wenn der Kunstschmerz allem im Stande wäre, diesem allgemein menschlichen Geschmacksbedürfnis, sowie dem Geschmacksinflusse seiner Umgebung wohl ganz und gar zu entsprechen. Aber selbst derselbe Fachmann auf dem Gebiete der ästhetischen Kritik ist geneigt es zu seinem Wesen, dass er selten einem subjektiven Geschmacksurteil auch noch ein objektives beifügt, welches, als Resultat kunstgeschichtlicher und ästhetischer Fachbildung auf wissenschaftlicher Grundlage ruht und dadurch begünstigt ist, jenseit anderen als Gewerbe an diesem. Allerdings ist auch das denkbar objektive Geschmacksurteil nicht unfehlbar, und demnach sind auch die im höchsten und allgemeinsten geschätzten Kunstwerke nicht im allen Geschmackskreise einig, aber je mehr sie eine solche Selbsteinschätzung verdienen, um so eher sind sie im Stande sich untereinander so weit zu nähern, als auf ästhetischem Gebiete überhaupt möglich ist.

Diese Möglichkeit ist zwar eng begrenzt, denn das Wesen der ästhetischen Bildung ist einer nur schwer Übertragbaren und

daraus nicht ohne Selbstverleugung erreichbarer, bringt es mit sich, dass die berufsmässigen Vertreter derselben einander mit spärlicher Selbstständigkeit gegenüberstehen, zusammen aber eine wenig zahlreiche Geistesaristokratie bilden, welche selbst in demjenigen Punkte, in dem sie im vollkommenen Einklang mit, nur weit überwiegendem Material des Volkstums auch im schroffen Gegensatz befindet und deren für den äusseren Erfolg von Kunstwerken und Geschmackskonditionen nicht im dem Grade massgebend sein kann, wie es wünschenswert wäre. Auf die Dauer allerdings bewährt sich die ästhetische Bildung, wie jede andere, als eine geistige Macht, welche erstens auf die weitesten Kreise zu wirken vermag, aber wenn es den tatsächlichen Volkserzieher auch gelingt, den Widerstand der Menge gegen alles, was nicht ihres Willens und Vorurtheilen schmeichelt, zu überwinden, so geschieht das doch immer nur sehr langsam und unvollkommen; denn ein tatsächliches Gebot ist der Pöbel nicht nur willkürlicher, als auf jedem anderen, sondern besonders auch reich auch dadurch, dass er bis in die höchsten Gesellschaftsklassen hinreichend und nicht selten die reichsten und angesehensten Kunstgenosse mit umfasst. Gerade derjenige Theil dieses Pöbels, der im Gemüthe aller Art am meisten überstürzt ist, gebildet den ästhetischen Demagogen, die den Maßgeschmack bestimmen, so willig sind, — so willig, wie nur der ängstlichste Theil des Proletariats den sozialpolitischen Demagogen gehorchen kann, und gleich diesem verkennt er die wahre Fesseln des Volkes, d. h. diejenigen die dasselbe auf eine höhere Entwicklungsethik zu heben suchen um so leichter, je mehr er von ihnen geistig überzogen wird und je mehr es zur Erreichung jener höchsten Entwicklungsethik seinerseits der Selbsterziehung und damit auch der Selbstverleugung bedarf.

Wenn somit eine vollständige und äusserliche Reifheit auf ästhetischem Gebiete eben so wenig möglich ist, als auf sozialpolitischem, so ist doch in einzelnen Fällen dort wie hier das vorübergehende Kräftigen zwischen sozialistischen Parteien nicht nur möglich, sondern sogar notwendig, dass da die verschiedenartigen Bewegungen, die sich im Kunst- und Geschmacklichen der Völker und ihrer verschiedenen Gesellschaftsklassen vollziehen, nicht in gerader und paralleler, sondern in gebrochenen Linien fortzuschreiten, die einander auf das unangenehmste durchkreuzen, so kann es nicht ausbleiben, dass erstens ein und dasselbe Kunstwerk gleichzeitig den Beifall des am Hergebrachten ängstlich-

auf die nach Neuerungen begerigen Theile des Publicums gewandt. Das ist ja immer der Fall, wenn der künstlerische Naturalismus, der als solcher den Geschmack der conservativen Volksmassen vertritt, einen technischen Fortschritt im Bereiche seiner and überausdauer Effects verwehrt. Müssen diese Kkräfte in ästhetischer Beziehung auch noch so reich sein, ihre Nothwendigkeit ist gering, um die vorzulassen, wie den geringen Kunstgeschmack zu bestehen. Der künstlerische Naturalismus kommt dann in die Mode und wird durch die Menge seiner Anhänger in allen Gesellschaftsklassen so mächtig, dass die Angriffe der Kritik nicht gegen ihn vernehmen. Das dauert so lange, bis die Urtheilungen, welche seine Vertreter im Wettbewerbe um die Gunst des Publicums um Kostung seiner stärksten wirkender Effects sich erlauben, ihn selbst und seinen Cultus den Händeln des Mehrzahl des Publicums verfallen und dadurch die Herrschaft eines mehr oder weniger idealistischen Modegeschmacks den Weg bahnen.

Es kann sich aber auch treffen, dass die Fortschritt in der Technik der Naturanschauung zu nicht künstlerischen Wirkungen benutzt werden. Dann gewinnen die Kunstwerke, in denen dies geschieht, zwar nicht immer einen bestimmten Einfluss auf den zeitgenössischen Modegeschmack, aber sie üben doch die Anwartschaft auf einen geschmackbildenden Einfluss für alle Folgenerit und damit auf eine Werthschätzung, welche alle Wandlungen des zeitlichen Zeitgeschmacks überdauert. In diesem Falle befinden sich die Wirkungskreise der grossen niederländischen Meister des 17. Jahrhunderts. Um den Kunstwerth dieser Gemälde schätze zu schätzen, muss man sich nicht nur dem Befehl der Menge hin geben lassen und nicht auch zugleich den der Kenner. Die Letzteren aber besonders an ihnen nicht ihre Schönheit der Charakteristik, sondern auch eine Färbung und eine Beleuchtung, die bei aller Naturwahrheit zugleich ein hoher Mass von Kunstschönheit enthalten, und so fern als der Erfolg künstlerischer Idealierung betrachtet werden müssen. Mit dem Plausen und Beweisen an den Gegenständen dieser Gemälde verbindet den grossen Theil des Publicums schon der ihnen meist eigene Hauss, welcher ebenfalls ein entschieden idealtistisches Element derselben bildet, da er nicht aus dem Naturverhalte, sondern aus dem Gemälde des Künstlers stammt. Wer aber für die spezifisch malerische Idealisierung dieser Gemälde ein ästhetisches Verständnis hat, in dessen Augen drückt sich dieser Hauss nicht als bloss mehr und mehr zu einem bloss ästhetischen Bestand

darf man schonen Gutes herab. Die plumpen Einzelfiguren der erstickten und todesenden Bauern ordnen sich ihm zu Gruppen, die ihn durch den Reiz malerischer Bewegtheit ausbilden, todt liegende, wie Kleider und Gesch. Nahrung- und Genussmittel, gewinnen für ihn nicht nur den Reiz des Lebens- und Seelenwollen indem sie sich ihm zu ihrer Wiederherstellung zum menschlichen Schicksal zeigen, sondern sie betrieffen auch sein ständiges Auge durch die spezifisch malerischen Reize des Halbtonfels und der Farbenharmonie. Selbst der Schmaltz, dessen Beschreibung in des Hansens Kolor: nach der poetischen Schönheit zu handeln erweist, trägt in der Darstellung niederländischer Gewerbetler zu deren malerischer Schönheit bei denn während in jenen die zugleich satirischste und würdevollste Seite des Schmaltzes — jenes Geräth — gewöhnlich hervorgehoben wird, tritt in diesem nur ein satirischer Vorzug desselben während hervor, nämlich seine Fähigkeit, alles Harte, Grobe und Bunte an der wirklichen Erscheinung der Dinge zu mildern. Und wie der romantische Schmaltz des wägen und roten Tuschens in den Wytsholtszocenen der großen Niederländer durch lebhafte Auffassung und komische Darstellung stets wesentlich poetischen Reiz gewinnt, auf den die Romantisierung Selbst dem naturalistischen Princip zu Liebe verzichten muß, so gewinnt der physische Schmaltz in jenen Gemälden eines für die charakteristische Darstellung desselben überhaupt unerschöpfbaren Reiz dadurch, dass er für die harmonische Einheitsheit der Farbestimmung vorwerfbar wird. Aus dieser Vorwerfbarkeit des zu sehr Wirklichen in der wirklichen Erscheinung der Dinge für deren spezifisch malerische Identifizierung wird es erklärlich, wie das malerisch bearbeitete Volk der Niederländer trotz der sprachwörtlichen Randschönheit, der so in wirklichen Leben heiligt, in seiner Lieblingekunst nie so entschieden Vorliebe für den Schmaltz bezeugen kann.

Was in den erwähnten Betrachtungen von des wirklichen Heiligt eines Tones oder Grunde gibt, das gilt im wesentlichen auch von den besprochenen Marien. An den Muttergottesbildern dieses Malers dagegen tritt die Idealschönheit nicht nur in der Führung und Behandlung des Ganzen hervor, sondern zugleich ebenso wie an des Madonna Kolor, auch in der Zeichnung der Hauptgestalt. Dadurch kommt sie in diesem Gemälde so wirklich zur Geltung, dass sie gleich von vorn herein deren Gesamteindruck bestimmt. Die wunderbare Macht dieser Schönheit aber ist nicht nur der Erfolg einer zugewöhnten hohen Idealisierung, sondern zugleich

zum ungewöhnlich tiefen Charakteristik. Denn indem der Künstler in seiner Madonna den Prosotypen seiner Heimat im zum höchsten. Er setzt Kunst erreichenem Mass idealer Schönheit verkörpert, charakterisiert er zugleich nicht nur die eigentümliche Nüchternheit dieses Prosotyps, sondern auch die Vereinfachtheit der Gottesmutter als der idealsten aller Frauen, und endlich die besondere Art und Weise, wie die äussere Erscheinung dieser idealen Vereinfachtheit in der religiösen Vorstellungswelt eines künftlichen Bevölkerung lebt. In Folge dessen ist eine solche Madonna in der Brust des Künstlers allem Volk als weisses vorstellbar, anderwärts allerdings, wie andere religiöse Vorstellungen, als anderer Nationaltypus und ein andere Nationalgeschmack herrschen, erkennbar sich die ganze Macht ihrer charakteristischen Schönheit nur dem Künstler, deren künstlerischen Urtheil nicht durch die Eigenart ihres religiösen und nationalen Einflusses in seiner Unparteilichkeit beeinträchtigt wird. Diese aber werden durch ein besondres Muttergottesbild viel länger gelebt und viel tiefer empfunden, als durch die von Carlo Dolce oder Guido Reni gemalten Madonnen, deren viel allgemeiner wirkende Schönheit nur eben so viel schwächer wirkt, weil die Plastik ihrer Charakteristik nur eine vage Idealisierung möglich macht. Religiösen Gemälden, wie denen Titians, sind Darstellungen der gemachten Wirklichkeit, wie sie von den grossen Spaniern und Niederländern des 17. Jahrhunderts gemalt sind, in künstlerischer Beziehung schon deshalb weit überlegen, weil sie gerade nur dasjenige Art von Idealität bestreben, welche sich mit der ihrem Gegenstande angemessenen Charakteristik am besten vereinigt. Aber selbst die künstlerisch wertvollsten dieser Bittenbilder sind nicht im Stande, auf die Weltgen, die eines rein ästhetischen Interesses am Kunstwerk fähig sind, einen so tiefen und nachhaltigen Eindruck hervorzubringen, wie die mit glühender Mächtigkeits gemalten Madonnen Raouls und Murillos, und wenn deshalb, weil Betrachter und stehende Betauer wohl einer solchen Höhe der Idealisierung, noch einer solchen Tiefe der Charakteristik fähig sind, wie die Gefühle der religiösen Vorstellungswelt, welche, als deren eigenes Wesen auch diese Gefühle, ihre charakteristische Eigenart um so vollkommenst hervorzuheben lassen je mehr in ihnen der Künstler durch eine an seinem eigenen Gemüthsleben gewöhnliche Befähigung und Neugestaltung des überlieferten Gegenstandes mit diesem zugleich sich selbst charakterisiert.

Aus den angeführten Beispielen erhellt wol ein Gesetze, das

in der Malerei nach Charakteristik und Maßbarung, Wahrheit und Schönheit nicht nur aufs Beste vertragen, sondern, dass sie sogar im Verhältnis der Wechselwirkung stehen müssen, wenn das Kunstwerk seinen ästhetischen Zweck erreichen soll. Dasselbe aber ist auch in der Dichtkunst der Fall, nur dass hier nicht die sinnliche, sondern die seelische Seite des Charakteristischen wie des Idealschönen in den Vordergrund tritt. In der Charakteristik, welche Charaktere seinem Handeln und seinem Leben hat zu Theil werden lassen, hebet sich nicht mehr poetische Idealität, die sich mit der allfassen Beschaffenheit ihrer Charaktere verträgt, aber doch genug, um diese Persönlichkeit trotz ihrer ethischen Mängel als tragische Helden erscheinen zu lassen, d. h. als Persönlichkeiten, die durch den allfassen Fortgang einer für sie verhängnisvollen, und unzeitigen Katastrophe, eben so sehr unsere Bewunderung wie unser Mitleid hervorgerufen vermögen. Andererseits tragen selbst die Charaktere, welche von großen Dichtern als Contrastfiguren zu ihren Idealgestalten gerichtet werden, nicht immer ihre eigene zur Menschlichkeit der betreffenden Dichtungen bei, sondern nur selten auch gewisse, indem sie selbst so viel Idealschönheit enthalten, als sich mit der vorwiegenden Härte ihres Wesens noch vereinigt denken lässt. So ist der Hypochrisophel in Goethes „Phantazie“ ein Teufel, aber ein höchst geistvoller und heiliger Teufel, der durch das unermüdet Schaffende in seiner frohen, sophistischen und satirischen Natur eine absolute Anziehungskraft ausübt, wie alles das, worauf der satirische Reiz der besten Komödien beruht.

In Folge seiner Wechselwirkung mit dem Charakteristischen ist das Idealische in der Kunst so mannigfache Modifikationen fähig, dass in der That von einem allfassen schwebenden Schönheitsideal nicht die Rede sein kann, sofern man unter einem solchen einen Kanon versteht, nach welchem alle Künstler der Welt sich zu richten hätten. Wenn es einen solchen Kanon gibt, so würde er der Kunst gewiss nicht zum Heile gereichen; denn durch das unerschütterliche Streben nach der durch ihn festgelegten schallosensmässigen Idealform müsste sie sich auch viel tiefer in handwerksgewöhnliche Technik versinken, als durch das unerschütterliche Streben nach einer Charakteristik im Sinne des Naturalismus.

Da in der Vorzeit idealistische Kunstperioden die durch große Künstler geschaffenen Schönheitskategorien in der That hervorstechende Geltung zu gewinnen und als absolute Schönheitsmaßstäbe geglaubt zu werden pflegen, so ist die naturalistische Opposition

der in solchen Kreisen sich gegen die herrschende Kunstrichtung erhebt, derselben berechtigt, sofern sie sich gegen die absolute Ungleichung derartiger Schicksalsfälle erklärt; sofern sie aber die künstlerische Überlieferung überhaupt bekämpft und Schönheit in der Kunst nur als Nachahmung von Naturschönheit gelten lassen will, ist diese Opposition durchaus unberechtigt; denn sie verkennt dabei nicht nur den engen Zusammenhang der Identifizierung mit der künstlerischen Charakteristik, sondern auch das Wesen der Schönheit als einer Eigenschaft, die nur mit idealem Maßstabe gemessen werden kann. Wie sollte der Künstler auch nur die Naturschönheit als Vorbild zu schenken und nachahmen im Stande sein, wenn er nicht ein Ideal der Schönheit in seinem Innern trägt? Besteht er aber ein solches, dann wird er in seinen Werken idealisieren, auch ohne es zu wissen und zu wollen; und je mehr er in seiner künstlerischen Entwicklung fortschreitet, um so mehr wird mit der Tiefe seiner Charakteristik auch die Höhe seiner Identifizierung sich steigern, wenn nicht eine falsche Theorie, wie die des modernen Naturalismus, seinen künstlerischen Instinct in die Irre führt.

In der spezifisch künstlerischen an der Arbeit des Künstlers in schöpferischer Phantasiebetätigtigkeit besteht, die Phantasie aber nicht schöpferisch thätig sein kann, ohne den Gegenstand, von dem sie ausgeht wird, irgend einem gründigen Scherfne genau auszugestalten, also zu idealisieren, so kann der Künstler unmöglich auf die Identifizierung seines Gegenstandes verzichten, ohne zugleich auf denjenigen Verzicht zu machen, was das eigentümliche Wesen der künstlerischen Thätigkeit im Gegensatz zur wissenschaftlichen einseitig und zur handwerklichen andererseits ausmacht. Sofern es ihm um die Darstellung seines Gegenstandes zu thun ist, kann er allerdings auf dessen Charakteristik auch weniger verzichten, als auf dessen Idealisierung. Aber wie jense vom höchsten Zwecke der künstlerischen Darstellung gefordert wird, so eben vom höchsten, denn während das Charakterisiren als Betätigung eines Beobachtungsged. Darstellungsvermögens, wie es auch für die Zwecke der Wissenschaft und des Handwerks verwendet werden kann; derjenigen Zwecke der Kunst zu dienen vermag, welche diese mit dem beschriebenen Culturgebiete theilt, dem die Idealisiren, als Betätigung der selbständig schaffenden Kunstphantasie, ausschließlich dem ästhetischen Zwecke, welchen die Kunst vor allen übrigen Culturgebieten voraus hat, und welcher daher als ihr spezifischer

und damit als ihr höchstes Zweck gelten muss. Hieraus folgt, dass für den spezifisch künstlerischen Werth des Kunstwerkes die Idealbildung in höherem Grade maßgebend ist, als die Charakteristik, und dass also bei dem Compariren, durch welches die Werthwirkung dieser beiden künstlerischen Thätigkeiten befragt wird, die letztere der ersten sich unterordnen muss, wenn die Kunstwerk nicht nur dem Wesen des dargestellten Gegenstandes und der gegebenen Darstellungsmittel, sondern auch dem Wesen der Kunst entsprechen soll.

Wesentlich dasselbe Verhältnis also, wie zwischen Idealbildung und Charakteristik, findet auch zwischen dem beiden Künstlerprincipen des Idealismus und des Naturalismus statt, denn jedes seiner Bestreben geht auf die Nothwendigkeit je eines jeener beiden künstlerischen Thätigkeiten stützt. Aus diesem Grunde ist das idealistische Künstlerprincip als dasjenige, welches dem specifischen Wesen der Kunst in höherem Grade entspricht, dem naturalistischen überall da vorzuziehen, wo es sich um die Gesamtwirkung eines Kunstwerkes handelt. Nur als demselben, wenn auch zugleich mehr oder weniger einflussreichen Element innerhalb eines vorwiegend idealistischen Geistes ist der Naturalismus in der Kunst berechtigt.

Dass der Einfluss dieses Elements auf den Gesamtcharakter der modernen Kunst in zunehmender Steigerung begriffen ist und dass sein steigender Einfluss in mehr als einer Beziehung den Fortschritt in der Entwicklung der Kunst begründigt, hat auch die idealistische Partei keine Veranlassung zu leugnen. Aber die Berechtigung des künstlerischen Naturalismus wird gegenwärtig nicht bloß allgemeiner als je anerkannt, sondern auch weiter als je über den naturalischen, d. h. vom Wesen der Kunst bestimmten Grenzen hinaus zur Geltung gebracht, und das hat seinen letzten Grund darin, dass der Zeitgeist der Gegenwart mit seinem Naturalismus- und Weltlichkeitsstreben im allgemeinen die natürlichen und der wissenschaftlichen Cultur günstiger ist, als der künstlerischen, und daher auch auf dem Gebiete der Kunst die Strengs wissenschaftlichen und wissenschaftlichen Methoden vor der Freiheit apostrophisch künstlerischer Schöpferthätigkeit bevorzugt.

Im Bereiche des Phantasie und in dem des Befehl war das Verhalten des Zeitgeistes zur Kunst um darobin anderes wenig statt bei den hervorragenden Künstlern, dass diese beiden großen Künstler saghaften. Demals gab es nicht nur Künstler die beherzt genug waren, um ihre persönliche Geschmackrichtung

zur allgemein herrschenden Ansicht zu können, sondern der Gesamtgeist der Zeit war damals auch den von solchen Künstlern ausgehenden Einwirkungen in besonders hohem Grade zugänglich. Weil weniger selbstbewußt getrieben war der Gesamtgeist jenes Zeit, aus welcher die klassische Dichtung des deutschen Volkes stammt. Wir wissen, wie eng der geistesgeschichtliche Kreis war, welcher die künstlerisch reifen Schöpfungen eines Goethe und Schiller unmittelbar nach ihrem Erscheinen zu würdigen wußte. Um so höher ist die Geistesherrschaft dieser beiden großen deutschen Dichter zu schätzen, welche sich ihr Publikum erst selbst erschaffen mußten und so dennoch zurecht gebildet haben dem jeder seine Kritik sich schließlich gegenseitig erschaffen hat, um gegenwärtig die höchsten Gefühlsstufen der gesamten Kulturwelt anzufassen zu können.

Da nun solche Geistesherrschaft sich nur im strengen Kampfe mit einer widerstrebbenden Menge bewahren kann, so haben die naturalistischen Künstler der Gegenwart nicht einmal Gelegenheit dazu, dieselbe an den Tag zu legen, denn sie selbst vertreten den Kunstgeschmack einer Menge, deren reife und reife Natur jeder überlegenen Geistesherrschaft und deren auch der Macht des Idealen widerstrebt. In allen Übertreibungen, mit welchen diese Künstler ihr Prinzip zur Geltung zu bringen suchen, und in allen Inconsequenzen, die sie sich dabei, trotz ihres Strebens nach Konsequenz, zu Schulden kommen lassen, folgen sie mehr nur dem Geiste ihrer Zeit, als dem sie bestimmend auf ihn erwirkten. Darum läßt sich ihr ungeheurer Erfolg bei der Masse des zeitgenössischen Publikums erklären. Aber diese Übertreibungen, wie ihre Inconsequenzen sagen zugleich dafür, daß die Masse nur geringe Anzahl derjenigen, die eines selbständigen Urtheils in künstlerischen Dingen fähig sind, die Grenzen der Berechtigung des naturalistischen Kunstprinzips gegenwärtig weit klarer zu erkennen vermögen, als früher, wo dieselbe in hülflos noch weit weniger consequenter, aber dafür in um so mehrdeutiger Weise in Anwendung kam.

Doch auch zu positiven Verdiensten um die Entwicklung der Kunst zählt in dem modernen Naturalismus nicht. Denn der Künstler mit eigenen Augen beobachtet und zur Ergänzung des Beobachteten unter Umständen wissenschaftliche Stellen zu machen verpflichtet ist, um seinen Gegenstand richtig und vollständig charakterisiren zu können, das ist eine Uebensetzung, welche wohl an allen Zeiten vereinzelt Vertreter gefunden haben mag, zum geistigen Gemeingut der gesamten Kunstwelt aber erst geworden ist, nachdem die

klassischen und romantischen Künstler durch naturalistische an der Kunst des Publikums verdrängt zu werden beginnen. Dass der Künstler nicht nur die detaillierten Handgriffe der Technik erlernt haben, sondern dass er sie auch durch neue besondern muss, um das selbständig Besondere auch selbständig darstellen zu können, ist ein Grundsatz, den bedeutende Künstler von jeher befolgt haben, der aber erst durch die kritischen Neuerungen akademischer Künstler der gesamten Kunstwelt zu Marcus Swaenstam und damit zu allgemeiner Geltung gebracht worden ist. Auch die abstrakte Kunst der Gegenwart hat sich in dem erwähnten Zusammenhang dem Einfluss der modernen Naturalisten nicht entziehen können, und sie verdrängt diesem Einfluss das meiste von dem, was sie vor der klassischen und romantisch-romantischen Kunst früheres Leben voraus hat. Die eigentl. Werke der modernsten Kunst Naturalisten zeigen aber am deutlichsten, dass auch die genaueste Kenntnis des Darstellungsgegenstandes und die sicherste Beherrschung aller technischen Mittel zu seiner Darstellung nicht im Stande sind, dem Künstler vor einer unzulänglichen Verwindung zum Konstaten und damit Fertigkeit zu bewahren.

Die Fortschritte des künstlerischen Naturalismus an der Fortentwicklung der Kunst betreffen überhaupt nur deren Peripherie, d. h. diejenige Seite derselben, mit welcher sie an Wissenschaft und Handwerk grenzt, nicht aber das Centrum, d. h. die spezifisch künstlerische Seite der Kunst. Jede Peripherie erweitert sich fortwährend, d. h. die Kunst erfährt immer neue Stoffgebiete und entdeckt immer neue Darstellungsmittel, und da sie dabei von wissenschaftlichen Entdeckungen und gewerblichen Erfindungen unterstützt und befruchtet wird, so kann sie in Bezug auf diese Seite ihre Weisheit eine akute Fertigkeit des Fortschritts aufweisen, wie Wissenschaft und Industrie. Das Centrum der Kunst aber steht zu allen Zeiten unverrückbar fest, d. h. die Aufgabe der Kunst bleibt allen neu entdeckten Stoffgebieten und allen neu entdeckten Darstellungsmitteln gegenüber immer dieselbe: die gegebenen Stoffe in Form darzustellen, welche derjenigen idealen Bedarf haben des Menschengehirns entsprechen, welche im Ursprünge von andern allwärts als ästhetische Bedürfnisse werden, magen die Ansichten über deren eigentümliches Wesen auch noch so weit auseinandergehen. Da diese Seite der Kunst nicht erlernbar ist, sondern eine angeborene Begabung voraussetzt, so kann in Bezug auf sie von einer Stütze des Fortschritts nicht die Rede sein.

sehen nur von einem unregelmäßigen Rhythmus der geschlechtlichen Bewegung, welcher in abwechselnden Steigen und Sinken des Kunstsinns und der künstlerischen Schöpferkraft sich kundgibt, sowie von einem nach unregelmäßigeren Wandel des Zeitgeschmacks Allmähls liehen sich in Bezug auf diese Innensäfte der Kunst eine Stetigkeit des Rückschritts vorzustellen, welche mit der Stetigkeit des Fortschritts in Bezug auf deren Aussenhafte zusammenhängt und die Kalamität derselben bildet. Das fortwährende Erweitern des künstlerischen Stoffgebietes nämlich nicht nach immer mehr und mehr Gegenstände, die der künstlerischen Idealisierung widerstreben, in das Bereich künstlerischer Darstellung, und je mehr die fortwährende Vollkommenung der künstlerischen Technik eine spezifisch naturhistorische Charakteristik solcher Gegenstände erschließt, um so mehr verfährt es dann, in ihrer derzeitigen Charakteristik den einzigen Zweck der Kunst und in der Einseitigkeit technischer Virtuosität die höchste Aufgabe des Künstlers zu sehen. Insofern gibt es die Schatzmittel gegen die Gefahren, welche dem Künstler und seinem Publikum daraus erwachsen, nämlich künstlerische und technische Bildung, wie die glücklicherweise gegenwärtig — ebenfalls unter dem Einfluß geschichtlicher und wissenschaftlicher Fortschritte — leichter erwachsen werden kann, als jemals früher.

Befähigende Naturbeobachtung und wissenschaftliche Verstehen, wie sie von naturhistorischen Künstlern betrieben werden, können nur über die Naturformen des geistlichen Darstellungsgegenstands und die der Verstandesauffassung zugängliche Seite seines inneren Wesens Aufschluß geben, nicht aber über die Art, wie dasselbe im Kunstwerk dargestellt werden soll. Hierzu bedarf es einer der selbstschöpferischen Phantasie, welche die bevorzugende Naturgabe des Künstlers bildet, auch noch eines geübteren Geschmacks, wie er nicht ohne eingehende Beschäftigung mit bedeutenden Kunstwerken, wenn auch nur in unvollkommenen Nachbildungen, gewonnen werden kann.

Bei zum selbständig wirkenden Künstler überhaupt der Zwang hat dessen künstlerische Selbsttätigkeit wird durch sonstige Stellen nicht erreicht werden, wo aber zum bloßen Nachahmen geboren ist, da wird als unzufriedenlicher Copist belohnender Kunstwerke manchmal noch Dabeizuwarten im Dienste der Kunst wirken können, während er den höchsten Zweck derselben zu Gunsten man der Kunst darüber fremden Zwecken verliert, wenn er eine

ästhetisch einwirkende und nur etwa in wissenschaftlichen oder sozialpolitischen Hinsicht interessante Wirklichkeit mit der höchstanschaulichen Schärfe und Wahrheitsliebe charakterisiert.

Zur Bildung des Geschmacks muss sich Bildung des Gemüths gestalten, um den Künstler vor den Gefahren des Naturbegriffs zu bewahren. Ganz besonders aber gilt dies vom Dichter, der es zunächst mit der Innenseite, gleichwohl dem Gemüthsinneren der Dinge zu thun hat, wie der bildende Künstler zunächst mit dem Außenstoffe und ihrem schönen Schein.

Das Gemüth des Dichters muss von den Gegenständen erwidert werden, welche die Wirklichkeit ihm darbietet, wenn das Licht der künstlerischen Idee in seiner Phantasie aufgehen und jenen Gegenständen eine Schattierung geben soll, wie sie der gelehrteste Kunstgeschmack zu sehen verlangt, und wenn die Wirklichkeit in einer solchen Betrachtung ein andern Aussehen gewinnt, als sie dem Auge des ungebildeten Vorurtheilsmenschen erscheint, so ist dies über ein Zeugnis für die Wahrheit der dichterischen Darstellung, als für ihre Unwahrheit. Denn der Dichter ist ein Seher und nicht ein solcher, welcher in das innere Wesen der Dinge kommt, als derjenige, der sie nur mit dem Verstande wahrzufassen im Stande ist. Außerdem greift auch im dichterischen Kunstwerk zur Wahrheit des dargestellten Gegenstandes auch die Wahrheit dessen, was bei dessen Auffassung und Darstellung im Innern des Dichters vorliegt, und dies ist eine Art derjenigen Wahrheit, welche frei macht, d. h. den Menschengeist aus der Noth und dem Zwange des Alltagslebens erlöst. Denn der Dichter ist ein Staatsbürger und als solcher sieht er nicht nur mit andern Augen als der Alltagsmensch die Dinge an, die er darzustellen sich gedrängt fühlt, sondern er theilt zugleich in seinem Werke auch dem Alltagsmensch etwas von der Festigkeit seiner Seele, in welcher er die Dinge sieht, wie es die Stimmung eines Freundes oder eines Traumbildes.

Eine solche Festigkeit der Seele hat auch die Mithras und Sagen des Volkes hervorgebracht, unerschöpfliche Stoffe für Dichtungen die nur eines sehr kleinen Wahrheitskerns enthalten, während die Romane zeigen, da in ersterer Wirklichkeit entstanden sind, nicht nur eine Fülle schmerzhafter Einzelbeobachtungen enthalten, sondern auch wissenschaftliche Theorien, deren schon um ihrer Klarheit willen ein naturforschendes Interesse entgegenkommt. Aber wenn jene Einzelbeobachtungen und diese Theorien dem Sinn der

Sieheft wissen haben, dass wissen auch die Dichterwerke in Vergessenheit stürzen, deren Hauptwerth in der Darstellung einer solchen Art von Wahrheit beruht. Die Mänschen und Sagen des Volkes aber haben diese Jugendreife schon Jahrhunderte lang bewahrt und in der Wanderung von einem Telle zum andern die Allgemeingültigkeit ihrer poetischen Wahrheit bewahrt. So klein die Wahrheitstheorie auch sein mag, sie können die normale vorlesen, weil die Schönheitskräfte, die diesen Kern umkleiden, ihn und seine Wirklichkeit vor der Vergänglichkeit schützen.

Darpat.

Dr. Waldemar Meising.





Briefe des Feldmarschalls Fürsten Barclay de Tolly aus den Jahren 1812—1815

Die nachfolgenden Briefe des Fürsten Barclay sind an seine Gemahlin geschrieben und meist aus dem Hauptquartier der ersten Armee abgefaßt; sie führen demnach unmittelbar zu den kriegsmässigen Thaten jener hochverehrten Epoche etc. Sie enthalten zum Theil Mittheilungen von persönlicher Art, andererseits aber einen gewissen Uebersichtsbericht des Heerführers aus den verschiedenen und oft verwickelten Lagen, in welche der Verlauf der kriegerischen Ereignisse ihn führte. Für keine der Hauptpersonen jener Kriegsjahre ist die Thätigkeit eines unmittelbar anwesenden und befreuenden Genossen, die Verhältnisse waren zu unklar und die Reibungen in Folge dessen zu zahlreich. Schon 1812, als Russland noch nicht dem Kampf übergeben, fehlte es an einer Persönlichkeit, die das allgemeine, unabdingte Vertrauen gewann, der die Oberleitung als etwas Selbstverständliches angethan wäre. So war für Eifersucht und Intrigue der westliche Spaltenwallend als 1813 die große Ordnung zu Stande gekommen war, fand sich in der Umgegend der drei Monarchen eine solche Menge von Personen zusammen, die militärischen Einflusses über wußten, dass sich die Rücksichtge und Fines beständig kränkten und lütheten, und niemand mehr volle Freiheit des Handelns und volle Verantwortung konnte. In diesem Zustande sehen wir Barclay ganz

¹ Der Druck für die Veröffentlichung der Briefe geschah durch Herrn Leontschikow's Comptoirwesen in Oeffen, an dessen Seite sich die Originals gegenwärtig befinden.

veranlassen das Heerwende aufzuheben und denselben kaiser, ein Mann von noblerer Statur, gewisser Tüchtigkeitstrieb, dabei sehr ruhiger und entrastet, hatte er doch nicht die Kraft, wie ein Kaiser zurückzuführen mit seiner Meinung durchzuführen und die anderen aufzuwecken, sondern zog sich leicht in Resignation zurück, um dann durch scharfe Kritik wie durch Selbstbegeisterung sich zu treiben. Zurücksetzung und Zurückkehr schäme ich, die er im Jahre 1812 erlitt, führten dazu, diese Anlagen seines Wesens noch zu steigern, was im folgenden Jahre besonders ein Verhältnis zu dem Oesterreichern und dem wenig belobigten Oberfeldherrn Schwarzenberg erwarb. Um so wohlthätiger wirkte es dann ein, wie schließlich seine Tüchtigkeit und stehende Zuverlässigkeit sich doch an voller Anerkennung niederhängt, er ist aus dem grossen Kriege zuletzt mit dem höchsten Orden hervorgegangen, durch ganz hervorragende Geadelung des Kaisers ausgezeichnet worden, und hat allmählich alle anderen russischen Heerführer im Anfang als seine Schattenspiegel anzufragen, in den Schatten gestellt. Die Besonnenheit und Tüchtigkeit, Willensstärke und Tatkraft, die ihm zu Zeiten schon vorgesagt wurden, wurden aber auch dem andern, wenigstens bei grosser Aufgabe als es nicht fehlte, während er sich immer steigendes Vertrauen erwarb. Zuletzt repräsentirte er die russische Armee ebenso, wie Blücher, Schwarzenberg, Wellington die Heere ihrer Heimaländer.

Ein besonders hervorragendes strategisches Talent besass Barclay nicht, und wenn er es auch besessen hätte, wäre er doch nicht in der Lage gewesen es geltend zu machen, weil er nur höchst selten zu vollkommener Freiheit und allseitiger Verantwortlichkeit commandirt hat, sein Hauptverdienst war das des militärischen Administrators. Wie er schon vor dem Feldzuge von 1812 als Kriegsanführer die Armee in tüchtige Verbände gebracht hatte, so war es nach ihm hauptsächlich zu danken, wenn die russische Armee darauf drei Jahre lang ausserhalb der Hauptgrenzen Krieg führen konnte, ohne in ihrer Organisation gelockert, in ihrer Ausrüstung geschädigt zu werden. Dies war es wohl auch hauptsächlich, was Kaiser Alexander dem hoch nachsichtigen, dagegen jedoch des Königs so, das Verdienst für Heerführung für seine Person in Anspruch zu nehmen, wie er ja auch im Verlauf des Krieges oftmals in der That eingegriffen hatte. Gerade dieser Mangel des Kaisers, der darauf doch nicht das Commando führte, kam Barclay nicht resignierende Natur günstig entgegen.

Die Anforderungen zum Charakteristk, die wir hier gegeben sind der Leser aus dem Inhalt der Briefe bestätigt finden. Es ist noch hinzuzusetzen, dass die Sammlung auch einige Briefe aus dem Jahre 1811, sowie einen aus dem Jahre 1817 enthält, die aber nicht das allgemeine Interesse haben wie die aus den Kriegsjahren. Auch von dem letzteren sind hier nur zwei Abschnitte veröffentlicht, welche sich auf die militärischen oder politischen Ereignisse beziehen. Orthographie und Interpunction sind genau wiedergegeben.

I Briefe aus dem Jahre 1812

Eine kurze Uebersicht über die Staaften sind hier nicht angegeben sein. — Es war kein gemeinsames Oberbefehlshaber der russischen Heere ernannt worden; Barclay führte zunächst nur das Commando der „Ersten Westarmee“, die sich um Wilna concentrirte. Gegenüber dem Anmarsch Napoleons geht es hier mehr sich mit der „Zweiten Westarmee“ des Fürsten Bagration zu vereinigen, welche weiter südwärts zwischen Grodna und Minsk stand. Diese Vereinigung konnte nur willig rückwärts geschehen, und es ward daher der Mangel an dieser Richtung angestrichen, der zugleich den Vortheil bot, dem Feind tiefer in das Land zu locken und von seinen Hilfquellen zu entfernen. Jedoch nun über Napoleons diese beträchtlichen Theil seines Heeres unter dem Marschall Durosoi zwischen die beiden russischen Heere schick, machte es diese Vereinigung unmöglich, zwang sogar Bagration sich nach mehr nach Süden bei Bobruisk zu ziehen, und nöthigte beide Feldherren dadurch den Rückwärtich viel weiter zurückzulagen, als dies jemals beabsichtigt worden war. Erst bei Buzuluk konnten sie endlich zusammenkommen; nach dort wurden sie von Napoleons angegriffen, zerfiel zu spät, um ihre Vereinigung nach zu heben; allein sie wurden gezwungen noch weiter zurückzuweichen. Unterdehmen entwickelte sich zwischen ihnen ein höchst unerwünsliches Verhältnis.

Barclay fiel als dem Kriegsminister und Befehlshaber des bei weitem größeren Heeres untergeordnet des Übergewicht an; seine Anordnungen mussten für Bagration unangenehm sein, dieser jedoch folgte mit der größten Widerwillen, da er gegen Barclay persönlich eingestanden war und unter dieser mehr einmal eine freundliche Ermahnung zum Oberbefehlshaber erhalten hatte. Dies Misverhältnis lag so an schwerer als bereits vorher im Hauptquartier Barclays sich eine lebhaft Oppositionspartei gebildet hatte, an deren Spitze

der General Beningsen stand. Diese hatte durch den Großfürsten Konstantin, der die Ernennung eines Reichsfeldherrn russischer Nationalität wünschte, eine directe Beziehung zum Kaiser des Reichs, und General Beningsen Hess es nicht an geheimen, im äussersten Grade politischen Berichten fehlen, welche alle Schuld an dem weit ausgekehrten Rückzuge Barclay zuelehnen. Es erschien dem Kaiser nothwendig, vor einer entscheidenden Action der Einheit des Commandos vorzustehen, und aus diesem Grunde erfolgte die Ernennung Kutusows zum Oberfeldherrn beider Armeen, mit welcher der Kaiser zugleich nicht etwa die Verdrängung Barclays beabsichtigte. Ein directer Schlag gegen diesen wurde aber dadurch geführt, dem Beningsen zum Stabschef des Obercommandos ernannt wurde. Von Kutusow erwartete der Kaiser nicht nur nicht eine gewisse militärisch-politische Einwirkung auf den gemeinen Mann, als hervorragende strategische Leistungen, für diese sollte Beningsen sorgen. Ueber dessen militärische Fähigkeit läßt es schwer an einem Urtheil zu gelangen; sein Emporkommen dankte er hauptsächlich der Rolle, die er bei dem letzten Thronwechsel gespielt, später aber, im Jahre 1807, bestrahlte er sich als thätiger Führer; er ist der Erste gewesen, der an der blutigen Schlacht von Preussisch Eylau Napoleons eben erstickenden Stützpunkt zerstört hat. Dagegen sind 1812 seine Leistungen sehr unglücklich gewesen und haben mit Recht die Kritik Barclays heraufgefordert. Unter allen Umständen war es für den kühnern Mann möglich, seinem erbittertesten Gegner sich unterzuziehen, und der ernstliche Voratz, den er trübsten machte, sagt von Selbstverleugung. Die Schlacht bei Borodino gab Barclay noch Gelegenheit sich grosse Verdienste zu erwerben, wenige Wochen später aber führte das unangenehmste Intrigenspiel, das gegen ihn geübt ward, ihn zu dem Entschlusse, die Armeen zu verlassen.

1

September 4 18-Juni (1-Juli)

Dem 14. Julius rückte Sr. Majestät der Kayser wieder ab, die Avantgarde der Armeen hatten schon auf der ganzen Vorposten Linie Gefechte; dem 15. rückte der Feind schon das Corps von Wittgenstein und Bagrow's von Elbingen, und rückte sich Witten, dem 16. Julius rückte er gegen Witten vor, auch einen

¹ Am Witten — ² Bagrow'sfeld.

181 Brief des Feldmarschalls Fürsten Barclay de Tolly

erstlichen Gefechts mit unserer Avantgarde, die sich vor Wien aufgestellt hatte, und die selbigen einige Gefangene abgaben, wurde Wien verlassen und so haben wir uns Schritt vor Schritt bis hierher zurück gezogen, immer begleitet von Sturm und dem Himmel sey Dank, ohne das geringste Verlust. Morgen und Uebermorgen ist die ganze Armee zusammen. Wir haben nur den Feind aus grossen Stücken Lande getrieben, seine Haupt-Abtheil aber, was es übertrumpfen, und unser Corps einzeln aufzuheben ist ihm gütlich gelungen.

2

Bellacosta d 26 Jun (8 Juli)

Wir sind auf dem Rückzuge nach Drama wobei uns der Feind hat zuverkommen wollen so dem er unsere Letzte Plaque angreifen wollte, so ihm aber nicht gelungen. Meine Avantgarde hat mehrere Gefechte gehabt, wovon das letztere sehr hartnäckig war und sich ganz so unserem Vorteil endete. Unsere Cavalerie und was am auffallendsten ist die Poltrische Cavalerie hat ausgezeichnet hervorgehoben. Es ist bey dieser Gelegenheit die Graf Sagar und Prinz Halensche gefangen gemacht worden. Sol diesem letzten Gefechte zeigt sich der Feind nur in der Entfernung. Ich bin wenig oder gar nicht im Hauptquartier des Kaisers, weil es ein wahres Wagnis ist von Ungarnen zu, das nur intrigirt, cabalist und anderen verwerflichen Monarchen unruh schlossen und Mistranzsch macht. Ich habe schon so manche Folgen unseres Wankelmüthigen Beschlusses bemerkt. Müge nur der Feind auf den glücklichen Einfall kommen uns anzugreifen, so geht es alles gut denn er wird gerne geschlagen und das darbe.

3

Drama 28 Jun (10 Juli)

Ich habe die Armee, weil es der Monarch so haben wollte unangestastet her gebracht, und warte nun ab, was weiter zu unternehmen seyn wird.

4

(Öden Ort) d 3 July (21 Juli)

Se Majestät der Kaiser sind in Person mit Armee des Fürsten Bagration abgezogen, um diese Armee in mehrere Theile

1 Auf dem Marsche zwischen Pölsch und Witsch

heit zu setzen, und ihn zum allgemeinen Zweck separiren zu machen. Der Feind hat von der Septe umg's Tags Verlust be- zahlt, und ist mit einem Theil seiner Ueberbleibenen Macht zwischen der erst und 2. Armee verstreut um sich den Weg nach dem Harten Koselack zu halten. Mit halber Hülfe laufe ich dass es vorgebracht werden wird.

5

(Smolensk d. 23 Juli (4 August)

Ich bin hier mit der Armee in Smolensk und habe dadurch die Verbindung mit der 2. Armee bewirkt, die vom Feinde unserer rechter gebrängt wurde. Ist die der gerade Weg nach Moskau gelehrt ist, durch die 2. Armee die sich hier aufgestellt hat, rüch ich vor um den Feind der auf unsere rechter Flügel vorgebrängt ist zurück zu werfen.

6

(Dieser Ort: 27 Juli (8 August)

Ich habe geglaubt heute oder Morgen eine wichtige Affaire mit dem Feinde zu haben, er zieht aber zurück, und scheint mir eine Falle legen zu wollen, er wird sich aber in seinem Orde betrogen finden.

Eben hat die Cavallerie der Anwalgen ein herrliches Sieg über die russische Cavallerie erfochten. Einige ihrer Regimenter sind ganz vernichtet, und wir haben einen Obersten, mehrere Offiziere und 500 Mann Gefangen gemacht.

7

(Dieser Ort: 18 (28) August

Was die Nachricht über die Anstellung des Fürsten Kutu- zow anlangt so weiß es höchst wichtig, da der Kaiser selbst nicht comman- dert, dass ein Hauptcommandeur alle Armeen comman- dirt ob aber die Wahl glücklich gewesen ist was der liebe Gott. Was mich anlangt, so bin ich ein sehr Patriot und mich gekränkt zu fühlen, dass ich verachte die Klügelchen Intrigen die wegen gesehrt worden seyn, dass man Meist unserer die volle Leben-

¹ Zwischen Smolensk und Krasn.

² Die Offiziere war von der russischen Ansee bereits wieder selbigenen weilen.

³ Bei Krasn.

⁴ Aus der Gazette von Krasn. Inzwischen dieses und dem vorhergehenden des Briefs haben die ursprünglichen Klügel bei Smolensk vom 18—19 August

angewand, dass gegen den Kaiser unerschrocken und eifriger und vielleicht mit mehreren Nutzen gehandelt hat als ich. Das Ende dieser Campaign wird dies beweisen.

8.

(Oben Ort) d. 18 (30) August

Gestern Abend ist der Fürst Kutusow hier angekommen, und was ihm vorgenommen wird hängt von ihm ab. Ich bin sehr froh dass er hier ist der das Ganze leitet. Heutzutage bin ich gesund und fühle die Lage meines Vaterlandes so sehr als dass ich einen anderen Ort wohin gehen könnte. Gott... kann mich vor dem König glücklich bewahren, so entsage ich allem und werde froh in der Einsamkeit mit dem meinsten leben.

9.

(Oben Ort) d. 10 (22) September

Ich habe einen Brief an Sr. Majestät den Kaiser geschrieben und wünsche, wenn nicht eine Antwort, doch eine Bescheidung, doch gebe dass diese beide erlangen möge, denn hier kann ich es nicht mehr aushalten.

10.

Krasnoj d. 11. (23) September

Unsern Angelegenheiten haben ist eine solche Wendung genommen, dass wir hoffen können den Krieg glücklich und ohne Verlust zu enden, nur muss eifers zu Werke gegangen werden, und mehr Thätigkeit seyn. Mir kann man nicht den Vorwurf machen, dass ich Glückpflüger dabey bin, denn ich habe immer offenkundig meine Meinung gesagt, es scheint aber dass man mich vermisdet, und vieler für mich verhasst. Es mag ein Erhöhen was da will, so bleibt mir immer die Überzeugung dass ich alles gethan habe was zur Erhaltung der Staaten gütlich werden konnte, und wenn Sr. Maj. ist auch eine Aigue hat, die dem Fortschreiten der Untergang droht, so hat man es mir zu danken. Nach mehreren blutigen Gefechten, durch denen ich den Feind auf jeden Schritt

¹ Barye-Schwärze.

² Schreiben davon nach dem vorigen Brief hätte die verhängnisvolle Entscheidung des Kaisers, die rühmliche, aber unglückliche Schlacht bei Borodino (20 August [7 September]), die Besetzung Moskaus (26 [14] September). Bald darauf verlangte Barclay wegen des unbedingten Verhältnisses zu Kutusow und Heutzutage seine Entlassung.

anfecht und empfindlichen Verlust anfrage, habe ich in den Augenblick da der Fürst Kutusow in Posen die ansehnliche Übermacht der Armee in einem solchen Stande ihm überhelfte, dass selbige sich mit jeder menschlichen Macht messen konnte. Ich übergebe ihm die Armee in einem Augenblicke wo ich fast erschrocken war, in einer vertheidigten Position den Angriff des Feindes abzuwehren und gewiss wahr ihn zu schlagen. Waren wir nun aber von dieser Position zurück gezogen haben, und nachdem wir die Kinder Israels in der Wüste herangeführt und wenn ich nicht Wenn in der That bei Borscha die Armee nicht völlig aufgerieben worden, so hat man es mir zu danken, und diese Überzeugung wird mir noch in den letzten Augenblick meines Lebens im Trost sein.

11

(Uster Oct) 4 12 (14) September

Ich bin . . . unermüdet im höchsten Grade, und bitte die Vorsehung höchstlich auch nur von hier zu erlösen. Gott was glücklich wäre ich, wenn das geschehen könnte, alles alles will ich an Demers Seite versetzen, und wenn es möglich ist mich auch mit der Menschheit wieder aussuchen, die ich nach dem Untergang mit dem mein mich lobet ist bereit.

12

Bucharest den 19 September (1 October)

Ich bin aller dorer Hausvaterreyen die hier passieren so müde dass ich mich nach nichts als nach ruhigen Schlafes sehne. Man weiss vielleicht dass ich nichts lese, und wird mich vielleicht dadurch glauben an Demers behalten zu können aber man ist sich gewis, ich will lieber mein tägliches Brodt mit Arbeit verdienen als auf dem Acker die Unkosten tragen.

13

Tula den 1 (13) October

Möge doch der Himmel den Kaiser leiten, dass er mit seinem geliebten Altesen erzieht, dass bey aller seiner Ansehlichkeit

¹ In dem oben genannten Oco-Schreiben-Schreiben werden Wjasma und Tula erwähnt. Es scheint in der That, dass Kutusow diese vertheidigte Position im Hinblick auf den Rückzug der Armee von Borscha zu verlassen. Immerhin ist die letztere Vertheidigung durch gewöhnliche Soldaten ohne Napoleon gegenüber nicht überlegen.

² Haughey verkehrte damals für Poltawa, aber nach dem Rückzug auf

es ihm. Wenn ich ihm zu nichts mehr hätte sagen, besonders im
 Bey der Armee. Ich wünschte das Beste des Diensten, und suchte
 es nach allen Kräften mit hiesiger Ansetzung meines eignen Inter-
 esses zu befördern; — dies ist aber nicht ein Mittel durch das
 man sich erheben oder Erheben kann, hierzu muss man ganz
 andere Wege einschlagen. Wenn ich Jünger wäre, und nur durch
 meine Einsetzung weniger Sinn für Kleinheit, Thun und Recht-
 schafftheit ausgeprägt worden wäre, so könnten mir die beyden
 Gründe die ist die 100 Armee zusammenzu, ein Nachdenkungs-
 würdiges Beispiel geben.

Da wünschet zu wissen ob es wahr ist, dass ich in die Ver-
 handlung oder Einigung von Moskau gewilligt habe? — Ja! — und
 ich glaube dadurch die Armee und oft ihr den Staat gerettet zu
 haben, denn durch die Leitung des Generals Beringeskin, wahr
 die Armee bei Moskau in eine solche Position gestellt, dass sie
 nicht nur geschlagen, sondern sogar gänzlich zerstört werden
 musste. Wir verließen also Moskau glücklich; Es
 wahr also wohl ganz natürlich, dass es besser wäre Moskau her-
 zuziehen und die Armee zu retten, denn so lange diese existierte,
 so existierte auch der Staat; wahr aber die Armee nicht mehr, so
 wahr es auch mit Russland aus. Die Zukunft wird die beyden
 Mächte, denn ist die Leitung anwesend ist, mit Schande Brand-
 marken, wenn die Ahnt, was sie die Armee gekostet und gestellt
 haben, in ihrem wahren Lichte bekannt werden wird.

Napoleon muss entweder beide selbst sterben, oder er setzt
 sich der Gefahr aus nicht mehr zurückkehren zu können, selbst
 auch bey aller der Unmöglichkeit und Unsicherheit mancher be-
 rühmten Feldherrn.

14

Wolodimer d. 8 (20) October.

Werde Ich Majestät des Kayser mit ganz neuen Absichten
 zugestehen es würde er auch glücklich machen, und ich würde es

aus Ansehenswegen erlauben zu lassen. Am ersten der General der Cavallerie
 Torosow

¹ Mit Kayser und Torosow. Bezüglich war auch Krasnow zu nennen.

² In dem Kriegsjahr von Pils stimmten Benington über eine Schlacht unter
 den Namen, Moskau, Barclay für die Einigung. Krasnow stimmte nicht
 Barclay zu.

zunge müssen als eine Belohnung meiner treuen vierjährigen Dienste ansehen, wenn ich den Rest meiner Tage wie in einem andern Winkel ruhig zupflügen könnte, denn nach allem dem was man mit mich verfahren ist und auch ist verfahren, kann mich nichts mehr mit der Menschheit verbinden, und ich trage zu keinem Dienste mehr, denn ich würde in jedem der mich umgibt noch Feinde, einen unheimlich Mörder meiner Ehre und Reputation vermuten, und mir und allen unentzählich weyn

15.

Wladimir d. 16 (28) October.

Was die Leistung des jetzigen Krieges anbelieft, so kann mit Less Glück die Uebersetzung stehen, das es geföhrt zu haben, wie er geföhrt werden musste, um dem Feinde einen vortheilhaften Uebergang zu bereiten. Mit dieser Uebersetzung werde ich mich auch bei mancher Kost, und in einem grosten Uemunde geföhrt weiß über all das Ouzergeschick, das gibt den Monarchen unlagert, und alles was sich an ihren Klische gehört, von dem entfernt, erhaben thäten

Gott möge dem Kaiser Dank geben, das ihn mit einer den Eyfer und eben der heiligen Eigekeit dieses, als ich ihm gedient habe, und lassen das dieses Krieg glücklich überstehen, der hohe Gott möge das Heute dabei thun, denn die beyden ältesten ergrinsten Schwächlinge, die mit die Armeen leiten werden sehen thät.

II. Briefe aus dem Jahre 1813

Die Zerkümpfergeheiß Barclays dauerte nicht lange, schon im Anhang 1813 übernahm er das Commando der Truppen des Admirals Drobischagow, der an der Barona, bei dem verpöblichen Versuche, Napoleon den Rückzug abzuschneiden, sich verlohrt bewiesen hatte. Das Corps unterstehen zunächst die Belagerung der Festung Thorn, nachdem diese erobert war, schloss er sich an die Armee der russischpreussischen Armeen an, welche unter Wittgensteins Oberbefehl in Schlesien operierte. Nach der unglücklichen Schlacht bei Bautzen erhielt Barclay das Obercommando, und folgense nicht mehr Gelegenheit zu bedeutenderen Leistungen, da schon am 4 Juny der Waffenstillstand geschlossen ward, der bis zum 17 August dauerte. Auch während dieser Epoche führte Barclay das Oberbefehl. Eine völlige Veränderung seiner Stellung ergab sich eben mit dem Besatze Oesterreichs aus Gailitz. Es

wurde beschlossen, die Hauptarmee in Böhmen zu veranlassen, und Barclay erhielt daher Befehl, mit einem Theile der russisch-preussischen Truppen dorthin abzurücken und sich mit den Österreichern zu vereinigen. Wenn der General nun auch eine sehr bedeutende Truppenmacht befehligte (120—130000 Mann), so kam er doch durch diese Anordnung doch in unmittelbare Berührung mit dem obersten Feldherrn der ganzen Coalition, dem Fürsten Schwarzenberg, und damit in directe Abhängigkeit von diesem. Das Verhältnis wurde von Anfang an ein sehr schlechtes; im allgemeinen nahm wurde es von den Russen als Kettenring empfunden, das unter den Oberbefehlshobem der drei grossen Mächte von Österreich, von Preuss und von Schweden (wenn man Bernadotte so nennen will), aber kein Bissen war, denn kein von bald die Wahrnehmung, dass Schwarzenberg der ungeheuren Aufgabe keineswegs gemessen war. Die Briefe Barclays sind erfüllt von Klagen über die Unentschiedenheit und Langsamkeit Schwarzenbergs, die gewisse nicht sehr richtig sind, aber die äusserst schwierige Stellung des Fürsten gegenüber den anderen drei Monarchen doch nicht genügend würdigen. Jedenfalls war der österreichische Feldherr einem vorzüglichen und vernünftigen Charakter nach persönlich an den Differenzen weniger schuld als Barclay, der einen Missethat besonders in der Schlacht bei Dresden durch absichtliche Nichtbefolgung der Befehle in dieser für die Armee höchst bedenklichen Weise äusserte. Der Gang der Heeresbewegungen war freilich der Art, dass er Fehrer und Soldaten mit der höchsten Ungeduld erfüllen musste. Es war den Grundherrn festgestellt hatte, wenn möglich vor gegen Napoleons Unteroffizieren angreifweise zu verhalten, das selbst gegenüber sich aber nur verhalten zu verhalten, so ergab sich daraus aus Folge beständige Anstände und Rückmärsche. Entsetzt sich Napoleon aus Dresden nach einem anderen Theile des Krieges nachzugehen, so drang die grosse Armee nach Sachsen vor; kehrte er dann nach Dresden zurück, so erzwang die wieder nach Böhmen. Die entscheidende Wendung wurde schließlich durch Blücher herbeigeführt, welcher an der linken Flanke Napoleons vorlet die Elbe und Saale überschritt und ihn auf diese Weise die Verbindung mit Frankreich abzuschnitten drückte. Hierauf wurde Napoleon gezwungen von Dresden nach Leipzig zurückzuziehen, und nun verliess auch die Armee Schwarzenbergs und Barclays eiligst Böhmen, um an dem Entscheidungskampfe Theilzunehmen.

1813

1

Bylva 8/20 August

Wir helfen uns hier mit dem Oesterreich vereinigt, unsere Vorposten stehen schon hier an der höchsten Grenze, nur wäre aber noch nicht, wenn sich Napoleon mit seiner Hauptmacht wenden wird.

Wir haben eine Mächtige, und schone Armee, aber unglücklich haben wir so viele Rathgeber, dass ist zu noch mehr Mörten auf der von Napoleon desertierte General Jomini dass gekommen!

2

Fürstentag in Sachsen 11/23 August.

Wir sind gestern Abend in Sachsen angekommen, und die gesamte Oesterreichische und Altrhein Armee vereinigt sich heute.

3

Tepitz 18/31 August

Wenn Du ... mit mehreren Tagen ebenfalls keine Nachrichten von mir gehabt hast, so sind es die grossen Ereignisse, die während der Zeit stattgefunden haben. Wir gingen mit unserer ganzen Macht gegen Dresden vor, schlugen uns 2 Tage herum und zogen uns wieder nach Böhmen zurück. Napoleon glaubte uns hier in diesen beschwerlichen Delleen ganz aufzuhalten, und über einen heftigen Widerstand, unsere Russischen Truppen machten die Artillerie und haben sich vereinigt. Der Feind wollte unsere rechte Flanke Tomarsch bei Tepitz, und hier mehr es, wo die glückliche Vorsehung, die sich mir immer so günstig gegen mich bewiesen hat, zu dem herrlichsten Sieg, der je über die Franzosen erlitten worden ist, verhelfen hat. Gestern habe ich durch General Oudinot das Corps des Generals Vandamme glücklich vernichtet. Er selbst selbst 4 anderen Generals und gegen 5000 Mann sind gefangen, seine ganze Artillerie nahe an 50 Kanonen

¹ Der lebhafteste Wunsch, seit 1800 von Preussens Verbündet, kein Feind zu werden, ist: Jemand von Napoleon selbst als Militärrathgeber hoch gehalten, was während des Feldzugs-Morgens Generalstabchef des Marschalls Ney gewesen, dass jedoch wegen einer Zurücksetzung, die er erlitten, in die Verbannung abgegangen.

² Der unglücklichste Rathgeber bei Dresden fand am 26. und 27. August statt.

³ Eine große Infanteriecorps des Herzogs Eugen von Württemberg und die erste Grenadiere unter General Jomini.

mit allem Treue ist gesammelt, und von seinem ganzen 20 bis 40 Tausend Mann Corps ist nichts nachgelassen, was nicht gefangen, genommen, oder niedergemacht ist, ist in die Heilige versprengt. Ist nicht aus gegenüber nach Napoleon selbst, der wohl hätte zwischen zwei Feind kommt, weil der Prinz von Schweden sich seinem Rücken stützt.

4

(Öfter Ort und Datum.)

Ich habe Dir in meinem letzten Schreiben Nachricht von dem glücklichen Gefechte gegeben das ich hier bei Tolytsch gehabt habe. Ist kann ich Dir sagen, dass dies Gefecht weit erheblicher ist als ich es selbst im Anfange mir vorgestellt. Wir (haben) 12000 Mann gefangen gemacht, und das Corps des Feindes ist als weite (ist) nie müdet hatte; wir haben gegen 20 Kanonen erobert, und noch ist wieder immer nach Gefolge angebracht, die sich in dem Gefechte verlorren hatten. Napoleon, der mit seiner ganzen Macht aus nach Bohmen folgen wollte, ist gezwungen gewesen sich wieder gegen Dresden zurückzuziehen, und wir sind wieder vor Wakraal der Zeit, dass Napoleon seine ganze Attention auf uns richtete, bei Hachen herrliche Hachen ausgeführt, von denen Du schon unterrichtet sein wirst. Er hat hier in 11 Tagen 110 Kanonen erobert 2 Adler, und 12000 Mann gefangen gemacht. Alles wurde sehr besser gehen, wenn unser Commandirender Feldmarschal hier, der Fürst Schwarzburg seine Fähigkeiten hätte und nachkommener wäre. Der Kaiser gesteht mir selbst ein, dass ich nicht hatte, als ich ihm Gegenentstellungen wegen des Muths mit der ganzen Macht nach Schweden machte. Während wir mit dieser schönen Armee in Schweden geblieben, so hätte Napoleon dort keine Armee mehr. Unbetrachtet bin ich hier in eine wahre Hölle mit demen Contrabanden gerathen, und ich wünsche nichts so sehrlich als wieder von ihnen sich zu lösen zu können. Der Kaiser der Contrabanden hat mir die commandirten Kreuze des Marquis Termini Odous verliehen, ich gebe es ihm aber gerne zurück, wenn er die Operationen besser hätte machen können, und eine besser empfangt.

¹ In Wirklichkeit wurden bei Katis 12000 Mann und 40 Geschütze erobert.

² Diese Darstellung ist verfrähtet. Napoleon war schon vor der Schlacht bei Katis nach Dresden zurückgegangen, um gegen Berlin zu ziehen, und hatte dem kaiserlich russischen Heere nur eine Nachfolge vorgespielt.

5

Peterswald 27 August (8 September).

Gelt schreibe es lediglich Ende dieses Krieges, das ich bei allen obwaltenden Umständen von Herrys nicht bez.

Ich bin mit den russischen und Preussischen Truppen wieder in Sachsen abgerückt, und meine Vortruppen stehen vor Dresden. Ein paar Oestreichische Corps die Linkt von mich bei Moritzberg und Sayda stehen und es mir entgegenen sind, gehen wie die Schnecken, und ich kann sie nicht so rasch verrücken als ich's wünschte. Der Himmel gebe, dass das Ende der Campagne besser ist als der Anfang, unsere Lage war durch die retraite von Dresden sehr mislich*, und wenn ich nicht den Glück hatte Tausende so zu schlagen, dass es ganz verwickelt waris, so wäre ein Teil unserer Armeen abgeschnitten und aufgerieben. Der Vorhang hat uns gewiss gedeckelt, und auf die retraite ich mich nicht. Wir russen und Preussen haben uns bei Dresden und auf der retraite wie die Löwen geschlagen, manig wohl hat an die Kaiser im Kelt und haben auch keine starke Kanonen verlohren, die Oestreicher haben aber 20 Kanonen und an Geladenen nicht gegen 10000 Mann verlohren. Unser Hauptquartier im Feldmarschal Fürst Schwartzberg ist kein Dem. Gelt wird gewiss für die gerechte Sache seyn, und daher den Krieg glücklich beendigen machen.

6

Keln vor Toplis d. 29 August (10 Sept.)

Da Napoleon mit seiner ganzen Macht gegen Böhmen gegangen war, so rückte ich mit der russisch preussischen Armee gegen Dresden vor[†]; dies hatte zur Folge dass Napoleon mit seiner Macht wieder nach Dresden umkehrte, und dadurch dem Häher *Gefahrenzeit gab wieder zuerücken. Da die Oestreichischen Corps die nur links verrücken sollten nicht zur bestimten Zeit ankamen, wurde sich Napoleon gegen mich mit seiner ganzen Macht; Ich hätte dies vermuthet und daher meine positionen genommen, und sag nicht ohne allen Verlust wieder gegen Toplis zurück.

* Diese misliche Lage war nicht aus Theil durch Herrys selbst herbeigeführt, der eigenmächtig von der bestimten Rückzugsordnung abgewichen war.

† Die Schwärzung von Dresden gegen Böhmen vorzunehmung hatte, im ersten Anzuge, die Truppe läng den Oberrhein über die ganze Hauptarmee. Die Bewegung gegen Dresden erfolgte vom 2—8 September, der Rückzug gegen Napoleon vom 9—10.

nachdem dem Feinde gegen 1000 Mann Gefangene abgenommen worden. Ich bin sehr neugierig zu wissen, welche preussische Napoleon-trois seine Garden wird machen lassen, dass die seinen ausschließend bis auf her laufen', die leichten Truppen von unserer Armee und von der Armee des Prinzen von Schwabenberg und dem Feinde wieder im Rücken und haben Alles auf.

7

Teplice den 2 (14) September

Wir haben in diesem Tage kein eine entscheidende Schlacht erwartet, Napoleon hat aber nicht ihr gut gehalten noch angegriffen.

Auf der Nachricht dass Napoleon mit seinen Garden und den grösseren der Truppen das er hier zwischen Drahos und den Gebirgen gegen uns hatte, wieder über die Elbe gezogen wahr an Blücher ausgegriffen, rückte ich mit denen Russischen und preussischen Truppen in Sachsen ein, meine Avantgarde hatte Pirna besetzt und das Corps des Marschalls St. Cyr¹ zwischen Dohna und Drahos zurückgeführt, und Komposten wurde wegen der Russen die der Feind dort hatte bloßgel. Diese Bewegung hatte den Erfolg, dass Napoleon ohne etwas gegen Blücher zu unternehmen eilte, wieder ansetzte, und schon den Morgen mit seinen Garden und einigen andern Truppen wieder in Dresden eintraf. Er rückte nun mit seiner ganzen Macht gegen mich an, griff bei Dohna meine Avantgarde an, die sich aber sehr brav hielt, und zwang mich in meine linke Flanke zu weichen, ich hatte aber meine preussische genommen und zog mich ohne Verlust nach Teplice zurück. Napoleon folgt mir und fand bey diesem Gelegenheiten der Uebinge hartnäckigen Widerstand. Während der Zeit nahm ich mit den russisch Preussischen Truppen eine vortheilhafte Position und wir bereiteten uns zu einer Schlacht. Napoleon ging um diese Position herum, wie man zu sagen pflegt wie die Käse um die heisse Brat, achte mein Punkt auszusparen auf den er sein angegriffen könnte, während der Zeit kamen auch zwei Divisanten Oestreicher zu uns, und Napoleon zog wieder ab. Während er nun in seinen Heilungen getrieben wurde und wieder Blücher nach mich schlagen konnte, hatte der Prinz von Schwaben des Marschall

¹ Kommandant der Armee Blücher und der Hauptarmee.

² Das russische sächsische Corps.

³ Nach russischen Kalender.

Nur total geschlagen. So stehen nun die Sachen bey uns, die eine vertheilichte Wendung für uns genommen haben, und unser glückliche Bewerzung dieser Campaigne erwarten lassen. Wenn wir nur tüchtiger seyn wollen, die Schwereffähigkeit der Oestreichers löst man aber immer auf. Ueberhaupt ist hier unser Betragen mittelstlich unentschieden und schwankend, und die Vorsetzung hat uns deutliche Beweise gegeben, dass die selbst alles an unsrem besten setzt. Ich dürfen wir wohl hoffen sollte im Reich von Dresden zu seyn und ich wünschte es von Herben, — — — weil wir die dass uns dem verwichen Jahren selbst werden, wo nicht als niederträchtiger Knechtman berucht.

8

Topika den 5. (17) September.

Noch ist nichts wichtiges bei uns vorgefallen, wor stehen hier an den Oestreichern, und wollen zuweilendmal hin- und her Mächtig nach der Oestreich von Dresden und wieder zurück. Napoleon scheint uns ersten Mähle in seinem Leben unentschieden zu seyn was er zu thun soll, von der andern Seite wird er immer mehr und mehr angezogen von den Franzosen von Schwaben, und von Böhmen. Inzwischen wird das Land hier und in Sachsen ganz angegriffen und von Grund aus runter. Oestreich mehrheitliche Schrecken und will nicht mehr zu erwarten, dennoch verlieren wir täglich durch partielle Gefechte Leute, Gock gebe ein baldiges und glückliches dieses Krieges über ein baldiges Ende dem Napoleon. — —

Ich liegen nur die Ursachen der Unglückfälle Oestreichs klar vor Augen. Es ist eine Langsamkeit eine Unentschiedenheit in allen Besuchen der Verwaltung die nicht zu überleben ist, und ein dumpfes Vertrauen in der Nation. Keine energische kein National Geist wie bey dem letzten Freymann.

9

Topika den 14/22 September.

Es scheint ieder, dass bey der unertrüglichen Langsamkeit unsrer Oestreichischen Feldheern, wir so bald nicht zu thun haben werden. — Nach unserm letzten Schreiben hat Napoleon versucht aber die Gebirge in die Ebene von Topika zu drängen, —

¹ 823, Brief von der Moskwa, wurde am 4 September bei Thannenberg durch die Sackmanns besetzt

er ist aber so warm empfangen worden, dass er auch ohne un-
wünschtem Verlust sich wieder zurückziehen musste! In solch
unserer Verdrüßten nun wieder gegen ein and beobachtet sich
wegschreitig. Lange können wir in dieser Lage nicht bleiben,
oder wir können hier durch die Langsamkeit, und ich wäre
beymal sagen, durch den nicht guten Willen der damaligen
Oesterreichischen Hied Behörden am Ende für Sänge an.

Ich habe das wenn wir endlich demselben dem schwerfälligen
Schwarzenberg wieder in Schatz gebracht haben, die ersten Schritte
unser Operationen dem Fried nährigen werden, den Töhl von Sachsen
den er mit Hartäckigkeit zu beschleunigen trachtet, zu verlassen.

Ich committiere die preussische und russische Truppen unter
dem Feldmarschall Schwarzenberg, der nach durch eine Langsam-
keit und Unschicklichkeit unangenehm zur Vermeidung bringt.
Ich habe schon manchmal Auftret mit ihm und den Hülfskräften
die ihm präferieren gehabt. Ansehen hat, so wie alle Hül-
schützen, die zum Beispiel Graf Tolstoi, Graf Nesselrodt, des
Stephan Geden bekommen, der mit dem Marquis Tournon Ordre
den ich habe nicht in Vergleich gebracht werden kann, denn der
Stephan ordnen haben alle die ich Hül sind, das kommanden-
Kreuz des Marquis Tournon Ordens haben aber selbst mehrere
Oesterreichische Feldmarschälle nicht, über dem hat mein Monarch
noch mit einer Auszeichnung besetzt, die in dem Augenblick als
ich befähigt bekamen besser auf der Welt hatte, denn alle die
weniger die des Georges Ordens von der ersten Klasse hatten
wären ausgestorben, und ich wäre also der einzige Ritter, nach
mich hat der Kronprinz von Schweden ihn auch bekommen.
Diese Auszeichnung hat viele Schicksal Größer hervorgebracht,
und ich weiß dass wenn dem Kaiser unter die Hand legte mich
höher in den Orden stand zu stehen. Der Kaiser hat aber
gestanden, ich hätte die Arme gerettet, und die fünfjährige
Campagne, die durch die Fehler des Feldmarschalls verursacht (?)
wahr wieder hergestellt, und mir hätte mit Recht den St. Georges
Ordre zu Schwarzenberg ist nicht genug sich einen Teil
jenes Tages unangenehm in dem er in seinem Berichte sagt, er
hätte mir den Auftrag zum Angriff gegeben. Er ist mehr da-
wider als dafür gewesen, und ich habe den Angriff vor meinem
eigenen Kopf unternehmen!

¹ Der Kampf geschah am 26. — 27. September 1805.

² Diese Darstellung hat der bekannte Historiker, des Schwarzenberg

Wilgenstein hat den Maria Theresia Orden im Kampfe für Parna erhalten, und dies glaube ich auch zum Schutze für mich, denn im Grunde genommen hat er bey Parna nichts-verstehliches gethan. Das Oesterrischer wünschen wir gewiss nichts gutes, denn ich kann es nicht über mein Hirn bringen ihnen recht denn und wann die Wahrheit zu sagen

10

Topika 14/25 September

Unser Aufenthalt hier ist so lang, dass ich ganz gut eine Brause über hätte erlangen können, da für meine Gesundheit gewiss von den unangenehmsten Folgen hätte seyn können. Inzwischen hoffe ich dass wir die längste Zeit hier gewesen sind, und dass wir uns endlich ein mehr in Bewegung setzen werden, so dass wir uns endlich den Willen unseres Monarchen hat es nicht gelogen. Ich hoffe mit Gewissheit, dass nach vor Eintritt des Winters die glücklichsten Resultate erlangen werden. Der herrliche Zustand der kaiserlichen Armee lässt dies mit Gewissheit erwarten

11

Brin 19 September 1 October

Oestern mit unser Hauptquartier hierher verlegt worden. Se Majestät der Kayser ist an Topika wie auch der Oesterrische Kayser und der König von Preussen. Unsere Anlagungen sind von der Art, dass wir mehr als jemals die glücklichsten Ende erwarten können. Der Himmel gebe es zum Besten der Menschheit und schenke uns einen vortheilhaften und dauerhaften Frieden

12

Brin 21 September (8 October)

Nächst gehe ich von hier nach Comotus und ich hoffe, dass unsere Operationen ist einen tüchtigen Fortgang haben werden

am 10 August Barclay des Oberfeld in der Schlacht sterben, in einem neuen Licht vorstellern. Dieser schone Bericht über hochwürdige Schweigungsvertragung des Fürsten, während er nach dem letzten Buch über ein neue Aufklärung der Unerschütterlichen Schwermelodie zu handeln schließt, der die Verantwortung ist bei Barclay, überhan. Indem lang des letzteren Kriegen in dieser Sache nicht als ruhig ungestört gehen

* Graf Wilgenstein commandierte unter Barclay die russischen Truppen mit Ausschlag der Größe

13.

Commissar 25 September¹ (10 October)

Napoleon behauptet sich noch immer hartnäckigt bey Dresden. Ingegen kann er aber da nicht machen, ohne Gefahr zu laufen von allen Seiten abgeschritten zu werden. In diesem Augen wird er sich entscheiden was er unternehmen wird.

14.

Tilsitten in Sachsen d. 29 September (11 October)

Endlich haben wir uns in Bewegung gesetzt. Napoleon bestand darauf mit dem grösseren Theil seiner Macht bei Dresden zu bleiben, die entscheidenden Bewegungen des brauen General Blüchers der zwischen Torgau und Wittzenberg die Elbe passirt ist, den Marschall Balthard geschlagen hat² und Leipzig bedroht haben aber Napoleon genöthigt sich Vorhaben aufzugeben, und sich wie es scheint auch nach Leipzig zu ziehen, wir folgen ihm aber nicht sehr langsam. Dresden ist besetzt und wird durch ein Corps³ vertheidigt. Bei allem dem sehen wir unsere Angelegenheiten einer Entschädigung.

15.

(Oben Deuten)

Ich erlaube Dir kaum die frohe Nachrichten mitzutheilen, dass die schwebend gewünschte Allianz mit Bayern, zu welcher seit dem Anfang der Feindschaftskriege ohne Unterbrechung gearbeitet worden ist, endlich zu stande gekommen ist. Der Tractat ist den 8 dieses unterschrieben, und die kaiserliche Armee nicht demnach auch sogleich vor⁴. Wir sind in diesem Zeitpunkt wo das Schicksal Europas in wenigen Tagen, wie ich hoffe zum Wohl der unbedrückten Völker entschieden werden wird.

..... Wenn unser Medane Fortuna nicht etwa ganz den

¹ Dieser Brief stimmt im Inhalt genau zu dem, welches wir der russ. Hauptquartiere am 10 October schon seit mehreren Tagen über Commissar kenne, welches aber Napoleon bereits am 7 October, durch Blüchers Vorgehung verhindert, Dresden verlassen.

² Der General (jetzt Marschall) Graf Balthard wurde am 6 October von Blücher bei Wartenberg an der Elbe geschlagen.

³ Das des Marschalls St. Cyr.

⁴ Der Vertrag zu Kiel wurde am 8 October unter Sign. geschlossen, so durch eine Zeitgenosse für den obigen Brief gegeben wird. Die kaiserliche Armee unter Wittke, welche bisher an der österreichischen Grenze gestanden, marschirt sogleich in Neapolsche Länder nach Würzburg und Mainz.

Höhen lehrt, es muss Dresden bald fallen. Derzugeloh steht vor Dresden.

16.

Leipzig den 7 October (10 October)

Ich schreibe Ihnen hier aus dem Schlachtfelde auf dem wir noch drei Tagigen Kampfe den Feind zu einer gänzlichen Flucht gezwängt haben. Mehrere Tausend Ochsenwagen, über Hundert Kanonen eine Menge Munition Wagen, Mehrere Gemüth verwundet nach Leipzig mitgeführt ist, sind dem Feinde abgenommen, und man hofft auch noch drei Märsche Augsburg zu schleppen, selbst der König von Sachsen ist mit seiner ganzen Familie in unserem Hände. Die Folgen dieses Sieges sind, dass die Sachsen, Böhmen und Wirttembergische Truppen, mit willkür zu uns herüber gekommen sind.

Der Kaiser hat die Garde geschickt nach auf dem Schlachtfelde zum Grabe zu kommen. Ich Marschire gleich vom Schlachtfelde mit einem Theile meiner Armee ab um das Recht des Feindes der sich mit Napoleon hinter die Saale zurückzieht den Weg durch ein oberösterreichs, das östlich Theil und die Oestreicher folgen mich Morgen. Dresden das eine gemeinde von 14 bis 15000 Mann hat, halt sich noch, muss sich aber bald vor Hunger ergeben.

Nichtens zu bekümmern, denn ich habe drei Tage und Nächte hat immer während zu Pferde zu gebracht und bin müde wie ein abgegragtes Postpferd.

17.

Oben Ort und Datum.

Die Folgen unseres bey Leipzig über Napoleons unbedachten Sieges sind erhablicher als man es sich selbst hat vorstellen können. Seine ganze Armee ist fast wie aufgelöst an zu sehen, und nur seine Garden sind noch in einiger Ordnung. Auch diese sind noch selbst Napoleon nichta unverwundlich in unseren Hände seyn, wenn die schwerfälligen Oestreicher uns nachher vorgezogen wären, aber es ist es nicht zur nicht genug, dass sie einen schmerzlichen Gang gehen, sondern einer ihrer Generale hat durch seine unver-

¹ Inzwischen war von Kottbus mit der russischen Besatzung von Biaz. gekommen

² Der Graf Lauritzen, Commandant der 3 Artillerie, wurde in der That gefangen: Augsburg, Befehlshaber der Kavallerie, erkrankte an Gichtsteinen und starb gekommen

³ Dieser Bericht kam leider nicht zur Ausführung

⁴ Bei der Operation ergaben sich 4000 Mann

schliche Bequemlichkeit, und durch Fehler die selbst bey uns mit Kriegerecht gehandelt worden wären nicht nur Napoleon und seine Armeen zu schwächen lassen, sondern man kann sagen fast ohne offenkundig gehandelt. Der brave Köcher tritt alles mögliche und ja! seinem Feinde immer während auf dem Fusse, samt ihm täglich Kanonen und Gefangene ab, und alles dies bringt uns nicht nur unserer Flucht. Da selbst wir nur dergleichen Scherzkräften nicht auszureis zu kriegen können, und kann es Dir also vorstellen was dabey in mir weicht. Gott gebe doch uns beide Friede denn sonst opfert unser Vortreffliche Monarch nur umhin das Blut seiner braven Soldaten, und die Kräfte seines Staates dem der Egoismus der Oestreichs übersteigt alle Vorstellungen.

18.

Weimarn d. 13/25 October.

Am 13 October schrieb ich Dir* in einem Anprobüblet, wo der Feind um seine völlige zu setzen, meine Armadpiede die leider aus einem Oestreichischen Regt bestand, angrif und über ein drittel zurückwarf aus welchem ich besonders merkte. Um die Schwerepan die der Oestreichische General Ginday angegriffen hat dergleichen wieder zu verhindern merkte ich auch selbst dorthin legten. Nach dem ich Wügerstein mit einem Regt hervorgegangen und die Oestreichs zurückgeschickt hatte, ging er gleich auf, der Feind wurde in einem Abzug ohne Aufbruch bis 1/2 Meilen von Erfurt verlegt. Er hat Pulver Wagens und eine Menge Equipagen weg, und wir machten gegen 1000 Gefangene. Ist ist die ganze Oestreichische und meine Arme hier bei Weimarn versammelt. Napoleon hat seine Rückzug hat doch selbigen aber durch die Festung Erfurt und des Fluss Gerra.

* Der Feldmarschall Fürst Ginday. Am 18 October bereits Napoleons Rückzugslinie angegriffen hatte, zerfiel nach Schwarzenbergs Befehl, als er am 19 und 20 October den Rückzug antwortete Hess. Es ist noch nicht auf geklärt, ob jener Befehl von Wittgensteins Vorwitz oder von Rücksichten der untergeordneten Feldtr, die Napoleon nicht gleich vernichten sollte, gegeben worden ist.

* Das Gerücht, dass die ganze Festsetzung des Kreuzes über die russischen Grenzen hinweg geschick überbracht sei, war unter den russischen Generalen nicht verbreitet.

* Dieser Brief ist kein persönliches Inhalts.

III. Das Jahr 1815

Aus dem Jahre 1814 erhält leider unsere Sammlung keine Briefe; Barclay rückte im Januar in der gleichen amtlichen Stellung, die er bisher bekleidet, in Frankreich ein. Seine Hauptaction im diesem Jahre war die Schlacht von Paris, in welcher er das Centrum der verbliebenen Armee befehligte und den schwersten Theil der Aufgabe zu erfüllen hatte. Er wurde darauf zum Feldmarschall ernannt, und seine kriegsreiche Laufbahn konnte abgeschlossen werden. Allein schon im Frühling des folgenden Jahres sah Napoleons Rückkehr aus Elba die von neuem auf den Kampfplatz. Die verbliebenen Staaten beschloßen, in diesem Jahre ihre Heere wieder operieren zu lassen; das Obercommando der gesamten russischen Armee wurde Barclay übertragen und ihm damit endlich die Stellung übertragen, in welcher er über ein so häufiges Befehlsgewalt ausgestattet war. Die russische Armee hatte die Aufgabe, gegen den südlichen Lauf des Rheins vorzugehen und namentlich in Frankreich einzutreten. Indes ließ die schnelle Entscheidung, welche Blücher und Wellington in Belgien dem Feldzuge herbeiführte, Barclay nicht mehr zu größeren Unternehmungen gelangen. Nur der Krieg gegen die Postungen mußte endlich geführt werden; der zum dritten Vorschuss bestimmte Theil der Armee aber erreichte fast kampflos die französische Hauptstadt.

1.

Paris d. 26 April (18 Mai).

Unsere Armee operiert ganz allein für sich. Witgenstein mit seinem Corps und allen übrigen Folgen der Armee, und sind alle unter meinem Befehl, wie auch alle im Kongreß Fehlen und im Lützen zurückgelassenen Truppen. . . . Es scheint dass hier in diesem Kriege die Hauptrolle spielen werden, und dass deswegen der Kaiser seine ganze Macht zusammen stellt. Die Angelegenheiten Polens sind ganz beendet, nur die von Sachsen noch nicht, weil der sächsische König nicht unterschreiben will. Er wird dadurch bewirkt, dass sein Land, dass ihm noch übrig bleibt, von uns besetzt und administrirt werden wird.

¹ Der Krieg von Sachsen war bei Leipzig in Kriegszugstand gekommen, und die Verhandlungen über den Stilschluß von 1813 wurden unter dem Mithras geführt ohne die Interventionen. Das sächsische Heer, die Abtretung des halben Königreichs an Preußen, weigerte er sich anzunehmen, bis ihm endlich der Verlust des ganzen Landes angedeutet wurde. Am 18 Mai 1815 sah sich er sich in die Unvernünftigkeit.

2

Barlaam d. 20 Juny (2 Juli)

Vorgestern Abend bin ich hier angekommen. Gestern den ganzen Tag habe ich mich mit dem reconnoissiren der Festung Barlaam², und mit parlamentiren mit dem commandanten der Festung beschäftigt. Es ist ein alter Veteran dem man sehr Achtung nicht so hoch setzen wird. In Stoszen wird er uns aber auch keinen Tritt thun. Ein paar Bataillien und ein paar Bregadren, sperren ihn so etc, dass er mit seiner Garnison die wahrscheinlich aus aussergewöhnlichen Leuten besteht, wenig Raum zum protrahiren haben wird.

Heute gehe ich nach Szegedin, und von dort Übermorgen nach Kassa wo auch der Kaiser eintrifft. Wir marchiren mit starken Schritten auf Paris. Würde ist uns schon bey Toal, zum Leichtes Treffen gegen Clavel, — —¹ man hat schon in der Gegend von Binas seyn, und Blücher vor Paris, oder vielleicht auch in Paris. Die Departirten die zu uns geschickt sind³ werden nach Paris zurückgeschickt, wo auch unsere Ministere hin werden um über den Frieden zu unterhandeln. Die ganze Strecke ist hier Nancy mit unseren Truppen besetzt, und hinter uns folgt Langres der die Festungen blockiren wird.

3

Barlaam nach weit von Clavel d. 21 Juny (3 Juli)

Ich erle die Kunde die Nachricht mit zu wissen dass sich ein paar nicht sehr bedeutenden Gefechten bey Paris, diese Stadt capitulirt hat, und ist von den Russen und Engländern besetzt ist. Zugleich haben die beyden Feldherren Blücher und Wellington mit Deroont⁴ einen Waffenstillstand geschlossen, dem zu Folge sich jeder mit dem aus 3000 Mann bestehenden Rest der Armeen nach Orléans zurückgezogen hat. Dies ist nun endlich ein grosser Schritt den die beyden Völker gemacht haben, denn hätten sie nur die strengen Allirten abgewartet, so wären die Franzosen

¹ Barlaam war in dem Probenkriege von 1814 Fontenoy vertheidigt und kam von dort den russischen Fürsten 1815 zu France.

² Der Name ist unbekannt.

³ Das Schicksal der preussischen Regierung welche sich nach Napoleons zweiter Absetzung in Paris befand hatte, von dem Verhältnisse über noch unbekannt wurde.

⁴ Der Marschall Deroont, von Napoleons zum Kriegsgeschichte kommt, hatte nach dieser Abhebung des Oberbefehl übernommen.

von allen Seiten umzingelt und mussten sich zu Kriegsgefangenem ergeben, oder hätten Sie doch nur zur ersten Belagerung des Wallenstädterles die Anführung Napoleons gemacht, so hätte mit der Krieg nie beendet gesprochen werden können, denn über was für eine Last wie es sich endigen wird?

4

Petersbourg, d. 14/26 December.

Ich kam den 10 des Abends um 11 Uhr hier angekommen auf den Hof wahr nicht zu einem ungewöhnlichen Empfang für mich vorbereitet, da ich aber allem dem durch mein frühere Eintreten zu vor gekommen bin, und Sr Maj. der Kayser nach demselben vermahlet hatte, so fand ich beim Schloßthor einen Flügel Adjutanten, der den Befehl hatte sich nach genauer Gemüthlichkeit zu erkundigen und mich im Namen Sr Majestät zu meiner Ankunft zu gratuliren, zugleich mich auch nach meinem Quartiere zu befragen. Bei meiner Ankunft dinstags fand ich eine Ehrenwache von Semowruchen Regimente, mehrere Ordonnenen, und ein völlig eingerichtete Haus. Von Hof die Küche d'Arzt/Arzt selbst Küche Bedienung und Kuchenge, und ein schön möblirtes Zimmer. Ich verließ nur die Ehrenwache und belohnte mich für die Beweise die der Flügel Adjutant gehabt hatte nach demselben Schlag Beinahe einen halben Tag abzuwarten, er sagte mir aber dass er den Befehl hatte während meinem Aufenthalts in Petersbourg bey mir zu bleiben, und ist gleich zum Kayser meine meine Ankunft zu melden. Nach einer heißen Stunde kam er wieder zurück mit einem sehr schmeichelehaften empfangende von Seytes Sr Majestät, und sagte mir zugleich dass Sr Majestät wünschten dass ich am wenigsten nach dem folgenden Tag die Wache beylahle. Den 11ten früh um 9 Uhr war ich bey dem Kayser. Ich bin gewiss, dass auch ein Mannich einem Feldherrn mit mehr Inaugen empfangen hat. Er besuchte mich selbst in der Kayserin Mutter, und hier erläutere das was die mir auergerichtet sagt wird. Nachdem der Kayser fest übernehmlich von meinem Lobe wahr und nach mehrere Male seinen treuesten Gehilfen sagte dass er nicht im Stande gewesen wäre das auszuführen was ihm mit der Hilfe der Vorsetzung gelungen ist,

¹ Diese Inaugen waren zweyten Napoleons hatte schon am 10 Juny Paris verlassen, und der Wallenstädter war der unmittelbare Vorläufer des Feldmars.

und sehr gütlich dessen erwakete, dass ich mit so vieler Standhaftigkeit und völliger Hingebung mich über alle Unannehmlichkeiten hinwegsetzen konnte, insbesondere er auch in Gegenwart seiner Mutter, die dabey so gerührt war, dass Sie nach beyen Arm nahm nach zwey malh Kussen, und darauf mit Thränen in den Augen ihren Sohn in die Arme nahm und mit gerührter Stimme ausriet, mein Alexander! — . . . Bey meiner ruhre nach meinem Quartier fand ich die ganze Strasse so mit Hingegen gepackt, dass ich kaum durchkommen konnte, denn der Kayser hatte Befehle, dass alle Generale Stab und Oberoffiziere sich zu unserer Ankunft in jegere Glück wünschen sollten, unter deren Anzahl auch selbst der Graf Arakutschef war, Denselbigen Tag wahr Etwas beyen Kayser. Den 12te verging der ganze Tag mit Gessen oder bey Hofe und einem Billardspiel. Den 13te Wahr eine grosse Feie bey dem Littenischen Garde Regiments wozu ich von Sr. Majestät eingeladen wurde, während dem Etwas erwakete sich Sr. Majestät, dass es mein Geburtstag wahr, und brachte meine Gesundheit an.

So aussergewöhnliche Ehren- und Dankensausagungen konnten Barclay, der bei dem Friedensschluss schon zum Fürsten erhoben worden war, wol über manche frühere Zurücksetzungen und Kränkungen trösten. Wie viel solche Feinde und Neider mögen sich unter den gestaltreichen Generalen befinden haben, wie unregelmäßig mögen sie den Kaiserlichen Befehl erfüllt haben, und wie eifrig werden sie bemüht gewesen sein, das Misvergnügen unter der Maske freudigster Theilnahme zu verhehlen!

Wenden,

Otto Harnack.



Werther in Karland.

Ueber der Ueberschrift «Werther und David Hartmann» vor-
sichtlich der zweite Band des «Bertha-Jahrbuchs» eines
Aufsatz, der als Beitrag zur baltischen Sitten- und Literatur-
geschichte von Interesse ist. Dem Bericht über diese Publication
muss eine Bemerkung über den Zeitpunkt vorangestellt werden,
auf welchen dasselbe sich bezieht.

Seit dem Jahre 1771 war Peter Schön, der letzte Herzog
von Karland, mit dem Plane beschäftigt, die «Glückseligkeit» seines
Landes durch Begründung einer hohen Bildungsanstalt zu erhöhen.
Dem Zeitgeschmack entsprechend wünschte der — im übrigen be-
trübt arbeitende und dabei ökonomisch sehr eine Schule im Leben
zu ruhen, welche zwischen Gymnasium und Hochschule stehe, von
den Humanitäten und eine weitere der Unterweisung in Geschichte,
Philosophie, Rechtswissenschaft, Naturkunde und Theologie be-
sondere Abtheilung umfassen sollte. Mit der Ausarbeitung des
bestimmten Planes wurde der als gelehrter Ausländer damaliger
Zeit bekannt gewordene baltische Akademiker Selzer (zu in russi-
sche Dienste getretener Schweizer) beauftragt und behielt die
gehörigste Bekanntschaft mit dem örtlichen Verhältnissen an einem
Besuch in Mitta eingeleitet. Gesundheitsrückichten verbotenen
den künftlichen Mitta an der Ausreise dieses Aufseherung —
den Plan für das zu errichtende Gymnasium stellte er stellte
dasselbe so vollständig fertig, dass im J. 1773 mit der Drucklegung
und wenig später mit der Berufung von Lehrern (Professoren) des
Gymnasiums Abreise vorgegangen werden konnte.

Auf die bekannten Thatsachen, dass der Herzog die neue Anstalt aus eigenen Mitteln erhalten und von der Zustimmung des ihm feindlichen Landtages unabhängig machen wollte, dass er den Etat auf 1750 Thaler jährlich festsetzte, sein städtisches Palas zum Schulhaus erkaufte und dass er den Staat durch den Krieg von Polen heftigen Loss — auf diese Thatsachen beschränkt nicht näher erörtert zu werden. Ganz, dass Salzer Vollmacht zur Besetzung von sechs Professoren erteilt und dass er für eine der selben, die Philosophie, einen zwölfundzwanzigjährigen Württemberger, den kurz zuvor aus dem Tübinger Stifte entlassenen Schriftsteller und Dichter David Hartmann aus Ludwigsburg, gewann.

Salzer war Führer und Vorkämpfer der neuen Liberalen- und Dichterschule und als solcher Gegner Herders und Goethes. Diesem Umstande hatte Hartmann den Vorwurf des unfeindlichen Mannes zu danken, dem er im Kampfe gegen die neue Schule zur Seite gegangen war. Hartmanns Biograph (Dr. W. Lang in Stuttgart) macht uns mit einer Reihe heftiger Anfälle bekannt, in welchen der junge Führer für Bodmer und die Zürcher Partei eintritt. Salzers Antipathie werte, dem „mystischen“ Herder-Hamannschen Styl verpöndelt und für unbegreiflich erklärte und seinem Hausfreunde Lessing zum Vorwurf macht, dass er mit Goethe in ein freundliches Verhältnis getreten. Hörtentlich schult er darüber, dass der „nicht besonders viel sagende“ Götz von Berchthgagen zum zweiten Male angelegt worden. Ein anderer Brief lautet: „Der Götz ist gerichtet und jetzt dehn gestraft, wo er hingehört, und wenig später wird die Drohung ausgesprochen: ich will keine Briefe mehr, sondern einen Octavband über den Zustand unseres Publicums schreiben, das die zweite Auflage von Götz von Berchthgagen kauft und sich mit meinen „Jahresheften“ werten lässt.“

Inmitten von Vorherzungen zu neuen Angriffen gegen „Goethe, den besten Freund Herders“ wurde der jugendliche Polemiker mit der chronischen und für damalige Verhältnisse unvorstellbar norddeutsches Dichtung nach Mitau überbracht. Selber muss es mit der Fortsetzung seines Studienplanes besonders eifrig gehabt haben, denn er kam dasselben bereits im April 1774, also fast sechs Monate vor Eröffnung der Kurländischen Hochschule, von Stuttgart nach Mitau anbrechen. Beliebig mag an der Anstellung Hartmanns der Umstand beigetragen haben, dass einer der Väter der neuen Professoren in den Danziger Karl Bruns, des durch russisch-orientalische Neigungen und unzeitigen Wandel nicht allen rühmlich

schmet geworbenen Bruder Herzog Peter, gestochen hatte und dem Bruder Peter um dieselbe Zeit (26 April) die Heimat verließ.

Der Weg in das freie Meissn wurde über Frankfurt a. M., Weimar und Berlin genommen und während des Aufenthalts in der weitgespannten Stadt wirkungsvollere des vielgeschickten Verfassers des «Götter» aufgesucht. Der Briefwerk, den die persönliche Bekanntschaft des damals fünfundsiebenzigjährigen, von dem vollen Maße jugendlicher Schönheit umgebenen frankfurter Advocaten auf seinen um drei Jahre jüngeren litauischen Onkel geschick, wenn die gewöhnliche gewesen sei! mit der Feindseligkeit Hartmanns gegen Goethe hat es mit dieser Begegnung ein Ende. «Von Goethe,» so lautet es in einem an Holzer gerichteten Schreiben d. d. Meissn, den 30 Juli, «kann ich Ihnen sagen, dass er ein sehr guter Mann ist, mit dem ich in manchen Dingen mehr Interessantes gesprochen, als mit Allen, die ich auf meiner Reise besucht habe.» Die Bedeutung dieses Bekanntschaft wird dadurch noch erhöht, dass es den übrigen Bismarck-Kontakten Hartmanns u. A. Wieland gehört, dass dieser den jungen Schwelmer mit gewöhnlicher Freundschaft aufgenommen und dass der letztere selbstbestimmter in einem Schreiben an Holzer gerichteten Schreiben die gegen das Freund der Herzogin Anna gerichtete Goethische Form «Götter, Bismarck und Wieland» mit vollem Beifall gelobt hatte.

Nachdem er im Ende des Monats 1774 Berlin aufgesucht, trat Hartmann nach im Laufe des Sommers in seinen neuen Wohnort ein. Besonders bemerkenswert mochten die ersten an der Bismarck-gewonnenen Einblicke nicht gewesen sein. Die Anstalt, welche der zweiundsiebenzigjährige Professor seine Wirkungskraft widmen sollte, trat erst ein Jahr später ins Leben, — Hof und Adel wollten nach abgeleiteter Johanniskir auf ihren sommerlichen Landhäusern, und landwirtschaftlicher Bezug haben die kurfürstliche Hauptstadt und deren Umgebung zu allen Zeiten gleich vollständig entbehrt. Von seinen verschiedenen Kollegen fand Hartmann jedenfalls Besuche, den Professor des Rechts, vor, der noch vor ihm von Halle abgetrieben war, und vermutlich so er in Verkehr mit dem drei Meissnern getrieben, die im Laufe Meissn und des folgenden Jahres von ihrer vorherigen rühmlich Wirkungskraft an das Fürstentum berufen wurden: Watzke, Tilling und Schwemmbach. Die wichtigsten aller Bekanntschaften, die er in Kurland machte, diejenigen Efforts von der Rechts, datiert erst aus späterer Zeit, nämlich vom Aufzuge des Jahres 1775. «Ich habe kürzlich,» so lautet es in einem von

22. Februar des genannten Jahres betrafen, an Lovers geschicktes Briefe, auf dem Laufe eine Bekanntschaft gemacht, die mir sehr geliebt. — Mit einer Frau von der Recke, einer ganz außerordentlichen Dame, bei der ich 14 Tage auf ihrem Ritterstutz war. Wie viel wir da von ihr sprachen! Sie liebt Dich sehr und ist überhaupt mit der deutschen Literatur sehr bekannt. Ich habe Werthers Leiden mit ihr gelesen. — Was hab' ich's verschlungen!

Goethes berühmtester Roman war bekanntlich im Herbst des J. 1774 erschienen: der Eindruck desselben auf die Bedeutung der gleichzeitig mit diesem Lesere geschickten Bekanntschaft verrathen sich in den Eingangsparabolen des vorstehenden Briefes deutlicher, als auf den ersten Blick angenommen werden möchte. Die Phrasen: »Ich habe eine Bekanntschaft gemacht, die mir sehr geliebt,« stellt sich als vieldeutige Werther-Bedeutung dar («Ich habe eine Bekanntschaft gemacht, die mein Herz außer sich bringt»), noch breiter aber erscheint der Umstand, dass der Briefschreiber nicht nur schonen Jahreszeit, sondern mitten des schauerberühmten nordischen Winters »über sechs Tage« auf dem Lande »angefbracht hat, — dass »der Ritterstutz«, den er im Februar 1775 angereist, von einer jungen, schönen, glücklich verheiratheten Frau bewohnt war und dass diese Frau Elise Charlotte von der Recke hieß. Auch wenn der Biograph Huttenlocher aus nicht unzweifelhaft sagt, dass von Lenzmann »von einem heiligen Leiden für die zwanzigjährige (zu Weibheit erst achtzehnjährige) Frau v. d. Recke gel. von Morden ergriffen worden«, würden wir es annehmen. Zum Ueberflus führt der am 22. Februar geschickte Brief wörtlich fort:

»Das Buch [der Werther] soll mich Freund haben und Lovers danken können, wenn einst mein Schicksal Ähnlichkeit mit Werthers hatte. Ich sehe mich oft jenseits des Grabes zu sein. Ich habe Himmels Ruh' auch Ihr und der Schwärze. Ich armer Pilgrim bin nur glücklich, habe alles, was ich will, wieder hier auf Händen getragen und verlohrt — und doch ist mein Herz hier und mein Kopf thut. Ich habe nur Werthers Spaziergänge genommen, schwärze des Nachts in einem Schilde, das ich selbst über, auf dem Felde harrte. Soll lassen ich mich für Goethe tödlich salben dankt anders, anders! . . . Lovers, hast Du diese Ähnlichkeit zwischen mir und Werther gefunden?

¹ Wahrscheinlich ist die für Recke von Friede gehörige Gut Strömsing gemeint.

Ach Gott, wie ist hier gerade sehr wohl. Alles drängt mich, freuzigt mich; und ich könnte glücklicher sein, als kein Mensch auf Erden. Oft spreche ich von Dir mit allen meinen Geliebten, daran ich sehr lebe. Wie kann man doch in Teufelskand Werther einfließen und Beantwortung und Harbers Philosophie. Ach ich wünschte, mein Leben gieng zu Ende, denn hier würde ich um Liebsten die Sonne stehen. Gleich aber je nicht, dass Menschen ihrem Schicksal leben, nein, ich würde nur zu sehr geliebt. Aber ich weiß nicht, warum mein Herz so so gar nichts anderes denkt als an diese. Schrey's diesem zu, dass mein Brief so unordentlich geschrieben ist. Und Werthers Leiden sind eine lächerliche Nahrung für meine Geist. Noch wünscht ich einige Sachen zu vollenden und dann wäre mir sehr, wenn das Ende der Comödie da wäre.

Denn «Ende der Comödie» sollte früher stattfinden, als der neue Werther angenommen haben mochte: nicht neun Monate, nachdem er dem Freunde die vorstehenden Bekanntschaft abgelegt (der Schluss des Briefs und ein späteres, vom 8. Juni datirtes Schreiben enthalten Gründe an Goethe und die Bitte, Lessing möge seinem berühmten Freund dass vorstehende «mir denn letzten Brief zu schreiben und das so oft, als er will») war David Hartmann von Leichen. Ein hitziges Fieber hatte den Dreundzwanzigjährigen am 3. November 1775 dahingerafft. In der St. Theresienkirche liegt er begraben. Wie Elise von der Roock sich an der Leidenschaft und dem frühen Ende ihres Verehrten gestalt, erfahren wir nicht. Ganz, dass die Schwester der letzten Herzogin von Kurland sich im folgenden Jahre (1778) nachtraglich von ihrem Mann trennte und dass aus dieser Trennung in der Folge (1781) eine Scheidung wurde. Bemerkte dort hingegen werden, dass der ungeliebte Gemahl der barmherzig gewordenen Dema, Herr Georg Peter Magnus von der Roock, kein unbedeutender Mensch gewesen zu sein scheint. Um vierzehn Jahre älter als seine Gemahlin, hatte er vor seiner Eheschließung im siebenjährigen Kriege mitgefochten, nach Beendigung desselben sächsische Dienste genommen, die Würde eines kurländischen Kammerherrn erworben und sich an dem zwischen seinem herzoglichen Schwager und der Ritterschaft ausgebrochenen Kampfe als Landtagsdeputirter und als Schriftsteller betheiligte¹.

¹ Vgl. Boris Stapsky B III, S. 464. Hier = 4 N. (er selbst im Juni des Oberauschusses beiderseits und 1780 an Mann gestellt) war Vorstand der im J. 1780 erschienenen Schrift «König der württembergischen Reichs rathel um den kurländischen als Conföderationsmitgliedern u. s. w.»

Franz Schlegel lag tieflich alles anders näher als das politische Geschick ihres Vaterlandes, dem er, von der Lage der Leibfreigebur abgesehen, zunächst gleichgültig gegenüber gestanden zu haben scheint. Im Geiste der »Auffklärung-Philosophen« und der damals beginnenden Schönheitslehre lag vielmehr, dass die Naturalliebe gerade der höher gebildeten Generation des revolutionären Zeitalters der Welt des eigenen Herzens größere Aufmerksamkeit widmete als der Wirklichkeit, und dass man sich die Angelegenheiten der »Menschheit« lebhafter aneignete, als diejenigen der unmittelbaren Umgebung.

Mit dem Vorstehenden ist die Semantik dessen gegeben, was sich der Leugner der Pöbeltheater über David Hertmann und sein Verhältnis zu der gelehrten Karlsruher Theaterzeit entwickeln lässt. Mündlich bei dem Herrn Verf. dargelegte Schlußfolgerungen haben ergeben, dass weitere Zeugnisse über die mittlere Periode des zweiten Werthes von 1775 in Stuttgart nicht zu ermitteln gewesen sind. Nicht dem kurzen Lebenslauf im Buche-Napostolsky'schen Schriftsteller-Lexikon bei Karl Dammersberg zur Stützstütze des mittlere Gymnasiums 1815 veröffentlichte Festschrift über den »genialen« jungen Mann gewisse Auskunft gegeben, aus der wir dankbar einige Daten gezogen haben.

Von der bekannten Tatsache abgesehen, dass Schiller die erste, nach in Preuss abgefasste Fassung seines »Don (sic) Karl« dem Rigor Theater dargebracht hat, liegen Nachrichten über die ersten Wirkungen deutscher klassischer Literatur auf die in- und karlsruherische Lesewelt in so verschiedenartig gelagerter Anzahl vor, dass die vorstehend mitgetheilte Notiz schon aus diesem Grunde auf Beachtung Anspruch erheben dürfte. Was durch Karl Paterson und anderer Literaturtrends Aufsichtungen über die Geschmackrichtung damaliger Zeit bekannt geworden, legt die Annahme nahe, dass Goethe und Schiller sich bei unseren Verfahren über so langsam durchgesetzt haben wie bei anderen Lesern. Das vornehmlichste Quelle der ästhetischen Bildung jener längst vergangenen Zeit, das Theater, stand im tief in das 18. Jahrhundert

² Unter den Verhältnissen der Frau von der Kette zur Kaiserin Katharina und an den damaligen Agnesenstellungen vgl. Frau Hofrath an Gustav Roscher (Jahrb. Neumannsche 1895, S. 276, S. 281 ff.)

Wohl unter dem Namen Ketzchen¹⁾, das bei dem Dänen allgemeinere, wie Victor Hehn den namentlich in Kurland zu hohem Ansehen gelangten Expeditionschef des Königlich-Dänischen-Regiments und Besitzer von Friedenthal einmal genannt hat. In der periodischen Presse spielte ein anderer Gottlieb, zwar aber Merkel, mindestens einige Zeit lang die Rolle des Charakters — Goetheaner, die bei Wende des Jahrhunderts auf den Geschmack der Leserschaft von bestimmten Einflüssen gewesen wären, veränderten war dagegen nicht danach zu machen. Voraussetzung wird das um so weniger erregt können, als die Sache in dem damaligen Deutschland wenig anders lag und als notwendig ist, dass die Besessenen der Leibkammer, Sparr und Krauer und die Erzählungen J. J. Eggers bis tief in das 19. Jahrhundert sehr viel zahlreichere Verehrer an sich sammelten, als der „Wilhelm Meister“ oder der „Herrnreiter“, in dem alten Ostpreußen wurden (nach Anton Springer unversäfflichem Zeugnis) nach dem Tode des (guten) Kaisers Franz Ludwig „Philantrop“ und Eggers „Erdbeber“ als Hauptwerke der neuen dramatischen, Castells Gedichte als schätzbare Erbschaften der lyrischen Literatur angesehen. — Unter solchen Umständen liegt die Annahme nahe, dass David Hartmann und dessen schlangensprachige Freunde in dem Kurland der Vier Jahre da waren, wenn nicht die wenigen Propheten der durch den Werther erfüllten neuen Literatursperiode gewesen sind.

— 1818 —

¹⁾ In Petersburg (Philantropie als dem deutschschweizerischen Agitatör als Exponenten des internationalen Geschmacks der Zeit, welche der Dichter u. a. die Folgende sagen lässt:

«Nun, du bist ich mit meinem Ketzchen,
 Dem verzeiht und begreift doch jede Zeit —
 Es rühmt, es vergisst, es verliert das Gedicht
 Tod man bräutet denn beim Kirchhofen Gedicht
 Man lobt und man weint und man weint auch weinend,
 Nur, der Ketzchen ist sich unerschütterlich Nie lobend»



Notizen.

1. **F. L. v. S.** — **Kristianen** (die Christen, Dreyhundert und der Schwed.)
St. Petersburg 1848 S. VI und 466 Gr 8
2. **Schlesische Fein** (Dr. J. Schiller) — **Das Leben Königlebens** — **Wörter**
und **Typen** aus dem **deutschen** Leben. **Antiquarische** Uebersetzung
von **Johanna** Eckardt. **Wiesbaden** und **Stettin**, **Verlag** 1848
S. XXXV und 377 *

Die beiden hier zu besprechenden Bücher sind nur in einer Beziehung zusammenzustellen, wegen des Gegenwärtigen ihrer Verfasser. Der Eine spricht nur von Dingen, die er gründlich kennt, und er thut sie dar, wie sie sind, so sich zur Geltung gelangen; über die Schilderung der Zustände, die er schildern will, weiß er wenig oder gar nichts, nur die Selbsterfahrung will er bringen, nur wiedergeben, was er wirklich gesehen und empfunden, ohne sich dabei von irgend welchen profanen Sympathien oder Antipathien bestimmen zu lassen. Beten wir hinzu, auch nicht von irgend welchen Kenntnissen oder auch nur von einer dämmernden Ahnung, dass eben solche in den meisten unglücklichsten Fällen ein Urtheil unangenehm ist.

In der That ist es eine Ansetzung sehr guter Art, dass der **„berühmte“** **Positivismus** des **„St. Petersburger Herolds“**, durch den **Wohlbuch**, das dem sein respectables Publikum zu spenden pflegt, vertrieben, einen **Lehrstuhl** in **Petersburg** mit dem zu thun sagt, was nur unter dem **Stich**, oder auch über den **Stich** seiner **Leitung** des ihm gebührenden Platz hätte. Wie er seiner **Leitung** werth und die **Leitung** seiner, erweist die dem **Buche** beigelegte **Besprechung** von **unserm** **Blatte**, denn es lautet: **„Ansetzung** **schärfert** **der** **Verfasser** **seiner** **Aufmerksamkeit** **in** **Petersburg“**. Im ganzen **Buche** ist aber von **Petersburg** überhaupt nicht die **Rede**.

Sein **Tagepublikum** mit der **deutschen** **Leserwelt** verwechselt,

gleich die Pléiade; dass dieselbe (genau einen Antheil daran zu haben vermochte, wie er die Dinge, möglich an zu beizustehen, sucht und über die urtheilt, kraft seines „gesunden Menschenverstandes“ und seiner publizistischen Grundansicht, über die er auf beiden Seiten des Vorwurfs sich persönlich und inhaltlich genug zurecht. In demselben schuldigen Sinne, der die Eintragsarbeit der Zeitungschreiber meist kennzeichnet, in der ethischen Eile, die nicht die Zeit lässt ein gelehrtes Orib nachzuschlagen und wenig auf das oft freundschaftliche Gesicht zu verlassen möglich, wird hier ohne Revision das flüchtig Geschriebene mit dem Meiste gewaschen und wenn auch nicht der Leser — dem selbst man *si quis* — aber der Buchhändler gezwungen, dieselb Zeug eines Stunden zu eyles.

Wie gesagt, auch das Verweert ist von cyprischen Geschäftlichkeit des „Pléiade“ nicht frei. Gleich S II heisst des Besen der klassischen Bildung ihres Verfassers. Das bekannte Wort „Ich bin ein Mensch und nicht ein Mäuschchen ist mir fremd“ wird einem Lustspiel des *Émile Zola* zugeschrieben, offenbar hat die griechische Titel des plantischen Lustspels „*Émile Zola*“ dem „Pléiade“ zugeführt. Aber auch in unser verblüffendes Poesie, der russischen, geht sein Unbehagen spazieren. Denn das ist nicht das Schöne, sondern die Unbehilflichkeit um das Richtige, die Trägheit, zu gelogener Stunde zu lesen und zu beklagen. „Ein russischer Schriftsteller (Turgenev, wenn ich nicht irre) sagt: *Il faut travailler (travailler) comme il y a du pain*.“ Das hat einer Kolow genannt.

S. 180 wandert sich die Pléiade, dass die herrliche schwarze Landschaft noch keinen einzigen schwarzen Poesie, Maler, Bildhauer zu einer Mithraschöpfung begeistert habe; auf dem Gebiete der Kunst habe die Schwere unbehilflichkeit sehr wenig produziert. S. 289 sieht er sich dazu veranlassen, dieses Urtheil zu bekräftigen, „das doch kein abschätzen ist.“ Und dies geschieht in folgender ergötzlichen Weise: „Arnold Böcklin in Zürich, Theodor von Cäsar, Keller u s haben gerade keinen Wert, jedoch sind ihre Leistungen kunsthistorisch. Was die schwarze Dichter anbetrifft, so kann ich leider keine, obwohl der vor ein paar Jahren verstorbene Leutold und der noch lebende Desamer auf dem Gebiete der lyrischen Poesie Bedeutendes geleistet haben sollen.“

Es ist der Thut, die Leser des „St. Petrus Herold“ sind zu ihrem „Pléiade“ zu beglückwünschen. Ein Professionscolleg, der sie über die zeitgenössische Dichtung und bildende Kunst auf dem Laufenden gehalten soll und höchsten den Wertes abgesehen, Cäsar aber, das mit einem zweifachen Menschenalter gegewonnen Landeskultur zum „Theodor Cäsar“ macht die von Gottfried Keller (vorausgesetzt steht auch er unter dem „Theodor“) und Konrad Ferdinand Meyer keine Abnung hat, das Genie Topfster sehr kennt und von Leutold nichts gelernt — der ist etwas werth. Und voll seines Ueberflusses tritt er freck und frei vor die Welt, er

woll kein anderer scheinen als der, für den er bekannt ist der „gestrichelte“ Pfandherr, dem die Sande alle übrigen Forderungen deckt, der auf Schritt und Tritt seine Unkenntnis der Dinge gerücht, aber mit seinem gesunden Menschenverstande die Lücke nobelweges auszufüllen glückt.

Eine Probe dieses hat bezeichnendstes Aufschloßbetreten und eine Charakterzeichnung dieses hochseligen Faustbetretens gewährt nach dem kaltenklopischen Eingange der ersten zwei Hugen der Fugate des Abends: „In des Götterperditions Tage.“

„Selt' mehr als einem Viechjahrhundert hatte ich die Heimat nicht besucht, die ich fast als Kind verlassen, um als gewesener Mann wiederzukehren sollte. Aufrechtig gestanden kann ich mit einigen Vorurtheilen in die Vaterland zurück. Ich hatte Hugs verlassen, als es eingestürzt in Walle, umgeben von Landgräben (f), sankt durch mittelalterliche gross Thore war, die dem Ganzen einen destoerz Aussech verliehen. Eben so stieg erstragt in mittelalterlichen Vorurtheilen stelle ich mir die Bevölkerung vor. Ich hatte während eines langen Aufenthalts im Inneren Russlands und in Petersburg nicht nur die deutsche Sprache so ziemlich verlernt, sondern auch die Erkenntung zu die deutsche Seite der Heimat im verliert. Die Lectüre anderer lateinischendlicher Schriften hatte nicht verfehlt, statt tiefen Eindruck auf mich zu machen. Das kaltsche Knaggegerung, hat ich schon, und wenn ich es zufällig las, fand ich es eben so einseitig ja noch einseitiger als die Aufzählung. Denn das Lesen der russischen Erzählungen, die sich meistens mit die Ostseeperrition zur Zwickelthe ihres seligen hüßigen Spases erwählt, zum Gegenstand ihrer beständigen orthodoxen Anfälle gemacht. Das alles zusammengekommen konnte seine Wirkung nicht verfehlen. Man sprach so viel — — (was wir können das) — dass ich wirklichlich von diesem Gernwegungen unberührt wurde und die heilige oben Zustände, wenn auch nicht mit unverkennbarem Haase, so doch mit einer thieligen Dosis von Mithemum betrachtete. . . Wenn so viele begabte Männer behaupten, dass in dem Ostseeperrition alles hat, verrotet, vom Zaube des Mittelalters angegriffen, vom schuldigen Einfluss des Feuerrechts zerstört sei, so blieb nichte Anderes übrig, als sich vor diesem Urtheile zu beugen und dieses Unfehlbarkeit in erfahrungreife Schweigen anzuerkennen.“

„So thaten es viele. So that es theilweise auch ich, las mich am glücklicher Stern in die Ostseeperrition Fahrt, wo ich durch einen etwas längeren Aufenthalt in die Möglichkeit versetzt ward, nicht mehr mit blosden Augen zu sehen, mit fremden Ohren zu hören, mit fremden Herzen zu empfinden, ihnen stierlich nachzuarbeiten, unverstandene Litaneien nachzuarbeiten als Echo von Klagen über nicht existierende Bebrückungen zu hören, sondern durch eigene Anschauung ein Urtheil bilden konnte über die Wirklichkeit. In freilich in gewissen Fällen nicht sehr reutz

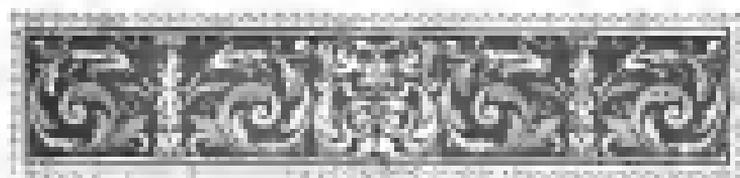
jedemfalls jedoch weit von dem düstern arbeitstüchtigen Colort
 ist, das die Schwere in Schwarz malendes Künstler an den
 Ufern der Neva, Moskwa und Jensa antrug.

Ich fand eine Mündel, unmaßlose Stadt vor, die nach
 durch ihre Sauberkeit (Sappir), durch das Spagat, die angrenzende
 Grenz erlöschte . . .

Die folgende unvollständige Schilderung und persönliche Erinnerung
 an den großen Christoph spielt in dem Sinne: „Der Stadtrat,
 des Königs auf noch beim ersten Augenblick der Erinnerung seiner
 Bekanntschaft bewundernswürdig war ein sehr gestiegene, und ich will
 offen gestehen, dass dieser wohlthätige Stadtrat sich mit der Zeit
 verstärkte. Gleich dem altstammesartigen Patronen (sic), der
 die Hand zum Fluche ertönte und statt dessen sagte: War ich nicht
 unerschütterlichem Mistrans gekommen, das aber baldigt ganz erregte-
 gestorten Göttern Platz machte.“

Und was in diesem Wohlwollen, das die Vaterstadt ihm
 wieder abgerufen, plündert in plötzliche ungeheure Ausschüttung lauchend
 über die politischen Verhältnisse von Stadt und Land, so wie er
 versteht und wie er nicht denkt, dass es liegt. Kurzweil ver-
 trauet er uns gegen die Tömerlinge über die separatistischen
 Beziehungen und macht ihre Schwingen in dem verneinlichen
 -Widerstand, den die Kultur des Hochlandes der Regierung
 in den Ostprovinzen entgegensetzt. Diese schätzte Oppor-
 tün, auf welche die berechtigten Forderungen der Regierung
 stützen, wird denn nicht ohne Gutwilligkeit erklärt und —
 was kann nicht sagen — mit der Weisheit der Erblichkeit,
 über der die Sokratische beirathet. „Die Bevölkerung wird
 endlich (und ist schon gegenwärtig) zu der Einsicht gelangen,
 dass die angestrebte Reform notwendig und hochst erpre-
 slich und und demjenigen in ganz können, die sich dagegen
 am heiligsten wehren und wehren.“ — — Es folgt ein Ge-
 spräch in Eisenbahnwagen zwischen einem gediegenen russi-
 schen Gutsherrn aus dem Innern, einem vorzüglich geschultem
 Staatsrath, einem von „unsern Jurens“ und einem baltischen Baron,
 der, nach Helzig und Bildung jensei von überlegen und dem
 reformfreundlichsten Optimismus halbesend, sie und den plötzlichen über
 die wirkliche Lage der Dinge im Klaren setzt — Rom, Haged,
 Narva und die Kaldyke zu Hingeburg werden denn vorgeführt
 und bekräftigt, wobei durchaus nicht geäußert werden soll, dass
 unter jenen Schwämmen, schlappen Kätzchen, obigen Partikeln
 manche solche Windung, manche stimmungsvolle Scene — in
 -Einen plastischen Fluss führt — nach einem Gemüthsregung
 mit unerbittlich.

So geht es weiter in Deutschland, in der Schweiz und wieder
 in Deutschland, doch zur Charakteristik des plötzlichen ist das Ge-
 spräch genug.



Die heilige Raubvögel.

Raubvögel (rapina) löst rechtsmäßig Wegnahme einer fremden beweglichen Sache durch eine an der Person ihres Inhabers verübte Gewalt. Ein Raubvögel (rapator) wäre demnach ein solcher Vogel, der dem nicht gehörigen Thiere, also ihm rechtlich nicht zukommende Nahrung rechtsmäßig erbeuten würde. — Derartige, schuldlosere Vogel gibt es aber genau genommen gar keine. Wenn man schwerfälligerweise dazwischen will, so würde unter den die Erde bewohnenden ca. 400 Arten dieser hervorragenden Vogelgruppe noch einigen ausserhalb der Hühnerhaltung, *Astur poliostrichus*, bei uns allein ein solcher Räuber genannt werden dürfen, denn dieser raubt wirklich fremde bewegliche Sachen, indem er dem Menschen speziell zugehörnde Hausvögel, Tauben da mit Gewalt und Laut rechtsmäßig ab und zu in seinen Besitz resp. in seine Klauen zu bringen pflegt. Der seltsame Name Raubvögel ist schliesslich für eine ganze Gruppe die trotzentlich sehr unglücklich gewählt. Wenn wir eine grosse, hohlenwändige Gruppe unter der Ordnung: Singvögel in durchaus correcter Weise (Insectenfrasser) und nicht in irrtümlicher Art (Beutetierfrasser) nennen, so müssten wir logisch folgerichtig auch diese unfleischverfüge Ordnung nicht (Raubvögel) nennen, sondern die etwa als (Wirkeltierfrasser) oder dem ähnlich bezeichnen. Da auf die ausschliesslich körnerfressenden Vögel, wie z. B. die Drosseln, sind in gewissen Sinne eigentlich alle Vögel körnerfressende, tieressende Wesen, also vulgar gesagt: allesamt Räuber resp. wirkliche Raubvögel. Die Klasse und artlicher Stages in Wald und Feld, die Vogel

in dem Lufte, die Fische im Wasser, die Reptilien in ihren Erdhöhlen und die Lurche im Sumpf sind für die sie verzehrenden Vögel durchaus kein fremder Besitz, denn sie gehören vielmehr auf dieser Erde. Die fleischfreundlichen Vögel haben daher keinerlei gewöhnlichen Haß, wenn sie denselben, als ihnen zur Nahrung von Urthieren an zugewiesen, fangen und mit bestem Appetit verzehren. Obgleich sehr wahrscheinlich alles Geübte nur sehr theilweise um seiner selbst willen, theilweise gewiss auch zur näheren Selbsthaltung anderer Existenzen, wie auch alle Gewalt zu wünschenswerther Beschränkung anderer, allen menschheit aufstrebender, die rechtlich Umlageverpflichtet in der Natur stehender Lebensformen. Der Schöpfer wie oben eine gewisse Anzahl Vogelplanung und zur Anordnungsleistung gewisser Ausprägungsgrade auf verschiedenen Gebieten an, die dazu nöthigen Waffen und sonstigen Fähigkeiten zweckdienlich anwendend. Sie waren daher nur ein gleichsam verbrieftes Recht, wenn sie wollten, und ihre Beside zu verletzen; denn es will in Gottes göttliche Ordnung so bestimmt zu die hochvertrauen und unantastbaren Schöpfungsprozesse. — Der Adler könnte kein böses Willen keine Erlöse fressen, er ist auch völlig unfähig Hirsekörner aufzuheben oder Fische zu suchen, er soll, wenn er hat alles Wirbelthiere schlagen und verzehren. Wie dürfen wir dann dieses göttgewollte Treiben als Raub anzusprechen? — Indem der geistliche und leiblich fast immer nur subjektiv urtheilende Mensch den reinen Namen Raubvogel gab, musste er sich ein Bild in diesem Fall davor nicht zu kammern. Bisher war es, dass er war hierbei Partei. — Weil es ihm nicht wünschenswerth erschien, dass ergriffene Singvögel abgehängt, schmuckhafte Wildhühner geschickt, jagbare Hasen &c. auch von anderen Mitgeschöpfen erbeutet wurden, schickte er ganzlich abwärts, den Spitzer im Auge der nur natürlichen Treibe folgenden Thiere alles schauf schief und den eigenen, natürlichen Bösen nicht sparend, alle von Wirbelthieren lebenden Vögel (auch einige Insektenfresser) für Raub, vergebend, dass, wenn ein Geschöpf Gottes als solcher dieses Schicksal verlor, es verweigert keine apäria von selbst. Der allgründige Lebensverfüger schickte und hat in natürlich-selbstverwirklichter Weise die Klüften des Continuum mit dem Fleischmarkt der kostenfrei spenden der Natur auf beachtet; dieses gleichartige Treiben mit unedlen und unheimlichen Schlingel — aus Herdlichkeit. Was aber ist, das hat sein Recht zu sein. Da nun seit vielen hundert Jahren die

bestimmte und subjectiv gewählte Name „Bienenegel“ allen gemeinschaftlich und absolut vollkommen geworden ist, so wollen wir nicht länger ledern, sondern ihn auch in Zukunft getrost beibehalten und aus demselben bei der vorstehenden Betrachtung etwas belesen, indem wir es vornehmlich vorziehen, mit allen kühn nach entwickelten Unvollkommenheiten schlecht und recht umzugehen, als fremdartige Neuzugänge, sogenannte Verbesserungszugänge von sehr problematischem Werthe gewöhnlich und herrschend aufzunehmen.

In der europäischen resp. heilenden Vogelswelt nehmen die Bienenegel zweifellos die erste Stelle ein, während in den heissen Himmelsstrichen unserer Erde die Papageien und einige denselben verwandte Formen wenigstens intellectuell als am höchsten stehend betrachtet werden müssen. Der grosse Kopf mit dem verhältnissmässig grosseren Gehirn deutet direct auf eine höhere Intelligenz, besser entwickelte Sinne &c., während die grosse Flugfähigkeit der Bienenegel, das Tragen der prächtlichen „Waffen“ und die ungewöhnlich schnelle Nahrungsuche über kretale Herrschaft über so viele vor ihnen stehende Mäusekäse bewirkt, befragt und ermöglicht. Die Bienenegel sind in ihrer lebensvollen Thätigkeit und speciell körperlichen Entwicklung harmonischer als die übrige gefiederte Welt ausgebildet worden. Je grösser die Harmonie bei solcher Harmonie der Organisation resp. Gliederung, d. h. je harmonischer der gesamte, gefiederte Aufbau einer Thierform ist, desto höher gestellt erscheint derselbe. Dem Sturke und Mutigen gehört die weiche, mittel gebildete Welt, Stolz der Könige oder die Bürgerkönige Nachzügell, sondern der mächtige, grüne Adler ist der factische Herrscher über die grüne Vogelswelt, dient dem Menschen als Stützpunkt der Herrschaft. Ungefährdet und fast ungestört leben die Bienenegel nach ihrer Art und Weise dahin, denn sie haben in der weiten Thierwelt eigentlich niemand zu fürchten oder aus dem Wege zu räumen. Kein thierisches Mäusekäse ist im Stande sie dazwischen zu behörden, sie abzugreifen zu bekämpfen, können auch so heutzutage wegen dieses sie als „problematisch bestehendes“ Nahrungsmedium. Nur allein der Mensch, dieser gottesverdächtige und tollkühne Gelehrter über Alles, was da lebt, beschriebliche all direct durch absichtliche Eingriffe und Angriffe die Anzahl ihm besonders verhaasener Bienenegel und sonstige demselben sogar stellenweise in einzelnen ihrer wesentlichen Schäden zufügenden Arten aus, so z. B. den Linsenpflanzler in der südlichen Schweiz und in Tyrol, so den Schneider, in

vielen Flachländern Mitteleuropas, in manchen Gebieten auch im Ufa-Id.

Bühner führt uns in einem seiner letzten, sehr phantasievollen Werke: »Das Geschlecht der Zukunft, das kommende, unerschöpfliche Fortschrittspotenzium der Menschheit vor und schildert dies das weibliche Geschlecht nicht nur als das ungleich viel gewisser und stärkere, sondern auch als das willensfähiger, nämlich absolut herrschende. Eine solche, die Männerwelt eig beschreibende und daher beängstigende Zukunft erschien aber dem Menschenkinder Bühner als die höhere Stufe unserer irdischen Entwicklung.

Unter den Molochen nehmen die Kopflöcher (Tyranniden, Kraken Id.) unstreitig die höchste Stellung ein, und diese bieten uns ein ähnliches geschlechtlich sehr ungleiches Bild. Die Männchen der meisten Kopflöcher sind stark verkümmert, verhältnismäßig wenig klein und ausflüchtig, denn sie werden meistens von dem reißigen Weibchen in einer Tasche des selbigen Haut aufgeführt, — ein Merkmal im Streckbentel zu Korbgesichtchen getragen, so gelegentlicher Verführung und ständigen Gebrauch indisch warm gestellt! Schrecklich bewundern Fortschritt, wahrhaft grandioses Zukunftsbild das!

Die Baustrügel sind allen tätigen Vögeln hierin in der charakteristischen Hinsicht: Fortentwicklung vorausgesetzt, haben sich bereits die beherrschende Spitze ergriffen — Ausschließen und narkotisieren die Weibchen aller unserer Baustrügel gewisser, stärker, auch dunkler grauer, als die Männchen, bei einigen Arten sogar sehr wesentlich. Ist nun ein Drittel in der Klasse differenzial, während z. B. bei den höherwertigen, postag und körperlich niedrig stehenden Vögeln des Männchen in Größe und Kraft stark überwiegt und ein viel dunkleres Kleid zu tragen pflegt, man denke z. B. nur an die Ausröhler.

Je mehr sich eine freie Individualität in einer Tierklasse oder Ordnung heilt und bemerkbar zu machen im Stande ist, je weniger Gehorsamkeit an ein unerbittliches Fortschritts, so eine begrenzte Fortschrittsform oder an die politisch regulierende, nur verkümmerte Erziehungspforte nachherhin möglich wurde, als eine desto höher stehende wird dieselbe mit vollem Recht anerkannt werden müssen. In dieser Richtung zeigen die Baustrügel eine moral. sythet. die auch speziell indischrecht weitgehende Freiheit. Hierin sind die niedrigen Arbeiterklasse bedauerlich verhältnismäßig unglücklicher, streng bestender und

erscheidener Verordnungen. Bei keiner europäischen Vogelfruppe zeigt das Federkleid so auffällig je nach dem Alter, der Jahreszeit, der klimatischen Heimatslage, nach dem Geschlechte auch, wie auch noch in hervorragender Weise je nach dem Individuum so freispielerische Spielabweichungen und so mannigfaltig verändernde Totalfärbungen. Dieses geht sogar soweit, dass zwischen die individuelle Färbungsverchiedenheit über die erbliche stark hinausgeht und die erbliche wiederum über die der Rasse.

Ferner verliert die Anzahl der Eier bei keiner Vogelformung so stark wie bei unseren Raubvögeln, nämlich der Art nach von 2 bis 7 und individuell von 3 bis 7; das ist eine sehr bemerkenswerthe Anzahl, welche als auch noch auffallendsten individuellen Freiheit, welche ein menschliches Fortrecht, eine Laster der Staudensiege genannt werden kann. Endlich nisten die Raubvögel an so verschiedenen gestülften Plätzen, wie sonst kaum eine größere Familie in der Vogelwelt und wiederum nicht nur der Gesamtart nach sondern auch innerhalb individuell, wie z. B. der Uhu, der Wendehals, der Thurnschke etc. Nicht selten der durch construierte Nest auf der abgebrochenen Spitze eines -klimmlichen- Waldriesen, bald in dichter Baumkrone verschiedener hoher Bäume, denn wieder auf niedrig gestellten starken Ästen; hier findet man das Geäst auf ebener Erde, oder auf einem kräftigen Stöcken, dort im Echnicht fast schwimmend, oder auf Wurzelnstücken der Baumwälder und Eichen, oder gar in einem Gesichtsloch. Geht wird das knorrlose Nest an Pfähelchen, auf Vorsprüngen starker Felsenfelsen, in Felshöhlen, auch an Felsen unbetretener Felsfände, endlich an hohen Stämmen, in dem Nischen und Mauerschlüchern alter Häuser, an verlassenen Häusern, an Kirchthürmen und sogar auf den Rücken bewohnter Häuser angelegt; kurz, die darüber größte Mannigfaltigkeit herrscht bei der Wahl der Nestsitze von Nadelbock und die über alle, ob in Thürmen oder auf ebener Erde, hierin ist das Geäst für die erste Jugendzeit ohne Ausnahme.

Schlüsselstück können die Glieder keiner anderen Vogelformung so lange ohne jede Nahrung das Leben fristen und bestehen, so gewöhnlich dem Trinkwasser entgegen, wie diese Fledermaus. Dagegen ist wiederum kein anderer Vogelformung fähig, solche ungeheure Faule resp. Fledermaus auf einmal so stark zu nehmen, als es die nach verdauenden, viel Blut verständig bildenden und damit gut bewohnten Tagraubvögel gelegentlich zu thun pflegen. Alles und namentlich die Eier sind ganz überauszige, ungeheuer-

lebe Frauen, welche sich nach längerem Fasten beherztlich in eine Ohnmacht verhielten, so dass sie unthätig wurden, die Fische zu ergreifen und darauf sollen sie Stunden gegessen oder mit Kartoffeln erdrosselt werden können. Und doch wären diese letzten Speisen im Stande gewesen, so an der Kosttagzeit resp. Fastenzeitigkeit getrost mit einem Doctor Thamer aufgenommen und vielleicht als Neger karkas hervorzugehen. Während Thamer bei völliger Narkose und überausen Schwächezustand es knapp auf 40 Tage Fasten brachte und das letzte Neger ausgehoben haben würde, so bewies ein anderer Bauerngötter in der Schlafrschlaf — also in einem künstlichen, ihrem Wohlwollenen herbeiführer sehr mühseligen Zustande — dass sie mehrere Tage länger ohne sichtbare Minderthätigkeit zu fasten verstanden. — In diesem Speise waren sowohl die Bauerngötter dem Herrn der Schöpfung deutlich über-! Kure — allen Respekt vor der vorgewiesenen hohen Stellung und hohen Pflichtenstufe der Bauerngötter!

Was charakterisirt nun so deutlich in die Augen und Ohren Sinne springend vornehmlich die Bauerngötter als solche? Welche auffallenden, ausseren Momente ermöglichen es sogar jedem ungeschulten Kinde, mit einer gewissen Bestimmtheit die Zugehörigkeit eines Vogels zu dieser vorgewiesenen Mitgliedschaft zu erkennen zu bestimmen und demnach anzusprechen? Der Volksmund antwortet hierauf theilweise beiläufig, wenn auch nur beiläufig, indem er vergleichend für verschiedene Pflanzengattungen als laudliche Ausdrücke benutzte: Adlernase, Hahnentanz, Bauerngöttergott, Falkenauge, Adlerhals, Ganskopf &c. — Vornehmlich charakteristisch für diese Gattungsgattungen sind der Schnabel, sowie die Flügel welche zu sehr kräftigen, wasserabweisenden Waffen ausgebildet sind, wie auch die viel und mächtig blühende, vom Harnknochen braunartig überzogene verhältnismässig grosse und schlagfertige Auge, welches schwarzlich und für grosse Entfernungen hoch thätig entwickelt erscheint; diese Eigenschaften sind so gross, dass dieselbe an den Wunderbaren, gewissen Unfassliche stößt, kein natürliches Auge auf dieser Erde könnte auch nur annähernd dem Ähnlichen; nur das mit einem sehr guten Fernrohr besessene Auge des Menschen dürfte gleich weitreichend werden. Die Flügel dieser zum Ergreifen, Töten, Fesseln und Festhalten der Beute, sind also die eigentliche Angriffswaffe und bilden auch die Material zu der nur selten nöthigen Verteidigung, während der Schnabel sich zum Zerrennen und Verschlingen der Beute

Bein gepreßt wird. Er ist meist ziemlich kurz, sehr stark ge-
 krümmt, ságenartig kräftig gefórmt und hart, wobei der hintere
 Oberendhabel bedeutend über den Unterendhabel vortritt. — Die
 Fúße sind kräftig entwickelt, mit starken Sehnen ausgestattet und
 an den belischen Vögeln mit furchiger scharfer, knagelkrümmter
 Krallen versehen. Ein weiteres Hauptkennzeichen aller Raubvögel
 ist neben der ságenartigen Wackelheit, welche in Europa streng
 ausschließlich dieser Gruppe eigen ist. Sie bedeckt wóhrl auch
 vorn bis die Basis des Oberendhabels und umschließt neben die
 Nasenlöcher. Der Hals unserer Raubvögel ist kurz, die Flügel
 sind kräftig, mit langen Schwanzfedern versehen, der Schwanz
 hat meist 12, selten 14 Steuerfedern. Die meist häufig vorkommenden,
 dünnhäutigen Analehringen, welche mit gestraubtem Gefóder weit
 hinten nach gepreßt werden, rücken wiederholt, achselnarrnackel-
 hoch, wie auch oft der ganze Vogel resp. sein Flúsch etwas mehr
 oder weniger unangenehmen Geruch an sich hat und einen solchen
 in anderer Nähe an sich verstreut. Gefógen kann es niemals
 Zwittervögel werden. Unvollständige Theile der schließlichen
 Nahrung, als kleine Käsehe, Früchte, Haare, Harzstücke, Fisch-
 gátteln, Schlangengátteln etc. geben sie schließlich als Geróche hervor-
 vortend von sich. Diese Geróche haben dem Forscher ein Mittel
 an vorhandenem Material dar, um die Nahrung der früh lebenden
 Raubvögel zu bestimmen und danach deren vorwiegende Schádlich-
 keit oder Nutzbarkeit zuverláßig anzunehmen. Der Magen ist
 nicht durch eine Beschóderung vom Vorzeigen getrennt und seine
 innere Bekleidung erscheint weiß und meistlich schleimhóhlenlos.

Ein einzelnes Stimmzeichen ist meistens einfach und besteht
 nicht aus einem oder auch mehreren ziemlich hohen, über-
 haupt aber nur selten ausgestoßenen, eigentümlich scharfklingenden
 Lauten, welche gewóhlich nur in der Paarungszeit gehört werden.
 Heynicher bemerkt nicht selten zu sagen, dass gleich ein niedriger
 stehende Laute und Vogel Knochen oftens selbst auf Thronen,
 — die Massen gefóhnen in Scharen der Grossen. Freudrich der
 Grosse spielte zwar selbst die Flöte, aber eine Schwalbe musik
 keinen Sommer, so wie der Singschlicht, Acker wóhnen, der in
 Afrika angeblich ein Liedchen spielen soll, die Haglei nicht an-
 stehen, die Raubvögel sind und heißen: Kakaphon.

Auf dem meisten gemeinen Erhalten sind alle Raubvögel
 Europas sehr unbeholfen, bewegen sich nur selten und wenig schelt-
 weise, sondern háufigen verkommenen Falles mit plumpen Spróngen

stärker. Diese stärker und stöcher schweben sie im Anflug häufig, schwebend phlogochwind stessend durch die Luft, kommen sich im Frühjahr geackertartig spielend mit einer Starkerheit und Gewandtheit anher, die außerordentlich erstaunt. Es geht keiner Vogel, den ein jugender Kalkfalk nicht schmeichlich anheulen und anheulen konnte.

Die Ordnung der Raubvögel zerfällt untergeordnet, und noch noch in den Übergangsformen ziemlich deutlich geschieden, in drei abgeschlossenen Hauptgruppen: in die der Eulen, Geier und Falken.

Die Geier kommen für uns dieses Mal nicht in Betracht, indem das demselbige, irrige Verfolgen des ganzen Geiers, Falke manchmal, bis in unsere nordlichen Gegenden demselben kein volles baltisches Bürgerrecht erteilen konnte; wir haben diese Volkshaltung ab, bei der jeder Gast und Irrgast mitgehört und ungehindert werden muss — Wir wollen daher hier nur als einer hochinteressanten Curiosität flüchtig gedenken, aber nicht zu näherer Betrachtung als dem Eisensteinchen benutzen. Zwei aus dem fernem Osten oder Südosten verlegene Mönchagier wurden in Karlshof erlegt; das in Großhofen geschossene Exemplar steht noch gut eingestopft im stiner Museum, das andere erlagte der Fleiter Tanne in Gross-Antz (nach Krasow), der dritte Geier wurde 1857 in Livland unter Metakill im Bajewischen Klosterhof erbeutet, dessen Kopf und Fänge der damalige Besitzer des Gutes Baron von Kupfersti nach Dorpat erwarbte, wo diese spärlichen Reste des merkwürdigen Vogels noch heute im zoologischen Museum der Universität aufbewahrt werden. Wenn Krasow, Schwarzler und andere daraufhin den Mönchagier unter den baltischen Vögeln aufzählten und als unbekannt registrierten, so hat solcher gewiss einige archäologisch-wissenschaftliche und demnach wissenschaftliche Beweiskraft, die aber immerhin nur eine stüffige genannt werden muss. Mit solchem Verfolgen, durch diese drei Individuen ist aber weder die geographische Verbreitung des Vogels angedeutet oder gut fixirt, noch ein Recht gewonnen worden, den fremdländischen Geier bei einer Verthierung und Besprechung speziell baltischer Raubvögel, wie es oben, herauszusetzen, denn ich habe es noch einmal: durch ein nur fremdaliges verurtheiltes Verfolgen hat dieser südliche Geier weder das kurische noch livländische Indignat erworben; denn müsste er mindestens einmal hier geblüht haben.

oder regelmäßig als Parasit erscheinen; er war, wie auch bereits aus dem Fremdling, der durch seinen vorletzten Besuch auf seinen dann erlittenen Tod immer bald wurde. So selten man in Bezug der Raubvögel, Kestrel, Lurche in Verlagsbüchern kommen dürfte, über die Erhaltung des Harnstreiches nachlässig oder gar rathlos zu sein, so leicht und oft geschieht aber selbes bei den hochgeschwingten, in kürzester Zeit auf Flügel des Sturms weilt, sehr weit dahin abgewandert und nicht selten hierbei zum Spielball und weicht veracklagen verwehnen Vögeln. Die grossen Massenstimmungen spielen zuweilen an Europas Küsten überwiegen die Proleten, Gewässer und so manches Gethier aus anderem Welttheil, aus fernem Harnstreich herbei, die grossen Lafröhungen thun ein Gleiches kaum minder selten mit fremdländischen — sogar dieselbe als Amerika herbeizumenden — Vögeln. Darf aber in derartigen Fällen ein Recht beansprucht werden, solche Irrgäste nahezu zu unbewachten Erscheinungen zu stampeln? So oft dieses noch früher geschah, so glaube ich in natürlicher Begründung mit einem todtenin-Nein-antworten zu müssen, und wurde demnach bei Verführung neuer Raub- und Falckenarten einsehen bisher in den verschiedenen Verordnungen aufgenommenen Arten fortlassen, dieselben bei Besprechung der Gruppe aber kurz erwähnen. Ich werde britisches Harnstreich, wie schon gesagt, nur solchen Formen ertheilen, die bei uns gemeldet haben, oder mehr oder weniger regelmäßig in der Gegend unsere Promenzen bestreiten.

4. Nachtrachtrügel oder Raub- Störger (Störger)

Das Raubvögel verhält sich auf dem ersten Blick; es ist ein sehr hoher Vogel. Keine Gruppe der Vogel besitzt so viel Charakteristisches und ausgesprochenes Störgerfüge, so viel Aehnliches und Gleichfüge; die Raub bilden eine stigmatisirte, unter sich nahe verwandte und einzige Familie, welche von jedem Bauer, von jedem Kinde, sogar von jedem -Städter- richtig erkannt und ausgesprochen wird. In der Sage und Fabel, im Märchen und bei jedem abgelenkten Spak und unbemerkten Zankstreifen spielte -Fremd Raub- eine wichtige, nicht immer beneidenswerthe Rolle und ist noch heute beim ungebildeten Volk eine Bezeichnung schlimmer Verbrechen. Dem verfallt der das glücklichste Leben, die stehende Nahrungsmittel, und das eigenhändige Ansehen.

Alle Raub haben ein ungewöhnlich lockeres, weiches, mehr

oder weniger absteigendes Federkleid, dessen einzelne Federn zugewandt, fächerförmig und federartig erscheinen. Durch diese langfedrige lockere Behaarung gewinnt der ganze Körper ein viel gewisseres Aussehen, als er in Wahrheit ist, wie auch besonders der obenhin schon verhältnismäßig große Kopf — In der Hand angedrückt, kassieren die kalteschen Federn sehr eigentümlich. Die großen Flügel erscheinen ungebeugt resp. im Fluge etwas abgebeugt, indem die erste Schwungfeder immer kurz ist und die dritte und vierte stets die längsten sind. Die meist dunklen Flügeldecken haben eine sammetartig weiche und dichte Beschaffenheit. Ihr Flug ist nicht nur nach der oben schon, geräuschlos, zum nicht seltenen Ueberfliege schließend deutlicher Vogel angründet, sondern entsprechend ausgerichtet, und erschien dem Seetarnschnee gewöhnlich und grauerregend, was süßen Gründen aber ist derselbe auch nicht so rasch, gewandt und thätig, wie bei den Tagräubern, eine Kule versteht keinen fliegenden Vogel zu machen, zu ergreifen, die man ihm Beste aus der Vogelfuchts nachhänge im Soldat stehen, was dem menschlichen Gefühl so schmerzregend erschien. Der Kopf ist rund und, wie gesagt, groß, die Stirn hat ein dreieckiges Aussehen, der harte Schnabel ist kurz, scharf und in einem flachen, gewölbten platt erscheinenden Grabe mit einem eigentümlich gestrichelten Ausdrack. Die sehr großen, kaltesartigen Augen sind mit dem Spaltgefilie versehen, die sich schon bei nur geringem Lichte bis auf eine recht schmale Ritze zu schließen pflegt. Das am hervorstechendsten kaltesartige wird aber durch die die nächsten Augen unmittelbar umgebenden sogenannten Schlieren gebildet, derselbe besteht aus einem röhlichen Kranz von starren, abgerundeten Federn, welche unmittelbar am Auge, vertheilt, hervorstechend sind und stehen, reißerig angeordnet über das Auge. Die Weichheit ist mit geschlossenen, verweirte gekrümmten Hornschichten bekleidet. Das Fühler Ausläufer langer Obertheil, und verhältnismäßig kurz und stark befedert, mit einer beifähig stilleren Weichheit und sehr spärlich, runden Kugeln versehen — Die Mundöffnung und der Kehlkopf sind so weit, dass kleiner Beste glücklich bei verdingungen zu werden pflegt. Die Fingern nicht in ungeklärtem Verhältnisse zur Artgröße. Was je eine Kule besser oder auch nur flüchtig zu beobachten Gelegenheit hatte, die weist, dass sie eigentümlich, wie würde, die Leder über die kalteschen Augen zu senken und zu heben, dass sie, wenig

gemacht, mit dem Schabel zu klappern, zu küssen, sich auch vorn zu bücken und auch zu feuchen vorsetzen, alle diese wunderlichen Gebräuden und Auszeichnungen stehen auch einzig in ihrer Art da, sind gleichfalls so charakteristisch, dass sie sich jeder als verheerliche bezeichnet werden. In neuester Zeit hat sich die Mode der Halskette bemerkt; silberne und goldene Halsketten als Schmuckstücke, halberne als Nippstücke, Tausendthaler etc., güttelpraktisch als Kinderspielzeug, schwarze als Krüge, gläserne als Trinkgeschirre etc. etc. und hängt es ihnen, nicht minder zu Beule oder Walle gesteckt auf Rückenknospen, Taschen und sonst wo.

In allen öffentlichen Zeiten galten die Halsketten als kling und wies, im Mittelalter als reicher, türkischfreund und selbstlich, und in der Neuzeit als ottomane Manneswürde oder würdevollste Raubvögel. *Tempora mutantur! Sic transit gloria mundi!*

Da wir bei uns eine wirkliche Feldzeichenkunst nicht kennen, so hat der im nördlichen und südlichen Europa so sehr hoch geachtete Name der holländischen Raubvögel ein nur geringes. Wer unsere Flugvögel liebt, wird daher dieser unedlichen Färbung keine besondere Schonung zu Theil werden lassen, sondern alle Halsketten, mit Ausnahme der Spargelkette, vollkommenes Felder weichenmüch stets erlösen, wie ich es ohne Gewissensbisse immer gethan habe und thun werde.

Allen Obigen dürfte den gelehrten Lesern der „Holländischen Monatschrift“ mehr oder weniger bekannt gewesen sein, und könnte auch nicht aus guten Lehrbüchern in ähnlicher Weise zusammengestellt werden; ich möchte mir aber erlauben bei dieser Gelegenheit etwas in kritische Betrachtung zu ziehen, was vielleicht unserem gebildeten Publikum bisher fremd blieb oder wenigstens von demselben nicht genügend als ein nachträglicher Mangel, als ein verwerflicher Usus empfunden und als solcher verurtheilt wurde — nämlich die willkürliche Verwechslung, Confusion und Completion der lateinisch-griechischen Namen aller unserer Vögel, so auch der Halsketten, so durch lateinischen Namenüberfluss resp. Chao ich speziell ein Stempel setzen will.

Die beliebte Idee und der Zweck lateinischer Vogelnamen war, wie bei allen anderen Dialecten, internationale Namen für den Dienst der Wissenschaft zu schaffen, constant Namen, die in allen Welttheilen verstanden werden und alle Irrungen und Mißverständnisse ausschließen konnten. Das gelang dem großen,

genies Land in überraschend günstiger Weise; die Kugeln wollten aber klüger sein, jeder hätte selbstverständlich Trol hera, verändert sich nicht nur die schlichte, unzugewandte Einleitung durch Spinnenstrüpfelung, sondern schuf neue geschwungene, geschäftig umgewinkelte, das Geflüchtete fruchtbar belastende Furchen- und Spinnensamen — Die half wieder unüberlegende Verwirrung und das chaotische Durcheinander der immer wieder versuchten, oft sehr widersprüchlich einschleissenden Trennung der ungenau definierten Familie der europäischen Eulenarten in fast eben so viele Sippen, als es Arten gäbe, ist ein sich selbst mehrer Gewalt. Allerdings und jedenfalls war es consequent, dass, wenn man erst einige Eulenarten absonderte, auch schliesslich alle diese fruchtlichen Beweise von -Hansen- gewissam aus einander geprenzt wurden. Jeder Forscher, jeder Beobachtende wollte es gern etwas Neues bringen; neue Arten lassen sich nicht mehr entdecken, also verpflanzte man die alten; der sich kein stinkende Vorstand, die kritisch nachredende Dethellkraft musste sich betätigen; die Welt musste mit geistlich motivierten Unterabteilungen übermaht werden. So geschah es denn, dass von unseren sechs constant und sicher abweislichen Eulenarten nicht nur jede einzelne einer besonderen Sippe zugestelt ward und eines besonderen Spinnensamen erhielt, sondern auch, dass der Klauende alte Ländliche Familienname Strix gleich vurchwend und sonst ungenutzt wurde. In Deutschland blieb dieser rechts und rechtsige Familienname noch einer Art, nämlich der Schleimale: *Strix jamaica* — Helvetische Fernschreier zählten bisher 12 naheverwandte Kolen auf, unter denen auch die Schleimale *Strix jamaica* und der Strohkeis *Strix noctua* angenommen waren. Da aber die Aufnahme der Schleimale sich nur auf ein im eidgen. Museum, ohne Angabe des Fundortes, befindlichen, ungenutzten Exemplar und eine vage Notiz H. Gmelins stützt, so ist es mir nach Darlegung anderer Standpunkte für solche Fälle notwendig, diese Art in den helvetisch-abweislichen zu rechnen; ebenso verweigere ich hier einen Platz dem Strohkeis, *Strix noctua*, da auch nur ein eidgen. Exemplar als kurisches bezeichnet, existiert, und sonst nur Besitze drei Weibchen erhalten haben will. (Siehe *Bascom's Ornith.*) — Wir wollen schliesslich nur 10 andere Eulenarten näher betrachten, aber zuerst nach deren Nomenclatur verfahren:

1. Die Schleimale *Strix ulysses* *Nyctus ulianus*
Serota Nyctus — *Strix caudata* c. *caudata*

<i>Syrnium nigricans</i>	<i>Strix aluco</i>	<i>Nyctala scandiaca</i>
<i>Syrnium Nylax</i>	+ <i>caesia</i>	+ <i>scandiac</i>
	+ <i>caudata</i>	<i>Nyctala scandi</i>
	+ <i>caesia</i>	+ <i>nigricans</i>
	+ <i>Wagneri</i>	

Macht zu Namen 16 verschiedene lateinisch-griechische Namen, unter Einwirkung in 6 Familiennamen. In ersterer sind sich nicht sein kann, so sind 5 jedochfalls falsch und unrichtig gewählte.

2 Die Sperkerule *Strix uralensis*

<i>Nyctala scandi</i>	<i>Strix aluco</i>	<i>Syrnium aluco</i>
<i>Syrnium fuscum</i>	<i>Strix aluco</i>	+ <i>scandiac</i>
	<i>Strix fuscum</i>	+ <i>fuscum</i>
	+ <i>capensis</i>	+ <i>borussica</i>
	+ <i>halensis</i>	+ <i>caudata</i>
	+ <i>caudata</i>	
	+ <i>uralensis</i>	

Ergibt 16 Namen oder 4 Sippenbezeichnungen

3. Die Hahikieule *Strix uralensis*

<i>Syrnium uralensis</i>	<i>Strix Uta</i>	<i>Syrnium uralensis</i>
+ <i>macrocephala</i>	+ <i>Aluco</i>	<i>Nyctala uralensis</i>
<i>Uta uralensis</i>	+ <i>macrocephala</i>	<i>Scotiopteryx uralensis</i>
+ <i>Uta</i>	+ <i>Uta</i>	
<i>Pipus uralensis</i>	+ <i>macrocephala</i>	
+ <i>Uta</i>		

15 Namen mit 7 Familiennamen.

4 Die Sperlingskauz *Strix parusina*

<i>Syrnium parusina</i>	<i>Strix uralensis</i>	
+ <i>pygmaea</i>	+ <i>pygmaea</i>	
<i>Glaucidium parusina</i>	+ <i>Tringoides</i>	
+ <i>pygmaea</i>	+ <i>parilla</i>	<i>Aluco uralensis</i>
+ <i>macrocephala</i>	<i>Nyctala parusina</i>	+ <i>parusina</i>

Micropteryx parusina

14 Namen bei 6 Familienbezeichnungen

5 Der Rauchfalkens *Strix nebulosa*

<i>Nyctala Tringoides</i>	<i>Strix Tringoides</i>	<i>Uta parusina</i>
+ <i>Sargus</i>	+ <i>albus</i>	+ <i>Sargus</i>
+ <i>Berkovskii</i>	+ <i>scandiac</i>	<i>Aluco Tringoides</i>
+ <i>Berkovskii</i>	+ <i>scandiac</i>	<i>Nyctala Tringoides</i>
+ <i>Kirillskii</i>	+ <i>parusina</i>	<i>Syrnium Tringoides</i>
+ <i>albus</i>	+ <i>parusina</i>	+ <i>parusina</i>

Nyctalis pinnarum. *N. alatum.* *N. glaucopis* *N. prasinus.*
N. minor.

14 Namen bei 6 Sippenstämmen!!!

6. Die Waldkrone *Strix aluco*

<i>Uta aluco</i>	<i>Strix aluco</i>
<i>Syrnium aluco.</i>	+ <i>macrocephala</i>
+ <i>albus</i>	+ <i>alba</i>
+ <i>strigatus.</i>	+ <i>cyborius</i>
+ <i>caesus</i>	+ <i>reps</i>
+ <i>spiralisus</i>	

12 Namen unter 8 Familien

7. Die Bartkrone *Strix lapponica*

<i>Syrnium barbatum</i>	<i>Strix neura</i>	<i>Uta barbata</i>
+ <i>lapponicum</i>	+ <i>microphthalma</i>	+ <i>lapponica</i>
+ <i>neuraum.</i>	+ <i>fuliginea</i>	+ <i>neura.</i>
+ <i>microphthalma</i>	+ <i>barbata.</i>	

12 Namen unter 3 Familien.

8. Die Sumpfkörone *Strix brachyotus*

<i>Uta brachyotus</i>	<i>Strix neura</i>	<i>Dendryphus lappon</i>
+ <i>microphthalma</i>	+ <i>scipitris</i>	+ <i>polaris</i>
+ <i>polaris</i>	+ <i>arctica</i>	+ <i>agroris</i>
<i>Arct. alba</i>	+ <i>polaris.</i>	+ <i>brachyotus</i>
+ <i>and-tomus.</i>	+ <i>lapponica</i>	+ <i>scipitris</i>
<i>Uta brachyotus.</i>	+ <i>brachyotus</i>	+ <i>Cassini</i>
	+ <i>scipitris</i>	<i>Agolus brachyotus</i>
	+ <i>and-tomus</i>	

22 Namen unter 6 Familien.

9. Die Waldkrone *Strix aluco*

<i>Uta sphecoctis</i>	<i>Strix dominata.</i>	<i>Uta aluco.</i>
+ <i>calyptra</i>		<i>Arct. aluco</i>
+ <i>caerulea</i>		+ <i>albus.</i>
+ <i>albus</i>	<i>O. aluco</i> <i>O. neuraum.</i> <i>O. minor</i> <i>O. con-</i>	
<i>ment</i> <i>O. arborum</i> <i>O. prasinus</i> <i>O. neura.</i> <i>O. minor.</i> <i>O. caerulea</i>		
<i>O. minor</i>		

20 Namen unter 4 Familien

10. Der Uke. *Strix bubo*

<i>Bubo maximus</i>	<i>Bubo palliatus</i>	<i>Strix burmanni</i>
+ <i>agroris</i>	+ <i>melanotos</i>	<i>Uta bubo.</i>

Bala microcephala *Bala grandis*

- *serripes* • *apudbrancae*
- *peruviana* *B. africana* *B. cordilerae*

14 Namen unter 3 Sippen

Unserer wird der aufmerksam Leser von einiger Namenübersicht entnehmen können, dass unsere Käsenarten mit je 12 bis 24 Interzuchgruppen resp. durchschnittlich pro Species also mit 16,5 Namen bedacht wurden — Schwer dürfte sich in dieser verschmalerten Auswahl ein Anfänger in der Urphilologie zurecht finden; wer die Wahl hat, hat auch die Qual, welche Namen wären zu bevorzugen, welche soll der Jünger eines solchen Flecks richten? *Styr. Wapawata* klingt so französisch-romanisch, *Sofigiter* oder *Phyar* so stockgriechisch, *Mirreptar* so elegant-ungelenkbar, nur *Beromogton* auszusprechen möglich, oder gar *Glaschium microcephalum*? *da da*! Wie könnte aber auch das allerbeste Gedächtnis diese glorreiche Namensliste in toto für jede Art behalten! — Nach welchen Sippenverhältnissen Ansetzung wird einst der strenge Examinator sich richten? Welchen der 24 Namen des Beirtragesamen wird er für den richtigen, den geschnitten anerkennen? *Spectis* *Bastisches*, hält er ein bezeichnenderes Tonwort sein sollte — oder — oder?

Allen Arten gehörig erscheint nur der altkeltische Familienname *Bala*; er bildet den rechten Polus in diesem Wirrwarr. 6 Species wurden sowohl mit dem Sippennamen *Species* als auch *Nomen* beschriftet, *Uala* und *Sarum* werden vier Mal appliziert; gänzlich kritisch wird der weitere Name einer Gattung betrachtet. Es folgt *Ula* für 2 Sippen, *Species* *Aphosa* *Ale* und *Bala* für 2 Gattungen, und schließlich finden wir einmalig *Phylos*, *Phyar*, *Sofigiter*, *Glaschium*, *Mirreptar*, *Spectis*, *Brachgata* und *Argilna*. Es kommen daher auf unsern 10 Arten Käsen nicht weniger als 16 diverse Sippennamen, je nach Willkür des betr. Sippenphilologen und je nach Laune des genialen Namensfinders sind 5 von diesen Namen bereits früheres Speciesnamen des grossen Limes entnommen, 3 aber später wiederum als Beirtragesamen einzeln nachkeltischen Käsen angewendet worden. Sippennamen her — Speciesnamen hin! Es ist, als ob Kaster ein frühliches „Schwartzschweine-Spiel“ mit dem Namen combinirt hätten!

Diesem ungeliebten *Bala* und frivolen Applizieren beliebiger Namen fährt, wie ersichtlich, zu direkten Verwechselungen über

verschiedenartiger Formen: z. B. bildet die Spartenreihe, eine sog. Tappeln, mit dem Bauchschwanz, einer Nachreihe, des gleichen Stippen- und Spaltenraumes *Sitta parva*, sgl. die Halskreuzeln und der Waldkauz; ferner lautet die kleine Waldkreuzeln nach *Sitta olivacea* und der rindige Uhu wiederum *Uhu holo*, während nur der Spaltenraum für die Waldkreuzeln und *holo* der für den Uhu des Landes war; demartige Permutationen unter der Epigonen etwas paradoxen zu Verwechslungen, bringen eine heillos Verwirrung in die Nomenclatur herbei. Und warum das? Nur um selbständig zu erschließen, Esserwissen, Essermachen richtete schon viel Unheil in der Welt an. Diese Anlehnung gegen die höchste Autorität, gegen das Naturreich und Ehrliche wird allerdings durch die Gefährlichkeit der Umänderungen paradoxerweise kaschiert. Wie gerad kann sich mathematisch jener Gerühlung vor, als er nach laugen Sinnen der Waldkreuzeln statt des bereits *maxilla* erschaltet *Uhu vulgaris* mit glücklichem Imperativ dem alternativen Namen *Uhu maxilla* rühmte, oder statt *Sitta maxilla* mit schmerzlicher Enttäuschung *Sitta parva* sprach. Es ist doch ein, wenn auch daschiel! Menschlicher Muth gehörte jedenfalls zur Inszenierung dieser überraschenden Wendung. Nachdem am Kaiserhof schmerzhaft die kleine Waldkreuzeln im Hinblick auf eine typus «Kleinheit» in antroponomischer Verkleidung «*Uhu vulgaris*» genannt hatte, ließ bald die an Grössemahn offener schwer hülender Forscher, dass diese Art im Hinblick auf seine «Größe» nur «*Uhu maxilla*» betitelt werden könne und müsse — Zwei farblichke Ornithologen erschlossen es für dringend gehalten, zur größeren Ehre der Wahrheit, dem Waldkauz noch charakterisierende lateinische Namen zu ocellarytes, und dabei der grüngelbliche Waldkauz wurde *Sitta olivacea* mit *Sitta varia* benannt, etwa mit gleichem Rechte, wie ein wüthiger Pfaffenbesenzer eine weisse Hase «Ocellus» nannte. Ein deutscher Patriot beanspruchte für den Uhu den östlich begrenzten des Namen *Sitta germanica*, während ein Europafreund die *Sitta europaea* betitelte, und ein Dritter, Stimmgelehrter, ihn als *Sitta alpestris* hinstellte; ein Vierter, vermutlich ein alter Norweger besetzte ihn mit der Anrede *Sitta septentrionalis*, während ein Fünfter ihn als *Sitta borealis* verführte — kurz überall Widersprüche, Beschränktheit und Konventionen, die solchen und ähnlichen Unwesen mannschaft an Tage federnten.

Das neueste Vogelverzeichnis für Deutschland führte 12 Eulenarten in 10 Sippen vor, Russen brachte 11 in den Ostasienprovinzen

getrennte Arten unter 9 Sippennamen, Corrie stellte 7 Unterfamilien auf, Friedrich plazierte 14 Arten unter 4 Gruppennamen, ein Anderer schuf 5, wieder jemand nur 3 Sippen etc. etc. Bald schob man die Halbkolonie in den Kreis der Tagelöhler, denn verbotene man sie in den Nachtkrautern, schließlich vereinbarte man sie zur Einzelheit, rückte sie nach vorn, um sie morgen wieder in die ganze zu stellen. Der vorzüglichere Oberlehrer hätte schon mit der Familie der Urwespen, obgleich dieselben sonst durchaus nicht Gemeinschaftliches oder von den übrigen Kolen Abweichendes besitzen. Darauf schloss man die Saugflügel aus, darnach den Uln, um zuletzt jede einzelne eine Sonderrippe repräsentieren zu lassen, nachdem die Saugflügel mit der Wackelrinde einen kurzen Hand erlöbt hatte. Die Saugflügel wurde als Ulna sogar den Klauen zugesprochen etc. — Viele eben so merkwürdige als unerwartete Zusammenstellungen und nachfolgende Verschiebungen fanden statt; es geht eben nur eine Wahrheit und viele — viele Lügen. Wahrheit ist und bleibt die eine des Hochschickens aller Kolen nach der Familienname, Strie: Je mehr ich mich in diesem geschickerten Wirt verlor, je länger ich die verschiedenen Kolenamen mit einander verglich, je schärfer ich die sogenannten Trennungsmomente im Auge fasste, desto klarer wurde mir die Sachlage. Das nämlich Linnaeus Familie Strie keine Zerpfitterung dulden kann, dass alle widerwärtlichen Versuche dass nur zum stürben Classen, nur zu einem Widersprüche führen, die Erkennung aus den zahllosen Irrwegen liegt in der Zusammenfassung unter dem einen Familiennamen Strie, bei Befolgung des allgemein bekannten, jedes Lirthen von sich kennen völlig aussehenswerten, weltlichen alten Sippennamen. Nur darauf kann wieder eine internationale Verständigung geschlossen werden, nur dadurch wird es möglich werden, den ursprünglichen Zweck der Schaffung lateinischer Namen zu erreichen, nur dieses durch entsprechende Verständigung kann die Wissenschaft vor Unfall, vor Täuschung und Confusion geschützt werden.

1. Die Schwestern. Strie apert. Letztlich viele beide polig. Entsch: Jense hat, auf Flugbreite 140 bis 150 Centim., Schwanzlänge 33—36 Centim.

Dann stattliche und schone Kolen hat einen ziemlich kleinen Kopf, an dem ein schwarzer Scheitel sitzt auf aus welchem zwei grosse hochgehende gerad, wie manchen angegebenen wackel ausgeglichte,

modern über schwarzgelbige Augen von wunderbarem Reize lernen leuchten. Auf wasserigem Grunde erscheinen jüngere Vögel sehr lebhaft gefleckt und gestreift, wobei die Kapitäten stets von weiß bleiben, während diese Vögel schwarz ganz weiß zu werden pflegen, mehr als Menschen sagen schneeweiß. Alle Weibchen behalten eine gewisse Anzahl Flecken stets an sich. Jüngere Weibchen haben einen mehr gelblich-weißen Grundton. Die Fasanvögel sind sehr belästigt. Dieser Bewohner des höchsten Nordens besucht unsere Provinzen als die mehr oder weniger regelmäßiger Wintergast, um 2 Monate hier zu haften. Nach Hause werden übrigens dieselben Exemplare auch im Sommer in Island erlegt, jedoch immer als Ansetzener; ob sie bei uns zuletzt, erachtet tugdlich. Sie erträgt die Gefangenschaft nicht gut, obgleich sie sich wunderbar nach angewohnt wie es alle Vögel, aus mancherlei Wildarten kommend, zu thun pflegen. Sie fliegt reich und gut und macht auch im Tage bei bedecktem Himmel Sturz.

2. Der Sperberweib. Größe etwa 14 Fluglinie 70 bis 80 Cent. Schwanzlänge 16 bis 18 Cent.

Der Schnabel ist gelblich, die Augenränder sind sehr gelb. Die Fasanvögel sind weiß. Die Kapitäten zeigen stets einen hellbraunbräunigen schwarzen Fleck, die Rückenfalten sind auf bräunlich-schwarzhlichem Grunde mit trophäenartigen weißlichen Flecken gezieret, während die Unterseite auf weißem Grunde mit dunklen Querstreifen sehr scheinbar gezieret erscheint. Der weisse, sehr lange, etwas kühnige Schwanz hat 5-10 dunkle Querstreifen. Jüngere Vögel sind dunkler, stark heller gefleckt. Aus dem hohen Norden kommend, passiren diese schwarzen Vögel unsere Gegenden im October und November, wobei aber einige, namentlich im kalten Winter, hier längere bleiben und zwar nicht so ganz selten. Ansetzenerweise findet der Sperberweib auch bei uns z. B. vor etwa 30 Jahren unter Pallas am Kaspischen Kybopole. Im darypter Museum befinden sich zwei Eier, welche aus Livland zugewandt worden waren. Russow will im elften Jahrhunderten Sperberweib aus unteren Provinzen erhalten haben. In ihrem Gebirge, namentlich im Fluge ähnelt sie dem Thaumafalken, Sperber oder auch dem Hälkerweib. Sie wurde auch schon im Sommer als unerschöpfend besucht; ich schenke sie wiederholt von der Spitze einer Telegraphenstange, eines Baumes oder einer Hecke herab, während eine heile Mittagsstunde die winterliche Landschaft leuchten. In der Gefangenschaft soll sie sich nach sagen lassen.

schicklich werden, nach oben anzuheben als die Schwanzfedern; ich habe die Spermaufedern nur einmal als Knäuel gefangen gehalten und vermuthete mich der dabei beobachteten Einzelheiten zu sehr, um darüber noch heute berichten zu können, nur so viel weiss ich bestimmt, dass sie mir viel Freude gemacht und durch ihre Schönheit sehr lieb waren.

3. Die Habichtswaule. *Strix nebulosa*. Flügellänge 106 bis 115 Cent., Schwanzlänge 28—31 Cent. Der Schnabel ist gelblich, die Iris schwarzbraun; die Färbung der Gefedern ist je nach dem Alter, der Jahreszeit und auch nachräthlich nach Verschiedenheit unterschieden, in der Jugend und im Sommer resp. Herbst dunkler als im Spätherbst und Frühjahre. Junge Vögel sind anregelmässiger und dunkler gefärbt als alte. — Ich habe keine Unterscheidungen, die im anderen in der Färbung durchaus thut; die eine war gelblicher, die andere mehr grau, bei der einen war der Unterleib sehr weiss mit sehr schmalen braunen Längsbinden gezeichnet, bei einer anderen sonstiglich mit kleineren Längsbinden versehen. Der etwas keilförmige Schwanz ist graubraun, hellbraun oder auch erdgelblich mit 7 weisslichen oder hellgrünen Querbinden lateral gezeichnet, welche abgesehen der Grundfarbabweichung in der Breite gross gleichkommen, so dass man auch von einem hellen Schwanz mit dunklen Querbinden sprechen könnte. Oberseits gross, dem Wildstaade sehr schädliche Eule ist in unserem Gebiete nirgends häufig, sieht aber auch keiner bewanderten Gegend. Ich habe ihn Neust. nur einmal angetroffen und zwar im Parke im Hainbergischen Kirchhofe. Er war am Freitag gefasst, ziemlich gross und stark, ob er aber von dem Europäer errichtet, oder früher Raben oder einem grösseren Tagraubvogel als Heim geübt hatte, konnte ich nicht ermitteln. Er wohnte im Mai drei fast halbe, sehr dunkelhaarige Jungen, die Mutter war nicht eben und wurde oben Mitte von mir auf dem Nebenbaum, eines Birke, erschossen. — Ich ertheile dieses schriftlich an gross, weil die meisten Lehrbücher behaupten, sie hätte in Bannbüchern und Fabeln. Ich will wolken darüber nicht bestimmen, sondern nur constatiren, dass die Habichtswaule auch in Koenigsberg auf einem Gräberbaum gebüht hat; Raubvogel finden sich nur selten an eine ganz bestimmte Natur.

4. Das Sperlagewitz *Merz passerina*. Der Flügellänge dieser kleinsten europäischen Euleart beträgt je nach dem Geschlecht etwa 70 bis 80 Cent., die Schwanzlänge 4%, bei

nicht ganz voll 5 Cent. In dem schmalen, konisch und lang
drom schauenden Gesichte, mit einem nur nachlässigen Schmelz,
steht ein großes Scheitelohr und leuchtet ein Paar blaue Augen
mit sehr gelber Iris. Auf dem braunlichen Obertheile sehen
wir bald weisse, bald rothe, ziemlich unregelmäßig vertheilte weisse
Tropfen und Punkte und auf dem weissen Untertheile braune
Längspunkte. Auf dem winzigen, rothlich-braunen Schwanzende
sehen 4—5 schmale weisse oder gelblichbraune Querbinden gar
auffällig ab. — Das stets sehr viel grössere Weibchen ist von einer
auffallend dunklern Färbung, auch weniger röhlich auf dem Flügel-
decke und dem Schwanz, sondern mehr olivenbräunlich. Die
weiblichen Füsse sind sehr dicht mit graulich-schwarzen Federn
besetzt und mit sehr spärlichen, verhältnissmässig grossen Krallen
versehen. Dieses kleine Nachtvögeltchen wird bei uns nicht häufig
angesehen, ganz genau nicht aufgefunden, unless sich verstecktes
heimliches Nisten einfach übersehen und nicht bemerkt wurde. —
In der Regel werden nur solche Sperlingsvögel gequillt oder ge-
tupelt, welche in Gärten und Parks der Stadtquartier erwildert
sind. Neben meinem Wohnort in Meiswinkel erhielt das hollän-
dische Geschoß in sehr steter, strackschüssiger und grosser Anzahl
Stadtvogel zu uns und in Baumhöhlen alljährlich zu uns; der
Sommer über habe ich es zuweilen an Spätschönen Abtag beob-
achten können, während nur selten im Winter nicht gelang, ob-
gleich das Nistnischen bei günstiger Witterung auch im realen
Jahreszeit des Abends spät nicht selten sich hören liess. — In
der Gattungsgeschicht bewirkt die dem Lärcher und Pfleger viel
Vergrägen; ich selbst habe sie leider niemals gefangen können,
doch bei andern glücklicheren Vogelführern vorübergehend einige
Mal das Vergrägen gesehen, das gewöhnlich Vögeltchen in solchen
Gebäuden beiraten zu können. Einem Herrn des sehr vogel-
kundigen Herrn Max von Bress auf Rosenhof erwarb ich über
die Gattungsgeschicht dieser Gattung Folgendes: (In Dunkel) er-
hielt ich die Kunde von Thierchen. Ich habe es 4 Monate im
Zimmer in einem Käfig gehalten und nur mit Wasser gefüttert.
Ich weiss keine niedlicheren Stadtvogel zu nennen als diesen.
Wenn man ihn fangen wollte, darf er sich gleich auf den Rücken
und streckt nachher, bläulich und knappend die kleinen Krällchen
entgegen. Ich schickte das Thier nach Berlin ins Aquarium, es
will dort aber leider nicht mehr lange gelebt haben.

Wenn man einige gewählte Stadtvogel nicht allein hoch im

Schallente ausläßt, so kann von irgend welcher wesentlichen Schädelkürzung des Keryphänschen keine Rede sein, denn seine Färbung besteht größtentheils aus verschiedenen grünen Nadeln, Braunroten, Braunschwarzen, Käfern und auch Mäusen; die Verteilung dieser scharfsten Gesetze muß aber stets in den ständlichen Thätigkeiten eines jeden Vogels geschaut werden, daher ist Schwingung dieser runden, kleinen Käferart durchaus gelohnt.

5. Der Raachfuchsen *Strix longus* Flügellänge 10 bis höchstens 60 Cent., Schwanzlänge 9—10 Cent.

Der Schnabel ist matt gelb, das Innere leuchtig gelb gefärbt; der schwach abgerundete Schwanz ist durch 5—4 schmale, dunkle weiße Querbinden auf dunkel grünem Grunde gezieret, an der Kopflinie befindet sich ein schwarzer Fleck, das Gesicht erscheint bei älteren Vögeln weißlich, der braune Obertheil ist mit weißlichen Tropfen, der weißliche Untertheil mit braunen Flecken bedeckt; junger Vogel und sehr junges dunkel, junge Vogel im ersten Jahre fast einfarbig kahlfarben. Nach Kinnore soll er sich überall vorwiegend in grossen Nadelwäldern verhalten; ich habe kein einziges Exemplar erlegt; in Komoroff ist er im Winter im Mitte März nicht häufig, wo z. B. 1886 nicht weniger als 4 Stück geschossen wurden. Als erwachsenes Standvögel sieht er bei uns jedenfalls, das Nest wurde jedoch nur sehr selten entdeckt; im zoologischen Museum wird ein aus Lethland herkommendes Ei aufbewahrt.

6. Der Waldkauz *Strix orea* Lethisch; Fauna Borealis in Estland 68 heißt, in Lethland nach Kinnore: Lok, Loh.

Diese häufigste und überall gut bekannte Färbung besitzt eine Flügellänge von 90 bis voll 100 Centim und eine Schwanzlänge von 17½—18 C. Der auffallend grosse, dicke Kopf erhält durch die Paar weisse, sehr dunkelfarbige Augen ein typisch nächtliches Aussehen, wenn das häufige Schwärzen der Augenlider vor jedem hellen Licht das Selbige beiträgt. Die Gesammtfärbung variiert nach Geschlecht, Alter und dem Klima unvorordentlich; bei uns betrachtet der graue Ton vor, während in Deutschland der silberne gelbbraune sehr allgemein zu sein scheint. Die grünen Weibchen sind auch bei uns meistens stark leuchtig und bräunlich gefärbt, während die Männchen immer sehr grau, weissen sogar mit einem -Stich ins Blaugraue auftreten. Der kräftige Schnabel ist bräunlich, die Wackelohr grünlich und die Iris dunkelbraun gefärbt, die etwas kurzen Füsse sind nicht wenig

befindet. In hohen Stämmen werden in sehr warmen Frühjahren die 3 bis 5 Eier gesetzt worden, in Laubbäumen 4—5 angegeben, ich fand noch keine am 5. Mai im Müllershof in einer solchen Kiste nur 3 stark bebrütete Eier und vier mehrere Jahre in Lipokala 5 lebende Jungen und ein „Wagener-Ei“ (sehr brüchiges Produkt) in einer hohlen Lärche, das fünfte Junges erkrankte der Gans nach verkrüppelt und konnte lebensfähig schon im März gelegt, gewöhnlich erst im April. Das Brut wird gut geschützt und unter Umständen mit grosser Einnahme und Energie verteidigt, wie es z. B. Herr von Neu-Edershof leider zu seinem lebensfähigen Schaden in der Jugend erfuhr. Auf meine spezielle Bitte war der Geschädigte so lebenswichtig mir persönlich über den schlimmen Vorfall Nachforschendes mitzutheilen und zur Verfügung zu stellen. Mein Malheur mit dem Auge geschah folgendermassen. Im Eschenblöcher Park steht eine alte hohle Lärche, welche auf etwa 15 Fuss Höhe die weit ausgestreckte Astloch hat. Davor Baum stand von jeder Waldkammer (Sylvanus aben) als Nistplatz. Ich machte mir während meiner Kustengehen immer den Spass, das Weibchen vom Niste zu klopfen und dann mit Hilfe einer Leiter, welche Bogenleiterheute halber aus die allemal am Baume stand, die Eier oder Jungen zu besichtigen. Als ich vor einmal im Frühjahre, es sind jetzt 15 Jahre her, wieder hinaufstieg, fand ich die Jungen bereits zu gross, dass dieselben zu fächeln versuchten, wobei eines aus dem Neste entwich und zur Erde fiel. Ich wollte dasselbe aus wieder ins Nest zurückschaffen, stieg herab, nahm das schreiende Thierchen auf und bestieg die Leiter. Wie ich aber eben im Begriff war, es ins Nest zu legen, stoss das alte Weibchen, das bereits mehrere Male niedrig über mich hinweggeflogen war, plötzlich von einem hohen Ast herab heftig gegen meinen Kopf, um gleich wieder in die Höhe zu flüchten und kasodend den Erfolg meines Angriffes zu beobachten resp. sich zu meinem Angriff zu rufen. Obgleich ich nur einen heftigen Stoss, aber keinen Schmerz verspürte, so behielt doch doch die auf einem Auge sofort eintretende Blindheit, was mir geschah war. Wie der Arzt nachher constatirte, war die Luft aufsteigender Stoss durch die Hartheit und Augenkammer bis in die Oberfläche der Linse gelangt, also sehr tief und zwar deshalb, weil mein Kopf nach dem Stosse nicht gesenkt gewesen war. Wäre die Kräfte noch ein wenig weniger tief eingedrungen, so hätte ich kaum etwas von der Blindheit wahrgenommen. Dem Waldkammer wurde damals das Quartier

durch Verstopfen des Loches gekniffelt; er setzte im folgenden Jahre in einem andern Baum, später aber bezog er wieder die alte Stätte, und wenn er nicht gestohlen ist, so lebt er dort noch heute und erwartet sich seines tapferen Kampfes gewiss noch oft.

Da in den Ostseeprovinzen die Vertilgung der Fehlmäuser nicht so wichtig, so landwirtschaftlich wirthlich erscheint, wie in Mitteleuropa, und da unser Waldkraz nicht nur viele Stagnigel des Nachts erlegt, sondern auch gelegentlich Tauben und Hühner in den Gehäusen erwischt, wie so manchen Wildfau in Wäldern, so ist seine Schmeizung dazubem nicht geboten. Ich denke daher, wie holländische wäner Leithaler der Stagnigel und Fehlmäuser der Fehlerjagd werden vorkommenden Falles nicht lange andern, denn in Deutschland zu dem wäntlichen Vogel geklitztes Kraz heranzuschicken; Ich für meine Person thut es lieber stete, ohne an meine Wänter dadurch (s. Mäuseroth) gestört zu sein, ich glaube sogar, dass aus derartige Vertilgung der Vogelwänter nur stets Erfolg erwarte, die hohen Stagnigel fähren wäner unserer Nachbarschaft.

So unbekannt das schwarzfichte Hahnke—Hahnke des Waldkrazes unserem Ohren sein dürfte, so alt das (Hahnke) Hahnke heisst das (Wo litz Hahn) in unsem Gehäusen gehört wurde, so selten hat man das Glück, ein solches Fäuchen im Wäldern ganz ungestört beobachten und in unsem grossen schützlichen wäntlichen Egnen beobachten zu können; belang ist unmöglich gehaltene Taus, ein wäntes Krazen, ein wäntes Lachen, das wäntliche Schlen eines wäntes Hahnkrazen muss man dann schauen, das man die Ursache erkennet, glaubte man leicht an ritigen Spuk.

7. Die Partide *Felis lagopus*. Diese zwelfigkante europäische Katze heisst eine Flügeltiere von 140 bis 145 Cent und eine Schwanzlänge von 24 bis 25 C und geht in der Körpergrösse dem Uhu nur sehr wenig nach, oder ja nach dem Geschlecht auch gar nicht, während die Flügeltiere auffallend geringer als beim Uhu zu sein pflegt. Ein holländes Krazen im Hahnke führt den Charakter der Gesammthaltung; die holländisch-landesgesenen Schafstücken mit gestrichelten Querstreifen belegen den Ober- und Unterleib in ähnlicher Weise wie beim Waldkraz, die Kehle ist schwarz, an diese leitet sich unterwärts eine weissliche Quertunde bis an die Halswirbel nach charakteristisch an, während der ganze Schlen, in einem Grau mit concentrischen 3, zwischen bis 11

druckvolleren Flügen, die schon groß-gelbes, nicht grosses Auge anzeigt und sich an dem weit hellgelben Schwanz theilt. Die weilige, weißlich-gelbbraune Hals- und Brustbedeckung ist eigentümlich mit bräunlichen Querwellen gezeichnet. Der lange Schwanz zeigt 7—8 schwarze, etwas gerückte und gestülpte Ferkelquerbänder. Als ich in Dorpat studirte, erhielt der weiland Professor Dr. Amman ein Geflügel und das obige Weibchen aus dem entlich von Dorpat unter Kaiser gelagerten Forsten, welches am 3 April 1808 gefangen worden war. Der aus grauem, stockem Haieig auf einer eben Gränze niedrig angelegte Haieig erhielt nur 2 Eier während gewöhnlich diese bemerkenswerthe, bei nur seltenen Fals 4 Eier legen soll. Diese Acquisition machte damals großes Aufsehen in Dorpat, und ich erinnere mich noch deutlich der trefflichen Erregung meines universitätlichen Universitätslehrers, es war die erste und höher auch letzte Lappenducke, welche ich in Finnland sehen und untersuchen konnte. Russen hat wiederholt im Anfang Junis Nestzuge und mehrere alte Vögel erhalten, und zwar was Meichel, Kuster und andere Papageienkünstler, wie in Holland aus Faggen und Todts — Im ständchen Landen und Kurland wurde sie bisher nicht erbeutet, Harlequinet ist sie jedenfalls aus stofflich von Dorpat, da eine so grosse, zufallende Fals ständchen nicht hätte übersehen werden können. Bogten von Housjer, der Vater deutscher Ornithologie, hat in correcter Weise die Merkmale in sein neuestes Verzeichniss der gesammten Vogel Deutschlands vom Jahre 1885 nicht aufgenommen, da es meines Wissens in diesem Jahrhundert nur einmal und zwar 1822 im Regierungsbezirk Gumbinnen dort erlegt worden ist, — während Brehan auch nach Schlosser als Ferkelbittler

Obgleich es dem Harlequan durch seine bedeutende Grösse nicht selten würde Verwechslungen unter Haie, Auer, Erb- und Morastdickern zuzuschreiben, soll er dennoch nur selten so grosse Beute machen, sondern sich meist mit Mäusen, Eichhörnchen und kleineren Vögeln begnügen. In der Geflügelzucht soll eine Harlequin auch verschiedenartige Fische sehr gute gefressen haben.

§ Die Samenbrut. *Sicus brevisgula*. Durch die Länge der Flügel deren erste Schwinge grösser als die vierte ist, ist die Flugweise dieser Art verhältnissmässig gross, nämlich 106 bis 110 Cent., die Schwanzlänge beträgt 13—14 Cent. Die Federn bestehen nur aus 3—4 sehr wenig hervorstechenden auf sich auch nicht, ausserlich im Tode, stielartigen Federn. Der Schwanz auf

die nächste Umgebung der heftigen Augen sind schwarzlich, so-
 wohl gut schwarz; auf der Unterseite der Flügel findet man
 zwei charakterisirende schwarze Flecken. Die Gesamtfärbung
 muss man helte, helle genannt werden, indem die Grundfarbe über-
 haupt gelb, etwas weißlich ist; die baltische etwas verwaschene
 Rückenzeichnung und die schmale Schafstriche an der Unterseite
 in Braun können diesen Gesamteindruck nur bei wenigen, be-
 sonders nicht gebräunten Exemplaren stören; auf der Brust wird
 das Weiss des Grundtones in ein sehr helles rotes Brustgelb
 übergeführt und zwar so allmählich, dass man nicht angeben kann,
 wo das Weiss oder Brustgelb vorherrschen beginnt; der gelbliche
 Schwanz hat 5 dunkle Querbinden und ist endlich weiss gestreift.
 Letztere Jäger nennen sie mir gegenüber oft Tränkegöl, ö ö
 Bekkälmeente, wahrscheinlich weil sie dieselben Strauchmoorweiden
 zu bewohnen pflegt und auf der Jaugvikflügel häufig vor dem
 rüchlich auf ein wachsenden Hühnerhauke geschossen wird. Sie
 ist in ungleichen Gegenden überall häufig und ein echter Zugvogel,
 der im April sehr frühzeitig ankommt und im Ende September, in
 warmen Jahren im Beginn des October, oft gesehen, abzieht; in
 der heftigen Zugzeit lagert und rastet diese wenig schone
 Eislaus oft auf trocken Roggenras, auf Stoppelfeldern oder in
 Koppeln und auf sonstigen Weidland, namentlich in Gegenden,
 wo Mooren selten sind, wie z. B. bei Wenden resp. in Meusehof.

Nach V. Ruzow sollen einzelne Individuen bei uns über-
 winters, was ich nach meinen Erfahrungen als eine sehr seltene
 Ausnahme von der Regel zu bezeichnen genügt. Als indem ich die
 Hauptbreite kein einziges Mal im Hoffvater antrat; wenigstens
 Abends konnte ich im sturgen wenigen Fällen noch gegen
 Ende October — aber nie später.

Das Nest fand ich nur auf der Erde in Meusehof, im Mai
 meist mit 4, zuweilen mit 5 Eiern besetzt. Mir wurde vor Jahren
 von einem Nachbar mitgetheilt, er habe ö Eier im Neste einer
 Sumpfschnecke gefunden, von denen nur zufällig vier kleiner als
 die übrigen gewesen im. Achnliches ist mir von andern Raub-
 vögeln gut bekannt, solche Eier erhalten dass gewöhnlich keine
 Frucht oder bringen nur lebensuntüchtige, jämmerliche Junge.

Wenn fast alle ornithologischen Lehrbücher die grosse Nütz-
 lichkeit nach dieser Erde besagen, sie sogar unter die allen-
 nützlichsten Vögel stellen, so geschieht solches immer unter dem
 Drucke der Angst vor argen Miasmen, da in Mitteleuropa aller-

diese eine wirtschaftliche Plage ist und zu Mäusen die dritte Ursache sein kann. — Da dieses Gespenst für den Landwirth bei uns kein drohendes — jedenfalls kein ruhmredendes sein dürfte, so wird das Schnepfenloch hier als nur von sehr problematischem Nutzen angesehen werden können. Ich halte es für mehr schädlich als nützlich. Ausser einer Menge Schnepfen ruht ein auch junge, d. h. kleine Hühner, junge Hahn- und Meerschweine, dgl. Ferkelchen und Schweinwächelch, deren Heute ich mehr als einmal beim Neste der Kule fand.

8. Die Weibchen: Sie sind etwa Flügellänge 80 bis höchstens 90 Cent. Schwanzlänge 17—18 C.

Die männlich kugeln Federlöcher sind aus je 8 Federn zusammengesetzt. Der Schnabel ist schwarz, die Iris rötlich gelb dunkel, die Färbung oberwärts bräunlich gelb, unten hellbräunlich. Die oberen Flücken sind mehrfarbig dunkel, die Fliegebrüche auf der Brust, etwas gestreckt und gewellt, zeigen eine schwarzkessige, die Hinter auf dem Schwanz eine schwarze und die im Flügel eine braune Färbung. — Diese Kule wird bei uns nicht selten häufig gefangen; in Livland richte ich dieselbe zu dem spärlich vorhandenen Aeten. Am Tage wurde es nur sehr leicht die im Bewaldchen und zu erlegen, bei großem Sonnenschein erwidern sie mir gewöhnlich freundlich, während sie in einem dichten Gebüschbusche dazwischen und sich ruhig betrachten lassen. Man von fernem zu Kommenbel versuchte einst diese Kule mit dem Bächlein am Tage zu erlegen, schoss die aber nur eine einzige Feder aus dem Flügel heraus, worauf sie nicht näher als 200 Schritte zurück und schließlich hoch über weißer Pfaffen. zurück. Das war ein «Kluger!» Nur einmal habe ich überhaupt das Gespenst, und zwar in einem alten Eichensystem, welches auf einer recht sehr hohen und schattigen Höhe ca 15 Fuß von der Erde ab angelegt war, gefangen; es war unter Farnen in einem Gelege, das des nachstehenden Namens «Zauberwäldchen» führte. Ein Kuckuck warnte mich, er habe eines Hauses auf seinem Neste zu einem Gebüschbusche setzen gesehen, nun — in einem Zauberwäldchen war ja Alles möglich! Mit dem Eifer folgte ich sogleich dem Bewaldchen einer Wunderbaum, da ich noch schon der dazwischen nicht ganzende Dornen Aden-«Ka ist verständig an Haus, ich sehr sehr beiden Ohren ganz deutlich». Über dem Hauke des sehr großen Nestes lagten wirklich 2 Ohren und ein «Gespenst» rasch, mein Schuss warf die Ohr-«Ka toll und über 4 Eier zurück, — als Aden von bewaldchen.

war er nicht wenig erstaunt, statt des vermutheten Hanes eine Ente zu finden, die er mit einem überaus thummen Gesichtsausdruck auf einem Fleck herabwarf, er meinte, es habe eine Vorwahrung stattgefunden!!! Besser will diese Ottrale zu allen Jahreszeiten nur in kleineren Wäldchen angetroffen haben. Sie lebt aber jedenfalls auch in groen, durchaus geschlossenen Fenncomplexen, so z. B. unter Schlenk Lände und in den Wäldchen der Waldinseln, wo ich wiederholt auf dem Gänge zur Anzobehale ihren Paarungsruf vernahm und wo sie auch anstellen ablegt worden ist. — Da sie neben verschiedenen Mäusen auch Stagrügel und Hasel- wie Föhlnäse zu verschlem pflegt, so wäre ihre Schenng bei uns von Seiten der Jäger und Vogelfreier nicht zu erwarten; so oft — oder vielmehr so selten ich ihr begegnete, wurde es daher für die Ottrale sehr verhängnisvoll!

10 Der Ua: *Sitta leuc. Lethick: Uiga, lappä, auch pappi- uder lapa paja. Estnisch: Jänes kapp.*

Friedrich gibt die Flügellänge des Ua auf 170 C an. Ich constatirte bei dem letzten von mir an einem Fischen ausgeführten Messungen für das Weibchen eine Länge von 173 C und für den bedeutend kleineren Männchen von nur 164½ C. Die Schwanzlänge differirte in dem um 3 Centimeter. Das Weibchen ist dunkler gefärbt, rostroth mit schwarzem Rücken und Flanken, der Brust etwas heller rostroth und schwarz gestreift und mit gestreckten Querlinien bedeckt, das kleinere Männchen ist hell rostrothlich mit denselben Seitenstreifen gefärbt, hat aber auf der Kehle einen weißlichen Fleck.

Der Ua findet sich in verschiedenen Parteen überall in zusammenhängender, nicht zu wildernden Formen vor. Er ist ein schwar, fröhlicher und verschätfter Räuber ersten Ranges, der dem Anzobeherkönig, dem Hane, Stik, Moor- und Haselkäse, auch jungen Beken sehr gefährlich und schelenbringend ist; keine Fräule dürfte daher für diesen Schenkbauer auf der Wäldchen zu hoch gehalten sein. Im Sommer und in der ersten Hälfte des Winters lebt er gern am Boden im Spätherbst und Frühjahre verlässt er aber nur selten höhere Stämme. ☛ sehr dieser hochfürge und gut schennde Vogel die Gefährlichkeit menschlicher Anzobehung richtig zu würdigen und zu Rächen wissen, so dreist und tollkühn ist er unter Umständen auch dem Herrn der Schöpfung gegenüber!

Im März 1875 wurde eines Tages bei schneidenden Sonnenlichte der wäldchen Bitterrechtskünstler A. Eggert von dem Lethenhof

schon Fante seine Schritte halberwärts, als etwa zwei Wurf vor der Fuesteri Udris plötzlich ein Uhu auf seinen vor ihm herretrenden, stillstehenden Hühnerhaud (von grauer Farbe mit braunen Flecken) sties und denselben ohne durchzähltes Krallen in den Rücken schlug. Trotz vorverwundtem Gebilde des schwererfüllten Hundes und lauten Zerschellen seines Herrn ließ der Uhu nicht dar ab, als bei der anstehende Spazierstreck des ergrimmten Fürsten, die strafend, mehrere Federn seines Gewandes herauszuschlag, aber der übertriebene Nachvogel folgte trotzdem im Hochwald ca. 100 Schritte weit dem geängsteten Hund, bis ein Schlaglichtung, noch zwei Mal noch das stotternd. Sodann ging der laute Förster bis zu seinem Tode nur noch selten ohne Plüte in den Wald — doch der Uhu kam nicht mehr.

Am 4. December 1879 brachte mir ein armes Weib aus Plankol einen mit dem Stöcke von ihr ein Tage vorher eigenhändig erschlagenen mittelalten Uhu. Das liegt nun also zusammen und ist möglichst genau, wie folgt, nachzuerzählen: Das Weib war mit ihrer stößigen Tochter auf dem vom Gemeindefriedhof durch den Plankolischen Hohenwald (nicht Forst), die grüneren, vorhegungsfähigen Nadelholzgehögen, in der Abenddämmerung gegangen, wobei die Kleine zufällig etwa 10 Schritte der Mutter vorausgedrückt war. Eben so unverhofft als erschreckend war selbige um sehr großer Vogels vom Baum herabgestürzt und hatte sich unmittelbar vor dem Kinde auf den schneeigen Weg niedergelassen. Um noch ehe es zu einem dies zu trocken, als Kindes Angriff auf dasselbe vorzugehen. Der Uhu lag an das Kind, fauchte mit dem Krallen seinen Mantel und Tack und wackelte nicht, trotz des lauten Geschreies der Heulen. Die herbeigekommene erschrockene Mutter schlug nun mit ihrem Stöcke auf den Uhu los, bis er vom Kinde abfiel. Da auf das heftigste erregte Mutter kämpfte aber muthig weiter und ihr tapferer Angriff auf den Strauch straffte ihr die die Beute kalt wieder. Durch eine Anweisung auf die Postkassette wurde diese weibliche Heldenthat mit einer Prämie von 5 Rthl. gelohnt, so dass das arme Weib schließlich dem präliminären glücklichen Zufall noch kein Preis.

Am 5. November 1884 beschäftigte ich in meinem Meierhofischen Parkwäldchen in Begleitung meines kleinen Sohnes und des Waldwärters alte Gekrächzlinge beobachtet. Brunnenserkunft. Für einen Waldhühner stehend und während die Höhe hinabströmend, bemerkte ich ca. 3 Faden hoch etwas Gekrächzliches; ich fragte den

hinter mir stehenden Wirt, ob da oben nicht ein Rothkäsechen
 locke. — Na, Herr, was sieht das Thier genau wie ein Hase aus!
 Dagegen der stetige Erschall im Pflanzlichen Kanarwäldchen,
 wann ich augenblicklich werte ich war, und ich denn auch zurück-
 tretend über ein stein Ufa mit häufig feststehenden Kalksteinen auf
 mich herabging. Sofort den Wirt nach einer Flucht auf den 1/
 Wirt entfernten Hof schickend, befiel ich von meinem Sohn fort-
 während zu sprechen, außer zu gehen und mit den 3 Wirtshänden
 zu spielen zu, indem ich überhört, dass bei einsetzender Stelle der
 schlauen Ufa abstricheln dürfte. Während der Klänge nachfolgenden
 die Grünsche Märdchen erzählte und ich aber zu dem Unheil
 hinauf, vergangen war die Minuten wie schleichende Stunden.
 Ein Güter trockenster Schätze begann zu fließen — da endlich —
 auch heilige Wirten — eroberte der laut geföhrene Boden von
 dem wichtigen Lauf des bergig stürmenden Heins. Die Flucht
 zu sich zurück, nahm ich den ruhig glotzenden, sich vollkommen
 sicher wählenden Ufa auf Knie und drückte ab. Prasselnd
 schüttete das ganze Geschöpf mit den Flügeln um sich schlingend
 von Ast zu Ast zwischen die im umstürzenden Wirtshände. Es
 war ein ungewöhnlich große alte Weibchen von sehr dunkler
 Färbung, dessen hellrothiges Märdchen am 11 März 1896 nach
 glücklich beendeter Wirt. Besonders mehrte sich mein Hirschenbestand
 zu bemerkenswerther Wirt. Viele Jahre hindurch stelte dieses
 Färdchen im Aathal in der Nähe einer verkrochten Sandföhrenwand,
 beschränkte Hirsche entnahmen mit großer Mühe seltener dem
 Neste in der Regel 4 Junge, einmal auch nur 3 — Unter Colberg
 am Fuße einer reinen Sandföhrenwand bei der Halle constatirte Herr
 Engelhardt-Schlen in einem Ufa mit 3 Eier, von denen 3 fortge-
 nommen wurden. Einige Wochen später wurden sodann 4 lebens-
 kräftige Junge demselben Neste entnommen, von denen eins noch
 heute als statthafter Zeuge in Schlen gehalten wird. — Nach Obigen
 zerlegt die in Lehrschriften angegebene Normalzahl von 3—5
 Eiern jedenfalls starke Abweichungen, und wenn vor wenigen
 Jahren im „Zoologischen Garten“ ein große Merkwürdigkeit be-
 richtet wurde, dass ein Ufa nur im Urtiergarten Thiergarten
 6 Jahre hindurch stets 4 Eier gebracht habe, so dürfte solchen
 seltlich keine „stimmlichen“ Ausnahmen von der Regel mehr
 sein. Die meisten Hirschen pflegen 3—5 Eier zu legen, sollten
 gut die Fälle kein Ufa mit 7—5 Eiern nicht eben so selten, wie

die mit 4 und mehr Euro aus? Ein neues Programm aber ist es jedenfalls Regel, dass das Netz auf dieser Erde angelegt wird, als Link-festelle ausst. unter einem getarnten Kieferbaum, es mehrmal auf dem ausgefallenen Wurzelstock zum Graber, wo Festsitze vorhanden, mag der Ufa über Haltungen in denselben bestehen.

OSCAR VON LEWIS





Zur Psychologie des Pessimismus.

Das Schicksal einer oberflächlichen und willkürlichen Behandlung trifft in besonders hohem Masse gerade die Fragen, welche für die Menschennatur von besonderer tiefster und allgemeiner Wichtigkeit sind — die Fragen über Ethik, Religion, Politik, Zweck des Lebens. Denn je autoritativer eine Angelegenheit von der Möglichkeit einer rascheren und einfacheren Lösung steht, desto unsicherer, ungemessener wird der Werthausgleich der Urtheile über sie, und um so eher wird der oberflächliche und unkluge Sprecher dem klüglichen bei der Menge des Rang ablaufen, als der letztere meistens zurückbleibt und beklagt, jener aber leidet und bestimmt es urtheilen pflegt, und die Menge immer das dogmatisch Bestimmte verlangt! In diesem Umstande, die dem Gewissenhaften den Mund verschließen, offen ist dem Gewissenlosen. Dieses allgemeine Mißverhältnis zwischen dem klüglichen Problemen und ihrer Behandlungswiese setzt sich bei der Frage des Pessimismus in noch eigenenthümlicher inhaltlicher Widersprache besonder fort. Der Pessimismus erhebt die Frage nach dem Werthe des Lebens im ungünstigsten Sinne; das Leben ist für ihn eine Tragödie ohne verheißenden Schluss im Kampf ohne Preis, ein wider, trüber Ernst, dessen Bekämpfung nur durch Illusionen für Augenblicke gelindert werden kann, und nun sind die Werke, die dieser volkshellen, ersten Weltanschauung Ausdruck gegeben haben, zur beliebtesten und — lebendigen wie das Wort nicht — unsterblichen Lectüre für ein großes Publikum geworden. Bücher, die eine Reihe des Lebens lagern, haben für das größte Publikum die grössten

Rabe enthält. Gerade an der Philosophie der Unerschlichkeit des Lebens haben sich die Lebenden genug erheitert, um die so herr Unterhaltungslectüre zu machen, wie sie denn der ganzen literarischen Literatur unserer Zeit ihren Stempel aufgedrückt hat. Es ist eine eigentümliche Ironie, wie sie aber gerade in psychologischen Ermittelungen nicht selten ist, dass, wenn der Positivismus um alle Forts des Lebens abgspatet, wenigstens einer, nämlich der Name des Positivismus selbst, so alle ein lebender Erbe zu überleben scheint.

Die objektive Wahrheit und Bewusstheit pflegt er nicht oder wenigstens nicht hauptsächlich zu sein, was allgemeinen Weltanschauungen ihre Verheißung in dem Vollkommenen verschafft; viel mehr sind psychologische Belegungen dafür das Ausschlaggebende, das politische und Empfindungsleben der Völker oder einzelner Kreise fördert die Annahme gewisser Weltanschauungen in unergleichlich höherem Maße, als ihre logische Tüchtigkeit. Denn während bei dem einzelnen, gebildeten Manne dasjenige einen bestimmten Einfluss auf sein Empfinden und Handeln hat, was er als richtig erkannt hat, so erkennen ungeleitet hunderttausend nur das als richtig an, was ihrem praktischen Instincten und augenblicklichen Empfindungen zuzagt. Wie fest auch immer der Glaube an die beweisbare Wahrheit und wissenschaftliche Erbarkeit des Positivismus bei seinen Anhängern an, so werden jedenfalls das nicht leugnen wollen, dass er seine jetzige Verbreitung nicht sowohl einem wissenschaftlichen Eigenschaften, als vielmehr gewissen psychologischen Dispositionen der Geister verdankt. Dies spricht selbstverständlich noch nicht gegen jene ihm zugesprochenen Eigenschaften; es wäre durchaus möglich, und ist oft genug der Fall gewesen, dass die Empfindungsleben die Brücke zu objektiver Wahrheit bieten schüßte. Da jedoch die theoretische Verbreitung positivistischer Weltanschauung den wichtigsten und einflussreichsten Grund bildet, den Positivismus immer und immer wieder zu beherrschen, so lohnt es vielleicht, einige Erörterungen des Geistes- und Gemüthslebens darzulegen, die zu seiner Adaptierung beitragen. Die naturwissenschaftlichen Name des Positivismus sind es, an die wir bei der psychologischen Beobachtung anlegen, wir verstehen die Worte nicht nur als Grundbegriff und System, sondern auch als die wirkliche, praktische Unterbreitung vom negativen Worte des Seins, die auch die populäre Andeutungswort als die positivistische bezeichnet.

Was den Positivismus zunächst in allgemeinen, ich wieder

wegen charakterologischer Hinsicht bezeichnet, ist die appetitiv-sensuelle Stellung, die er der Wirklichkeit gegenüber einnimmt, die Geist der Skepsis und der Negation, mit dem er geboren ist und den er gelernt. Denn Hegelius sich dem Geist nennt, der stets verneint, begründet er damit dass alles, was entsteht, wahr ist, dass es zu Grunde geht. Das ist der Standpunkt des Positivismus, der dem Bestehenden alles Werth seiner Existenz und damit das Recht zu existiren abspricht. Jener Widerstandspunkt, dem es vor allem in der Negation wohl ist, ist auch für den Positivismus der günstigste Boden. Man ist frohlich im Denken wie im Handeln die Skepsis die Unbefriedigung durch das Gegebene die Quelle alles Fortschrittes, das Fortwärt in allem productivem Geistes; nur für den Spensbürger ist das Bestehende als solches das Rechte, das Schöne, das Gewöhnliche, und der Spensbürger ist diesem immer optimistisch. Alles werth es nur erkennen, ist nicht die Negation als notwendiger Durchgangspunkt einer aufsteigenden Entwicklung, sondern der Zeit, den sie an sich, ohne eine über sie hinausgehende Beziehung besitzt und der eine große Anzahl von Geistes für den Positivismus gewährt.

Denn zunächst erscheint alles Negierende als besonders gefährlich, eine einfache positive Wahrheit, mag auch der höchste Höhenpunkt und Tiefpunkt in ihrer Entwicklung geteilt haben, wird für die Menge wie den apothematischen Heil des „Gestirnten“ haben, wie für die vorsetzende Kritik, die nihilistische Skepsis, das Absprechen und Abkneipen alles als gültig und wirklich Unbekanntem besitzt. Wir verwenden die psychologischen Gründe dieser Erscheinung.

Alles Vernünftige eröffnet die, wenigstens selbständige, Aussicht auf ein Unendliches, denn außer dem, was gelehrt wird, bleibt nur das ganze Feld des Möglichen übrig, auf dem sich bewegende und selbständige Neigungen, Wünsche, Überzeugungen nach Belieben entwickeln können. So lange man noch nicht gelernt hat, dass alle wahre Tätigkeit auf praktischen und theoretischen Gebieten im Bestimmen, im Begreifen und Anordnen eines endlichen Bezirkes aus dem Reiche der unendlichen Möglichkeiten besteht — so lange wird jede positive Satzung als drückendes Dogma empfunden, nach dessen Aufhebung man sich sehnt, als wäre dem der Weg ins Unendliche eröffnet. Daher scheint die Negation eines unendlichen Charakters zu tragen als die Positive, sie ist der Schlüssel zum Reiche der Möglichkeiten und bringt psychologisch eine Fülle dunkler, undeutlicher Vorstellungen hervor, erzeugt dadurch

eine lebhaftere Anregung des Gefühllebens und sagt deshalb besonders zahllosen und gährenden Geistes an. Gerade dieses ist der Kern mit der Ansicht, in dem der Positivismus einen negativen Charakter zeigt, besonders symptomatisch. Man pläzt sich das Erste, was man sich sogar von der modernen Wissenschaft im Allgemeinen sagt, wenn man an nur von der Oberfläche kommt. Das Kritische, Negative, Skeptische zu sein. Die Hauptgefahr liegt bei dieser negativen Charakterisierung nicht, und gerade darin liegt, heftigst bemerkt, die große Gefahr der modernen Halb- und Unbildung. Aber auch die Jugend exponiert zu dem Stadium, weil sie gern das All in seiner ganzen Unendlichkeit umfassen möchte und doch noch der positiven Intellektualität teilhaftig, diesem idealen Trieb wahrhafte Erfüllung zu geben, da wird dem die Masse Negation wegen ihrer aus Unendlichkeit herauszufinden psychischen Begierden entgegen mit um so größerer Vorliebe ergreifen, als dem Lebensalter der beginnenden Reflexion die Epoche der Abhängigkeit von äußeren Autoritäten verbleibt, denen gegen über man sich die Momente des Kritizismus und sich selbständig zu machen als vornehmlicher Lebensinhalt wählt. Die Anziehungskraft der Negation beruht zunächst also darin, dass sie psychologisch nicht bei dem schlechten negativen Charakter stehen bleibt, sondern noch die schließliche, aber um so reichere Aussicht auf ein menschliches Leben von Möglichkeiten eröffnet, welches, obgleich und weil es gewissermaßen im Unbewussten liegt, der Phantasie, dem Gefühlleben, den parapsychischen Vorzeichen und Wünschen Anregung und eine vorweggenommene Befriedigung gewährt.

Hierin kommt die größere Leichtigkeit, mit der die vorwiegende Tätigkeit gegenüber der reflektierenden ausgeübt wird. Negation ist die Form, in der sich der untergeordnete Geist Urteile über die Allgemeinheit des Sines fällen kann, der nicht den Umfang und die Energie des Denkens besitzt, um Positives über sie zu urteilen. Gegenüber dem Kräftequantum des wissenschaftlichen wie des geistigen Arbeitens gibt es in der Regel sehr viele oder wenigstens Möglichkeiten, durch die sie ersetzt werden können während es immer nur sehr wenige oder nur eine einzige gibt, durch die sie beseitigt werden könnten. Es ist oft oder immer schwer zu sagen, was ein Eigenschaftes eigentlich eine Sache hat, leicht zu sagen, was diese ihr fehlt; eben daraus erklärt sich die Leichtigkeit der vorwiegenden und stehenden Werturtheile.

wird sich an jeden Tag eine große Anzahl von Anforderungen herabtragen lässt, die es nicht erfüllt.

Weil das Nigredo und Skeptische zumeist in Werksarbeiten so viel leichter ist und so viel umfassender an sich scheint als das Pantas, verspricht es auch eine schnellere Befriedigung des Widerstreben und bewirkt überhaupt einen schnelleren Ablauf der Vorstellungen, wodurch es wiederum leistungsfördernd wirkt, das Niederkommen fördert mehr als das Aufsteigen und ist so zu sagen eine lastigere Arbeit. Allein es spielt auch ein weit tieferes Moment hinein, um jenen wunderlichen Zug der menschlichen Natur, die Freude am Zerstören, erklären zu helfen. Der Zerstörer macht den Schaffenden gleichsam an seinem Scheitern, indem er mit seinem Werk macht, was er will, in einem Augenblick ungenad concentrirt, was jener in langer Zeit geschaffen hat. Deshalb liegt im Zerstören eine gewaltige Erwartung des Ich, die Ausdehnung seiner Macht und Willenssphäre über dasjenige, dessen Werk man zu zerstören im Stande ist — sei es eine mechanisch oder dadurch, dass man ihm den Werth absperrt. Dies ist nach offenbar der Grund für die im Zerstörungsakt veranlaßte, nur durch höheren Grad dieser repräsentirte Wohlthat der Gesamtheit. Erst im Michaelis und Quälen der Menschen wird es manchen Empfindungslosen ganz bewusst, dass jene unser eigen sind, das Ich gewinnt an Macht und Selbstgefühl in demselben Maße, in dem das, was es dem Anderen anleidet, gegen dessen Eigenwillen ist, sein Ich brüht, das ganz als unser Geschöpf bewusst. Dostojewski erzählt in dem von dem verflochtenen Menschen einst nach Höflichen Verhören, dass der Henker, dem die Zerschlagung eines Verurtheilten aufgetragen sei, einen gewissen Hochmuth und Ueberlegenheit zur Schau trage, er fühle sich als Herrscher, die Herrschaft über den Körper und das Blut eines Menschen, was er selbst, die erste dämmernde Reue aus. Deshalb sei nach oft zu constatiren, dass die Gesamtanksthaftigkeit zusammen mit übermäßig gesteigertem Selbstgefühl vertritt, die Geschichte zeigt diese Verbindung z. B. an einer grotesken Seite der römischen Kaiser. Hier sehen wir an einem extremen Falle die Häre des Zerstörers; und ob dies Zerstören der Aussen- die Redität der Dinge und Menschen, oder wie im Fortschreiten, ihre Innersense, ihren Werth dem Ideal gegenüber trifft, das ist psychologisch ganz klarlich.

Und mit dem Reiz des Zerstörers als eigener Thätigkeit ver-

beendet sich, verhältnißlich jung, jense diamantholter Freude an der Zerkleinerung Nahrung und dem Zerstückeln als solchem — in der sich die übergewaltigen, treibenden Kräfte des Jähren, deren Ideal in Lecker genießbar ist, und die ungetrübten, feigen Schwelgerei begaben. Diese beiden charakterologischen Arten sind es auch die von jeder dem Prosimianen ein wesentliches Gelingen gestellt haben — beide auf Grund des Mischverhältnisses, das ihre Naturlage zu dem allgemeinen Charakter des Sines aufweist. Wenn diese geschlechtliche Kraft oder auch nur ein ungestilltes Wollen mit über Durchschüttelbestrebungen und Durchschüttelbefriedigungen lauter trägt, so dem wird sich eine theoretische und praktische Verschiebung des Existenzes besonders leicht herausschleifen, und andererseits wenn Kraft und Muth unter dem Durchschütteln stehen gelassen ist, so führt seine Befriedigung gerade dahin, dass er das Existenzes in seine eigene Naturgleichheit heranzieht. Da Höhe und Tiefe ein relatives sind, so ist das Schlechte nicht mehr schlecht, wenn auch das Gute nicht gut ist.

Und nun stehen wir in diesem Kreise vorwärtiger weltlicher Erreichungen auf eine weitere, zum Prosimianen disponierende Wir haben von der Wollust der Gramenität gesprochen, sehr nahe steht dieser die Lust an eigenem Leid, jense wesentlich alles problematischen Notens eigene Scherzigen im Unglück, das zugleich eine hochgradige Beherrschung der Einzelheit in sich schließt. Leiden und Unglück machen interessant — die schmerzende Mensch einer von der Welt verbannten und vom Leiden geknechteten Diktoren pflegt bei den Menschen mehr Ansehen und Interesse zu erregen, und eine höhere Meinung von der Persönlichkeit zu erwecken, als eine ruhige, sehr thätige als leidende, mehr hoffende als verzweifelnde Natur. Es ist, um es mit einem allgemein angenommenen Worte zu bezeichnen, der Weltackermann, mit all seinen thätigen und lichterlichen Eigenschaften, der wichtige produktive Dispositionen zum Prosimianen enthält. Hier sehen wir wieder das Bestehen des Prosimianen zum jugendlichen Lebensalter; denn der Weltackermann in der geschlechtlichen Beziehung der Werke, ist eine Kinderkrankheit. Es ist wiederum, wenn vorigen Fälle, der Mangel an positiver Initiative an der Jugend, der sie zum Weltackermann und zum Prosimianen führt; was auch nicht auf dem Wege der That Bedeutung und Selbstgefühl erlangen kann, der nicht es, mit bewussten oder unbewussten Stichen auf dem Wege des Leidens, selbst dann weltliche Unzulänglichkeiten

und wahre wie eingetragene Schmerzen aus dem eigenen Ich hinaus-
verlagert werden und in pessimistischen Überlegungen über das
objektive Sein auszufließen.

Die Ethik ist nicht überflüssig häufig in einem — ascetischen
oder deszendentes — Verwandtschaftsverhältnis zum Pessimismus;
wir haben schon gesehen, dass seine negierende Urtheile leicht die
Form besonders grosser Allgemeinheit bestanden; und je allgemeiner,
je weiter umfassend der Urtheil ist, desto mächtiger, grösser und
weiser kommt sich der Urtheilende vor, und dies um so mehr, wenn
er wie der leidtragende Prometheus gleichsam mit einem Worte
das ganze Welt nicht nur beschließt, sondern auch verurtheilt —
diese Welt, in der doch nachlässige Menschen Freude und Würthe
finden, aber welche Menschen man sich eben dadurch zu erleben
scheint, dass man das versteht, was sie sehen, dasjenige als
gleichgültig und wertlos schätzt, was ihnen unentbehrlich und
gross erscheint, zudem empfindet dasjenige, das über die ganze
Welt pessimistisch urtheilt, die Welt als den Schmerz, aber einen
Schmerz, der ihm nicht weh thut.

Denn was kommt dazu noch ein Stöhnen jener merkwürdigen
Gephratik im menschlichen Gemute, vermöge welcher der Urtheilende
sich selber ausserhalb des Wirkungsbereiches seines Urtheils stellt
— gleich einem Herrschen, der den Gestirne, die er gibt, nicht
selbst unterworfen ist. Jener Kreter, der sagte, dass alle Kreter
lügen, nahm sich selbst oben davon aus, und so pflegt eine
ausserordentliche Verachtung der Welt mit einem kleinen Vortheile
für die Privatperson des Urtheilenden verbunden zu sein und ist
daher oft sowohl Folge wie Ursache der Ethik. Es ist gewiss
nicht ohne tiefere Bedeutung, wenn der Prophet des modernen
Pessimismus, Schopenhauer, zugleich der ärgste Selbsthasser
ist, den es vielleicht je gegeben hat. Von ihm haben gewisse
Kreise unserer Cultur zugleich mit seiner Lehre jenen Ton schau-
barer Annäherung angenommen, wie ihn die Geschichte noch nicht
aufzuweisen hat. Ich will nur an einen in einem Kunst-Vehikel
grossen, vor einigen Jahren verstorbenen Musiker erinnern, der
wiel die hartnäckigste, aber bei weitem nicht die grösste demüthige
Bescheidenheit ist, in der die abgeduldeteste pessimistische Meinung
vom Werthe der Welt überhaupt mit der unerträglichsten Selbst-
vergötterung das doppelte harmonische Einklang bildet.

Wir haben schon gesehen — wie charakterologische Anlagen,
die sich in extremer Weise entgegenzusetzen, doch die gleiche

Misregierung zum Fatalismus zu sich bringen können, das ist die beschränkte Anstrengungsfähigkeit des Fatalismus. Sowohl auf dem Boden der Lust wie auf dem der Unlust, in dem extremen Mischwesen wie im reinen Reichenum kann er Wurzel schlagen. Mitteln im Tadel eines iberischen Lebens wie unter den Peinigungen menschlicher Anker auf den höchsten Höhen, wie in den tiefsten Tiefen des Lebens — beide in Hinsicht auf Glückseligkeit wie auf Sittlichkeit — kann er entspringen und sich entwickeln. Ich will das besonders hervorheben, damit es nicht scheint, als wolle diese Besprechung der subjectiven Dispositionen zum Fatalismus schon ein ablehnendes Vorurtheil gegen ihn überhaupt erwecken. Man muss überhaupt anerkennen, dass der Fatalist oft ganz ungerecht beurtheilt wird und sich vornehmlich in einer unordentlich hohen Lage befindet: wenn seine persönlichen Lebensumstände in Verbindung mit seiner Ueberzeugung gesetzt werden sind jene nämlich unglücklich, so schiebt man im Allgemeinen seinen Fatalismus ihnen in die Schuhe und zweifelt an der Objectivität und Unparteilichkeit seiner Ueberzeugung; so seine Lebenslage aber eher glückliche, so zweifelt man angelehnt an dem Tadel der Wirkungslosigkeit seines Fatalismus — wodurch dann natürlich auch seine Meinung von vorherhin ungünstiger Vorurtheil begeben. Es ist ungefähr dieselbe heftige Lage, wie wenn man gegen den Kraken spricht; wider wenn man selbst wacht, noch wenn man selbst nicht wacht, wird einem das Recht dazu zweifelhaft.

Wenn also die Reize und Dispositionen zum Fatalismus keineswegs von veränderlichen vorverfälscht sind, so stellt er sich doch im Verlehn in den Extremen charakterologischer Anstellung an; die Anstrengungsfähigkeit, die wir ihm zusprechen, bezieht sich im Allgemeinen nur auf die Pole nicht auf die gemittelte Zone des Geschehens. Indessen trifft sich von hier aus ein tieferer Blick auf einen volkpsychologischen Vorgang. Die Zeit, in der wir leben, ist wieder einmal eine solche, in der alles Aparte-Excentrische Exceptionelle von veränderlichen Dittail bedekt und Ansehungsbruch verleiht. Eine solche Zeit lässt auf starke psychische Bewegungen schließend, dass sie muss erkannt haben — oder zu erkennen glauben — dass das Allgemeine Alltägliche abderht und weichen und dass alles Gute nur ein Seltenes. Apartes ist; denn nur dadurch erklärt sich die Umkehrung, die eben so logisch blüht wie psychologisch begründlich ist dass alles Aparte, Absonderliche auch gut und werthvoll sein muss. Besonders in den Krisen

immer und überhöhter Bildung findet sich diese Skizze noch dem Barock, Apollon, von der Norm aus allen Gebieten abweichender; und diese sind es nun nach gerade in denen der Postmodernismus über das Besondere besonders verberstet ist, wie ermannen nur an Graf Leo Tolstoj. Ich habe schon erwähnt, dass der Spensbürger immer optimistisch ist, und er bringt in Folge dessen dem Sacertreiben, von der allgemeinen Regel sich Befreienden schon als solchen ein Misstrauen entgegen, das freilich eben so ungeschickfertig ist, wie der Haiz, den er durch seine blasse Form des Extremismus als dinstäubt, wo eben damit auch die Befähigungen für postmoderne Weltanschauung gegeben sind.

Wie weit man aber quantitativ auf Grad solcher subjektiven Dispositionen und objektiver Erfahrungen, nach der postmodernen Anschauung im allseitigen Geiste erstreckt — darüber auch nur analytisch urtheilen zu wollen, würde die Grenzen wissenschaftlicher Beugbarkeit weit überschreiten, um so mehr als die Phänomene einer Weltanschauung in Wort und Schrift Lederswegs immer in geradem Verhältnis zu ihrer tatsächlichen, psychologischen Verankerung und Wirksamkeit stehen. Das Gefühl liegt immer nahe, selber den streitenden Weltanschauungen einer Epoche entgegen als die verheerendste und herrschende anzusehen, die am meisten von sich selbst auf sich macht. Obgleich wir nun vielfach für die Bestimmung der Wichtigkeit und Verbreitung einer Weltanschauung kaum andere Anzeichen haben als die Häufigkeit, mit der sie von Anhängern und Gegnern zum Gegenstand der Diskussion gemacht wird so liegt es doch auf der Hand, dass diesen Symptomen ein durchaus anderes ist. Es braucht noch gar nicht die Rede von Marktschreierthum und hässlicher Propaganda zu sein; aber es liegt im Charakter gewisser Strömungen der Culturlehre, dass das rechte Beden mit ihnen verbunden ist, dass ihre Träger besonders viel Zeit dazu haben, die Menge mag dabei von ganz anderen Theorien bewegt sein, in denen Nichts es eher nicht liegt, so stark in die beobachtbare Erscheinung zu treten. Diese allgemeine Bemerkung soll nur zur Vermeidung missverständlicher der Behauptung von dem gewöhnlich verbreiteten Einfluss des Postmodernismus, wie Anhänger und Gegner sie angestellt haben. Und ich will nur erwähnen, dass oppositionelles Strömungen jener Charakter des Vieldeutigen und Aufmerksamem besonders eigen zu sein pflegt: nur im Widerstande erregt sich Gestalt, und dass sie dadurch nicht die ungeschicktesten Seiten grosser Verkennung

schlechten — eine Erziehung, die besonders im politischen Leben häufig zu beobachten ist und deren Verdacht auch auf dem Preussismus ruht, dessen opportunistischen Charakter wir besonders hervorgehoben haben. Das Gefühl einer solchen Thatsache liegt darin, dass der Schein der Verfertigung leicht zu einer wirklichen Verfertigung wird; dass die Handwerker anderer Art bringt es mit sich, dass der Einzelne sehr leicht für Uebersetzungen gewonnen wird, wenn man ihn nur glauben machen kann, dass alle Andern von eben demselben überzeugt sind.

Aber man sei es zum Schluss noch einmal hervorgehoben, dass alle psychologischen Ursachen, aus denen der Preussismus hervorgegangen oder veranlasst werden mag, noch keineswegs über seine objektive Wahrheit oder Ursachtheit entscheiden. Wie sich im praktischen Leben oft das Gute und nützlich Nothwendige durch beherrschte Hände vollbringt, durch Organe, deren das Gute, das im schmerzlichen schaffend, als Nothwendigkeit ihm lag; wie umgekehrt ein unberechenbares Gescheh oft die besten und besten Absichten dem Niemand demüthet macht: so können solche Zustände, die wir versuchen und tadeln, dennoch in sachlich richtige Uebersetzungen ausfallen — gleichsam ein richtiges Resultat aus falschen Prämissen; und es gewahrleistet auch die besten und anerkanntesten verhaltenen politischen Dispositionen nicht die objektive Wahrheit des Weltbildes, an dem sie führen. Es wäre angebracht, den Preussismus als wissenschaftlichen Princip für die Ursachtheit der Thaten hinstellen zu lassen, aus denen nur allein oft die Achtungswürde zu sein pflegt.

——————



Karl IX. in Russland.

Russland — ist in der neueren Geschichte ein Land oder ein Volk, dessen Losbestimmtheit von schweren politischen Geschehnissen beimgenutzt worden, so ist es Russland besonders zur Zeit der polnisch-schwedischen Wirren gewesen. Kaum beim allgemeinen Zerfall des alten britanischen Ordensstaats durch die schwedische Hand Schwedens dem politischen Tode entronnen, begannen sithald die Kriegerthaten, welche — neben ausgeprägter Ausprägung aller Kräfte zur Verteidigung gegen «Pöbeln» im Innern mit kühnerischeren Fortschritten, wie ein Landesverräter und Herzog Magnus, der beherrschte «König von Livland» im Innern führten — das politische Gewissen der Bewohner unseres Landes in harte Lehrtage verurtheilte. Die gesandte Sten und ihr nicht genug zu rühmender Maß, wie er sich in den ewig dankwürdigen Kämpfen Hertha während der Belagerungen von 1670 und 1677 so glänzend bewährt hat, sie hatten über Sten im Kampfe um Danzig, aber die polnische Widerstandskraft konnte daunter nur leiden. Glücklicherweise folgte nun für Russland eine kurze Zeit der Ruhe. Während eines der ersten zwanzig Jahre, welche Russland die zweifelhafte Segnungen der «polnischen Wirtschaft» entzogen, vermochte Russland auszuweichen. Nicht nur war zu die Zeit, welche den Kriegstagen die Grenzen der Provinz nicht überschritten, sondern auch die Frage, wer der rechtmäßige Herrscher des Landes sei, in der ganzen Schwere ihrer Bedeutung nicht aufkommen konnten. Freilich blieb es unumstößlich bedenklich, dass dieser Herrscher eines Doppelkron zweier Kronen: trug und das Scepter mit den zwei

Spätere, die sich weit grundrundenähnliches politisches und kirchliches Polen zuwandten, als die eigentliche Grenzveränderung ergaben sich daraus für Estland nicht. Sigismund war, das stand damals für jedermann fest, der autorisierte König, dem man für eine geschicktere politische Sonderstellung des Estl. der Trutz gescheitert hätte.

Doch wie es herantage ost- und westwärts gewandte Meereshäfen zu den geographischen Anknüpfungspunkten unserer Staaten und ihrer Begrenzungen gelies, die Unzufriedenheit des Volkes durch Ableitung auf unrichtige Dinge, geographisches Falls aber in Sachheit auf Erweiterung des Landesvermögens durch Eroberung oder Ausweitung fremden Gebietes zu beschwichtigen, so ging es auch damals zu. So lange unter Sigismund dem Götterden seiner Grenzen nach weitere Meeresentfaltung Polens und Littauens die Feldführung Lettlands Gültige hielten und die wertvollen Güter zu beschaffigen vermochten, so lange dachte man Estl. nicht an Vergrößerung des Landes und Kosten der schwedischen Gebiete stiftete das finnische Meerbusen. Als aber der Sättigungsprozess einsetzte begann, Lettlands Umgestaltung in eine polnische Provinz, so weit überhaupt möglich, versucht war, trat auch der Gedanke nach neuer Landserwerb in der angegebenen Richtung in den Vordergrund.

Schon bei der Krönung Sigismunds zum König von Polen hätte es ja nicht an Versuchen der polnischen Reichsstände, den neuen Regenten zur Erwerbung Estlands zu gewinnen, und als der König später Geld brauchte, um seine Räte nach Schweden und seine Erwerbungen wieder Karl von Schweden zu bereiten, war ja Sigismund schwach genug, die Abtretung Estlands an Polen sogar in der Form eines Erbschafts zu versprechen. Doch blieb es verdinglich bei dem Versprechen. Erst als das drohende Gemälde am polnisch-schwedischen Bündel immer lastbarer heraufzog, die Naffe und Obere mit der Waffe in der Hand einander gegenüberstanden, da bewilligte für Estland die Zeit polnischer Gewissensbisse in vermindertem Maße zu. Von dem Jahre 1583 etwa beginnend, strepten sie sich, nach hausem Kriegszustände im Gefolge habend. Es sie eigentlich erst im Jahre 1607 der Ende schenkte.

Für diesen Zeitraum enthält das schwedische Statistiker keine genaue Zahl von Schiffstücken, welche Ritterschiff und Blödt von dem beiden Ritterschiffen Nilsen bestritten ergriffen und an sie gerichtet haben. Es speigelt sich in ihnen merkwürdig das immer stürzende Bewahren von Ostl. und Naffe, Estland bei Schweden emp. Polen

zu erhalten, und insbesondere die immer schwierigeren Lage der Vertreter von Stadt und Land ab, Wahl und Entscheidung zu treffen zwischen formal-politischer Verpflichtungen, wie sie Karl und Sigmund gegenüber hatten, und real-politischen Dingen, wie sie die Praxis mit ihrer Unterwerfung an Schweden im deutschen Reich knüpfte. Es hat sich übrigens mehrfach gezeigt, dass der Ausgangspunkt dieser Entscheidung Bieden- oder Bündelbarkeit war. Dem Karl hatte der König für sich, der Bund, dem Karl und Schweden geschlossen und bei dabei gehalten hatte, war aber die reale Grundlage, welche sich unter Umständen mit dem der Person des Regenten gelösten Bilde nicht zu denken vermogt. Auf beiden Seiten standen aber hinter den politischen Correspondenzen drübende Stützkräfte, welche den Verhandlungen, Karl und Sigmund resp. zu sich (zu Polen) zu ziehen, den erforderlichen Nachdruck geben konnten. Der Stützpunkt von Schweden und Finnland nach Brevé kam dem Landtage der polnischen Herrschenden, welche unter Führung des Herzogs, Polka und Wessenschein im Felde lagen, ziemlich gleich.

Unter diesen Umständen blieb unsere städtischen Vertreter kaum etwas anderes übrig, als dem Könige immer wieder von neuem zu erklären, wie hatten ihm der Karl der Treue geschworen und nicht an dem fest, dem Herzog Sigmund Karl aber, das Bündel, welches die gegenwärtige an Schweden knüpfte, zu unannehmbar. In den mannigfachen Verhandlungen, welche Hünnebeck und Rath über diese Differenz namentlich an die Wende des Jahresfortschritts mit einander gepflogen haben, gelangt schließlich, obwohl eine gewisse Hinneigung der Parteien zu Sigmund und des letzten zu Karl nicht zu verkennen ist, der Gedanke doch immer wieder zum Vorschein, dass man nur im Verhältnisse mit einander handeln und in welchem Sinne die städtischen Schwere beizubehalten könne und wolle, dass man beiden Theilen derjenige Treue zu bewahren gesonnen sei, welche man durch solche Ja schärfer der Antagonismus wurde, der Sigmund schließlich zur Entscheidung durch die Waffen wider Karl führte, um so mehr verhielt sich diese doppelte Treue zu einer blossen Theorie, die vor dem realen Entweder-oder, nicht und mehr in die Brüche ging.

¹ Es mag hier diese nicht verhehrt werden, dass P. Sigmundmann in einem an Pöhlmann der «D. St. Verhandlungen S. 2» vom J. 1621 (Nr. 104 u. 11) veröffentlichten Artikel «Ein Nachschreibensbrief an Kurfürst 1621» nicht auf die in Rath abgehandelten politischen Verhandlungen Bezug nimmt.

Allen, was die zahlreichen, mehren einkommenden Aemtern angehörende Schreiben der Bischöfe darüber enthalten, entspricht für eine Reihe von Jahren nach Ton und Inhalt jeder bemerkenswerthen Abweichung von dem Charakter der *Acta* beider Theile, die die Entscheidung für Karl von Schweden als unabweisbare Thatsache vorlag und damit die Zeit der politischen Gewissensruhe ein Ende nahm.

Das Verlaufs der Dinge, welche zu solcher Entscheidung führten, verliert sich ja bekanntlich in den Grenzen Schwedens und Polen, sowie in dem dann geliebten Livland, und nur zum weit geringeren Theile in dem damaligen Estland. Während aber in westlichen Wallengütern es ja noch nicht lange in der Schwede blieb, war von den Fürsten als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen wurde, und namentlich für Livland und auf livländischen Boden Jahre lang hin- und hergewirrt, streifte sich ja die Estland, nachdem der Widerstand Finlands gebrochen war, schon im Anfang des 17. Jahrhunderts die Waage immer deutlicher zu Gunsten Karls.

Der grössten Eindruck aber darauf die Persönlichkeit dieses Fürsten und seine wiederholte Anwesenheit in Rensel. Was wollten Sigismund, der Herr von Schanjan, der Högskolens wählende Polakoskup, von Natur schon schwache und durch politisch-dynastische Stellungen noch mehr geschwächte Gestalt- und Charaktereigenschaften gegen die Einsicht und Thätigkeit Karls von Schweden besagen! Dieser durch und durch ein Mann von edlerer Willenskraft und von selbstgeübter vor räucherndem Ringen (die rufen Schand- schriften jener Zeit bezeichnen ihn ja gerade als Habsburger) nicht zu schwächender Energie und Jensei — ein Spielball seiner Umgebung.

Die Persönlichkeit Karls und seine vorstellbare Eingriffe in die Gensche Entschlüsse während seiner Anwesenheit in Havell sind es nun, welche ich an der Hand bisher nicht bekannten Urkundenmaterials vorzuführen die Absicht habe. Nicht ohne Grund lege ich das Hauptgewicht auf das erste der von mir genannten Momente. Die Gensche Entschlüsse haben sich während Karls Anwesenheit in Havell nicht so wesentlich verändert, dass man um dessen willen die betreffenden Archivrücke aus Licht zu stellen sich veranlaßt sehen könnte. Wohl aber ist in der Persönlichkeit des hochbedeutenden Königs Schwedens und seine politische Ansehungsweise, deren Bild aus dem neuen Materiale an

nunge nicht unerschöpfliche Tage reicher zu werden verspricht. Zwar besitzen wir in den zahlreichen, vielfach ungetreuen Nachschriften und Druckverfälschungen, namentlich in einer Selbstporträktierung dieses Fürsten von seiner Feder nicht ungenügend ein Bild, welches die Hauptzüge des unvergessenen Mannes recht deutlich hervortreten lässt. Aber abgesehen davon, dass die Fälschung dieser Züge um einige weitere bemerkenswerthe ist, birgt doch noch ein Zug übrig, den wir in den Untersuchungen schweizerischer Geschichtsschreiber schmerzlich vermischen. Wie es durch den Grafen Adolph gezeugt ist, so wiederholt sich hier bei seinem Vater. Die Beziehungen, welche heute England Schweden an der helvetischen Fronte, insbesondere aber an Entschlo, annehmen und die Chancereferenzen, welche bei der Behandlung dieser Beziehungen im Tage treten, sind den schweizerischen Historikern zum größten Theile fremd geblieben oder haben ihnen so fern gelegen, dass sie sich nicht veranlassen gesehen haben, näher auf sie einzugehen. Wir Bewohner des helvetischen Landes stehen selbstverständlich anders dazu. Was in der Geschichte Schwedens seit zu zweiter Hälfte tritt, steht für die Geschichte unseres Landes in erster¹⁾.

Das Urkundenmaterial, dessen ich erwähne, gehört dem venezianischen Staatsarchive an. In einem Corrolate, welches die Aufschrift trägt: «Rome in Confine zwischen König Sigismund und dem Herzog von Schwabenland» befaßt sich dieses zahlreiche Concepten und Abschriften des sogenannten einer Correspondenz zwischen dem genannten Fürsten und der Pottsmacht und Stadt vornehmlich eines seines erkrankten Stenographen angehörend, ein besonderes Actenstück, das einen halb protokollarischen, halb tagbuchartigen Charakter trägt. Die erste Eigenschaft muss ihm beigegeben werden, weil es entschieden einem weltlichen Zwecke gedient hat. Für eine Art Tagbuch oder Diarium kann ich es aber halten, weil für dieselbe Zeit eingekündigte Protokolle — meist privatrechtlichen Inhalts — existiren und die ganze Darstellungswelt von der Form damaliger Protokolle zu sehr abweicht. Wer der Verfasser des Diariums gewesen, vermag ich nicht zu sagen. Dass es ein Mitglied des Raths gewesen, unterliegt keinem Zweifel, und

¹⁾ Über die Unkenntnis der schweizerischen Historiker, so weit es sich um Lottent handelt, sgl. den Eingang des Actenstückes des Verf. «Händlerische Conflicte mit Grafen Adolph» in «Sammlung zur Kennt. Ent. für und Entschlo» Bd. III, S. 111 f.

meine Voraussetzung, dass es der damalige Vicepräsident Herben gewesen, hat den Umstand für sich, dass er sich, obwohl er in den bes. Verhandlungen eine Hauptperson gewesen ist und die übrigen beteiligten Personen (mehr ausschließlich nachbet, deren Namen neben dem Amte, das er bekleidet, stets verzeichnet — Auf 10 Foliosagen in zwei gebundenen Fasciceln folgen sich für den Zeitraum von 9 August 1600 bis zum 19. Juni 1601 die Aufzeichnungen streng chronologisch. Leider stehen wir, obwohl die Anwesenheit Karls in Bona über das letztgenannte Datum hinaus bis in den Spätherbst des Jahres 1601 gedauert hat, nicht so weit und brechen sogar in einem unvollendet gebliebenen Satze ab.

Die schriftliche oder mündliche Verwertung des in dem besetzten Archivstocke gebotenen Materials für Herrn oder Leser der Jetztzeit findet darin eine kaum zu überwindende Schwierigkeit, dass der Schreiber des Diariums die Verhandlungen ständischer Vertreter mit Karl, welche zum allergrössten Theile in der Form von Dialogen stattgefunden haben, diese in strengstypischer Weise, meist mit dem Kingsprawone: »Das und der sagte resp. oder und der antwortete« wiedergegeben hat. Das Unschöne, welches in dieser strengstypen Form liegt, wird allerdings durch das Interesse welches der Inhalt bietet, reichlich wieder gut gemacht. Demnach musste aber dessen ausdrückliche Erwähnung geschehen, um von Hause aus den Leser auf das was kommen wird, vorzubereiten.

Das Ueppigkeit des Stoffes würde als noch Zeiträume erweist sich als unzulässig. Aber selbst diese ist kaum etwas mehr, als ein stüfziger Notbehelf, da kürzere Zeiträume als die des Kalenderjahres 1600 und 1601, auf welche sich die Anwesenheit Karls in Bona vertheilt, nicht am Platze sein könnten.

1600.

Das Diarium beginnt mit einer Schilderung der Ankunft und des Empfanges Karls in Bona. Sie find am 9. August 1600 statt. Der Herzog verlegte ja in diesem Jahre, nachdem er den äusserst selten Aufwand unter Chas Fleming glücklich gestempft und der letzte Hochtag von Lenköpög ihn statt des abgestrichen Sigismund zum Könige erwählt hatte, den offenen Kampf gegen Letzteren nach Est- und Livland. An der Spitze eines Heeres von 5000 Mann

* Darin stimmt das Diarium mit Ejdars Of Szepiensky Ausgabe S 200 überein.

und in Begleitung seiner Flotte landete er in Brest, um von hier aus mit weitern glücklichen Erfolge Krieg gegen seinen Neffen zu führen.

Eine zahlreiche Flotte ankerte am 9. August auf der heutigen Rade. Kurzal, wofür Karl selbst Gefolge des Obergewerks, auf dem er und die Schützen die Überfahrt von Schweden gemacht hatten und landete an der Heiterbrücke Sieben Kanonenschiffe vom «Johan Zwinger» und vom Statthalter verankerten südlich der Stadt. Die Stadtkräfte (städtische Mischtruppen) bildeten von Schlagschüssen der Heiterbrücke an bis zur grossen Strandpforte Spitze. Hier empfing ihn der Bürgermeister Hans Kirchbacher an der Spitze einer Schützenpatrouille. Man ging es durch die Langstrasse und den langen Domburg hinauf bis zum Schlosse, auf welcher Parade zuerst die Bürger der Stadt «weißtaufert und in guter Ordnung» unter dem von Quartierführern aufgestellt waren, im Anschlusse an sie aber die schwedischen Kanonen, Karl hat auf diesem Wege — wie einer Berichtentzelter ausdrücklich bemerkt — köstlich gegessen und sein Haupt wuschend. «In der langen Parade war allenthalben Graus gestanden.» Bei seiner Ankunft mit dem Schlosse ist wieder ein Saal «aus sehr großen und sehr gut gelassenen Steinen» abgefeuert und mit dem in gleicher Weise von dem Schlosse auf der Rade bombardiert worden. Der Bericht list nun die Namen der hiesigen Personen folgen, welche dem Herzog-Regenten — wie es scheint, auch im Feste — durch die Stadt bis zum Schlosse begleiteten. Es waren dem: «Herzog Johann, König Johanna Sohn, ungefähr 15 Jahre alt, Herzog Gustav Adolph, Herzog Karls Sohn 6 Jahr alt. Die Fürstinnen: Frau Christen, Tochter verheiratet Herzogs Adolphs von Holsten und Christen, die Tochter des Landgrafen Philipp aus Hessen, Fräulein Catherine, F. D. älteste Tochter von der Pfalzgräfin geboren, Fräulein Elisabeth Margaretha, Tochter verheiratet Herzog Christophs von Mecklenburg und dessen Frau Elisabeth, Gustav Wasas Tochter, und Fräulein Maria, F. D. und der Fürstin Christiana jüngste Tochter.» — «Gott dei Allmächtige.» — hiess es im Tagebuche weiter — «verleihe, dass die Ankunft solcher hohen und herrlicher Personen in Lütland gewessen, hiesigen Personen zu Gottes Ehr', der Unterthanen Noth u. I. F. D. selbst zu einem unsterblichen Ruhm gereichen möge.»

¹ Karl's erste Gemahlin war Maria, Tochter des Königs von Ludwig VI, von der Pflz. Von 5 Kindern war diese Ehe mit Katharina von Lützen

Am 10 August wurde — nachdem auf dem Schiffe eine Predigt gehalten worden — die gesamte Kriegermacht zu Fußvolk und Reiterei (ohne Starke nach Hülse und Kehn mit 1000 Mann eingerechnet) ausgeschickt und innerhalb der Stadt einlagert. Der Fürst begab sich an diesem Tage auf eine Fußwanderung in nächster Um und dann durch die Stadt. Er besuchte bei dieser Gelegenheit die Oberkirche und probirte auf dem alten Markte «bei den Wassertrögen» das Trinkwasser.

Am 12 August fand seitens der Stadt die Übergabe der städtischen Gemüths auf dem Schlosse statt. Sie bestanden in 1 Bode (?) Aebere, 1 Pipe Cuckern (mit 4 $\frac{1}{2}$ Aebere Rhein-Weinfurter 2 Last Brevischen Bier, 2 Lasten guten Haber und 6 guten, gemasteten Ochsen. Alle diese Güter waren auf dem Platze des Hauses aufgetheilt und wurden dem Fürsten und seiner Gemahlin Namens des Bischof von Vice Syndicus und dem Rathsherrn Haber übergeben. Der Fürst hat diese Darbringung besonders dankbar gefühlt — bemerkt der Chronist — weil die nach «deutschem Gebrauche» gehalten war — Am Vornittage desselben Tages hatte sich der Kriegerführer Carl Carlsson¹ die Erlaubnis erbeten, dem Fürsten ein besonderes Geschenk, bestehend in einem «herrlich grossen» Ochsen, für den die Stadt 60 Thaler geben sollte, zu übersenden. Das Geschenk rückte, wie sich aus demselbigen Antrage des Fürsten herausstellt, von dem Schlossschreiber Stalen her, und veranlaßte diese Ankauf des Fürsten an der höchst vorgebrachten Bemerkung: «das Spitzwort sei wahr, dass die Müller die besten Schwärze, die Schreiber die besten Ochsen hatten. Das machte dem Bischof Böcke». Der Tagesbuchschreiber macht dann die Glanz: «Also hat dieser Schreiber sehr Schampf als Ehr mit seiner Vernehmung eingelegt».

Nach an demselben Nachmittage nahmen die Verhandlungen zwischen dem Fürsten und der Stadt in den schriftlichen Leut- und Commisshandlungsgeheimen ihren Anfang. Der Fürstencamer Johann Holtzman (Holtzmann), die Rathsherrn Johann Knuffmacher und Joh. Helmman, waren der Vice Syndicus Porph. Harten legten sich zu dem Ende aufs Schlosse und zum Fürsten. In

¹ Das Amt eines Vizepodden war unter der schwedischen Regierung aufgehoben und nicht darauf besetzt. Im Jahre 1600 befehligte Hans Jost Bernhard Harten (Burger Rat) Kriegertruppen. S. 67.

² Carl C. Carlsson 5 $\frac{1}{2}$ Bodechen (ein Regiments gemästeter Ochsen) war im Jahre 1600 Friedmann.

desen „Schiffkammer“ erhalten bewillkommener sei die machtet mit einer „schiffrichts-alien“ Begrüßungsansprache. — Der Fürst vollzoge das Gespräch mit der Anfrage, wie der Rath sich zu dem von ihm, dem Fürsten, intercessionenweise für einen gewissen Derfeldeu beantragten desen Geleite gestellt habe. Derselbe habe sich in die an einem gewissen Bürger „vergriffen“, und sei ihm hierfür auf dem Fuße gelohnt. Geleite man das nicht das des Geleite, so sei er, der Fürst, ungenussen „compromittirt“, da er ihm Aussicht deson gemacht habe. Die ständischen Vertreter erklärten ihm darauf, dass sie gern bereit seien, beim Rathe Pflanzsprache für den Mann einzulegen, wenn es sich nicht um einen Derfeldeu handle, der in Finnland den Sohn des verstorbenen Bürgermeisters Sandstede erziehen liess, da die Elternverpflichtung des Besonderen schon um „Bestrafung“ des Mannes geboten hätte. Sandstede habe in der letzten Mannschiffischen Belagerung in grosser Verdienste um Rom gehalten, als dass der Rath die Gewährung dieser Bitte verweigern könnte. Um deson Derfeldeu handle es sich nicht — gewohnt (kann der Fürst ²) sondern um eine Person, die den auswichen Bürger Victor Elvian umgebracht habe. Uebrigens, Hghe er liess, sei man hier in einem Erfahre schagen, wenn man glaubte, Derfeldeu habe Sandstede getödtet. Das sei gar nicht der Fall, sondern Derfeldeu habe Letzteren nur in trunkenen Mathe von derke Brandstich gestochen. — Nach dieser Zurückstellung wird dem Fürsten das erbetene freie Geleite sofort zugesagt.

Bevor wir des weiteren Verhandlungen nachgehen, befehrt es der vorangehenden Bemerkung, dass die nach nicht wiederholende Intention der ständischen Vertreter in diesen Verhandlungen und über dabei erfolgende Bezugnahme auf bereits früher erorterte Materien darin ihren Grund hat, dass im Wege des Schriftwechsels der Rath mit dem Ständischen Högman manche der jetzt mündlich behandelten Fragen schon früher besprochen worden waren. Dieser Schriftwechsel ist zum Theil in dem heutzutage Staltandere nicht mehr vorhanden, und mag dieser Umstand als Erklärung dafür dienen, dass wir uns bei manchen der folgenden Verhandlungen in gewisse rebus befinden werden, ohne den Anfang und mit ihm den ganzen Umfang und die Motive der betreffenden Ausführungen genau zu kennen.

² Der Högman der Stadt Schweden legte im 1609 die Königin Christina Fälligkeiten bei diesen Verhandlungen mit Theil und Kaiser nach Wien. Berg. Högman Christ. S. 78.

Zu diesen Gegenständen gehört in erster Stelle das Anverlangen der schwedischen Regierung, alle Freuden aus Brevé auszuweisen. Es war dieses Anverlangen vom Statthalter gestellt worden, und wurde jetzt von Katar auf des Königs Namen autorisirt gemacht. Eine solche Massregel würde die Stadt nicht nur an allen benachbarten Potentaten, in die unfreundliches Verhalten trügen, sondern auch den Handel schädigen. Karl führte dagegen an, Das Fremdenverbot werde besonders deshalb begrieth, um die Muscoviter von hiesigen Geschäften geschloffen zu werden. Und damit dieselben nicht meinten ihm eine Beuschädigung daraus machen, dass diese Nation allein von dem Verbot getroffen werde, so habe er insgesamt alle Freuden ausschloffen gelitten, doch keine Nation von Fremden mehr vermisst als die Muscoviten, damit sie sich nicht an allerlei Sachen bei seiner Ankunft bekümmern machten. Zuverlässig, will die Muscoviter sich aller Ansehens zu heissen befreuen waren, um der Befähigung des Erbprinzen zu ergehen, vorgeseh, König Sigismund habe solche Freuden nicht beuschloffen. Das sei jedoch ungelte. Der König habe seinen Gesandten zu dem Zwecke nach Moskau geschickt. Man habe sie aber nicht die Grenze passieren lassen. Die Beuschloffen sei also bei dem Muscoviter und nicht beim König Sigismund gewesen. — Ebenmäßig wenn auch seine — der Fürstin — Gesandten auf der Grenze aufgehalten worden, unter dem Vorgraben, dass Katar zuerst dem Muscoviter einzuweisen sei, bevor sich die Legation des Fürsten (Herr Gudnow) angelange. Wenn aber das Verbot die Lübecker treffe, so hätten sie es selbst verschuldet, da sie ihm Erbschritt bereits dem Muscoviter Polter und Hin zugestimmt hätten. Ubrigens konnte der Verlust keine Gelder haben, da er auch in ihrem Lande gebräuchlich sei, dass die Straue geschloffen wäre, wenn eine Aufhebung verhandelt sei.

Weiter bringen die Delegation die Bitte vor, es möchte unter den neu angelangten Kriegsknechten die erforderliche Mannszucht gehalten werden. Zahlreiche Klagen der Einwohner über Zerstörung ihrer Eigenthum und Vergrübelung ihrer Person seien eingegangen. Sonstlich seien sie in der Nähe der Stadt schädliches Gering nicht weiter vor ihnen, wobei zum Schaden der Gesundheit des herrsch Ober gepöflich sei verordnet werde. Gern wolle der Rath für die nötige Zufuhr von Lebensmittel sorgen, wenn nur die Ueberriffe der Soldaten damit aufpassen. Der Fürst erwidert aus die Bescheidensführer damit an

bewachtigen, dass er Raub erlöset, wie er selbst am Tage vorher verfahren und bei der Treue habe stehen lassen, dass keiner Gewalt that solle, (bei seinem Höchsten. Und weil er ein Liebhaber von Gutes sei, so wolle er es nachmalen verbiten lassen, und so jemand dessen beschuldiget und überzeugt werde, wolle er ihn so strafen lassen, dass Andern daran denken sollten, ja er wolle sie klagen lassen. Aufwaches Arbeit war die Bitte der Deputirten am Schluß der Spitzelgänger, dass sie nicht mehren verweist, geplündert und verhoert werden. «Er wäre mit seinem Volke nicht weiter gekommen. — erwiderte der Fürst — einem Menschen das Recht zu nehmen. Auch hatten sie über Nothdurst mitgebracht. Deswegen wolle er nicht allein die Socken, sondern auch alle andern Güter vor gewisser Benutzung schützen und vertreten. Es werde deshalb ein strenges Mandat ergoßen. Aller die Unbill und dem Schaden, welche der Stadt aus der hochberühmten Kriegsmacht erwachsen — wüßten schließlich die Deputirten — werde am nächsten Samstag vorgelegt werden können, dass die Kriegsmacht in ein Feldlager verlegt werde. Hoch und Ehrlichkeit erboten sich dazu, sollte Nothdurst dafür zu leisten. — «E E E.» erwiderte der Fürst, «alle noch 8 oder 14 Tage Geduld tragen, wannmal es selbst ganz stünde, dass seine Kriegsmacht in ein Feldlager gebracht werde. Aber es wäre noch lockhalsig, wenn er sie wenden sollte, ob nach der Muscoviters oder nach Polens Seite. Denn beide würden also einen Maß bekommen, wenn er sich auf die eine oder der andern Seite mit seiner Kriegsmacht werden würde.»

Mit dem 19. August begannen Verhandlungen, welche die Angelegenheit, um die es Karl besonders zu thun war und die schon längere Zeit Gegenstand schriftlichen Meinungsverschiedenes zwischen dem Herzog und seinem Ständen gewesen war, in den Vordergrund treten lassen.

Bevor wir zu ihnen übergehen, dürfen wir kurzer Blick auf die damalige politische und militärische Lage am Pizars werfen.

Der Waffenkampf zwischen Sigismund und Karl war auf vaterländischen Boden zu Ende. Die Macht Sigismunds in seinem vaterländischen Reiche war, wie Geijer es bezeugt, (bis auf den Namen) gebrochen, der französische Anstoß unterdrückt und die Häupter der Kampfpartei durch Heubelhal gebildet. Karl selbst aber war, nachdem Sigismund kaiserlicher Sohn Wladislaw James der von den Katholikalen abgemannete Prinz von C. Moavia nicht

nach Schweden Hergewandt war, durch den Stockholmer Reichstagsbeschluss vom 20. Juli 1609 erwidelt und wenn auch noch nicht gekrönt, so doch kaiserlicher König von Schweden. Waffenerfolge und Accorde der von der Ostgrenze des russischen Reiches unter dem Obersten Peter Stolpe befehligenden Heeresmacht hatten einen festen Punkt nach dem andern, vor allem Narva, dann aber Wesenberg, Wischnitz, Lode und Hapsal in Karls Hände gebracht. Man hatte es sich selbst mit einem Heere nach Novol eingeschiff, um von hier aus nach Westen und Süden gegen die polnischen Heerhaufen und erstens, wenn Bern Galanow den Frieden leichten sollte, gegen Osten zu springen.

Doch wollte Karl offenbar die Krönung von Brevé nur nicht früher begünsten, als bis es ihm gelangte, seine unbedingte, d. h. dem Lehnvertrage entsprechende Anerkennung seitens der estländischen Ritterschaft und der Stadt Rends, erreicht zu haben. Wie schon erwähnt, war schon mit dem Jahre 1600 das schwedische Drängen Karls auf dieses Ziel gerichtet gewesen. Aber alle diese Versuche hatten bisher keinen Erfolg gehabt. Weder die lehnvertragsmäßige Ritterschaft noch die Stadt hatten sich dazu entschließen können, Sigismund den Oberen zu ratifizieren. Wir haben gesehen, dass nur zwischen dem Stande am 25. Juni 1604 geschlossene Vereinbarung so dass verpflichtete, im gütlichen zu handeln, und eine weitere Vereinbarung vom 12. September 1609 setzte eines Ansehens der Ritterschaft fest, dass dessen Gutheißung kein Schritt in dem Sinne Karls contra Sigismund geschehen. Ja alle Schritte von Karl nur in Gegenwart von Ausschussmitgliedern geschehen werden sollten. Karl hatte zuletzt von Stockholm aus in einem vom 21. October 1609 datirten Schreiben an den Rath dieses Landes beigefügt, sich zu erklären. Letzterer beantwortete dasselbe am 8. November noch ganz in dem früheren Sinne und rief dadurch die kaiserliche Drohung hervor: wenn die es mit dem Papste halten wollten, werde er es als Abtrünnige behandeln. Der Rath lehnte auf seinen früheren Standpunkte und Karl kam erst darauf im August 1609 nach Estland ohne dass die verlangte Erklärung erfolgt war. Die Angeln Gelfens, Brevé und Estland hatten sich damals sogleich für Karl erklärt, sowie die Bekämpfung Sigismund's — der sich dabei auf Kalk und Hara stützt —

¹ Gelfen, Bd II, S. 529.

² In seiner Geschichte der Ostseeprovinzen Bd III, S. 128.

am 26. April 1598 habe sich die Stadt von Sigismund beswungen, wiewohl sich, wie sich aus dem Urtheim ergibt, als unrichtig.

Am 22. August beantwortete der Rath des letzten Schickens des Hertzog-Begones welches, 12 Punkte enthaltend, gleichsam erst an die Rathschaft und die Stadt gerichtet war, in den ersten dieser Punkte halbwegen antwortend. In einem Schreiben vom 20. erklärt sich Karl mit dem ihm gemachten Zugeständnissen nicht zufriedengestellt und lässt zugleich dem Hefen sagen, dass er, da der Schlichtungsweg zu keiner Verständigung führe, eine Unterredung mit Deputirten des Raths wünsche. Diese fand dann am 21. statt, und waren zu dieser „schweren Disputation“ — wie der Urtheim die Unterredung bezeichnet — vom Hefen die Bürgermeister Heilman, Heilich und Kaufmann der Vassyndikus Hebers, die Katholiken Holman und Christen v. Drostoff, sowie der Secretar Himmelfager zu Schiffe delegirt. Die viertel Disputation begann — nach Verlesung des letzten Rathschreibens durch den fürstlichen Secretar Johann Popp (†) — mit der Bitte der Katholiken, der Fürst möchte sie mit der Annehmung des letzten Rescripts König Sigismunds versehen, da ihm dieser „Unglück“ bringen könne. Hefen in Worten und Gebärden hat der Fürst darauf geantwortet, der Rath schenke der Ansicht zu sein, dass er, Karl, gegen Sigismund gerecht gehandelt habe. Er habe doch alle mögliche christliche Mittel des Fröhen gesucht. Darauf hat der Fürst die Deputirten den ganzen Hergang des Lehnstages Katholisch erzählt und sich dabei so ausgesprochen, dass er sich in a. folgender treffender Worte bekennt: „So ich der Königl. Majestät nach dem Rechte gestanden oder dessen begehrt, König zu sein, so gebe Gott, dass der Teufel mich zum Tode bewerkzeuge. Jegliches begehrt ich nach Recht, wiewohl ich vor einem König zu stehen. Und es ich bei meinem Sohne künftig mit Rathen etwas erreichen könnte, so wolle ich ihn rathen, er wolle sich an seinem Fürstenthum begnügen lassen, dass hätte er an seinem Fürstenthum einen Ehr., Zehr. und Wohlstand.“ Weil ich aber durch die Reichsstände erhalten war, mich des Reiches anzunehmen, nachdem die K. M. heilich war gezogen und bisher auf verlässige der Reichsstände nach etliche eigene Schrifften nicht geschworen hat, so habe ich mich meines Vortandes angenommen, wiewohl mir kein Mensch etwas wird verdienen können. Nachdem ich an allen die nöthigen Mittel zuvor nichts habe fehlen lassen. — Der Vassyndikus hat darauf den Rath möglichst zu entschuldigen versucht.

Es sei ihm nicht in den Sinn gekommen, P. D. zu beschuldigen. Es stehe ihm aber nicht an, die künftige Bierte im Original zu sehen und könnte eine solche Handlungsweise bei Vidua, insbesondere bei den Hauptstücken, mit welchen die Stadt in Zustimmung übereinstimmend nicht einmütig aufgenommen worden. Auch verhalte sich die Ritterschaft, welche Briefe gleichen Inhalts vom Könige erhalten habe, ganz ebenso zur Frage über die Aufhebung der Bierte. Und damit der Fürst nicht glauben möchte, dass man solche Dinge habe tractirt, da der Rath nicht verantwortlich konnte, habe sich der Rath dazu erboten, alle seine Antwortschreiben an Sigismund zurückzuführen. Mit dem Rathe des Königs selbst möge der Fürst die verhandeln. Jedenfalls müsse der Rath, wenn darauf bestanden würde, doch mit der Gemeinde verhandeln. — Dies ist dem nach schließend vom Fürsten zugestanden worden.

Der zweite Punkt der Verhandlungen betraf die von Karl beantragte Einkommensteuer. Dass letztere ja im letzten vergangenen Jahrzehnter kaum aus noch anderen Ländern Europas vollständige ständige Abgabe, die von allen anderen, wahren es nur an dem Fürstentume verwandten, unvollständigen Töchtern nicht hätte, vom Staate erhoben wurde. Rußland hatte sich gegen die Bestimmung dieser Steuer sehr entschlossen erklärt, weil Schweden einen Theil des von der Stadt erhobenen Zolls an sich genommen hatte. In der „Deputation“ vom 29 August verlangte Karl als neue, die Stadt solle mit Ja oder Nein erklären, wie sie sich zur Sache stelle. Er begreife die Zahlung der Steuer nicht zugleich, auch konnte es ihm nicht darauf an, ob man viel oder wenig geben wolle, eine bestimmte Antwort müsse er haben. Einmalige Einsätze der Delegation bringen dem Fürsten wieder zu Harnisch. Mit heftigen Worten sagt er hervor, was das Königreich Schweden alles für Livland gethan habe. Was hätte das Reich davon, dass es stehende Millionen Gulden und so viele starke Kriegskräfte zum Schutze dieser Leute angewandt und dass er in eigener Person mit einer solchen Kriegsmacht, Stadt und Land zu schützen, Leib und Leben in die Schanze schlagen sollte, wenn man da gegen eine Aussteuerung der heilig! Frauen nicht beitragen wolle. — Auch dieser Punkt fand in der Bereitschaft des Fürsten, einen besondern Grundschluß zu abgeben zu wollen, seine Krönung.

Denn kam die Höhe der Unterredung aber keineswegs ein Ende. Denn nun kam die Frage über die Stellung zum schwedischen Rechte zur Sprache. Karl begann diesen Punkt mit der

unabhängigen Zusammenhang, dass der Rath das schwedische Recht, welches er mit dem kaiserlichen (d. h. dem gemeinen deutsch-nordischen) übereinkomme, dennoch versuchte Wenigstens wurde doch das Verfahren in der Appellationsinstanz (d. h. im stadtlichen Hofgerichte) nach dem schwedischen Rechte richten. Der Vorstand des Viceconsulats, dass die Stadt durch das König von Dänemark mit dem lübischen Rechte privilegiert sei, wurde von Fürsten durch den Anruf: „Was kümmelt Euch, sollte das schwedische Recht nicht eben so gut sein?“ unterbrochen. Hierfür erwiderten diese Unterbrechung doch etwas zu stark, so dass es einwärts bei der Fürst nicht sich nicht erwidern und ihn austreiben lassen. Bei dem schwedische Recht — fuhr er fort — mit dem kaiserlichen identisch, so liegt lediglich in letzterem ja auch erstere und es bedürft nicht einer besonderen Ausnahme. Uebrigens habe König Johann die Appellations-Instanz nach kaiserlichem Rechte ausdrücklich zugestanden. — Das wollte Karl nicht gelten lassen. Es habe er des Königs Nichtbestehen gar nicht gelogen, — ohne des Reiches Vorsehung — ein solches Zugeständnis zu machen. Mit Gewalt wolle er der Stadt nicht nachhängen. Dagegen sollte er sich nach nicht einem Rechte widersetzen, das er nicht kenne. Mit der Leuchtheit habe er die Versicherung getroffen, dass das schwedische Recht binnen 6 Monaten abgesetzt und kaiserlichrecht werde. Man möge er dann mit dem Rechte der Stadt, ausserlich mit dem lübischen und kaiserlichen verglichen und es ihnen vorzuzuziehen suchen. — Die Delegation erklärte, der Rath sei durch den von ihm geleiteten Eid verpflichtet, eine Zustimmung der Consule keine Versicherung der städtischen Rechte anzunehmen, und wüssten sie daher jede Forderung über Ansehen des schwedischen Rechts von einem Consuleschreiben abhängig machen.

Es kam nun die Rede auf die Bitte des Raths, es möchten die Beschlüsse und Abscheide der schwedischen Reichstags tags auf Rom keine Anwendung finden. Der Fürst äusserte sich dabei, — er wolle da kein Verständnis, dass Unterthanen eines und desselben Königs sich von den Beschlüssen der Reichstage loszuziehen wollten. — So dem Ende wurde die Stadt Abgeordnete zu den Reichstagen schickte. Dass mit dieser Unterredung eines der schwierigsten Capitel des damaligen Staatsrechts zur Sprache kam, ist was jetzt weit verständlicher, als es dem kaiserlichen Personalbeholden jener Tage, dem Herzog-Regenten von Schweden keineswegs angeschlossen, sein konnte. Was Repräsentativverfassung, was die

staatsrechtliche Stellung eines constitutionellen Fürsten: von Personendruck und inopportune Landeshilfe a a u in Grunde zu bezeugen haben, lehnen aus Doctrin und Praxis quantitativ. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts konnte in dieser Beziehung kaum von Klügelreden die Rede sein. — Karl wusste zwar ganz genau, was es an den schwedischen Riksdagen für sich und seinen Kampf wider Sigismund habe, ob er aber den Namen und der Mittel hier bewusst war, die ihm von Bethülung Bedacht an den Riksdagen in Aussicht stellten, weißt doch sehr fraglich. Der fürstliche Regent p l a g t e Schweden — wie aus Geiger hervorgeht — die Stände mit Landen mit Beschränkungen. Sie waren dem für nordeische Status und Grundlage, nicht selten noch der Deckmantel für sein energisches Vorgehen nach innen und außen. In Schweden, mochte er bei sich denken, konnte dieses Mittel zumerhoen von Faugstad. Sie zu den ersten Formen der Repräsentativverfassung Unterwanderte sein. Vorgesagt man hier die Bethülung an einer solchen Verfassung, so konnte man sich schon damals in den Augen der politischen Welt Schweden der Vorwelt und des Orients nicht erprobt sein, sich gegen feindseliche Institutionen gepufft zu haben. Darin verteidigte sich aber Karl. Das Blichman, dessen Karl sich, ob bewusst oder unbewusst, in seiner Unterredung bedient habe, war das Wort „Unterthanen“. Unterthanen des Königs von Schweden im strengen Sinne des Wortes wollte weder die welt Klügelreden, noch die Stadt Kered sein; denn stand die Geschichte auf das Wissen dieser unorganisierten Landeshilfe entgegen. Und wenn für diesmal die zu ruhigenem Tone hergeführte Unterredung nur die Oberfläche straffte und sich die städtischen Delegationen darauf beschränkten, den Kreis der Sache ungeheuerlich erweitert vorzubringen; so wird man kaum der Thatsache verheugen können sein, was sie eigentlich bei der von Fürsten umschlossenen schwedischen Unterthanenschaft dachten. Die vorgebrachten Erwände bezogen sich auf die weite Entfernung von Stockholm, die Schwermogarten der Reme, die Unwissenheit der Verhandlungspunkte und andere nicht weniger Dinge. Das Päpst acceptiert zwar einige dieser Erwände, namentlich, „dass es etwas fern wäre“. Dagegen macht er geltend, die Stadt bewache ja nicht jeden Besuchszeit zu beschaffen. Was das sprachliche Verständniss anbelange, so würden die zur Verhandlung kommenden Gegenstände vorher schriftlich mitgetheilt, und sei es ja den versammelten Delegationen keineswegs verweigert übermündet schriftliche Erklärungen vorzubringen. Die Beratung auf

«Wald und Wetter» könne er nicht gelten lassen, da er selbst mit Henschen und Kindern nur im Schutze und Schirme dieses Landes (ob zwar es sich nicht genau um den armen Kampf gegen den langhaisigen Nischenhüter handelte) über See gekommen und Leib und Leben für dasselbe in die Schanze zu schlagen bereit sei. Nach schwedischem Rechte könne man sich nicht umhin kommen, es sei damit eben Land verloren; es griffe nur Gehorsam zu selgen. — Die Unterredung über diesen Gegenstand findet darin ihren Abschluss, dass die Delegation sich auf die Nothwendigkeit eines Gemeindebeschlusses berufe und der Fürst sich damit zufrieden gibt.

Ein solches Zusammenhänge mit dieser staatsrechtlichen Frage stehend wird schließlich nach der unangenehmsten schwierigen Punkt, betrefend die Loslösung der Stadt von dem Bisthum und geistlichen Bunde, wenn auch nur kurz berührt. Der Fürst hatte schon früher den schriftlichen Bescheid des Rathes ertheilt, dass die Stadt sich nicht für dass berechtigt habe. Darn folgen jetzt die Delegation, durch eine ähnliche Aufforderung dazu veranlasst, noch hinzu, da die Stadt nach dem «Corpus» des schwedischen Reichs angehöre, die Stadt dasselben aber dem König schon abgetrennt hätte, Herzl aber kanonisi Rechte in Bezug auf Reichstagsbeschlüsse besitze, so könne die Stadt sich nach dem Abstammungsbeschluss nicht widersetzen, und behalte es einer ähnlichen Einkaufsfähigkeit gar nicht. — Karl hat sich mit dieser «Entschädigung» nicht zufrieden gegeben. Es genüge ihm nicht, dass man sich an einen Reichstagsbeschluss berufe. Ein solcher Beschluss könne ja auch etwas «Unbilliges» enthalten, und könne und dürfe die Stadt demselben nicht zustimmen. Die Sache habe, im rechten Licht gestellt, gar nicht die Schwierigkeit, die man städtischerseits immer vorbringe. Er, der Fürst sei bereit, der Stadt auch darin zu assistiren, dass er ihr die Form der Loslösung an die Hand gebe, wozu der Fürst eben diese Form angebe. Auf die weitere Bitte der Delegation, der Fürst möchte ihnen darin, so wie König Johann es bei der Absetzung Erichs XIV. gethan, durch eine schriftliche Loslösungsverfügung Beweise leisten, hat der Fürst — offenbar ohne es ernst zu meinen — versprochen, «das wollte er thun». «Dabei ist aber von demselben geblieben und ist also die Disputation ein harter, schwerer Stand geblieben, wozu man es verspüren sollte, dass mit grossem Heize Will es disputiren und dass die Stadt Privilegia unter dem Schutze des Rechts und mit allen Subtilitäten zu Hofe geschwiebelt worden.»

Die in Aussicht genommene Beilegung mit der Gemeinde erfolgte am 30. August. Eine Botschaft — wobei es das Dinerum — ist dabei jedoch nicht erwähnt worden, weil die Gemeinde — wie im Gegensatz zum Halle — von ihrem Votum nicht hat abgehen wollen. Bei einer zweiten Beratung mit dem Gemeindevorstandes Tage darauf ist dem Rathhause ein eine Bescheid ausgearbeitet und abgelesen worden, welche F. D. übergeben werden sollte und welche das früheren Standquartier in die strittigen Fragen festsetzt. «Dass ist — hier es in der Versammlung — dass wir etwas wider unseren Willen gemacht wurde, als dass wir mit Willen zum Abbruch unserer Freiheit und zu unserem ewigen Verwund etwas sollen zu willigen.»

Am 2. September wurde dem Fürsten die «Requisition» des Raths betr. die 4 strittigen Punkte (Anföhrung Gustav Adolfs als Nachfolgers Karls, Finanzminister, schwedisches Recht und Besetzung des Reichstags) übergeben. Der Fürst hat sie gleich durch und meinte nur, wegen des schwedischen Rechts behalte er sich eine gewisse Verteidigung mit der Bürgerchaft vor. Bevor aber das Schriftstück der päpstlichen Kammer übergeben, mussten die Deputierten hat zwei Stunden in derselben waren. Bei dieser Gelegenheit sind sie über unföhrliche Ohrschreien dieses gewesen was der Fürst mit den Abgeordneten der Ritterschaft, Diederich Styrk und Eilert Tinschmann¹⁾, über die Bestätigung der Landprivilegien besprochen und als sonnenzeitige Meinung dem Secretäre in die Feder gesetzt hat.

Der gemeinsame Inhalt und Zusammenhang der zur Verhandlung gekommenen Materien haben die städtischen Deputierten offenbar nicht zu verwechseln vermocht, und zuerst das Dinerum aus diesem Grunde nur fragmentarisch. Da kommt es dann hervor, der Fürst habe sich erboten, und dass Doms eine Schule über die

¹⁾ Diederich Styrk (nach Styrk) zu Münselbach und Eilert Tinschmann zu Jernsdorf waren hiesig kirchliche Landstrafe (cf. Meib. Emend. Collectionen in Rom. Hist. Ann. III S. 504). Ueber Tinschmann finde ich in den Protokollbüchern von Jahre 1661 folgende Notiz: «Am 1681 d. 20. October hat Eilert v. Tinschmann der Landstrafe zu Kölln sein Sohn, der Karl ist genannt worden, welche heute. Herrg. Karls Gemahl selbst zwei jungen Herrn, Herrg. Johann und Herrg. Gustav Adolph, und zwei Frauen: Fel. Catharina, Herrg. Karls Tochter und Fel. Margaretha Elisabeth, Herrg. Christoph aus Münselbach Tochter. Diese Katharinen gleich mit wegen der Heil. Person in Ehestand zu gelobt worden.

politischen Preussischen) auf seine Rechte — (so Thier werden diese versprochen — zu erhalten). Dann kam das Patrimonialrecht an die Reihe. Karl bewies, dass die ursprünglichen Stiefkinder zwischen den (Gospell-Junkern) (wel Patrimonialherren und Ringführer) und den Pastoren zu durch den Bischof mit Rücksichtung des Statthalters zu schlichten seien. Ein Prediger, der Gefälle ließ, von den (Gospell-Junkern) abgesetzt zu werden, konnte seinen Ansehen wie sich gebührte, nicht walten. Dagegen haben die Hinterschaftlichen Delegationen sich auf ihr Recht und die Landesgewaltigkeit berufen, und hat der Fürst diese Herrschaft gelien lassen — Was ist eine harte Disposition und Involuntarität wegen des Halbjährlichen gewesen. J. P. D. hat zu mehreren Beschäftigung der Justices und zu schließlicher Abfertigung der Sachen einen Rechtsmann herbeigeführt vorgeschlagen, der nicht ein Jurist, noch ein Schwede, der nicht aus ihrem Mittel kam und streng bei dem Halbsprache sitzen und urtheilen sollte, damit in Unmuthsachen nicht zu viel noch zu wenig geschah. Einem solchen Manne wollte er jährlich von einem Haken Landes (so an der Krone gelohnt), 1 Last Roggen und 1 Last Gerste und über 600 Thaler rüsch ansetzen. (Solches hatten die von Adel auch nicht bewilligen wollen, weil solches wider ihre Freiheit sei.) Der Fürst hat gesagt: weil ihr nicht wollt, so sollen die Klüglichen Pastoren nicht nach dem holländischen Gebrauch, sondern nach schwedischen Rechte durch einen Latinsmann gerichtet und gerichtet werden. Der Fürst hat diesen Disput nach einiger Zeit fortgesetzt, und ist dabei wieder mal (nicht belang) geworden. Stryke Erwiderung hat dem schliesslich dem Fürsten zu dem Ansprüche genant: (Doll gebe) dass die Erde wieder sich aufhoben und mehr in den Abgrund der Hölle verfallende, so ist der Grund und Grund eines Armes zu einem Stücken wollte unerschütterlich, dass die Rechte ähnlich Siebe, oder dass ich den Rechten wollte unterdrücken, um den Armen zu erlösen, sondern ich will eines jeden ohne Ansehen bei seinem lebendigen Rechte Schutz. — (Dies und andere Dinge sind in unseren Anträgen) — lautet für diesmal der Schluss — (dieses zugestanden, der aus Käse halber nicht gedanken will).)

* Diese Rechte Friedrich (König von Preußen) VII. vertheilte durch Unterzeichnung vom 2. September 1763. welches mit der vom 25. August. Es über die Zeit 1764 die Stelle hat, wo die ursprünglichen haben wird. Als in der Unterzeichnung vom 28. Aug. über die gute Karte geschrieben zu haben sollen, benutzte

Am selben Tage um 12 Uhr Mittags ziel die schwedische Kavallerie, welche zu und von der Stadt zusammengezogen waren, unter dem Oberbefehle des General-Lieutenants Carl Carlsson (Gyllenholms) unter flaggenloser Führung ins Feld gezogen und zwar fürs erste in der Richtung auf Pernau. — Damit begann der Krieg Karls wider Sigismund auf baltischen Boden.

Karl blieb noch einen Tag nach dem Abzuge seiner Truppen in Rerval, unterliess es aber nicht, auch diese kurze Spanne Zeit für weitere Unterhandlungen mit der Stadt auszunutzen. Derselbe ergab — zum 3. September — die Aufforderung zum Erscheinen des ganzen Rathes auf dem Schlosse. Bei der Bürgermeister Peter Müller und die Rathsherren Michael Klitting und Hans Schröder konnten dieser Aufforderung keine Folge geben, weil sie «Alters und Schwachheit halber den hohen (Dom-) Berg nicht haben erreichen können». — Der Entscheidung des ganzen Rathes hatte diese Grund darin, dass der Fürst, bevor er sich aufs Kriegstheater legte, sich von ihm verabschieden wollte. Karl empfing die Beschlüsse mit einer Dankagung für die ihm angefordigte «Resolutive», versprach alles Mögliche für die Confirmation der Stadtprivilegien zu thun, jedoch bei dem Hinzufigen, dass solches nicht sofort geschehen könne, und ihm deshalb die dazu erforderlichen Schriftstücke ins Lager nachgeschickt werden möchten. Derselb empfahl er sich «Gnadt, junge Herrschaft und Fürstenthum Schutze der Stadt und segnete den Rath, dabei bemerkend, dass er zwar den Krieg nicht entsagen und den Land in Ueberhand versetzen wolle, sofern er dessen könnte gebräugt sein. Der Rath bedankte sich für die in Aussicht gestellte Privilegienbestätigung, setzte aber, dass das Nachschicken der letz. Urkunden kaum anginge und es daher lieber darauf bis zur Rückkehr des Fürsten sein Bewenden haben möchte, was dem Fürsten denn auch gefielen

die Kothschick in drei folgenden Tagen, dass «Hans P. B. vordere Thawff», damit doch beschick gelogen, nicht mit den Privilegien und Confirmation möglichst werden lassen wollte, und ward dem 1. September um drei zum Nachschicken geschick und übergeben, die dann unter No 170 im Protokoll aufgezeichnet sind. Rerval wird Karl der Rath am 2. Sept. letzten Sendes lassen, und es sind denn noch Abends des Tages Tags zur Sprache gekommen, dass die Jagd nicht erwidert.

Die Red.

¹ Hans Schröder hat der zweite Hans Stamm in der Rathschick. Er war ein Schwammmeister des Bürgermeisters gleichen Namens, welcher als Herrschafft 1610 Johann Hedvall von Rausching im Gefolge von einem hies. Bism. Ber. Rathschick, S 160.

hat. Die Rathsglieder haben sich dann unter Septembewechsel für den bevorstehenden Feldzug vom Fürsten verabschiedet und dieser Allen die Hand gedrückt — Die Anstalt hatte aber damit noch kein Ende. Durch Fragen des großen russischen Reichsstarke Leifbert Kauer (jaka Kahr und Kahr) veranlaßt, wurden noch einige Dinge, n. n. das Verhalten Nurus zum russischen Handel, das freie Gelingen derselben n. n. kurz besprochen — Inzwischen war der Fürst in sein Gemach getreten und hat, von dort -gedrückt und gepusht, auch die Schweden an Habsb- zurückkehrend, nochmals seinen Abschied vom Kaiser genommen.

«Nachmittag um 1 Uhr sein I. F. D. mit 11 Fahren Kestern in Person vom Schloß (in der Richtung auf Wamscoben) abgezogen. Seit 8 Schüssen sowohl beim Schloße als in der Stadt geschossen. Und obwohl Vormittag sehr viel geregnet, so hat doch Nachmittag der Regen aufgehört. Also das F. D. in einem guten Wetter abgezogen. Gott der Allmächtige gebe allen zu einem glückseligen und ehrenreichen Ende.»

Kauer hatte die schwedische Kriegsmacht Kovel verlassen, so hatten sich neue Anforderungen an die Stadt wegen Aufbringung von Proviant und Schutzwirk für das Feldlager bei Wamscoben heraus. Der Statthalter Graf Horn und Leifbert Kauer waren es, welche am 18 September diese Forderungen an den Rath gelangen lassen. 500 Tonnen (P) Brod und 10 Tonnen Bier wurden gefordert, weil aber die schwedischen Zeugmeister ohne Leder in der Stadt schon angekommen hatten, mußte die Lieferung von Schalen unterbleiben.

Belegten wir nun im Geiste den Augusten und seine Macht bis zu seiner Weiderrück nach Kovel resp. bis in das Jahr 1801 hinein, so wird uns zunächst die Thatsache entgegen kommen, dass der Kampf sowohl auf dem westlichen als nördlichen Kriegstheater von gutem Erfolg gekrönt wurde. Gylfenbjörn sehen wir die Polen aus Perma und darüber hinaus vorjagen und Karl mit seinen Truppen zuerst Wolowensin anzuweilig besetzen und dann auf

¹ Es verbleibt Zweifelhaft mit wieviele der Kriegermacht Kauer in Kovel anwesend war, ergiebt sich weiter aus schwedischen auch russischen Quellen. Eine so erhebliche ist ohne genaue Angabe Verbindung mit der bestmöglichen Anzahl gleiches Namens. Nach Kilgipens Rath Wappenstein gehört diese Anzahl zum höchsten Theil. Hier zu Kovel ist die Anzahl eingewandern (resp. eingezogen) Die Anstalt machte weil nicht so geringe sein, dass das in Daryschen gegeben für Kauerhof d. neuen Kauer gehört hat.

Darum beschreiben Karl selbst nicht sehr hoch auf diesem, bald auf seinem Pfahl seiner Armee auf. Wenn Wänerström gelitten ist, gehen wir wieder die schwedischen, nach die russischen Geschichtschreiber zu. Doch muss es vor Billiam Novodvorsk geschieden sein, da wir am 1. Dec eine russische Deputation in Wänerström beggnete, welche -- gegen die billiam's Abmachung -- Karl dort wegen Bestätigung der Privilegien auftracht hatte. Aus welchem Grunde diese Bestätigung keinen Erfolg hatte, wird uns nirgends gesagt -- Karls Gemahlin hat die wichtigsten des Permas begleitet und ist dort -- während der fünfthor's Gemahl nach der Armeo Gyllenbühlens anshien -- im von März 1601 geblieben.

1601.

Über die Rückkunft der Herzogin-Begonia Christina und darauf Karls bevollet aus des Thronen Folgendes:

„Am 1601 d. 28 Martii ist die durchlauchtige hochgeborene Fürstin und Frau, Frau Christina, Herzogin Karls Gemahlin von der Perma sibirer wieder glücklichem angekommen, nachdem F. D. d. 4 November 1600 von ihnen nach Wänerström und fast im Lande hin und her gewesen war. Und obwohl Herr Heinrich v. Lohm, Bürgermeister, und die Vierhundert von E. E. Rathe dem verordnet, die Fürstin unter Augen mit russischen Bürgern und Bürgerbrüdern (Schwarzschützigen/brüder?) zu führen und zu empfangen, so ist doch I. F. G. Anhalt so schleunig auf die Hand gekommen, dass man eine halbe Stunde zu spät ist kommen. Jedoch sein die Abgesandten mit dem Vorsetzen I. G. auf dem Frau vor das Schloss geführt und bei dem Herrn Grafen (Bism) und Leifert Kaiser sehr entschuldig, so von ihnen angenommen werden ist.“

„Dem 30 Martii sind Herr Heinrich v. Lohm, der Vierhundert, und Herr Sten v. Thun auf Verordnung E. E. E. an Schlosses gewesen. Die Fürstin wie auch die Sohn Gustav Adolph haben zu, jedoch unerschlossen (jede für sich), empfangen und zur Ankunft beglückwünscht. Die Fürstin hat sich für das ihr zu Theil gewordene Comitat bedankt, die Herrn vom Rathe wegen Verklebung (Unterthänigkeit) geblühenden Empfanges entschuldigt in

¹ Das russische Ratheskollegium und dass Regieren hat diese Sache schon schon parat: so hat Hanser Adolph und Karl XII. Doch muss die in beiden letzteren Fällen so entschuldigend und sehr kurze entschuldigung, nicht auf 4 Tage die selben empfangen.

Statt entschuldigt und ohne Verletzung von zweierlei Wein abgesetzt genommen. Welches alles in Gärten mit vermerkt, befestigt und angenommen worden.

Erst 10 Tage später traf Karl hier ein, er kam direct aus dem Lager von Kokenhausen, wo er mit seiner Truppenmacht, nachdem Rys, Wolmar, Wenden, Lennah und die letzten Schläger an der Irkänischen Aa ergriffen und im März 1600 die Polen bei Smogul auf Haupt geschlagen worden, einem starken Krieg hohen Ranges unter Christoph Radziwill begünstigt, der die Schweden nöthigte bei Kokenhausen ein befestigtes Lager zu beziehen. Karl wird es mal klar geworden sein, dass sich an den belagerten Lantzen nur seiner neue hussitischen Truppen — und der weitere Fortgang des Krieges hat ihn ja dann nicht getrauscht; auch hatte er schon gegen 6 Monate an Felle gelitten, getrennt von seiner Familie, und da ist es ihm wohl erklärlich, dass er am 10 April unermüdet wieder in Kiew auftraute. Auf dem offenen Feldweg — so berichtet uns aus der Dürren — trat der Fürst mit geringe Hoffkerns wenig herrlichen Stütz. Auf 17 Pfunden waren die Vertreter des Hofes und der Bürgerschaft vor die Lehngüter eingegriffen und bildeten aus die Vor- und Nachhut die in der Mitte stehenden Fürsten und seine kleinen Gefolge. Von der Pforte bis zum Schloß waren die Bürger mit ihren Fahnen aufgestellt. Auch hier wieder wurden Tage darauf als ständische Gabe zwei Pfund Wein und eine Last guten Hens auf Schloß geschickt.

Der Fürst gönnte sich eine Ruhepause von einer Woche; dann wurden wieder die Verhandlungen mit der Stadt aufgenommen. Theils waren es neue Delegationen und Garantien, theils volle Kamillen, die mit merkenswerther Eiligkeit dem Fürsten wieder aufgebracht wurden. Als am 12 April die ständischen Delegationen schon erschienen waren, Karl sich aber noch nicht blicken

¹ Die Trennung von seiner Familie wird ihm damals mal ein so schwer gewesen sein, als seine Verhältnisse der Niederlauf verlohren erwirkte. Das diese in Kiew mal nicht, mal Kollin (Pforten der Ostpreussen, Bd II, S. 180) angeht, so auch eingetragten ist, ist an der Hand neuer Anzeichen, abgeben (Sollte der (dieser) Karl Philipp nicht verbleibt, mal in Unterzeichnung mit Nym (Napredky Angeln, S. 240) und Gelehrte ganz unbekannt nachschauen. Nach dem Berichte hat sich so stark die Fürsten — was aus als Heiligtum der 11 oder 12 April angenommen werden — von Anfang April in Kiew aufgeführt. Inwiefern ist die damalige Verfassung der Anstalt in Lützen (Auss) aus (nicht der Felle zu verstehen.

haus, empfingen sie der demselbe Statthalter von welschen in
jener Zeit hiesig) Graf Moritz von Kuesberg (Lützenbunck) und
L. Kover. Es wurde zwischen ihnen über verschiedene Dinge —
namentlich die Inventarisierung und Anweisung der italienischen und
niederländischen Güter — mehr unterhaltungsweise gesprochen, die
Kover zum Fürsten ging und ihm die Ankunft der städtischen
Vertreter meldete. Er kehrte mit der Frage zurück, ob letztere
einer des von früher her unerledigt gelassenen Punktes noch
etwas vorzutragen hätten. Auf die bejahende Antwort wurden die
Delegierten ins kaiserliche Gemach gerufen. Dort empfing sie Karl,
mit dem Rücken zum kaiserlichen Kamin gekehrt, mit Handverhöhnung,
schwartz standen die gesamten Herren seiner Umgebung und der
Admiral Joachim Schell. Wenn die Kardinäle «etwas bei ihm
zu rathen hätten», mochten sie es schriftlich thun, waren diese
erwieh, nicht gerade sehr ermutigenden Worte. Auf die Bitte
dieselben, dem Rücken mundlich vorzutragen zu dürfen, erfolgte der
kurze Bescheid: «Nag her!».

Wie konnte es nicht wundern, dass, als die für die Stadt
wichtigste, wieder die Privilegienbestätigung vorge-
tragen wurde. Er trägt deshalb hiesig Bamberger meinte der Fürst,
obwohl er wollte die Originale sehen. Ob nicht Transkriptionen des-
selben Dienst leisten könnten, bemerkten die Delegierten: «Nein,
ich will die Originale sehen, dieselben in meine Kasse mitbringen
lassen und sie nach dem wieder zustellen. Daher begibst dich
die Originale von Anfang bis zu Ende zu sehen, soll ich sie
andere confabulieren». Das wird ihm denn zugestimmt.

Die zweite Bitte der Delegierten um denselb gerichtet, die
Stadt von den polnischen Gefangenen zu befreien. Er
sahnte zu befechten, dass sie bei trocken offenes Wasser bezüglich
die Stadt verlassen könnten. Der Fürst garantierte: «Nachdem
die Polen seine Strafen und Gefangen geworden habe er sie an
der Grenze nicht lassen und an keinem sichern Ort kriegen können,
als andere in eine Pfalz und vornehm Stadt. Nicht sollten
die Bürger unentgeltlich für ihre Nothdurft sorgen, sondern die Polen
sollten bezahlen». Auf der Entgegnung die Polen hätten kein
Geld, antwortete Karl: «Was, haben sie kein Geld? Ist der von
Lays (?), der Porschaly und der Holomian (?), nicht noch genug?
Sie sollen auf müssen zahlen, und sollen nicht we lassen sie leben
denn bezahlt».

In den Fragen über das Verhalten der Kaiserinmutter.

die Schifffahrt über Narva, sowie die Arrestierung der russischen und lithauischen Güter angeht, so ist Karl diesem gütig. Das russische Getreidehandels wolle er nicht schädigen, nur müsse darauf Acht gegeben werden, dass die Holzklassen des Herrens dabei nicht zu kurz kommen. Auch habe er nichts gegen die Freigang derjenigen Waaren, welche von und nach Moskau über die Jamburger Strasse verführt würden, falls nur der Zoll für sie in Rerval erhoben würde. Anders stelle es mit den lithauischen Waaren. So lange Lülbeck und die Hanse das und seine königliche Domscheit als schwedische Thronbesitzige nicht förmlich anerkannt, könne er von der Einweisung der Arrestierung ihrer Güter nicht ablassen.

Das Privatliche, welche der Intendant des Rathes veranlaßt hatte, zugleich aber das öffentliche Interesse des Fürsten betraf, rief eine heftige Scene hervor. Bei genauer Zusammenlegung dieser Angelegenheit mit dem, was das Datum darüber erzählt, liegt zur Zeit nicht klar zu Tage. So viel erhellt nur daraus, dass es sich um Ansprüche handelte, welche an den Nachlass eines verstorbenen Rathsheeren Namens Claus Schmidt von seinem Erben und von anderen Personen erhoben und die Gegenstand eines Rechtsstreifes geworden waren, dessen allmählicher Ausgang im schwedischen Reichsoberste erwartet wurde. Es dem Schicksal gelingend, von Rerval nach Lülbeck bestimmtes Schiff war etwa ums Jahr 1587 von den Schweden gekapert worden. Darüber war der Eigenthümer, nachdem das Schiff freigegeben und, wie es scheint, verkauft worden, gestorben und in Ansehung der unermesslichen Processkosten eine Vergleichsentscheidung wurde an den Erben und den Gläubigern eingeleitet worden. Unter letzteren begegnet wir jetzt dem Reichskammerer, der 2000 Thaler, und dem Fürsten, welcher 2 Crodenen (Hilfsrente um Schätzungswerthe von 300 Thaler) und die Summe von 1000 Thaler — per Stück ist nicht ausdrücklich — beanspruchten. Der Reich hatte auf Ansuchen der Erben, der Wittve und Kinder des Verstorbenen, die Vormachtstellung übernommen und wollte nun bei unermesslichen aus schließlich Auswanderung übersehen, bei dem Besuchen, die Erben auch herbei, nach zu vergleichen. Der Fürst, — so lautet

¹ Eine Gegenüberstellung der Güter der verstorbenen person über Kaufverträge sind zwei Proben des Namens Claus Schmidt (oder Schmidt) in die Güter eingetragen und zwar die eine im Jahre 1586 und die andere im Jahre 1588. Wahrscheinlich ist es also erstere, von dem Schiff es nach Rerval zu.

es im Bereiche — hat darauf „mit geringer Gebühr“ geantwortet: „Was Schick, das Geld will ich haben! Was geht es mich an, ob die Erben sich vertragen haben? Ich lagere nicht der Wittwen und Weisen Geld, wenn ich sonst vor Geld bekommen könnte, ich wollte 100 um 100 geben. Weil ich eben des Solles bedürftig bin, bin ich an Schicks Gelder mehr besorgt, als der Reichthum. Warum will man mir das Geld so lieb nicht lassen als den Löwlanden (P.)? — Auf die wiederholte Bitte der Deputirten, der Sache einige Aufschub gönnen zu wollen, hat der Fürst dahin gewilligt, das Geschick von einer aus von ihm dazu erwählten Männern und aus städtischen Vorstehern zusammengesetzter Commission geprüft werde.

Am 12. April ist diese Commission auf dem Schlosse zusammengetreten. Von Seiten des Raths waren 4 Personen dazu delegirt, mit ihnen erschienen auch Bevollmächtigte der Erben und sonstige Interessenten. Graf Lejonhoffward empfing sie im Saale und präsentirte selbsterseits den Grafen Magnus Beske, den Freiherrn Pjeltke, den schon genannten Admiral Schell und den Hofmarschall Otto Märzer, ausserdem für den Fall der Stellvertretung Ludbert Kauer und einige Andere vom Adel. Es waren dort Tisch und Bank aufgestellt und wurden die Erschienenen vom Grafen Märzer aufgeführt, Platz zu nehmen. Hierer aus das Geden fragten sie, zu welchem Zwecke eigentlich die Sitzung stattfinden solle. Der Fürst wiesche — heulte die Antwort — dass die ganze Schicksache Sache von der Commission abgehandelt werde. Nach mit den Collegien deshalb gemachter Rücksprache bemerkte Herrers der Rath habe er nicht dazu abgesehen, um auf dem Schlosse über einen streitigen Bürger eine Heilichentzung abzuhalten. Das straffe wider die Freiherren der Stadt, welche in Ortschaften des Reichthums in erster Instanz nur bei städtischen Gerichten und erst in appellativo nach Berufung zu königliche Gerichte zu hören. Der Fürst aber habe wiederholt versprochen die Privilegien der Stadt zu erhalten. Graf Märze räumte dem völlig zu. Es sei weder von Fürsten, noch von ihm beabsichtigt, mit einer solchen Verhandlung einem eigentlichen Rechtsproceß vorzugreifen. Der Fürst habe dabei nur im Auge, durch eine vorzügliche Untersuchung und Verhandlung der Beteiligten mehr Klarheit in die Sache zu bringen. Er wolle übrigens nicht auf Abhaltung einer Sitzung bestehen. Das ersprochene Schriftstück habe er mit den anderen Herrn durchgesehen und auch den Bevollmächtigten der Interessenten Johann Binnar zur Berathung

Einigungswege. Weiter ergiebt sich aus andern Archivalstücken, dass bei dieser Bestätigung des Oberreichskammer zu Stande gekommen ist, schon vor gerichtlicher Entscheidung sollte der Fürst die beiden Ordensmünzen und 1000 Thlr., der Reichskammer aber seine 1000 Thlr. vorbehaltlich der säkularischen Bestimmung ausbezahlt erhalten. Ein vom Kaiser begehrtes Schlichteuertheil wurde entschieden verweigert.

Es folgte nun eine verhältnismäßig lange Pause in den Verhandlungen, fast ganze 2 Monate verstrichen von dem letzten Termin. Am 10 Juni 1601 trafen sich wieder Abgeordnete des Reichs auf dem Schlosse an. Wieder begriessen sie mit der Privilegienbestätigung, nach dessen Befehl der Fürst habe sie doch versprochen, sobald die Schrift ausgegangen seien. Was er versprochen — war Karls offenbar nicht ernst gemeinte Erwiderung — wollte er wohl halten. Doch sei er jetzt an sehr von Geschäften in Anspruch genommen. Könnte die Confirmation binnen 8 Tagen, die er nach der zum Aufbruch zum Königsheerplatz habe geschickt, so werde sie erfolgen; entgegenzustellten Fällen müsse sie bis auf bessere Zeiten verschoben werden — Rückwärtslich der Narratfahrt erklärte Karl, die Bevollmächtigten sich auf von säkularischen Königen vererbte Rechte, Narra hätte aber denselben und da müssten seine Gerechtsame gleichfalls geprüft werden, dies in der Sache entschieden werden lassen.

Ein höher nicht berührtes Thema war die Belastung der Pfandgüter mit dem Heeresdienste. Eine solche, erklärten die Deputirten, sei ganz unzulässig, weil die Privilegien der Stadt darüber sei, die Pfandgüter auch in Folge der Verwundungen, die sie im Niederländischen Kriege erlitten, die Last nicht tragen könnten. Auch müßten die Bürger, denen die Güter gegen bare Darlehen angewiesen worden der Stadt schon so Schmers lasten; könne man noch der Heeresdienst dazu, so müßten sie unbedingt Kränken erliden, während sie, wenn sie als Kaufleute das Geld zu Handelszwecken verwendet hätten damit gute Geschäfte hätten machen können. „Auf diesen Punkt hat sich der Fürst sehr erwehrt, sagend, dass es die höchste Unbilligkeit sei, er sollte Leib und Leben in Gefahr des Todes geben, wie zu Krakowen geschahen, da über die Regeln waren vor die Mauer geflohen. Und dagegen sollte er den Landes nicht zu geringem haben, da er doch alle diese Mühen, Arbeit und Unkosten des Landes hatten verwendet. Und die in der Stadt wohnt, so der Sache nicht thug und gar keine Bedenken thut.“ Ob der Bürgermeister

r. Lohn dabei gedacht haben mag, was wir jetzt danken müssen, dass Herr Carl von Södermanland das eigentliche Zweck des Kruges hinauswags die Schutzbedürftigkeit Liv- und Estlands, sondern die Erhöhung Sigismunds gewesen — mag dahin gestellt bleiben, jedenfalls enthält er sich eines solchen Ausspruches, nach auf die Gegenwirkung beschränkend, auch die Stadt habe Beschwern genaug. »Was nun Teufel hebt Ihr für Beschwern, rief Karl aus. Ich will den Rathswort von den Gütern, oder ich will mit ihnen rechnen. Kommt ihnen Geld an, so will ich ihnen bezahlen und die Güter an mich nehmen. Ich will ihnen nach kaiserlichen Rechten 5 für 100 geben, die Einkünfte dagegen nehmen; was die Einkünfte mehr tragen als die Kosten, das will ich an dem Hauptstahl (Capital) schlagen. Und wenn ich so thue, thue ich Niemandem Unrecht. — Nun machte sich auch der Bürgermeister Korfmacher in die Diskussion, indem er sagte: »Gnädigster Fürst! Die Bürger haben die Pfandgüter so gebraucht, dass sie nicht nur alle Unbilden des Kruges getragen mit dem ganzen Lande getragen, sondern auch jährlich den Hauptstahl zum Besten der Stadt hätten verschonend müssen. Hiemuf hat sich der Fürst — zum höchsten erkohrt, E. K. M. beschuldigt, dass er auch über die Kruggüter verfügen wolle. Gleichwie er der Stadt keinen Unpass thut, also wollte er auch nicht haben, dass E. K. M. auch der Kruggüter vermute. Zu Korfmacher sich wendend, versetzte er sich in seiner Rechtslehren so sehr, dass er, auf eine Angelegenen Übersprungend, welche mit den Pfandgütern nicht zu thun hatte, etwas unbillig bemerkte. »Er sollte nicht viel reden, er müsste selbst noch von dem Kloster-gewachsen als Rechtschaff thun. Der kirchliche Rathschickungsvorschlag gelang aber nicht, denn sofort erwiderte der unermüdet Ueberhille, »Mein Vater ist wegen E. K. M. Verwandt an St. Brigitten Kloster gewesen und ist ihm in der gefährlichsten Zeit des Klostergeschickes zu verwehren gehen. Dagegen hat unser Vater einen Brevir von sich gegeben was er empfangen hatte. Der nun unsern Vaters Brevir aufhängt, und uns gefährlich darüber quillern will, dem soll wir Eiben schuldig, das Klostergeschick, so Gott Lob vorhanden war, von uns zu helfen, und wenn wir jetzt so weit thun würde, wie wir mit dem Geschick, so würde es mit dem Lande wohl besser stehen. Dass aber F. D.

¹ Der Vater des Bürgermeisters Johann Korfmacher war der Bürgermeister Ulrich Korfmacher, welcher 1791 gestorben ist. Haag, Rev. Kuchel.

erwartet, dass E. E. E. über die Krugkötter herrschen wolle, so wäre die Meinung nicht, dass E. E. E. über der Krone Güter herrsche, sondern es gehe so zu, dass alle Bürger von ihrer Heiligkeit (Habe), sollte ausgeschlossen, es wäre innerhalb oder außerhalb Landes, es wäre zu oder außer der Stadt, schon geben müssen. Und so die Hauptmannen, die auf die Güter gehen wolle, such die Stück von des Bürgers Habe helfen, so müssten sie auch in der Stadt verhaftet werden. Der Fürst sprach: Es wäre das unrichtig r Lohn hat darauf geantwortet: Gütigster Fürst! Wenn ein Bürger in der Stadt wohnt und alle seine Habe auf Landhüter gehen hätte, sollte der nicht auch von seiner ganzen Habe der Stadt Verpfändung liegen helfen, so wäre der Stadt viel einem solchen Bürger wenig geblieben. Der Fürst geantwortet: Es sei, wie ihm wolle, er wolle den Bescheid haben und wolle mit ihm rechnen. Und was er schließlich thäte, sollte er es die Spanischen Yagis zu wissen, wo man die Beschlagnahme bekommen sollte. Er thäte Neumannen harte Uracht, deswegen wolle er auch nicht mehr davon hören. Der Vicesyndicus geantwortet: Gütigster Fürst! Wenn E. D. den Bescheid von den Pfandgütern haben wolle, so muss doch ein Unterschied gemacht werden, dass Einige Güter zu ihren Lehnen ohne alle Beschwer helfen, Andere Pfand haben von den vorigen Beschlüssen und nicht von der Krone zu Schweden, Andere wieder selbst zu fremde Gebrauche. Der Fürst geantwortet: Ich begreife Keinen etwas weder Regel und Brief zu sehen. Deswegen lässt ein Jeder seine Briefe dem Hen zu Gerecht und Lohart Kowar, die dazu sollen verordnet werden, sehen und gebe Copie davon, so kann eine Erklärung erfolgen. Doch die Pfandgüter haben, sollte Bescheid thun, also ich will mit ihnen rechnen und die Güter zu mir nehmen. Der Vicesyndicus sprach: Die Zeit würde zu kurz sein, dass man Bescheid davon thun sollte — Zudem hätte mancher 1/2 Haben, etliche 2, etliche 3 Haben und so fort, die meisten keinen Bescheid thun. Der Fürst geantwortet: Die wenig haben, die lassen ich zusammen bringen (proporcionale Collectivität), dass ihrer etliche ein Pfand halten. Und weil die Zeit zu kurz sein sollte, so gehen sie mir alle Monate 7 Thaler auf die Pfand, wie ich sie für dann schwer schon weiter zahlen muss, und das Geld zu 2 Monaten voraus.

Das hier verfallene Frage — möchte ich gleich darthun — war, abgesehen von den verschiedenen Rücksichten, welche die Pfandbesitzer für sich anführen konnten, eine Steuerfrage

mit besonderer Rücksicht darauf, ob die Bestimmung der Besten zu Gunsten der Stadt (Schweiz) das concurrende Bestenrecht zu Gunsten des Staats (Benedictiner) rationelles Bestenrechtsgesetztes gelten lassen. Nicht ohne Interesse für den Nationalökonom kann es sein, dass diese noch jetzt, wenn auch formell und inhaltlich meist nahezu güttaflos offene Frage über die Concurrenz von Staats-, Provinzial- und Communalsteuern schon damals eine Veranlassung war, wie sie allenthalben in unseren Tagen entstanden worden ist, anzustellen sich jeder unserer Kenner.

Auch mag hier nicht unerwähnt bleiben, dass der Bürgermeister Karlsruher das von ihm auf den historischen Anfall Karl geschriebene Werk, betr. die Aufhebung des Gendarmen aus dem Bisthumssteden Kloster, alsbald wahr zu machen wusste. In dem sog. Rathprotokolle (jüngere Protokolle existiren für die damalige Zeit nicht, sondern nur Conceptskizzen) vom 20. Juni 1601 finden wir nämlich verzeichnet: „Amo 1601 d. 20. Junii actum esse cum benedictinis Perodes p. h. de unten angeführtem Kloster geschickte“ auf Beihilf I F D dem Herrn Schloßerrog Bernhard v. Kellen in Gegenwart von Herrn Dietrich Karlsruher Erben auf der Schiedsbereit überhoben worden. Wo liegen diese interessanten Antiquitäten geliebet sein?

Mit der Aufsicht vom 15. Juni bricht unser Diarium — wir schon bemerkt, nicht in einem unvollendeten Satz — ab. Es ist das so zu sagen zu bedauern, als Karl Anwesenheit in Bural — wie wir aus Johann Textors Berichte über die Herrschaft des Grafen Johann von Nassau Katzenellenbogen nach Livland² erfahren — nach im zum November 1601 gelauert hat. Derselbe Bericht enthält nun verschiedene Anklagen über das, was Karl während dieser Zeit mit dem genannten Grafen rücksichtlich der Kriegführung von hier aus verhandelt hat, und wollte dieser Umstand ein rechtserfülltes, wenn zum Schluss auch in aller Kürze der Verhandlungen gedacht wird, welche Karl mit dem Grafen Johann, einem seiner bedeutendsten Heerführer, gepflogen hat.

¹ Diese Schrift, in dem Kloster bezeugt, hat gewogen: I Kelt (Kelt) 24 Lth, I dreyhundert 20/2; Lth, I dreyhundert 21/2; L., der kleine Kerker 24 L., der Bismarck-Bericht (?) mit dem Oltzen-Bericht (?) 27/2 L. Die Manuscripten mit dem 1. und 2. Teil sind auf dem Bismarck 100 L., der Waldsch 100 L. — anno 1601/2; L. I Koppes (Koppes) regiert 100/2; 20-Mark 100/2; Vork. (Pork) von dem Colonus regiert I Mark 100/2; Nach 4 Kth. 100/2; 100/2.

² Mittheilungen aus dem Geleite der Gendarmen Lth., 20/2 und Karlsh. Bd VII, S. 62—100 u. Bd VIII (Schloßberg) S. 622.

Letzterer war ja bekanntlich ein Vetter des berühmten Kriegsmathematiker der Niederlande, des Franzos Moritz von Oranien. Nachdem er sich auf dem niederländischen Kriegstheater als Feldherr, Erfinder der ersten explodierenden Geschosse und Verfaßter des ersten Kernvertragsmittels schon einen bedeutenden Namen gemacht, wofür er seine erste Gemahlin, die Mutter von 10 Kindern, und mehrte aus, um dessen Schmerz zu betreiben, eine Wirksamkeit anmer Landen. Sein Blick war auf Livland und den schwedisch-polnischen Krieg gerichtet. Dort standen sich ja dieselben politischen Interessen schroff gegenüber, für welche Johann in den Niederlanden seine Kriegsfähigkeit erprobt hatte. Für die schwedische, d. h. protestantische wider die polnische oder katholische Sache war Feld zu ziehen, erwidern ihm als eine des weiteren Lebens würdige Aufgabe. Nachdem er sich von seinem plämiischen Verwandten Empfehlungsworte an den mit dem Charkow verabschiedeten Herzog von Södermanland verschafft, schiffte er sich in Tranevände ein, und bogte am 12. Juli hier an. Hier traf er aber Karl, der nach zumachen aus Häre nach Pernau begeben hatte, nicht an und folgte ihm dahin. Gegen bestimmte Befehlsgeugen, so denen die Einführung neuer, in den Niederlanden bewährter Waffen, einer neuen Heeresausbildung und einer besserer Regula gehörten — Übergab dem Karl den Oberbefehl der Truppen, jedoch nur auf die vom Orden beanspruchte expeditionenmäßige Zeit von drei Monaten. Wie bekannt, bewährte sich diese Kriegsführung anfangs vortrefflich die Duna auswärts bis im lituanische Gebiet, bis im Hartete der Rückschlag trat. Karl begab sich nach Reval, wo sich seine Flotte befand. Johann, unzufällig über den erfolgswilligen Ende der Campaigne, traf nach bald darauf hier ein. Da die Zeit für die er sich gebunden hatte, am war, erklärte er, dass er nach Deutschland zurück wolle. Das gab aber Karl in keinem Falle an, seinen einstweiligen Ueberrücken gelang es, den Grafen nach die drei Monate zu beweis. Es geht ja dem unter Fahrenbach von Söderman her auf Felle und Weissenstein zurückenden Heere die Spille an Mitten und nur der gerade im Reval anwesende Feldherr war es, der diese Aufgabe sofort übernehmen konnte. Es folgte ihm dann zwar an dem Albernäthigen, an Geld zur Abhebung der Truppen und an Proviant, aber Karl gelang es, auch über diese Schwierigkeit hinwegzukommen. Für drei Tage Proviant trieb er zwar auf und 1800 schwedische Thaler — nicht ungewöhnlich dazwischen, welche er im Sommer von den Schwedischen

Erken abkassiert hatte — besann er sich, die gab er denn hin auf Graf Johann ließ sich denn auch bereit finden, mit diesem geringen Mitteln ausgerüstet, sich sofort ins Feldlager im unbedeutlichen Livland zu begeben. Trotz weit überlegener Streitkräfte behauptete er hier das Feld, bis der früh einsetzende Winter Ruhe gab. Es war das schreckliche Pest-, Hunger- und Kältejahr, das den ganzen Norden benutzte, die Zeit, von der unsere Christen und namentlich Teutler berichten, es seien damals in Litt- und Estland Wasser 6 Wochen 40,000 Menschen erfroren oder von Hunger umgekommen. »In summa es ist nicht anzusprechen noch Fremden zu glauben das Elend, es im diesem Lande ist«, schreibt der Graf an seine Stiefmutter. All dem gegenüber hielt sich der Kaiser für machtelos, verließ das Feldlager von Weissenstein am Dreizehnten, um über Schweden, wo er Karl den schwedigen Stand der Dinge ein- dringlich schildern wollte, nach Hause zurückzukehren. Kaum er- folgte man aber das auf dem verlassenen Schloß als der Generalgouverneur Prinz Adolph von Holstein und die Statthalter Graf Moritz Rittersbach und Knud in Bewegung setzten, um den Grafen Johann noch weiter im Lande zu behalten. Die Städte gingen im Vollbewusstsein der grossen Gefahr, welche dem Lande nach dem Abzuge Karls über das Eis nach Äbo und weiter nach Schweden drohte, auf diese Vorstellungen der Statthalter der Regierung ein. Viel konnten sie bei dem allgemeinen Elende, von dem die Bevölkerung heimgesucht war, für den Augenblick nicht thun. Aber es unterliessen es nicht, für den Wiedertag der Krieg-operationen ihr Möglichstes zu versprechen und in Deputationen an den Grafen ihn zum Bleiben zu beschwören. Der hochberühmte Mann liess sich denn zum zweiten Male bewegen, von seiner Rückkehrabsicht ab- stehen. Während der Wintermonate des Jahres 1600 war er auf's eifrigste bemüht, die besten Plätze in Livland mit dem Nachbarkönig- tum zu versetzen und dem Elend in Brevé zu steuern. Am 26. April war die Ritterschaft zu einem Landtage zusammen, der dem Grafen für die von ihm anstehende Campaigne unge- an- sehen Geld und Schatzungs- mittel verleihte. Johann versuchte nun den von Felder aus wieder vordringenden Feind zurückhalten, und gelang ihm das auch einiger- massen. Das entsetzliche Sterben an Hunger und die massenhaften Ueberschwemmungen, welche hin zu dem Beginn des Sommers hin- ein mit ihrer Bemühung schwebten, überzeugten den Grafen von der absoluten Unmöglichkeit, ohne künftigen Succurs von Schweden irgend etwas von Belang zurücksetzen zu können. Seine Hülfs-

wollte er auch dazu ansetzen, um Karl, der sich ja im Sommer 1602 wieder auf livländischen Boden begab, vor seiner Abfahrt in Stockholm aufzusuchen, um ihn persönlich Havel und Solfund dringend aus Herz zu legen. Am 20. Jan. Abends — so erzählt Textor — begab sich Johann, von Gustav Martin und der ganzen Eifertheit sowie von den Bürgermeistern in dem Hafen begleitet, zu Schiffe. In Stockholm, vom Fürsten sowie vom Vorschau und Goring hoch geehrt und geliebt, blieb er bis zum 28. August und machte auch einer beschwerlichen Fahrt in Kockock, von wo er nach Luleok ging.

Mein im 1795 „Königlicher Zeitung“ jener Tage, welche sich in der Dänischer Stadtbibliothek befindet¹, aus ihrer Verborgenkheit ein Licht zu ziehen, ob man ihren Bedeutung willen für den schwedisch-polnischen Krieg unter Karl und Sigismund, Tage sei noch die von Jacob Bengtson Urkundensammlung in die genannte Bibliothek copirierter geliebter Pergamente dem Anzuge aus dem Testamente Bericht über den Grafen Johann von Nassau in Stockholm lesen. Sie lautet:

„Ann. Romli an 20 Jan. Anno 1602.

Es kommt täglich viel Volk über an, so nach Prestant, so aus Schweden von Herzog Karl geschickt, wie auch jüngst 200 hiesige tapfere Krieger allhier anlangt, welche sehr gute Schützen sein. Das haben Befehl, sich einwärts nach Wittenstein zu begeben und die Hand an den Polk zu versuchen. Die Polen haben 100 polnische Hanz anberghbracht, dieselben durch die Haak zu vier Talern verkauft; die von Dorpt haben 100 polnische Hanz anders geschickt, damit die Angeworbenen so viel eher fert können können.“

„Ann. Romli vom 16. Jah, so nur vier Tag anherwegs auf See gewart.

Allhier sind wider etlich tausend Engländer, Schotten, Wallonen und Deutsche angekommen und täglich viel Prestant und Müntzen folgt, begaben sich alle nach Wittenstein. Jetzt werden ein Haufen Schiff unter Segel gehen, welche ihrem Cam aus Schweden und Finland haben. Wir vermuthen, Herzog Karl jetzt mit dem Grafen von Nassau in denselben Flus sei.“

Diese Vermuthung trifft ja, wie wir gesehen, nicht an, da

¹ Der Verfasser verweist die bei Abschreiben der Urt. des hiesiger Oberbibliothekar Herrn Dr. Blach.

Johann über Bastedt nach Lübeck ging, während Karl mit seiner Flotte vom Ost nach Livland nahm.

Denn all die Dinge, welche während Karls Anwesenheit in Kovel verörter worden waren, so heißt noch nicht zum Abschluß gekommen, weil beide Theile mit Zähigkeit ihren Standpunkt beibehielten und nur schrittweise im Laufe mehrerer Jahre von dem wichen, ist ja bekannt. Wir wissen aus der Confirmationsschreiben Karls vom 24. Juli 1607 und des königl. Briefen vom 15. und 18. August dess. J., daß er sich kraftverweige dem verstanden hat, die städtischen Privilegien so in Hantsch und Bogens zu bestätigen sondern daß der Bestätigung eine genaue Prüfung über einetlichen Urkunden vorausgegangen ist. Auf Grund dieser Prüfung sind nicht weniger als 50 Privilegien und Statuten — von König Christoph von Dänemark im Jahre 1550 bis König Sigismund im Jahre 1604 reichend — in der Confirmationsschreiben aufgeführt. Wie wenig selbigen alle Beside und Verpflichtungen, welche wir aus dem Decretum als strittige Fragen kennen gelernt haben, damit abgehen waren, ergibt sich aus den Verhandlungen, welche in Stockholm zwischen dem nur Beglückwünschung des kais. vorher gekrönten Königs im Jahre 1607 abgesandten russischen Deputierten und dem Reichslandtag sowie dem König selbst über einen Monat lang gehalten haben². Vom schwedischen Rechte wollte der König — stehen er sich der Kaiserthum gegenüber, wie sich aus den Protokollen derselben ergibt — in diesem Punkte schon am 3. Sept. 1606 sehr willkürlich geneigt hatte — der Stadt gegenüber nicht lassen. Dieses verkehrliche Verhalten ist wol darauf zurückzuführen, daß er es bei Kovel besonders mit dem litauischen Hofe zu thun hatte, der er sich selbst nicht an seiner selbst, sondern aus den politischen Antagonismus von Haupt der Haare willen nicht scheiden wollte. Nicht wenige Fragen, welche sich auf Geld und Naturalleistungen bezogen und weil erst unserer Ursprung nicht Gegenstand früherer Privilegien und Statuten sein konnten, blieben auch nach ihrer Bestätigung unabweisbar, so die Frage über die Prisensteuer und über den Beside von Pfandgütern

² Abgedruckt in Fugens „Appten des Norske Retsretter“ Bd. II, S. 194 bis 197.

³ Vgl. die Vorlesung Abhandlung in Bd. 32 des „Norsk Retsretter“, S. 427 „Confirmationsschreiben der Dänischen Deputierten in Stockholm 1607“.

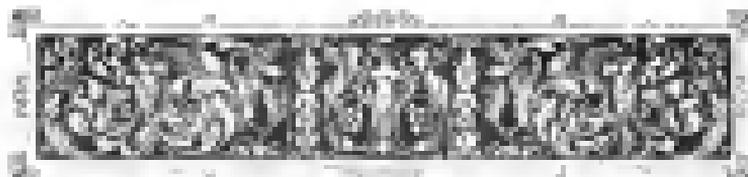
⁴ Im Manuscript gesehene Schreiben des russisch. Landtags über v. Tod an den russ. Botschafterkommissar vom 10. October 1606 S. 16.

Die Streitfrage über den Antheil der Stadt an den Zehelacknissen übertrug Karl IX. und überließ sie auf seinen Sohn Gustav Adolph, der ja ganz wie sein Vater darauf aus war, mit Gott und nach Lohnd in dem Kreise von Bestrebungen Missionarischen, die ihren Namen und ihre Geschichte nicht entsprechen. Gegen ein verheerendes Mass schädlicher Einwirkung solcher Politik wurde unser Land am meisten geschützt durch — auswärtige Kriege. Nahm es ihn und da dem Anschein, als sollte das Anhängen der letzten kahlen Wägen jüngerer Leute den Damm stehen Festhalten unserer Sünde an Verfassung und Recht überleben, so kamen Krieger-Gäfte dazwischen, welche die ungeheuren Friedensausgaben der schwedischen Regierung in den Hintergrund drängten.

Was damals von unseren Vorvätern wahrheitsgemäß war als Heimzahlung zugestanden werden ist — der Krieg mit seinen Grundsätzen und Opfern — wenn uns jetzt im Rückblick auf unsere Landgeschichte als Bewahrung vor dem grösseren Uebel eines verfallenen Landeswaisens, zugleich aber auch als Bewahrung vor dem Verluste der Freiheit und des Lohnes eines politischen Ansehens unserer Sünde erweisen, die uns von dem Dämon bekennt geworden, nämlich: Jeder etwas sich von seinem guten Recht nehmen lassen, als es freiwillig gegeben

W. Greifenberger





Erich Dahlberg in Ulsand.



Unter den schwedischen Historikern, welche sich mit der irischen Geschichte während der schwedischen „Großmachtperiode“ beschäftigten, verdient neben Otto Sjögren, auf dessen bedeutende Publikation über den irischen Teil des norrischen Krieges in dem Zeitschrift bereits anmerkung gemacht wurde, auch Agathon Hammarckjöld in Stockholm genannt zu werden, ein Nachkomme jenes Hammarckjöld, der im norrischen Kriege die Insel Oseland verteidigte. Von seinen Arbeiten auf diesem Gebiet darf der in einem schwedischen illustrierten Kalender für das Jahr 1887, genannt „Filtjörrens“ (der Polsterer), unter obigem Titel erscheinende Essay über Erich Dahlberg, der sich auf Dahlbergs Freikommung stützt, auch bei uns auf Interesse rechnen, da ein „Eriswangsbygd“, dieses bedeutenden Mannes nur die Tage des Gottesdanks ruft, in demselben wir vor bald 500 Jahren vor dem Ausgange der Schwedenherrschaft und dem Ende der russischen Armee standen. Sieht man von einigen Stilkarten und der einen Heroldigungsanordnung noch herrschende Unterstellung ab, so wagt das mit Schweden durch Personalunion¹ verbundene Land es gar denselben Reliquienanordnungsrichtmaßig habe unterworfen werden dürfen, so wird man an dem kleinen Calaisporträit, das Hammarckjöld von seinem berühmten Landsmann entwarf,

¹ Wir haben oben über gegen die Besetzung Helsingörs abhandeln, die dortselbst ein solches Bild von russischen Verhältnissen (Schweden und Estland) zu beschreiben geht. Es sind weder Personalunion, noch Invasionszeit, sondern Besatzung. Die Bild.

Selbständiger und bei seinen Forschungen stetszuwachsender Schilde-
 rung der sächsischen Kriegsgeschichten und der schwedischen Ver-
 handlungsgeschichten und Gegenstände im Anfang des sechszehnten
 Jahrhunderts mit um so größerer Theilnahme folgen können, je mehr
 Irrthümer und Ungenauigkeiten der häufig geltenden Historischen
 Darstellung man zurückgeworfen sehen wird. — Mit Bewilligung
 des gelehrten Verfassers folgt hiermit eine getreue Uebersetzung,
 welche den kleinen Artikel von seiner Ungenauigkeit in einem
 abwärts beginnenden Kalender befreit und nur den Anfang um wenig
 zu kürzen sich erlaubt.

„Zu Weihnachten im Jahr 1665 war Graf J. J. Brouer ganz
 päntlich in Riga verstorben. Seine Freunde haben wahrscheinlich
 seine Fehler und Schwächen sehr übertrieben, aber kein schwedi-
 sches Gemüthsgegenstand ist doch so geliebt worden, wie er . . .
 Das Misvergehen über die Religion und die Uebersetzungen, die er
 mit sich brachte, was auch sehr groß. Um so zu beauftragen
 und die Provinzen mit der schwedischen Herrschaft auszustatten,
 bedurfte man eines Mannes von ganz anderem Schlage. Und Lan-
 land erhielt die in dem neuen Gouverneur Rich Dabberg, welcher
 der größte von allen damals lebenden Schweden und neben
 Axel Oxenstierna der größte während der ganzen Epoche war,
 die man seine Grossmachtigkeit nennt! In Vaterlandsliebe, Heizen-
 ssel, Tadel des Hasses und Valentigkeit stand diese beiden großen
 Männer einander gleich. Für den Abkündung des alten nord-
 sischen Königsrechts jedoch hatten das Glück und die Verhältnisse
 früh viel Versuche getroffen, was sie die nachtheiligen Schu-
 men Landkammerers nicht über konnten, von welchem bei seiner
 Geburt in dem kleinen Hause der Franciscanergasse seine Eltern
 sich damals trüben lassen konnten, dass er der bedeutendste und
 hervorragendste Typus des jungen Adels werden würde, den seine
 Zeit hervorgebracht.

Für eine Penzionsstelle mit Rich Dabbergs Begehrung lag
 die grosse Hindernis in dem Umstande, dass Schweden ein armes
 und abwärts beginnendes Land war. Mitten in Europa geboren, wäre
 er wohl schon in Leinwand weltberühmt geworden. Er war neben
 Cechow und Vasson der größte Ingenieurgeneral seiner Zeit.
 Die Kriegsgeschichten erlangten die höchste Auszeichnung schon während
 ihres Lebens. Erst etwa 100 Jahre nach Dabbergs Tode wurde

¹ Soll Brouer Adell etwa begnadigt worden? Der Uebersetzer

sein Glück als Postenbesitzer erkaufte, denn damals verdrängte sein System das seiner beiden Zeitgenossen.

Er hatte die schönste Anlage ein grosser Künstler zu werden, das zeigt seine *«Sættis æstetis et Adhærens»*. Sein Name ist zwar gross in unserer Kunstgeschichte, aber lange nicht so gross, als er es hätte werden können. Die Briefe und Schriften, welche er hinterlassen hat, zeigen, dass er die politischen Ereignisse seiner Zeit als ein grosser Staatsmann anerkante, aber er erhielt niemals einen demüthigen Einfluss, wie er der verdiente. Gernas hätte er «der christliche Mäkler» des Friedensnegotiums in Kystvick werden können, denn Karl XI., welcher von Europa kriegsführenden Mächten zum Vermittler ernannt wurde, wollte Dahlberg als einen Gewandten auf den Congress senden, aber der Hylbrigs Mann lehnte den ehrenvollen Auftrag ab.

Auch als administratives Kraft war Dahlberg einer der Grössten seiner Zeit. Hierfür saugen seine Volksgenossen als Generalpostmeister und nach mehr die Vorschläge, welche er als solcher der Regierung machte. Als Militär diente er kaum unter jenseitigen gestellt werden. Das hat er sowohl im Kriegszustand als im den Untersuchungen gestempelt, deren Seele er gewesen. Er war der eigentliche Erheber der wichtigen Postung Fredrikssund, obgleich Karl Gustav Wrangel der Ehre und die Bekleidung dafür erhielt. Er war es, welcher, eines Königl.ichen Herrn eigenen Worten zufolge, nächst Gott das schwedische Heer gegen den König von Dänemark über den Belt geführt hat, was den unheilvollen und ehrenvollen Frieden, den Schweden damals geschlossen, zur Folge hatte. Es war wiederum Dahlberg, welcher beim Beginn des zweiten dänischen Krieges Karl Gustav den Rath gab, Kapstaden, eines Fortungswerke er von Grund aus konnte sofort zu stärken. Er erbat sich auch, «über Graben und Wälle nach Kapstaden mit Wagen und Pferden zu fahren und somit diejüngsten anzuführen, welche stürmen sollten».

Hätte der König seinem Rath Folge gegeben, er würde Dänemark über den Haufen geworfen und sich selbst nach seinem Vollen viel Unglück erspart haben. Ab darauf erst nach mehr als Monaten der Sturm unternommen werden sollte, rath Dahlberg von demselben ab, weil es nun zu spät war. Der seinem Rath folgte man

¹ Dieses die grösstentheils von dem berühmten Kapstade in Sicht durch Friedrichs Karl Gustav. III. 2-4

jetzt eben so wenig, und die Folge war wieder die Unglückseligkeit für Schweden. Dagegen war die Eroberung der Festung Kronberg Dahlbergs Verdienst, sowie die Anlage des Lagers, welches Kopenhagen so vollständig von der Landseite einschloß.

Zur Belohnung für diese Dienste erhielt er hien den Adels- und Oberleutnantsposten und ein Gut in Schweden. Sein künftlicher Freund hatte ihn sehr mehr geliebt, aber er kam niemals dazu, diese Gelübisse zu erfüllen. Erst 14 Jahre darnach wurde Dahlberg Obrist und Generalquartiermeister, was man damals das Haupt des Befestigungswesens nannte.

An dem glücklichen Ausgang von Karls XI schwedischem Feldzug hat Dahlberg gleich großen Antheil, wie ein jeder andere, aber das ward damals nicht erkannt. Er war es eben, der die Marschordnungen entwarf, der die beiden Syllings Lager bei Visken anordnete und befestigte, wodurch der Dänenkönig für Schweden so gefährlicher Plan, mit dem Heere des norwegischen Statthalters sich zu vereinigen, vereitelt wurde, ebenso das Lager, welche Christianstad umschloß und die Dänen am Betrete dieser Festung hinderten. In der Schlacht bei Halmslät sah man Dahlberg in dem frecher lebenden Handgemenge an der Königs Seite. So auch bei Lützen. Daß in dieser Schlacht der Sieg den Händen der Dänen entsann wurde, ist an einem guten Theil Dahlbergs Werk.

Obgleich er also fast gleich viel zur Erhaltung der Landesherrlichkeit Schweden beigetragen hat, wie früher zu deren Eroberung, ward er dennoch nicht belohnt, was um so mehrwärtiger ist, als Hattler, Christoph Sylvesterus, Lichten und Otis Vellagh die Truppe kriegsgewohnter wählten. Er macht eines eben so betrübenden wie kühnen Rathschlags, wenn man dem 45jährigen königlichen Rath, Generalquartiermeister und Großen Hattler nach 1687 an den König schreiben sieht über den 45jährigen „Obrist Dahlberg“, der schon über den Belt zog, als Hattler noch ein 45jähriger Knabe war.

Aber im selben Jahre begann ein neues Zeitalter in Dahlbergs Leben. Solche Beförderungen folgten einander mit außerordentlicher Schnelligkeit. Er hatte nun auch die beste Empfehlung, welche ein Mensch haben kann, nämlich dass man ihn bewährte. Schwedens Befestigungsarbeiten in Ordnung gebracht werden und wer konnte wohl hierzu mit ihm weitern? Im Jahre 1687 ward er Generalmajor der Infanterie und Feldherr. In den folgenden 6 Jahren wurde er erstant zum Generalfeldzeugmeister, kriegl. Rath, General, Präsumirhelf und Generalquartiermeister von Bremen und Verden.

Am 26. Dec. 1685 war Blawie, was erwähnt, in Riga gestorben. Am 16. Januar 1686 erhielt Karl XI. hiervon Nachricht. Am selben Tage schrieb er auch an Dahlberg und bei den Hantlers Nachfolger zu werden: »Wir wollen einen Mann haben, der nicht bloß für sich selbst Stand hält, sondern auch für Uns, Unser königliches Ehren und Reich um treuen und unerschütterten Hutz in der Heerst trägt, wovon Ihr Uns zu hoffen bei verschiedenen Gefährlichen Proben gegeben habt, so dass Wir auf keinen andern in diesem Fall unsere Gedanken setzen konnten, der grössere Meriten hätte und dessen Wir Uns in allen guten und nützlichen Dingen versichert halten könnten.«

Dahlbergs Antwort war, dass er das Amt annahm. Er fragte jedoch an, ob er sich von Stade über Danzig nach Riga begeben oder über Gotsborg, dessen Schiffsanwartschaft er zu befristigen wünschte, nach Stockholm reisen sollte, um von dort seine Reise nach Riga fortzusetzen. Im Wunsch, sich persönlich mit Dahlberg zu besprechen, schrieb ihm der König unter anderem: »Wenn Ihr eines Unserer Schiffe zu Kaiser Beförderung und dem Transport Kaiser Sachen bedürft, werden Wir dasselbe von Caisarkross abholen.«

Nachdem Dahlberg mit dem König einige Berathungen gehalten, reiste er am 8. August auf einer königlichen Yacht unter dem Commande von Ankerkers nach Reval. Seine »Stube« hatte der Capitän und nachmalige Admiral Ankerkjerna auf seinem kgl. Fahrzeug in Lissack einnehmen und nach Riga zu schaffen. In Reval liess die Ehe Brahes jüngerer Sohn, der Generalgouverneur von Estland, Königlich Rath und Feldmarschalllieutenant Axel Joffen de la Gardie, »sein hochgeehrter Herr Bruder«, mit 32 Kanonenschützen willkommen.

Nachdem Dahlberg die Befestigungsarbeiten in Reval inspiziert hatte, schrieb er dem Könige, dass, wenn nicht grössere Arbeit darauf verwandt werde, die Festung nicht vor 100 Jahren vollendet sein würde. Karl XI. antwortete, dass dies wohl bemerkt wäre. Klagte aber über »die knappen Mittel.« Dennoch liess er die Arbeiterzahl bedeutend vermehren.

Am 31. August rück St. K. Måj Rath, der Generalgouverneur des Herzogthums Livland und der Stadt Riga, der Feldmarschall und Obrist über ein Regiment zu Fuss, sowie auch Kancler der Universität Dorpat, Erich Dahlberg, Graf von Skantz, Freiherr zu Struppsta und Herr zu Verden, seinen kirchlichen Einzug in

Rige Zwischen Truppen oder Wallstellungen und unter dem Schutz von 64 Kanonenkugeln von der Ostseite auf den Wallen Rige fuhr Dahlberg auf das Schloss. Obgleich ein grosser Theil der Livländischen Adels Privats Anfassung theilte, dass man in der Frage nach Dahlbergs Gesandtschaft nicht weiter als bis auf den ersten schwebenden Boden zurückgehen brauchte, war dies doch kein Wiederungsgrund, sich selbst auf dem rigischen Schloß zu einschleichen, um Sr. Hochgräflichen Excellenz seine tiefste Ehrerbietung zu bezeugen.

Dahlbergs Botschaft vom Generalgouverneur wurde in ganz Livland mit Jubel begrüßt. Professor Bernhelm in Dorpat wünschte das man Ausdruck in einem lateinischen Gedicht, worin jede Zeile Unwillen und Tadel gegen Hostler enthält: -Lage als diese Unruhe, Livland! und hole statt dessen den von Berg niedergeschlagenen Haupt in die Hand! Du hast Gade gefangen bei dem Kampfe, deswegen hat er die neuen schwebenden Blasenmann genannt: Der allgemeine Unwille gegen Hostler sprach sich besonders in folgenden Versen aus:

-Du des Tartaren Hölle in Ungewissheit zurückließ.

Sie, Blasenwetter¹ der Laster Schier, die die geringen Köcher Ansperrt und immer mehr von dem glänzenden Gold begehrt Hostler² zog auf und davon, sie; die seine Verdorben verbrannt Hat und den Kadern der Koth von Eisen und Thoren geöffnet. Jetzt mit Frieden und Friede des Altenthums Tugendten launen, Klugheit, Verstand, auch Treue und Recht, in unsere Gegenwart.

Als kaiserlicher Rath und Generalgouverneur in der reichsten Provinz der schwedischen Krone hatte von Dahlberg eine hervorragende Stellung inne. Er verstand sie auch mit Würde zu vertreten. Das zeigt sich am besten daran, dass der Herzog von Kurland seine Briefe an ihn mit folgenden Worten schloss: -Ein Excellenz bewunderlicher Freund und Deiner Fürsorge. Diese Worte zeugen gleich sehr von der Macht der schwedischen Krone, wie von dem hohen Ansehen in dem zu jener Zeit ein Mann der schwedischen Grossmachtperiode stand.

Als Generalgouverneur und -des Königs Vicar³ hatte Dahlberg einen eigenen Hofstaat, 12 Trabanten von Unteroffiziersrang, ein eigenes Leibregiment und sein Gehalt 30000 Kronen, was zu jenen Tagen nahezu der Monatsverdienst eines viel- bei viel-

¹ Die Schwaben, Blasenwetter. — ² Hostler, Hornsdigall

³ Schwed. Reichsrath. Bd. 2:17 S. 61

und so große Beunruhigung. Er übte die höchste Militär- und Ordonnanzgewalt im Lande aus. Ausserdem hatte er die Oberaufsicht über das Kirchenwesen und die Rechtspflege.

Livland hatte allen Grund sich seinen neuen Herrmann zu freuen zu sein. Er suchte und vollendete die neue Verwaltungsorganisation, die er in seiner früheren Verwaltung gefunden. Er war noch nicht lange in der Provinz gewesen, als er schon einen klaren Ueberblick über das, was es dort zu thun galt, hatte. Die schriftlichen Vorschläge, die er Karl XII. beim Beginn seiner Regierung einreichte, zeigen, dass Dahlberg sowohl eine eminent administrative Kraft als auch ein wirklicher Staatsmann war. Besonderen schärfen Blick ergriffen wieder die Anforderungen des Innern nach der neuen Verfassung.

Die Untertanen waren theils müde über eigenen Fruchtbau, theils über die Lage neben den konproduzierenden Schweden. Rußland und Polen nicht ohne Schwächen, sondern auch weitverbreitete Korruptionen. Daher wurden auch aus den untergeordneten Hälften, namentlich aus Riga, ungeheure Mengen Korn zur Verköstigung Schweden herbeigeführt. König aber den Besitz dieser Lande unmöglich führen können, denn mit dem von dort her bezogenen Getreide verlor die Heere in Deutschland unterhalten Gustav Adolph und der Vermögensschätzungsbericht an die Generalgouverneure dieser Provinzen geben davon genügend Beweis! Und als die große Hungersnoth unter der Regierung Karls XI in Schweden wüthete, was er ein Glück für unser Land, dass die Ostseeprovinzen unter dessen Botmässigkeit standen. Livland war die Fruchtkorn und reichste von diesen Provinzen, welche zur schwedischen Krone gehörten. Die Einkünfte von dort her waren auch sehr bedeutend, und das zufolge der Befestigung. Dahlbergs Papiere bewahren, dass die Einkünfte der Krone in Livland sich in seiner Zeit bis auf 1000000 Kronen belaufen, ungenügend der Mannvermehrung. Hiervon ging nicht als die Hälfte zur Verpflegung Livlands und zum Unterhalt der dortigen Truppen auf. Der Rest verblieb für die Flotte, die Bewehrung des (Riksb.) Reichs und der schwedischen Residenzen an holländischen Hof, Leizern

¹ Durch eine Verordentlichung der kaiserlichen Beamten wurde sehr Heimsuchung von unterirdischen Tugenden, namentlich von den Hölzen erworben, durch es von besonderem Interesse war uns, den Beweis zu finden zu haben, dass durch die Hölzer, durch der Best der Provinzen durch den Leib erhalten werden ist. II. P. 100.

bedarfs, weil es leichter war, von Riga, der größten Handelsstadt der schwedischen Krone, als von Stockholm aus den Gesandten ihren Lohn in Wachsblei zu senden.

Dählberg war jedoch der Meinung, dass die Steuern in In- und Ausland gesenkt werden müssten; seiner Ansicht gemäß wurde sowohl die neue Steuerartikeln als auch die Kronenverordnungen dort seltener durchgeführt. Deshalb sollte der König nach kurzem eine Landtour unternehmen lassen. Karl XII. wollte aber darauf nicht eingehen.

Die schwedischen Könige und besonders Karl XII. hatten viel für die Verbesserung der Lage der unglücklichen Leibeigenen in Livland sowohl in menschlicher als intellectueller Hinsicht gethan. Dählberg schlug vor, auf dieser Bahn weiter vorzugehen. Nach lauschten Abgesehen zu manchen Stellen in Livland. Deshalb müssten mehr gute Priester eingesetzt und Kirchen gebaut werden. Vor allem aber lag Dählberg die Fortbildung der Ostseeprovinzen am Herzen. Narva, Reveln und Riga Postanstalten sollten daher herbeigeführt werden. Auch neue Befestigungen müssten angelegt werden. Ebenso that es noth, die Truppen in diesen Provinzen zu verstärken, um sie vor Ueberrassungen zu schützen. Dählberg schlug unter anderem vor, dass an zwei bestimmte Regimenter auf den Pannas, wo viel gutes Land brach lag, angesiedelt werden müssten.

Diese seine Vorschläge wurden größtenteils in Ueberlegung gezogen, aber endlich nicht dem Hehl der Regierung, zum Theil weil die Schatzkammer dagegen laub war, zum andern Theil, weil die schwedischen Staatsräthe der Ansicht waren, dass die deutschen Provinzen mehr als die Ostseeprovinzen Gehältern eingesetzt seien. Daher konnte man sich der Fortbildung der Fortbildungsmittel in letzteren nicht annehmen.

Aber bald sollte es sich zeigen, dass Dählbergs Aufhebung die richtige war. Schon 1698 hatte er vor dem Kaiser Peter großen Appetit gezeigt, aber ohne Erfolg. Dählberg warnte seine Regierung noch kurz vor Ausbruch des nordischen Krieges vor dem Kaiserin König Auguste aber auch vergebens. Von anderen Staatsmännern war Dählberg der einzige, der völlig zur rechten Zeit erkannte, was bevorstand, aber seine Meinung war die Stimme des Posthorns in der Wüste. Die schwedische Regierung ward überauscht, nicht so der alte Löwe in Riga.

Russlands Beiträge nach Rügen an den Kaiserin und König Auguste Erbfolgers waren die Ursachen zu dem großen nordischen Kriege, dessen Ausbruch durch Petrus' Rückzug und insbesondere

durch Kurfürst XII. bewundernswürdige Haltung gegenüber Dänemark bewiesen wird. Schon 1689 hatte Kurfürst August unter bewährtem Vorwande und unter dem Befehl eines geborenen schwedischen Oberleutnants, des Livländers Paykell, sächsische Truppen an der Livlandischen Grenze versammelt.

Dohnberg hatte jedoch selbst Misstrauen gegen die Sachsen gefaßt, wenn er auch mehr und mehr bestärkt wurde. Er war wieder durch die Schicksale noch durch die Schmachthaten des Feindes in Gefahr. 30 sächsische Generale und Offiziere besuchten Riga und wurden gewisser artig empfangen, aber ihre Schritte wurden überwacht. Generalmajor Paykell schrieb sogar an Dohnberg und sprach seinen Wunsch aus, «das Uebereinkommen zu erhalten um seine unterthänigste Bittsuche und die persönliche und mündliche Versicherung seiner Würdichkeit gegenüber einem durch so extraordinary Meriten höchst ausgezeichneten und zugleich durch seine vorzügliche Kenntz und Tugend so gewissen General zu bekommen. . . Diese Artigkeiten schicketen jedoch Dohnberg nicht an, ungeachtet er sich zu dem Vorhaben des Sachsen zucht. Die Berichte von Spiesern und Deserteuren veranlaßten ihn, zu Riga Vorstellungsanstalten zu treffen und an der livlandischen Grenze Kosterposten einzustellen.

Dem sächsischen Generalen fiel es schwer, ihren Grimm darüber zu verbergen, daß eine Uebersiedlung ihres Gegners anlang. Sogar Paykell als der erste Oberbefehlshaber General-Lieutenant Plannung schickten Briefe an Dohnberg, da von Klagen über seine Vertheidigungsanstalten Herkommen. Aber unterdessen bereiteten sie ihren Angriff auf Riga vor. Der sächsische General Carlowitz der vorher nach Moskau, wo er Generalleutnant gewesen war, zurückkehren zu müssen, rief und erhielt von Dohnberg Erlaubnis, mehrere mit seinem Gepäck beladene Schiffe durch Riga pashiren zu lassen. Auf Major Vreughalls Gut in Kurland, wo sich Paykell aufhielt, und an anderen Stellen hatten die Sachsen Schanzwerke, Brücken und anderes Material anfertigen lassen.

Den 11. Februar 1700 war ein Fastensonntag. An diesem Tage pflegte die rigische Bürgerschaft ihrem Aeltermann fürs Jahr zu wählen. Diese Wahl wurde gewöhnlich mit einer großen Gausel gefeiert. Den auf diesen Tag folgende Nacht wurde als zum Uebertall gewöhnlich betrachtet.

Damit man in Riga von dem Besessenen keine Kunde

* Weil sächziger Dohnberg, in dieser seiner jährlich wohnt. D. No 4.

schickte, kamen die Schweden am 16. Febr. alle Kompanien von Kurland nach Riga abzusetzen. Am andern Tage brachen sie zur Uferanpassung der Stadt auf. Von da wurden mehrere grosse Schützen geschickt, die dem Ausmarsch nach Carlavita geleiteten. In ihrem vorderen Geschütze, Postens und Wägen neben dem Geschütze vorbrachen, welche dem Wachposten an der Stadtforte anschlossen und sie bis zum Eintreffen von Verstärkungen besetzt halten sollten. Gleichzeitig mit diesen Schützen wurden einige Dragonertruppe (auf Seitenwagen) abgesandt, um die schwedischen (Vorposten) abzuschneiden. Demen folgt das übrige Heer. Die Infanterie war auf 600 Schützen vertheilt, 5 bis 6 Mann auf einem Jaken. So ging der Zug vorwärts nach Riga, aber im Dorf Clay* stießen die ersten Schützen in der Dämmerung auf 20 schwedische Reiter unter dem Rittmeister Diederichs. Dieser hatte Mühsamkeit, theils weil er in wenigen Schützen Postens und Sturmliefern fand, theils auch, weil er ein paar schwache Truppenüberbleibsel einige Raketen aufhängen lassen, um einander davon zu unterrichten, was er war. Als sich mit dem Diederichs zurückziehen wollte, sah er sich plötzlich von 50 feindlichen Dragonern angegriffen, denen er mit seiner Mannschaft sich gleich gelassen geben musste, sodass eine Gefangenentnahme zu haben, an die geringen überhand von der Annäherung des Feindes zu gehen.¹

Die schwedischen Generale hoffen nun, es werde leicht sein, das Wachposten an der nächsten Stadtforte und die in den Vorposten stehenden Truppen, welche zum grössten Theil aus der Garnison bestanden, zu überraschen und zu überwinden. Darauf

* St. Olav, 20 Meilen von Riga entfernt, nicht Clay, wie Hagemstjöld es nennt. Der Ueberseher.

¹ Eigentlich nicht die Infanterie, sondern die Dragoner (s. oben).

² Welch unangenehme Sache! Wie es die Geschichte Livlands erzählt, dass Livlands Privatleben dahin, dass sich auch — was wir hier eigentlich bezeichnen wollen — an diesen Duldungslosen Kriegen. Auf demselben Wege hat uns Hagemstjöld die in ansehnlicher und klaren Bild der Kriegsverluste bis zur Hinrichtung gegeben, dass wir uns kaum die Größe der (Kriegsverluste) vorstellen zu können vermögen. Man lese z. B. im Kapitel über den Ueberfall bei St. Olav. Die Schützen waren von dem Wagnisse nicht nach dem ersten Kriege, nach Olav getrieben worden, so wie von der schwedischen Wache angegriffen und durchschnitten wurden. Zwei stanken sie von den nach schweden haben lassen, mit der schwedischen Mäuser und geringen. Es hatte aber doch Zeit, dem Generalgouverneur von Livland durch Raketen und Kanonenschüsse den vorgedachten Reichen zu geben. Der Ueberseher.

wollten sie auf ihren Posten von der Flussseite und auf den Skornellern über die Wälle in die Stadt kommen. Aber als sie in die Nähe Rigs kamen, hörten sie die Sternglocken läuten und die Citadellensenen die Garnison unter die Waffen rufen. Bald sahen sie auch die ganze Gegend erleuchtet von einem hellen Schein. Derselbe rührte von dem vielen Feuerthunnen her, welche Dabberg auf den Mauern und Wällen aufgestellt hatte und jetzt anzulösen hieß.¹ Rigs zu übersteigeln, war nun nicht mehr möglich, noch weniger, es zu gewinnen. Die Lage der Sachen war sehr kritisch: Sie hatten bloß 6000 Mann, obgleich sie schon angekommen waren, dass ihre Stärke doppelt so groß sei.

Dabberg war durch einen der Hatten Diederichs' gewarnt worden, dass es plötzlich verunsichert, gelähmt war, nach Rigs zu entkommen; dort, sagte er um 7 Uhr Abends an, nachdem die Stadtthore schon geschlossen waren. Dabberg hatte da nun das schnell angeführt, wozu er sich schon lange vorbereitet. Seine Vorbereitungen hatten zufolge den Spott der Bürgerhals erweckt, man hatte gemeint: die Gasse wäre über Nacht ein Hind geworden, weil er es eines Krieges glücken konnte. Aber jetzt, da dieser zur Wirklichkeit geworden war, gewahr man in großer Bestürzung.

Die Bürgerwehr trat unter die Waffen. Mit über und der ungefähr 3000 Mann starken Garnison hatte Dabberg 6000 Mann zu seiner Verfügung. Dass Zahl war jedoch unzureichend für die weitläufigen Festungswerke, denn diese beherbergten 10000 Mann. Aber die nach der Front auswärts zum Stürmen zu schwach war, konnte Dabberg, völlig mit Lebensmittel versehen, ausserordentlich gut mit der Kavallerie unterstützten See- schwärmer Kommander war es, dass sich selbst wieder als General nach ein Oberst in Rigs helfen liess. Der Gouverneur Seip war todt und hatte noch keinen Nachfolger erhalten. Oberste waren auch nicht da, zum Schluss glückte es jedoch dem Oberst M. J. von Thurnhausen sich mit 100 Reitern mitten durch die kaiserlichen Streitcorps hindurchzuschleichen und nach Rigs zu kommen. Dabberg liess nun die Besatzung und Bürgerwehr diesem, als dem Commandanten und höchsten Vorgesetzten, einen Eid ablegen für den Fall, dass der Tod ihn selbst überraschen sollte.

Er zog jedoch von Schilten herab in die Hauptwerke und

¹ Ob Dabberg die Versuch unternommen liess, die Hatten selbst, war ihm nicht mehr angefallen. D. Lohm.

wolte dort zusammen mit den Deutschen, trotz seines 75. Jahres, zu einer Zeit von 6 Wochen stummlich verbleiben. Mit dem Geister, den er im Kreis XII abwandte, schrieb der alte Held: „Ich werde die mir anvertraute Stadt verteidigen, so lange noch Blut warm ist.“

Die Feinde konnten Elga wol einschließen, aber nicht belagern. Dagegen schloß sie die kleine Festung „Kulov“. Durch zwei Spione im Lager des Feindes ward Dohberg genugsam über die Absichten der Deutschen unterrichtet. So erfuhr er, dass zu der Nacht vom 11. auf den 12. März die Festung Dänemünde, die mehrere Tage lang durch erfug beschossen worden war, gestürzt werden sollte. Derselbe lag ein halbes Fliesen unter Oberst Radberg in Gammern. Dohberg gab Befehl, ihm Beistand zu leisten, sobald man hörte, dass der Sturm seinen Anfang genommen. Das geschah auch kurz vor 12 Uhr Nachts. Beklemmt legte er sich da mit seinen besten Offizieren auf die Gräben. Von dort konnte er sehen, wie Dänemünde nach allen Seiten Feuer spie, und sogar dann und wann Trommschwebel hören, welche die Kampfkraft zurückließ, und Musketenschüsse, die alles im betäubenden Getöse des Kanonenschusses unter. Mehrere Stunden hindurch konnte er so dem Kampfe folgen, aber gegen 4 Uhr legte sich das Feuer, und bald wurde es ganz still. Aber noch gewaltig war die Stille, welche in Dohbergs und seiner Offiziers Kreis herrschte.

Nach Verlauf einer Stunde befahl der Feldmarschall mit ächterer Bestimmtheit, ein schwedisches Bataillon von der Gräben zu ziehen. Unter der größten Spannung und Angst wartete man auf Antwort. Bald kam sie jedoch. Kostet sich man eine Rakete aufzugeben, und darauf hörte man ein alles unbeschreibliches Jubel doppeltes schwedisches Salut.

General Carlwitz war über die beiden angeführten Fliesen Düse und Bolderen in zwei Angriffskolonnen, deren Mannschaft er aus allen 8 sibirischen Regimentern ausgewählt hatte, gen Dänemünde vorgezogen. Da die Fliesen zu schwach waren, um die Artillerie herbei zu helfen, hatten sie dieselben aufgegeben. Der Feind konnte daher allmählich in die Festung selbst eindringen. Hier kam es zum nun bekämpften Kampf. Die Fliesen stritten mit ihrem geschloßenen, hartnäckigen Muth. Ihr heftiges Feuer

¹ d. i. die „Kolonnenbesitzer“ D. Ulfers.

² Dänemündensfeld geht über Lemberg nach an, ob und mit welchem Erfolg dieser Belagererwerb in den Kampf eingriff. D. Ulfers.

streckte ganze Reihen der Feinde zu Boden. Auch hatten die Heerführer durch Märsche bei der Verteidigung der Postung dadurch, dass sie solange waltendes Wasser auf die Höhenrücken gossen und hernach, mit Spießen und Speken bewaffnet, am Handgemein selbst theilnahmen. Zwanzigmalig stankte lang kämpfte man mit mörderischer Erbitterung. Zum Schluss verzog sich General Carlwita in das wildeste Kampfgetöse, um seine Leute anzusporren. Bald streckte ihn aber eine Pulverkugel tot zu Boden.

Man wichen die Schweden an allen Stellen zurück. Der Colonel, die sich über das Dörn-Eis vorwärtsziehen sollte, kam das nächste aus; denn die Feinde -kannerten das Eis zuweilen, so dass eine Menge Feinde ertranken. Außerdem hatten diese beim Sturm selbst große Verluste erlitten. Der Capitän ganz von Deibbergs Spionen bewacht, dass man bei denselben an Todten und Verwundeten 67 Offiziere und fast 1000 Mann Soldaten verloren haben. Die Feinde hatten ungefähr 200 Mann ergriffen, also ein Drittel ihrer ganzen Stärke. Daher wagte der Commandant nicht an zu einem neuen Sturm kommen zu lassen, sondern gab an Deibbergs großen Kammern die Postung diese Tage danach an.

Unbekannt mitentschied sich das schwedische Unterstaats. Selten am Tage nach dem Friedensstreich hatte Deibberg den Capitän Brak vom Regiment Nylund mit Briefen an den König und die Gouverneure und Landeskapitaine in den Untergewässern und Friesland eigensend. Als Brak nach Åbo kam, hörte er, dass er zufolge der Eilverhältnisse an der Fortsetzung seiner Reise über die Landstrecken verhindert sei. Er nahm also seinen Weg nördlich an den botenischen Meerbusen heraus. Aber als des schwedischen Gouverneurs Oester einige Tage darauf nach Åbo kam, waren die holländischen Kämpfer fort, und daher konnte er auch keine von Brak mit der Nachricht vom Friedensstreich unterrichten, welche bei allem große Bestürzung hervorrief, nur nicht beim jungen Könige, der sofort den holländischen Obersten Befehl gab: bei Tag Nacht, jedoch -unter der Begleitung Oesterströms: zum Entzinnen Livlands einrückenden.

Der Landeshauptmann in Viborg, Baron Landheide hatte gleich nach Braks Abreise von Viborg Auforderungen an alle holländischen Obersten geschickt, ihre Regimenter marschfertig zu halten. Karl XII erklärte, dass -das wohl gethan wäre. Sie konnten sich also alle Regimenter schon im März in March setzen. Während kalter Jahreszeit, und bei solchmüder Beschaffenheit der

Wage sollten sie aus in Kistenchen einen langen Weg zurücklegen, der sich für einige sogar bis auf 200 deutsche Meilen belief. Die Quantität wamts 4 bis 5 Meilen am Tage voranzukommen.

Das Schwertregiment jedoch war es, für Mannschaft und Pferde reichende und gute Nahrung zu beschaffen. In der ersten Hälfte des April waren von den vier holländischen Regimentern zwei, oder 2000 Mann, unter dem norwegischen Generalmajor der Cavallerie Johann Ribbing bis zur kleinen Stadt Fellin im Livland gekommen. Bald darauf sammelte sich dort auch der größte Theil der Sächsischen Infanterie unter Generalmajor G. J. v. Maydell. Dabin führte auch der Työkirige Obrist Ewald Johann von Vellinghoff die Schwabenen der ostländischen Ritterschaft, ebenso auch Major Otto Johann v. Rosen die in Pernau stationirten Reitercompagnien von M. J. v. Tronckwaens Regiment. Dabin sollte auch der Theil der holländischen Adelskinder, die nicht in Riga eingesperrt waren.

Dem Befehle Karls XII zufolge sollte ein jeder der beiden Generalmajore seine Wallungsetzung commandiren, aber im übrigen vom Generalquartiermeister abhängen. Da sowohl Dahlberg als De la Gardie in Rücksicht ihres hohen Alters sich vom Commando nicht freigeleitet hatten, ersuchte der König seinen Gouverneur und Gouverneur über Narva, Jagemannhaud und des Late Kircheln, den General der Cavallerie Berno Otto Vellingk zum commandirenden General und Chef über seine in Livland stehende Armee und Kriegsmacht.

Vellingk vermehrte jedoch noch eine Zeit in Narva, aber befohl Maydell, mit 2000 Mann Fußvolk und 1200 Mann Reiter voranzuziehen und das nordliche Livland von Feinden zu säubern. Er that auch es; sein Fortsch unter Oberlieutenant Klugspor schlug am 20. April ein sächsisches Starfcorps bei Warden. Ueberall wich man der Feind zurück, als das sächsische Heer näher heranzog. Es überging eines Pass nach dem anderen ohne Schwerekämpf. Bei dem sog. „Langen Berg“, einige Meilen vor Riga, machte Maydell für ein paar Tage Halt, um den übrigen Theil der Armee abzuwarten. Am 5. Mai schrieb Maydell an Dahlberg: „Ich habe mich mit Generalmajor Ribbing versetzt und wir stehen hier 10000 Mann stark.“ Diese Angabe war jedoch unrichtig, denn ihre Stärke betrug bloß ca. 6000 Mann. Maydell erklärte auch, dass sie den Feind unverzüglich anzugreifen beh-

*) Im Original steht „Lithuan“ Der Uebers.

schäftigen. In der Nacht vom 6 auf den 7. Mai sollten sie durch Raketen und Kanonenschüsse von ihrem Marsch gegen die Postenbrücke bei Jungferhof als Signal gehen, damit Dethlefsen zu gleicher Zeit seinen Anfall machen und den Plan sein Werk setzen konnte, den der große Ingeborgsgeneral selbst zur Krönung der gewonnenen Brücke anzuwerfen hatte.

Deshalb sollte mit grosser Lodge oder ein schwimmendes Blockhaus mit 12 Kanonen die Batterien an dem Redukten der Brücke vom Schrägen besetzt. Unter dem Schutze der Lodge und anderer mit Stücken besetzten Bote sollten 10 kleinere Bote, theils mit 200pfündigen Bomben, theils mit Brandwerk versehen, sich an die Brücke legen, um beim Anlaufen über den Heufen werfen und nicht des Feindes „Reinrichtungen“ zu Brand stecken. Der Oberst G. R. v. Albedyll sollte über dieses Anschlag das Commando haben und derselbe mit 29 grosseren und kleineren Booten und einer Mannschaft von 15 Offizieren und über 500 Soldaten und Rudern ausgestattet werden.

Wenn dies glücklich war sollten die Russen, ungeklärt zwischen dem breiten Dünastrom und die vorrückenden Finnen, gezwungen werden, entweder unter störenden unglückseligen Verhältnissen eine Schlacht zu liefern oder sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben, denn ihre Stärke betrug knapp 4000 Mann, war also weit geringer, als die der Finnen. Aber Paykull hatte irgend eine Nachricht von der ihm dinstehenden Getehr erhalten haben, denn in der Nacht zwischen dem 5. und 6. Mai sprengte er selbst die Brücke in die Luft und zog sich in grosser Hast auf die hohe Dünenreihe zurück. Würde er 24 Stunden gespart haben, er wäre verloren gewesen.

Nachschonenswege war jetzt Riga belagert. Am 7. Mai konnte der russische Gouverneur von Riga, Generalleutnant Frolich, in die Stadt kommen und sich dem Gouverneurverweirer zu Feld stellen. Eine wunderliche Hilfe für Dethlefsen war jedoch Frölich worden. Er erweist sich bald als gänzlich untauglich, was sich daraus erklärt, dass er nicht recht bei Troste war. Das sollte jedoch Karl XII nicht hindern, ihn zu einer Wache nach der anderen zu befördern.

Am 8. Mai rückten Röhing und Maydell in voller Schlachtordnung mit klingendem Spiel und bewegten Pfannen vor Riga. Die Stadtwehner strömten heraus, um einem fremden Burschen zu sehen und zu empfangen. Der Feind war aus Livland

versagt, ausgenommen von Dünamünde. Unglücksbedeuten getreten sich Hülbing und Meydell nicht, über den Platz zu gehen und den Feind zu verfolgen, wie Dahlberg wollte, so glaubten Vellinghs Anstark abwarten zu müssen.

Erst am 18 Mai legte dieser mit dem Reste des französischen Heeres in Riga an, aber setzte seine Ueberlegenheit nicht aus, sondern blieb mehrere Wochen unthätig. Er hatte aber 10000 Mann und die Sachen waren nur halb so stark. Im Juli erhielten die freifich Verstärkungen, so dass sie, über 10000 Mann stark, unter König Augusts altem Befehl über die Düna gingen. Vellingh wagte es nicht, ihnen eine Schlacht zu liefern, sondern zog sich auf die andere Seite der An zurück, nachdem er den grössten Theil seiner Infanterie und einen kleinen Theil seiner Cavallerie nach Riga geschickt hatte. Hierfür erhielt er einen Verweis von Karl XII.: „Vellingh habe seine martialischen Geistes und Finessen, die Schwede so stolz machen und durchprügeln zu wollen, dass sie es nicht vertragen, schlecht gehalten.“

Riga ward nun aufs neue eingeschlossen, aber blieb für einige Wochen. August versuchte nichts gegen die Stadt auszurichten, deren Belagerung Dahlberg mehrere fast vollendet hatte. Schon vor Karls XII. Ankunft in Livland hob August die Belagerung auf und zog sich zurück.

Dahlberg behielt auch während des folgenden zwei Jahre seine Stellung als Generalgouverneur bei. Anfang 1701 aber erbat er seinen Abschied auf Grund der Abnahme seiner Körper- und Geisteskräfte. „Geucht und Gehör nehmen ab und ich kann weder auf Pferd noch vom Pferde steigen. Meine Vermögensverhältnisse sind klein, wenig habe ich selbst sparen können, und das Wenige, was ich geerbt habe, habe ich durch übergenommener Missachen Anschläge: — er nennt die Expedition — verloren; doch will ich noch ein wenig nach durchzuschlagen. Ich begiere weder eine Belohnung noch ein Almosen noch einen Unterhalt. Ich bitte also um Ruhe für meinen erkrankten Körper und um ungestört meine Gedanken auf Gott, meinen Erben, wenden zu können.“

Das ist kein glücklicher Mann, der diese Worte schreibt. Seine Gesundheit, welche in Sorgen und Mühsal sich an seiner Seite ausgehalten hatte, war längst gestorben, dass auch ein kühnerevoller Soldat nach dem andern. Nicht sollte Dahlberg jedoch nicht Ruhe finden. In seinem 70 Jahre nahm er Theil an seiner letzten grossen Schlacht. Er behielt uns anstehend den Plan

für den Übergang über die Düna und die Düna-Schlucht am 8. Juli 1704 entsprechend zu haben. Sein mechanisches (?) Genie zeigte sich auch hier in einem vollen Glanz. Nach strengem Bedenken soll sich beim Übergang über die Düna folgendes Bedenken zugetragen haben, von dem man am Karls XII selbst wissen wollte sollte, dass es sich nicht ergabte hätte. Dahlberg soll nämlich Karls XII. davon übertragen gesucht haben, allen nachtrag über den Fluss zu setzen. Uebrig hätte sich da der junge König an den wackeren Generelen gewandt und lauter, als er wollte, gesagt: »Ich glaube, der Alte hat Angst.«

Das waren unzureichende Worte über einen Mann, dessen leuchtender Name sowohl Karls X. als Karls XI. Bewunderung gesucht hatte. Da verhielten sich die alten Helden so toll, dass er selbst mit allen weiteren Einreden aufhörte. Sogleich ließ er sich von allen zuerst über den Fluss setzen unter dem Hülfsführeren Krenshusen von Seiten des Fürsten. Als der König, welcher selbst in einem der ersten Batai war, über den Fluss setzte, traf er dort Dahlberg, der zu ihm die Worte aussprach: »Ich glaube, der Alte hatte nicht Angst.«

Im Jahre 1702 erhielt Dahlberg endlich seinen Abschied. An allen glorreichen und ehrenvollen Kriegen, die Schweden geführt, hat er Theilgenommen und in allen, außer in dem ersten oder dem dreißigjährigen, ist er eine der löblichen Persönlichkeiten gewesen. Er war geboren unter Gustav Adolph und ist verstorben unter Karls XII. Regierung. Er war so hoch gelehrt, wie die schwedischer Unterthan steigen konnte, aber seine hohen Würden hatte er durch sein Genie und sein Schwert erworben, nicht durch den Rath der Geburt oder durch Gunst vornehmer Herren. Er starb 1708, kann man setzen 78. Geburtstags. Er war also fast gleich alt, wie unser Stromschwermüth (storkrädd), zu demm allerbekanntesten Männern er gehört hat. T. Christiani



N o t i z e n.

Das älteste Witzschopfbuch der Stadt Rensel. 1210—1260. Der gelehrte russische Geschichtsk. in Dorpat an dem Vorigen Jahreliste dargestellt von der russischen literarischen Gesellschaft durch L. Arbasow. Rensel, Verlag von Franz Kluge, 1886. 8. 521 u. 216 S.

Das Buch von den Stadtbüchern Rensels bereits mehrere — das Schuldbuch, die Lebensverhältnisse und anderwärts die Erbkücher — vollständig veröffentlicht sind, lagte für die Stadt Rensel, deren Rathmann eine Fülle dieser wichtigen Quellen historischer Erkenntnis birgt, bis vor kurzem nur einige in 7. Bänden (Iv., ost- und kirchliche Urkundenbuch aufgenommen) Auszüge aus Stadtbüchern vor. Mit Freude ist es daher zu begrüssen, dass das Jubiläum der gelehrten russischen Gesellschaft in Dorpat der russischen literarischen Gesellschaft in Rensel den Anlass gegeben hat, das Material der russischen Stadtbücher in seinem ganzen Umfang und in einer die Benutzung fördernden Bearbeitung allgemein zugänglich zu machen.

Der Bearbeiter, Herr L. Arbasow, hat dem Buche den Titel „Das älteste Witzschopfbuch der Stadt Rensel“ beigelegt. Witzschopfbücher (Lehrerverzeichnis) hat es nicht allerdings in mehreren deutschen Städten gegeben und denselben haben offenbar eine ähnliche Bestimmung wie das hier vorliegende Buch gehabt. Der Name „Witzschopfbuch“ kommt jedoch in der Aufzählung russischer Stadtbücher, die Schramm in seinen „Historischen Dar-

¹ Vgl. Kopyanow in den Russischen Geschichtsk. Jahrg. 1875. S. 104.

stellungen und widerrechtlichen Stellen. (Hamburg und Meise 1888) S. 248 ff. gibt, nicht nur, so werden vielmehr von ihm mehrere seit dem Jahre 1888 geführte Bücher darüber verzeichnet. Inbald: „Denkblätter“ genannt. Diese ohne Zweifel des Sachern selbst entnommene oder selbstkommtliche Bewertung wäre wol auch für das älteste Buch die angemessenste gewesen, wenigstens wird der Bemerkung da er sich über das von ihm gewählte Titel nicht näher eingelassen, aus einem Zweifel an der Richtigkeit desselben für Herold gestimmt.

Das Einleitung handelt von der Handschrift, des Schreibens derselben, der chronologischen Folge der Inschriften und dem bei Herstellung des Textes beobachteten Grundsatzen. Es folgt sodann die aus 1088 Inschriften bestehende Text des Buches, welchem die Ortsregister, die Personennamen und Verzeichnisse bemerkenswerther deutscher und lateinischer Worte angehängt sind. Den Wörterverzeichnissen sind Erklärungen, die bei mehreren Worten wol erwähnt gewesen waren, nicht beigefügt, doch kann dieser Mangel dem Bearbeiter nicht zur Last gelegt werden, da (nach der Einleitung S. XI) der Raum hierzu nicht zur Verfügung gestellt war.

Der Inhalt der Aufzeichnungen ist ein sogenanntes manuskript. Es bezeugen uns in dem Buche einige Willkuren des Rathes über processualische und andere Gegenstände; die Eintragung solcher Verfügungen, die sich aus derselben Zeit auch in andern verschiedenen Archivbüchern erhalten haben; ist eher das Buch zur Absicht benutzt worden. Die Hauptbestimmung desselben war, Rechtsgeschäften der verschiedensten Art, die von dem Rathe verurteilt wurden, durch die Eintragung im Buch, welche die damals noch wenig stärke Aufzeichnung förmlicher Urkunden ersetzte, öffentlichen Gebrauch hinzulegen. Am zahlreichsten sind die Inschriften über Rechtshilfe in Immobilien, meist mit genauen Festsetzungen hinsichtlich der Abhängigkeit der verkauften

¹ Das Jahr 1888 ist dieses Buch ohne Art ist von Schramm u. a. G. nicht angegeben, weil es, wie Arndt in die Einleitung S. V bemerkt, vor Beginn der Neuordnung des Archivs verlegt war und sich erst später wiederholte.

² N. I. u. Nr. 184—201, 207, 215, 222. D. B. II, Nr. 105.

³ D. B. II, Nr. 101 u. 102.

⁴ Zwei nicht Fremde und Bürger Herold gewiss Wortlaut nach in das Buch aufgenommen. Nr. 107 u. 111.

Recht, dergleichen über Verpflichtungen sowohl des ganzen Vermögens als einzelner Immobilien oder gewisser dem Pfandgeber zweckmäßige Anteile zu stellen, oft mit besondern Abweichungen über die Rechte, die dem Gläubiger beim Ausbleiben der Zahlung zustehen sollten. Vorrang kommt bei Verpflichtungen auch schon der Sicherung der Priorität vor allen andern auf dem Immobilien ruhenden Forderungen vor. Von andern Rechtsgeschäften sind hervorzuheben: Schenkungen, Quittung über geleistete Zahlungen, Verfügungen unter Lebenden und auf den Todesfall, Verpachtung von Immobilien, Bergrechten, Fiskusrechten, Dörfern, Verleihung von Immobilien gegen erbliches oder zeitlich begrenztes Zins, Fiskus- und Auflassung, Lehnverträge (z. B. mit dem Herzog von Klosterjungfrauen), Verträge über die Erziehung von Unmündigen, die gegen eine in Immobilien verbriefte, bei Erreichung der Mündigkeit wieder auszufällende Summe übernommen zu werden pflegte, Rechtsnachfolge von Verwandten, Vermögensübertragungen, Nachlassverfügungen, Abtheilung von Kindern aus dem väterlichen Vermögen, Ausweisung von Töchtern, Einkauf von Wohnverträgen, Bestellung von Servituten, bezüglich auf Häuser, Wassereinkauf, Fiskus, Zinsen und Güter zwischen benachbarten Häusern, Vergleich über streitige Realitäten, Verzichtleistungen, Quittungen gegen Nachzahlung.

Als Handstücke treten nicht bloß Privatpersonen, sondern nicht selten auch der Rath und die Kammer, sowie Verordnete der Kirchen, Klöster und Yncorien, der wohlthätigen Anstalten und der Bruderschaften oder Gilde auf.

Ein reiches Material zur Kenntniss des wirtschaftlichen und Rechtslebens der Stadt im 14. Jahrhundert ist in dem Buche gegeben, namentlich kennen wir demselben bei städtischen Instituten den Privatrechtserläuterungen halber, die bei der Knappheit der Aussagen des alten römischen Rechts höchst willkommen sein werden. Aber auch noch vielen andern Richtungen hin, so die des Münzwesens, die Topographie der Stadt, die Personennamen und die städtische Zusammensetzung der Bevölkerung etc. etc., ist durch diese Aufzeichnungen ein sehr ergiebigen Feld der Forschung eröffnet.

Der Bearbeiter hat, wie aus seinen Anmerkungen zum Texte hervorgeht, er im Besagte zur Herstellung eines getreuen und bei-

¹ Bedauernd sei bemerkt, dass in No. 1466 das in der Handschrift stehende Wort der viel mehr, wie geschrieben, durch dass zu ersetzen gewesen wäre. Der

herra Texten nicht ziehen lassen. Was die durch vorhandene Bekundungen kennt, wird dem Werkte sowohl als für die willkürliche Aufhebung der Orte und Personenregister, die ein unentgeltlicher Hilfsmittel für die Benutzung solcher Bücher bilden, den wohl verdienten Dank nicht schuldig bleiben.

Der Wunsch kann schliesslich nicht unberührt werden, dass die schweizerische Historische Gesellschaft ihrer Fürsorge für die Veröffentlichung historischer Quellen noch ferner den vorliegenden Stand beibehalten werde, um aber rascher sein möge. Herrn Arbuzoff auch weiterhin auf diesem Gebiete der Quellenkunde thätig zu sehen

L. N.

—

und ist in der Bearbeitung von Thesen und Aufsätzen, und das z. B. in der Bearbeitung der Thesen der in der Schweiz

Beispiel: H. Weiss: — Verantwortlicher Redakteur H. H. H. H.

— *Annuaire suisse de la Suisse, 1111-1111* —
 (Verlegt bei H. H. H. H.)



Ritter Bartholomäus von Fieschhausen.

Ein livländisches Vasallenleben aus dem 14. Jahrhundert.



Der livländische Chronist Johann Hünner bemerkt bei der Schilderung der Schlacht bei Saule, wo 1235 Meister Volquin mit der Hilfe der Wehrtrakt Livländer auf der Wahlstatt blieb: »streckt die Heiden in solchem Uebel das Christen them litten sterben können, so haben sich doch die Herren im Lande, so noch übrig geblieben, rettend gehalten, Hilfe aus Frensen gekriegt und das Land erhalten, denn Manne Herr und Matz überwunden Allen!»

Mehr als 500 Jahre später brach über Livland eine Katastrophe herein, furchtbarer als diese. Als Inno der Grausame Livland mit seinem Heerführer überzog da trat ihm nicht jener Teufelsknecht entgegen, der einst Meister Volquin und seine Kampfgenossen besetzt hatte, die Hilfe aus Deutschland blieb aus, statt sich »ritterlich zu halten«, bewies die meiste Herren des Landes Feigheit, ja Verrath, so konnte nicht »das Land erhalten werden.« Nach einem Verbleibskampfe furchtbare Kämpfe, grausamer Verwüstungen sank der deutsche Kolonialgeist an der Düna verächtlich dahin, es blieben nur Preussens fremder Mächte. Dennoch darf man sich auf jene Periode die Worte anwenden: »Manne Herr und Matz überwunden Allen!»

Ogleich das blühende Land in dem Wüste verwandelt und die Bevölkerung mehr als decimirt worden war, obgleich alle staatlichen Formen untergegangen waren, die Provinzen blühen

deutsche, denn mit Glauben, Recht, Sprache und Heiligtum der Vater übertrug sich die Sühne des Pöbelstreiches heidnischer Eigenart, die erlöste in der erfolgreichen Verteidigung dieser Güter gegen die mächtigen Nachbarn des Westens und zu gleich den eigenen. Die Volkshelden aber, welche das Bauen Erbschaftlichen Glaubens- und Rechtslebens unwillkürlich erlebten, nachdem es den schwachen Händeln der christlichen Landesherren entfallen war, das waren in erster Linie die Vasallen, die «Kitter und Knechte» Lehnleute. In fester Orgelschiffen, eng zusammengepackt wählten sie tapfer ihre Stellen dem Polen, wie dem Schweden gegenüber, trotz der Grundpflegung des Landes, trotz der Unbereitschaft des Gegners stehend ermittelnd, stornisch verweigend. Da drängen sich die Fragen auf, wie entstanden jene so widerstandsfähigen Formen der Ungenügsamkeit des Adels, welcher kann jene erlösende Tugend in der Wahrung der Landes- und Standesrechte, wobei jener immer verweigerte Muth?

Die Antwort auf diese Fragen erhalten wir, wenigstens theilweise, wenn wir zurückgehen auf jene Zeiten, wo sich aus genau die Kerne von selbstständigen corporativen und rechtlichen Leben der Erbschaftlichen Vasallenstände zeigen, wenn wir die Entstehung derselben verfolgen, in dieser Zeit aber und in dieser Bewegung tritt bekanntlich hervor die kontinuelle Gestalt des Kitters Bartholomäus von Tschakowen.

Als Bischof Albert den grossen Plan fasste, in den Ländern an der Dnepr eine christlich-deutsche Colonie zu gründen und den Ritter Deutschland selbst aufzunehmen zu dem kühnen Werk, da folgte dem Rufe als der erste einer der Schwäger des grossen Bischofs, Engelbrecht von Tschakowen. «Mit Durchstreckung Leibes, Gütes und Blutes», wie im Nachkommen, Heinrich von Tschakowen¹⁾, sich ausdrückt, hat er mitgekämpft gegen die Ungenügsamen, so vor Pella 1299 als Führer des ritterlichen Heeres, so auch 1294 bei der Eroberung Dorpat. Zum Lohn für diese tapferen Thaten belohnte Bischof Hermann von Dorpat den ritterlichen Schwager mit einer «Erfolgsgnade», in der wir mit der Familientradition die Güter an Koguta und Kaveloch zu vererben haben. Nicht lange aber sollte der Schwager der Familie im Hf. Dorpat ruhen, schon im Jahre 1299 wird er in das Erzstift Riga verlegt, indem Bischof Nikolaus von Riga dem Ratte Johann von Tschakowen mit dem Satze Schliesse und dem weissen Gehelm von Koguta zum Lehn²⁾.

¹⁾ Geschichtsbildung p. 8. — ²⁾ U. B. Nr. 118.

Die Feinde am stolzen Berge war jedoch für Ritter Johann von Iwer Bauer, dem schon 1170 stirbt er den Heldentod, an der Schlacht von Aachenheim gegen die wilden Feinde des Christentums an der Ostsee, die Lettzen. Wie aus der ältern holländische Beschreibung¹ berichtet, trug Herr Johann „der Reine viel von der Marterleiden als Bekehrer auf dem Wege nach Lettzen. Glückliche ging der Erregung von Statzen, das Gebot von Kerner warl verwundet und mit starker Seite lebenden Krieger auf Landvolk kam. Schon war ein großer Theil des Heeres in die Hölle mit gezogen, da wachte das rasch gesammelte Heer der Lettzen und griff die kleine Schaar der Christen bei Aachenheim an. Doch auch gegen die Uebermacht hätte überlegene Waffen und Tapferkeit der Deutschen den Sieg behauptet, hätte nicht der ungeliebte Eckhard, der dänische Hauptmann von Botal, in der Verfolgung der Feinde sich so weit von den Genossen getrennt, hatten die Sängellen nicht schändlich die Flucht ergriffen. So ward das kleine Heerlein der Ordensritter und der rügischen Vasallen von Feinde umgeben, es sank trotz tapferer Gegenwehr die Marien-Geme, wie den Reinen bei der Ordensritter Bruch und auf der Rückkehr von der Verfolgung nach der tapfern Eckhard.

Von Johann von Torschowen, also singt die Chronik:

«Über trauen wir dort
 Schonen nicht ungeliebt
 Des Jette ein Ritter an der Hand
 Er schon war er grand
 Der Hieb der weder hat.
 Gut helfe an so aller auf
 Von Torschowen war der dages.
 Siner als manen jagen
 Die engel in Aachenheim
 Wen er was tapfer rick»

Der Sohn eines Helden, gleichfalls Johann genannt, ist der Vater unserer Bartholomäus. Die Zeiten, in welche er hinein gestellt war, unterscheiden sich wesentlich von der vorangegangenen Periode. Bis 1190 hatte fast ununterbrochen der Glaubenskrieg gegen die Heiden gehauert, an der holländischen Ostsee ihre Kräfteausübung zu zeigen, was aber von diesem Ziel erreicht und das Land von der Narva bis zum kaiserlichen Haß beugten sich dem Christentum und der Oberherrschaft der Deutschen. Es trat

¹ V. 1100—1105

die Aufgabe an die Erbköner legen, was auch die meisten Verhältnisse zu ordnen und anzugestalten. Dasselbe suchten wirde jedoch diese Aufgabe durch die Mauerthürme, in welchen sich der historischen Entwicklung und den päpstlichen Anordnungen Macht, Rechte und Pflichten unter die politischen Faktoren. Letztere verhielt wurde. Der Erbköner war nicht allein der geistliche Oberhaupt von Livland, dem, wie auch den Bischöfen von Dorpat und Oesel, als Landesherren, sollte zugleich der Deutsche Orden, der in Preussen selbständig stand als Vasall botmäßig sein, von ihm allein war die mächtige Stadt Riga abhängig; ähnlich auch dem Orden die Oberhoheit über ein Drittel der Stadt zugesichert war¹. Der Orden dagegen war sowohl an Landwehr als auch an Krugmacht dem Erbköner was überlegen, er war es gewesen, der in heftigstem Kampfe Kurland den Horden abgewonnen, der ganz Livland gegen Russen und Litauer geschützt hatte, er stützte sich auch streng zum Schutze herren berufen sollte der Orden sich den Leben seiner Thron entgegen, noch vom schwächeren, unkräftigen Erbköner hervorzuheben lassen? Musste nicht seiner Pflicht, Vorkämpfer zu sein, auch das Recht der Vorkommen entsprechen? Dem Gegenstande getragert durch die selbstbewusste, träge Haltung Rigas führten im 1266 zum ersten Kampfe, dessen erste Phase 1268 mit der völligen Besetzung und Untereinführung Rigas durch Marlar Eberhard von Mecklenburg abschloß. Auf der einen Seite der Erbköner und Riga im Bunde mit den landesherrlichen Litauern, Hilfe suchend bei dem Papst, den Hausstädten, Dänemark und Schweden, auf der anderen der Orden, um ihn sich 1268 die Bischöfe, Capitel und Vasallen von Dorpat und Oesel und die weltlichen Vasallen Dänemarks, mit 1270 auch Capitel und Vasallen von Riga gesichert.

In diese Zeit seiner Gegenstände und Kampfe fällt das Leben des zweiten Johann von Thurnhauzen, in die die Jugend von Bartholomäus. Nur wenige Einzelheiten aus des Schicksales des Ritters Johann von Thurnhauzen, wie die größten Unerwartungen Charakter lassen sich aus den spärlichen Nachrichten der Urkunden erkennen. Auch in ihm lebt der ritterliche Heldensinn der Ahnen, aber wie der Kampfzeit verankert ist, so machen sich auch andere Eigenschaften bei, träge Untermuth dem geistlichen und weltlichen Oberherrn, dem Erbköner, gegenüber und rückwärtigen Kraft in der Behauptung der Besitzung.

¹ U. B. Nr. 12.

Schon früh mag nach Hans Johann dem Orden zugewandenes haben, denn die Gefangennahme des Erzbischofs Johann von Trieren durch seine Vasallen auf Schloß Kalkstein ist schwerlich ohne Mitwirkung des Schlossherrn von Kalksteinen geschehen. Ein persönlicher Zwist schürfte den Gegensatz zwischen dem Prälaten und dem Ritter. Schon Erzbischof Johann von Schwertia (1395—1399) wollte Kalksteinen als erzbischöflichen Talsitz einrichten und Ritter Johann zugleich mit dem Schloss auch die Vogtei erhalten. Doch der letzte Lehensmannigte sich diesem Spruche keineswegs, vielmehr ererbte er den Erbe seines Vater tapfer zurück und wirkte wol auch mit, als der Deutsche Orden dem Erzbischof gefangen nahm, wenigstens weist darauf die Note in der Exkommunikationsbulle Erzbischof Friedrich, Herr Johann von Tausenhausen habe dem Erzbischof von Schwertia versprochen sei sich dadurch der Ehrlosigkeit und der Schand eines Majestätsverstoßens anzugeben. Zur Strafe schiederte Erzbischof Friedrich auf den vorwegenen Vasallen des Anthon, doch nach dessen Tode des Ritter nicht. Er behauptete sich in Kalksteinen und auch die Achtung seiner Vasallen verlor er dadurch nicht, denn 1395 erzwangte die livländische Conföderation, welcher er als Vasall des Stifts Dorpat angehörte, ihn mit anderen zum Genesenden zu Rüge. Das geschah, obgleich der öffentlich verkündete Exkommunikationspruch ihn «für christen, menschlich und für weltlich erklärte, irgend einem weltlichen Act zu vollziehen, auch befehl mit ihm, ein einem Geschickten, allen Umgang, gemeinschaftlichen Essen und Trinken zu meiden, und alle Länder, in welche sich der Ritter begaben würde, für die Zeit seines Ansehens und nach drei Tage nach seinem Abzuge mit dem Interdikt belegte, bis wegen der gesuchten Kreuzen — — — vollständige Genugthuung geleistet wäre».

Aber die Bannsprüche, zu politischen Zwecken misbraucht, versagten ihre Wirkung. Wie sollten die Vasallen nach dem Erzbischof als ihr geistlichen Oberhaupt sehen, wenn dieser selbst seine geistliche Würde nur als Mittel für weltliche, abgeprügte und zugleich Livland schaffende Pläne benutzte?

Seit 1316 tritt Johann von Tausenhausen noch mehr hervor, von 1318 ab scheint er die Führung der weltlichen Ritterschaft übernommen zu haben. Einmal war bei dieser waren Charakter seinen vollen Sinn gelangt — wann, ist leider unbekannt — indem er Erzbischof Friedrich um Vergeltung bat, auch einen Eid leistete, sich dem Gebote der Kirche zu fügen, wozuf er abgedrückt wurde,

Freiwillig unter der Bedingung wichtiger Erweiterung des Hauses bei Wiederholung ähnlicher Prozesse. Nur die Gründe des Erzbischofs ersah ich aus seinen Vorlesagen, deshalb wird strengstens gesagt, ob und welche Gegenverpflichtungen der Erzbischof übernommen habe. Nicht liegt die Annahme, der Ettler habe sich gefügt, um sich auf gutlichem Wege Kolonnen zu sichern. Was dies nach sei, der Erzbischof verweigerte dem Vasallen aus Lehnhaft nicht. Da nach die trutzige Schar Johanns wieder hervor, was ihm nach dem Rechte zubeh, aber nicht freiwillig gegeben wurde, das nahm er sich mit Gewalt. Wenige Tage schon nach der Versöhnung mit dem Erzbischof verband sich Johann von Treveshausen mit dem Deutschen Orden und mit bewaffneter Hand, um Starnz neben er Kolonnen mit einem Zehner in Besitz, um es bei zum Tode kostbar zu wahren. Freilich die Beside das als Privat, wie als Lehnsherr gleich sehr gekrümmten Erzbischofs lies nicht auf sich warten. Sofort emanarte er das fröhliche Ansehen, eintrag Johann von Treveshausen und allen seinen untergeben und verwandten Nachkommen ihre Lehnplätze zu Besatz und verbot, dass jemals Johann und seinen Erben Leben an Erbzirk oder in den abtupen Diensten der römischen Kirchenprovinz verleben würden. Und dieses Gebot, welches den Ettler zugleich aus Kirche, Staat und Gesellschaft ausschloß, es wurde in allen Kirchen der römischen Provinz an den ersten Sonn- und Festtagen bei angezündeten Leuchtern, unter dumpfen Glückwünsche öffentlich verkündet. Doch wenigstens verhalten das Ansehen des lüßles aus dem Lande geflüchteten Erzbischofs, bis zum Tode Ulrich Johann herzutrag an Starnz ist er am 1340 gestorben.

In dieser Periode unserer Wissen, wider Kampf ist Bartholomäus von Treveshausen als dritter Sohn des Ettlers Johann aufgetreten. Welchem Geschlecht seine Mutter entstammte ist, wann er geboren, wie er erzogen, wie wahren er nicht, denn aus jenen Zeiten, wo nur der waffen- und rechtskundige Mann geht, fließt keine Kunde zu uns über fröhliches Familienleben. Schon 1333 erließ Papst Johann XXII dem edlen Ragsbrecht von Treveshausen, dem ältesten Bruder von Bartholomäus, Ingegn auf Ehe mit der edlen Frau Elisabeth, Wittwe des Ettlers Nikolaus von Kops, obgleich das Verloben sehr verwehrt sind, und 1335 wird Bartholomäus Mithing genannt. Nach diesen Daten lassen sich die Geburtstage der beiden Brüder etwa auf 1307 und 1310 festsetzen.

Als Erbe seines Vaters, seiner Vorfahren erhielt Bartholomäus zur Mitgift auf dem Lebensweg ritterliches Merk, stilles Selbstbewusstsein, energische Thätigkeit, eine hochangesehene Stellung unter den Vasallen der Ritters Riga und Dorpat und endlich einen Landbesitz, die Grundlage einer selbstständigen Macht. Aber diese Grundlage war mangelhaft, der Boden nicht sehr fruchtbar, mit dem Vater von Anathem getroffen, und der Besitz führte kaum erheblichere Streiftätigkeiten mit dem Erzbischof mit sich. Wie sollten die Erben Johanns sich vom Oberlehnsherrn stellen? Sollten sie gleich dem Vater auf die eigene Macht pochend den Besitz mit dem Schwert in der Faust verteidigen, oder sollten sie es wagen einen Vergleich, vielleicht drucklos wie jener Ritter Johann es gemacht, zu schließen? Die drei Brüder, Nikolaus, Domherr, später Propst zu Dorpat, Ritter Engelbrecht und Bartholomäus schlugen einen dritten Weg an. Nicht einen Vergleich von hohem Werth, von zugeworrenem Eisener, nein völligen, freien Frieden mit dem Erzbischof und auf dieser Grundlage ein neues Freundschaftsbündnis wollten sie schließen, um ihren Güterbesitz rechtlich sicher zu stellen, um auch stets Hülfe gegenüber dem übermächtig gewordenen Deutschen Orden zu gewinnen.

Demartige Erwägungen mögen Ritter Engelbrecht veranlaßt haben 1441 die mühsame Reise zu dem hiesigen Anthon zu unternehmen, wo der 1441 vom Papst ernannte Erzbischof Engelbrecht von Dohn weilte. Umgeben von hohen kirchlichen Würdenträgern seiner Provinz erwartete der Erzbischof am 17. August in seiner Bekleidung des Ritter, welcher kniefällig und mit Thränen des Prälaten um Vergeltung für die Thaten des verstorbenen Vaters, Absolution desselben von Anathem und um Verzeihung, Absolution und Gnade für sich und seine Brüder aufhob. Die Verzeihung und die Absolution des Vaters gewannen Herr Engelbrecht, und die selbst seinen Brüdern teilte der Erzbischof zu vollem Gaudium an, ihre Leiden, die einst zu Tüchtigern des römischen Erzbischofs erklärt worden, erlöseten sie wieder und gemahnet wird ihnen auch neue zu erwachen — aber um hohen Preis! «An den heiligen Evangelien lesend: mußte Ritter Engelbrecht, in die Hände des Erzbischofs, den Eid schwören für sich und seine Brüder, dass sie als Rechtsnachfolger ihres Vaters stets den Geboten der Kirche folgen, nämlich niemals Feinde und Stett Kokenhausen und andere Güter und Herden der römischen Kirche in Verkauf persönlich oder durch andere veräußern, nach Friede, wie der Vater, begüßten würden,

dass sie reichlich zur Säure von Blei, Schwefelungen und Fehlsilber gingen, die einst Ritter Johann der römischen Kirche angethan, 400 Mark Richtig, je eine Mark gleich 24 ungarischen Schillingen, an festgesetzten Terminen einrichten würden! Also Rückgabe von Koblenzen, Aufhebung der Vogtei — das wird wol unter den „Rechten“ zu verstehen sein — und dem noch Zahlung einer so bedeutenden Summe! Konnte doch nach der Berechnung Dr. Schäfers* 400 Mark Richtig etwa 9 — 10000 Reichsmark heutiger Fälligkeit an Metallwerth gleich. Da nun nach Vergleichen von arabischen, Getreide- und Leinwandmassen der Werth des damaligen Geldes ohngefähr 6—8fach höher ist, als der heutige, wäre jene Summe etwa gleich 54000 bis 80000 Reichsmark.

Insoweit war viel gewonnen. Es war die Pflicht der Partei erfüllt, dass der Lehnmann des Vasen in gewisser Erde in der Grafschaft zu Fellenzen leigentlich werden konnte, es war auch die Stellung der Seiten gesichert, der Weg zur vollen Ausübung mit dem Erzbischof angebahnt. Wenn diese erfüllt ist, bleibt dankel denn in den nächsten 12 Jahren verstrichen die Nachrichten über die Gebrüder von Tinschenhausen völlig, erst mit 1304 hebt sich das Dunkel, tritt zunächst noch Bartholomäus mehr in den Vordergrund.

Esse mit allerdings mittelalte Urkunde* des Erzbischofs Friedrich (1248—1270), ausgestellt zu Lübeck am 4. November 1261, berichtet von, dass lange Jahre Streitigkeiten zwischen dem Erzbischof und den Gebrüdern von Tinschenhausen Nikolaus, Domborn von Dorpat, Engelbrecht und Bartholomäus, Rittern, geherrscht hätten, weil die Grenzen der erzbischöflichen und der Tinschenhausenschen Güter im District von Koblenzen höchst unklar und unklar gewesen. Nachdem verschiedene Klagen der beiderseitigen Untertanen an ihn gelangt, habe er der Erzbischof, ein Schiedsgericht eingesetzt, bestehend aus drei Dombarnen und fünf Vasallen des Erzbischofs. Diese hätten sich an Ort und Stelle begiehn und nach genauer Berücksichtigung der Güter einen Vergleich zu Stande gebracht. Diesen Vergleich bestätigt nun der Erzbischof und willigt in einem grossen Austausch der beiderseitigen Güter

* H. B. Nr. 606. — * Die Hausenitz und ihre Wälder p. 276 f.

* Dass aus dem 14. Jahrhunderte stammend, eingehende Copie dieser Urkunde ist im Reichsarchivverzeichnisse zu Spiez erhalten, wo die Faksimile-Fotografie aufbewahrt ist. Ein halb 100 für die vollständige Nachbildung der Urkunde mussen Druck zu sagen.

Nicht weniger als 80 Häben Landes, nicht im Kalkthausischen, theils im Kronsbergischen Gebiet weilen nach dem Ausdruck der Tausenhausenschen Geschlechtsurkunden aus dem 16. Jahrhundert ausgehender, wobei die von Tausenhausen im Habes in Jammersdorf und die Ländereien von Gredow, Lamska, Berron, Oelpendow, Raschendorf und Solken im Kronsbergischen District von 27 theils dem Kurbischof gehörigen Häben schalten. Dieser Auswuchs rundete den Tausenhausenschen Gütercomplex in Pommern-Livland vorzüglich ab und gab denselben feste Grenzen, im Norden in der Ewe, an der lag das belestigte Raschendorf, und im Südosten im Hio-Bekrines, dem Gredow- und Hio-Bekrines. Dagegen übergeben die Urtheile entsprechende Ländereien in Adelsa, Blerenowen und Berron im Kalkthausischen Gebiet, und das Gut von Kronsberg, bei der belestigten Eintheilung und im Jabestende hatten in die Schiedsrichter zugeordnet, während sich nach der unklaren Fassung der Urkunde eine Ansetzung eingestrichen zu sein, indem statt Adelsa und Blerenowen größere Ländereien in Berron abgetreten wurden. Diese Auffassung wird nicht nur durch den tatsächlichen Besitz von Adelsa bis in die Gegend weit gestützt, sondern auch vielfach durch den Bericht der Geschlechtsbeschreibung.

Hier heißt es: „In erster Bekräftigung der landt Hühnd haben Dier überdiers den Berron viel vacierten in den gesten gromen stück geihen und them viel landt abgummen, Sonderlich aber im landtchen Berron, dar Sachmalen Das hauss Swansbergk gehorcht wurden; viel stien, was sich diese bekomen, haben von von den hern Erzbischofen zu leben entfangen. Dey nach haben sich dieselben landt und Leute, So sich dar Orte gelocht mit den hern Erzbischofen zugebentet, und dergleyn widerromen bekommen dar Ork, daiten Erle und Jammersdike belegen.“ — Zu bemerken ist dass diese interessante Nachricht, die Haber von Tausenhausen mitten in selbständigen Kämpfen gegen Romca und Haden zugleich die Grenzen der christlichen Colonie und ihres eigenen Bestandes erweitert, ursprünglich eine weitere Bestätigung findet, dass dieselbe wohl ein helles Licht auf die Verhältnisse bei der Erwerbung des Landes, wenn man sie mit den übrigen Begebenheiten combinirt. Daraus ist es die Gesammtheit der Lande, repräsentirt durch den Orden und die Bischöfe, welche größere Güter erworben und durch Stellung von Grundstücken seitens der

Eingeboren, durch Anlage von Burgas beim Fess in derselben
 dem Schatz aber tritt die Gesamtheit zurück und es wird
 Aufgabe der einzelnen Ritter von den gemeinsamen Stützpunkten
 aus auf eigene Gefahr, auf eigenen Gewinn die Unterwerfung voll-
 ständig durchzuführen, die Grenzen zu beschreiben und zu erweitern.
 Für diese Fess des Hingangs spricht die laute Wahrheitslieb-
 keit, wie die Glaubwürdigkeit der Geschichtschreibern so dass wir
 gern annehmen können, eigene Kraft und Tapferkeit habe den Rittern
 von Tschudnowen zum weitern Landbesitz gewonnen, welchen sie
 im 14. Jahre in Selbstland der eigen nennen, dass dass uns von einer
 Erklärung mit diesen Gebieten irgend eine Kunde geworden wäre.

Abgesehen von dieser Hypothese ist diese Epoche ausser
 von Interesse, als sie uns zeigt, wie der Ritter — als solcher an-
 scheinend Bartholomäus hier zum ersten Mal — und seine Bruder
 consequent den eingeschlagenen Weg der Vererbung mit dem Er-
 buehof weiter verfolgen. Dieser Vertrag von 1384 bezeichnet die
 vollständigen Prokurenstellen zwischen Lehnsherrn und Vasallen, er
 ist die Grundlage eines langen Territorialstreits zwischen ihnen,
 welchen sich in den nächsten Jahrhunderten schenken lässt.

Zuletzt besetzen die drei Gebieter die günstige Lage der
 Düge, um den wasser fest abgegrenzten und geschützten Besitz
 zu schützen und zu erweitern. Eine viel durch die Familien-
 tradition genügend verbriefte Nachricht der Geschichtschreibern
 lässt bereits 1384 Bartholomäus an den Bau des stolzen Schlosses
 Zeman gehen, welches durch mehr als zwei Jahrhunderte Sitz und
 Schatz seiner Nachkommen sein sollte. Erst etliche Jahre später
 auf Ritter Engelbrecht dem Doyzel des jüngeren Bruders gelangt
 man auf Schloss Eis rühmt haben, doch wissen wir, dass 1391
 Eis auch im Bau begriffen war, vielleicht wurde es zuerst in
 Holz aufgeführt. Im Anfang des Jahres 1394 sieht wir dass
 nachher die drei Brüder Nikolaus, welcher unterliegend Doyzel von
 Doyzel geworden, Engelbrecht und Bartholomäus gemeinsam ver-
 folgten, indem es von Hluka Kostell unter Tallford des archiepiscopales
 Mauerbauern Waldemar von Rosen den dritten Theil des
 Dorfes Krensdorf im 20 Mark kaufen* — es ist das letzte Mal,
 dass die Brüder zusammen genannt werden. Nikolaus wird nur
 noch zweimal erwähnt, indem Papst Urban VI. 1363 den Doyzel
 von Doyzel, welchen Nikolaus von Tschudnowen widerrechtlich

* Geschichtsbuch pag. 19 u. Anm. 20.

* U. B. N. 107: Mährisches, XII, p. 98.

ausgeübt habe, zu Gottfried Warendorp verlehrt und 1307, wo Bartholomaeus von Trossenhausen in seinem Testament Stützig und als wenig mächtiger des Nikolaus von Trossenhausen und zwar als Freigebor von Darpai geknüpft. Auch Ettor Engelbrecht tritt seit 1366 immer mehr in den Hintergrund. Wir erfahren, dass er 1357 seiner Tochter Hildegunde von Papst Innocenz VI den Darpai zur Ehe mit dem Ritter Nikolaus von Urküll, Vasallen von Darpai, erwirkt, obgleich Hildegunde auf Margaretha, die erste Gemahlin Ulrichs im vierten Grade mit einander verwandt waren. 1382 wird Engelbrecht von Erzbischof Frohloff neben Bartholomaeus und zwei Brüdern von Schöderichten in einem Güterprozesse zweier rügischer Vasallen genannt und 1387 begiebt er uns zum letzten Male — wiederum gemeinsam mit Bartholomaeus — indem die Brüder einen Lappin mit dem Gute Falggen belehnen. Im allg. müssen zunächst Engelbrecht als eine weiche, vornehmliche Natur immer wieder sehen wir ihn bei Vergleiches und Schlichtungssachen thätig, so 1338 zwischen der Manns- und Koenigsrod, 1342 in Arigau, am 1345 bei Streitigkeiten zwischen Conrad From, Hauptmann von Bavel, und der Stadt Darpai, denn wieder 1362, endlich scheint zu Lebzeiten Engelbrechts das Verhältniss innerhalb der Familie trotz des vertheilten Besitzes ein vorzügliches gewesen zu sein, während die Eintracht zwischen Engelbrechts Sohn Johann und Bartholomaeus von von kurzer Dauer war.

Zugleich gewinnt man den Eindruck, dass Engelbrecht vorzugsweise im Saß Darpai seinen Sitz gehabt habe, denn die meisten oben genannten Urkunden setzen ihn in enge Beziehungen zu Darpai. Dagegen begiebt von Bartholomaeus fast ausschließlich im Ernstfall und als Vertreter desselben. Erst seit 1366, wo Bartholomaeus gegen 50 Jahre zählen mochte, nähern sich die Umriss seiner Gestalt schärfer an, nähern sich die Nachrichten über ihn, nimmt er Theil an öffentlichen Leben Livlands.

Die Erwerbung Rigas durch Ekstherd von Moskofen im Jahre 1280 und die darauf folgenden Verträge zwischen dem Orden und Rigas, der sogenannte Moskofen's Brief, und der Sines (Säms) Briefe, betten die erste Phase des Kampfes zwischen Erzbischof und Orden aberschlossen; der mächtigste Bundesgenosse des Erzbischofs, der vorer, Moskofen's Rigas lag gelegentlich zu Phasen des Ordens, bezog sich unter die Oberhoheit desselben.

¹ U. B. Nr. 1073 u. 1044 — ² U. B. Nr. 1040 — ³ U. B. Nr. 100

⁴ Invalideblatt p. 10 — ⁵ U. B. Nr. 101 u. 104 — ⁶ U. B. Nr. 100

Die Unterwerfung Rigas bedeutete das Ende des offenen Kampfes, über die Grenzen des Zwistes waren nicht getreten, vielmehr der Erzbischof durch den Sieg des Ordens auf die Besetzung seiner Schlösser noch mehr rüstet. So ging der Kampf weiter, über die Hauptstadt waren das Gold und die Felle, die Wollstoffe von Avignon. Der Herzog zog sich endlich ins Innere wieder zurück, der Orden da die übliche Urtheile herauszusuchen und durch Appellationen gegen sein großes Theil persönliche Besten aus Untersuchungen durchzusetzen.

Nachdem der Prozess wegen Rigas Unterwerfung überlang Jahre gedauert, sollte Friedrichs, Cardinallegat von St. Marzin, das Urtheil, welches Papst Innocenz VI am 14 März 1390 bestätigte. Demnach soll der Orden unverzüglich Rigas räumen und dem Erzbischof übergeben, auf dem diesen dieselbe unbeschränkte Herrschaft zu wahren, wie zu geistlichen Dingen sollte. Die Rechte des Ordens sind auf jenseitigen Mann zu beschränken, welches ihnen einst Wilhelm von Modena gestatt, doch behält der Orden seine Einkünfte und Güter, die er vor 1320 denselben besaß und auf vier Jahre nach dem Schluß beim hl. Geiste, bei der Erzbischof auf dem St. Georgsplatze wiederum am Schloß gleich dem alten aufgebaut hat. Gegen diesen Spruch, in dessen Kräfte der Erzbischof von Arian und die Bischöfe von Wenden und Dorpat erannt werden, sollte keine Appellation möglich sein.¹ Bereits am 17 August ist der Bischof von Dorpat, der Bruder des Erzbischofs, in Rigas und läßt das Urtheil gegen den Orden verlesen. Doch seine Hoffnung, Rigas völlig für den Erzbischof zu gewinnen, sah der Bischof getrübt, vielmehr hatte die verkehrte Haltung und die Mißthe des Ordens Rigas völlig gewonnen, welches gegen Aufhebung abgänger Trümmen von Herrschaft im Lande sich um mehr dem Schutze des Ordens auch setzen und ihnen erwünschter Hilfe erfreuen. Vollrecht nach Rechte des vorstehenden Bürgen, dass der Friede auf dem Festung geschlossen und aus Erblichkeit unter Veränderung ihrer Rechte und Privilegien mit sich bringen wurde. So eruchen der Erzbischof Gerhard Mey beim Bischof Johann und protestierte mehrfach gegen jede Veränderung der Rechte und Privilegien Rigas, wesentlich der Privilegien Wilhelms von Modena. Der Bischof von Dorpat aber schlug sich auf die Brust und behauptete, sein Bruder würde wenig nach Besse-

¹ U. B. Nr. 100 u. 101.

zung der Lage nach Rechte Rigas, war dessen Gerichte wohl eine Absicht Ulrichs deuten. Da von der Bürgermeisterei von offiziellem Notariatsinstrument über seinen Posten erhalten und hier lautet als Zeuge nach Ritter Bartholomäus von Tinschenhausen, Vogt von Teyden, als *simplex Laicis*. Nur nach ein einziges Mal später, im Jahre 1311 führt Bartholomäus diesen Titel ausdrücklich; wann er dieses Amt angetreten, wie lange er es geführt, wissen wir nicht, doch ist anzunehmen, dass unser Ritter es im Sommer 1262 bereits abgelegt hat, da ihm der Erzbischof nicht mehr diesen Titel gibt.¹

Haben auch die Vogte in Livland eine im Verhältnis zu Deutschland unbedeutende Rolle gespielt, so war doch gerade in jener Zeit, wo der Erzbischof in Deutschland weilte, mit der Vogtei ein bedeutendes Mass von Einfluss und Verantwortung verbunden. Hatte doch der Vogt die Oberverwaltung sämtlicher erzbischöflicher Schlösser und Güter, war er doch in rechtlicher und administrativer Beziehung der Vertreter des Erzbischofs als Landesherrn. So hat er bei Abwesenheit des Bischofs das Aufgebot der Hingehorenen zum Königsaug; so wird auch in dem Prozesse zwischen Erzbischof und Orden dem letzteren anbefohlen, die usurpirten erzbischöflichen Schlösser und Güter entweder dem Vogt — dem Vertreter des Erzbischofs in geistlicher Beziehung — oder dem Vogt zu übergeben.² Da wahrscheinlich die Tinschenhausen damals wieder im Besitz von Kurland waren und damit zugleich die Vogtei in Sialoten wahrten, hat diese Geschichte und als ihr hervorgehobener Vertreter Ritter Bartholomäus um jene Zeit entschieden die Führung im Krauß. Die Grundlage dieser Rechtsstellung blieb neben persönlicher Thätigkeit der grossartige Besitz an liegenden Gründen und harten Golde, welchen Bartholomäus geduldet zu verwalten und zu vertheilen wusste, um zugleich seinen Kurland und seine Einkünfte zu nähren. Im August des Jahres 1262 finden wir denselben in Lübeck, wo damals auch Erzbischof Poppo sich nach langem Aufenthalt in Kurland wieder hier wurde das gute Einvernehmen zwischen Landesherren und Vasall nach neuer geknüpft, indem Bartholomäus dem Erzbischof die sehr bedeutende Summe von 2600 Mark Silber versicherte, nach der alten Berechnung etwa 30000 RM heutiger Währung. Dieses

¹ U. B. Nr. 416 — * U. B. Nr. 262 — * U. B. Nr. 273

² U. B. Nr. 262 — * U. B. Nr. 273.

Dorika, welche später Chroniken¹ fehlerhaft schon in die Jahre 1355, 1356 ja 1357 verlegen, wusste nach der vorstehende Ritter jedoch dadurch wider zu stellen, dass er sich von dem Erzbischof, des der kontingenten Prozesse in Argona und das Leben seiner Landes mit in Geldverlegenheiten gestürzt hatten, die beiden Schwestern Berbe und Pöbelg mit dem zutheiligen Gelüste verheiratet hat.²

Friedrich ist es höchst fraglich, ob diese Vorsicht den gewünschten Erfolg gehabt, denn die Thatsache, dass der Pfandbrief im Familienarchive geföhren, immer die trückerische Schlußbemerkung der Geschichtsforschung darüber: „ob über das Geld wiederum angeschlossen und bezahlt werden, sei Gott bekannt“, endlich der Umstand, dass Bartholomäus 1358 vor dem Capitel von Riga eine Schuldenforderung an den Erzbischof geltend macht, scheinen viel eher das Gegentheil zu beweisen. Jedenfalls hätte Bartholomäus durch dieses Vorhaben nicht nur seinen Landbesitz betrückerisch erwehrt, sondern auch die Gunst seines Herrn in erheblichem Grade gewonnen, und der Erzbischof müsste nicht diese zu beschlagen bevor nach Tenschhausen in die Heimat zurückgekehrt war. Am 15 September 1361 wieder nämlich Friedrich -dem getragenen und befristeten Ritter, Herrn Bartholomäus von Tenschhausen, Unserem Vogten- und unsern Erben für die getragene Dienste alle Güter, welche uns der selige Nikolaus von Pellen besessen, und erstens in Ra nach gelinsten Tenschhausen durch Kauf und Uebertragung unser Ringer³, da danach Nikolaus dieleiche Form der Belehnung. Bald darauf ist vermuthlich Herr Bartholomäus wiederum nach Livland gezogen, denn im Sommer 1362 wird er selbst unserm Bruder Rungelbracht und 1364 Brüdern von Baysa vom Schiedsrichter in einem langwierigen Güterproceß zweier rigischer Vasallenfamilien erkannt.⁴

Seine außerordentliche Stellung, sein Reichthum, sein lebhafter Sinn für Ehre und Gedeihen des Geschlechts Tenschhausen mochten im Ritter den Wunsch nachgehoben haben, auch über die Wechselstille des menschlichen Lebens hinaus seinen Namen Fortdauer zu sichern, seine Familie ein schönes Denkmal zu stiften. Denn schon seiner Zeit war kaum eine Wahl vorzuziehen, wenn es sich um

¹ Hiltes, Meuse Lit. I, 325. Arch. v. d. Heyden. II 325, Göttingen. (Sv. Jahrb. I, p. 70)

² II. B. VI, Reg. 1357 u. Geschichtsbuch p. 18 u. 11

³ Rungelbrat. d. R. Reg. Gesch. d. 1364 p. 11

⁴ II. B. III, 1362. — * II. B. Nr. 970

dauernde Stiftungsurkunde handelte, um kurzum schriftlich anzudeuten, wie sie als Leihgabe, und meist würden die verschiedenen Geschlechter der Familien, von der Patrone der Pfarre des Vicars: So gründet Bartholomäus von seiner Frömmigkeit und der Liebe für seine Familie veranlaßt, zwei Vicars in der erzbischöflichen Kathedrale, der Domkirche zu Rega. «für ewige Zeiten». Ein Herrn Gottes mit St. Johannes des Apostels und Evangelisten aus goldenen Leinwand weilt er den einen, zu Ehren der heiligen Anna des andern Altar. An diesen sollen zwei Vicars, welche aus seinen Lehngütern in der genannten Diocese und allem Erbvermögen jährlich je 8 Mark Rega erhalten, beten und Messen lesen für das Seelenheil des Stifter, seiner Eltern und seiner Nachkommen zu ewigen Zeiten. Mit diesem Vicarus war ein Erbgräflichkeit des alten Geschlechts verbunden, in welchem bis in das 17. Jahrh. hinein die Nachkommen des Ritters die letzte Reihe gebildet haben. Mit frommem Eifer haben sie diese Güter geschmückt, welche als Kirche der Domkirche, nachdem sie von aller Fröndt restaurirt worden, noch heute an dem Absichte des Bismarck'schen Staates steht, der sie vor 500 Jahren gegründet.

Diese Stiftung bestätigte Erzbischof Fromhold 1364 dem hochwürdigsten und edlen Ritter, Herrn Bartholomäus von Franckheim, Unserem wohlgeleiteten Oberrath und ordnete zugleich im Einvernehmen mit diesem an, dass der Vicar für den Altar St. Johannes von dem jährlichen Erzbischof von Rega zu empfangen sei, während für den Altar der hl. Anna das Patronatsrecht dem demüthigen Senex der Nachkommen des Ritters vorbehalten blieb. Eingehende Bestimmungen über Rechte und Pflichten dieser Vicars, welche in der Bestätigungsurkunde folgen, können hier nicht abgehandelt werden.

Leider ist das die letzte Urkunde, welche Erzbischof Fromhold seinen schützigen, ihm so nahe stehenden Vasallen ertheilt, so dass uns nur hier die Bestätigung Unser wohlgeleiteter Oberrath liegt. Es ist aber Namen und Herkunft Fromholds getrieben worden. Man wollte ihn zu dem Vithaus, resp. Puchhausen machen und ihn aus Wertpfeiler stammen lassen, doch ist von Mönch allerdings dargelegt worden, dass Fromhold dem Geschlechte Vithaus entsprossen und wol aus Lübeck gebürtig sei, wo diese Familie «de ganzes dinsten» mit dem 12. Jahrh. eine hervorragende Rolle spielt. Dieser Nachsatz ist von Interesse

¹ U. d. N. 1260 — ² Mönchungen XII, p. 400

nach für Bartholomäus, denn kann wird man in dem Worte „Hilfen“ nur einen Ehren Titel erblicken können. Warum sollte Frobenius erst jetzt und nicht schon vorher, als Bartholomäus nach Vogt von Treves, also aus weltlicher Stellvertreter war, diese Bezeichnung gewählt haben?

Da nun Bartholomäus zweimal vermählt gewesen und nach den Deuten über die Kinder zweiter Ehe diese eingetragte im Regem der 60er Jahre vollzogen sein muss, liegt die Annahme nahe, das Herr Bartholomäus vor dem December 1264 zum zweiten Mal getraut habe und zwar eine Verwandte Erzbischof Frobenius. Weder Name noch Herkunft der ersten Gemahlin unseres Königs ist bekannt, dagegen hat Ehe oder Ehehe, die zweite Gattin der selben, wie wir später sehen werden, eine Beziehung zu Lübeck und Bartholomäus selbst hat nach 1264 Besitz daselbst, außerdem aber auch Erbverdingungen mit dem Nibsches Geschlecht der Warandens. So spricht dieses darin, dass etwa 1264 Bartholomäus Ehehe, die zweite Tochter eines mächtigen Patriarchenhaus des norddeutschen Lübeck, nämlich des Warandens, in die seine Hittorung in der Däne beimgelührt habe.

Eine waren ja damals die Bande zwischen dem Mutterland und der Colonie und es war der Verkehr zwischen beiden, wie wir das auch an Bartholomäus selbst sehen können. Schon 1268 finden wir ihn wiederum „oben de See“ in Deutschland, wolle ihn das Wohl seiner Vaterländer und zugleich ein Familiengut betraf.

Das Jahr 1268 bezeichnet einen der wenigen Ruhepunkte in dem unruhigen Fahren zwischen Erzbischof und Orden. Man war des wechselseitigen, kampfartigen Friedensens in Angen, das Unfrieden in Lübeck made geworden und schickte sich nach vertragsmäßiger Festsetzung und Zurechtung der dänisch-deuts heinigen Vorlagen nicht mehr entsprechenden Verhältnissen. Der große Hochmeister des Deutschen Ordens Ulrich von Kniprod übernahm die Vermittlung und nach langem Verhandlungen — das Protokoll, geführt von dem heilichlichen Chronisten Herman von Warandens, ist uns erhalten — kam es am 7. Mai 1268 in Danzig zu einem Vergleich zwischen dem Orden und dem Bischof, woben beide Theile von ihren Forderungen nachlassen. Der Orden gab die Oberhoheit über Riga auf, belicht aber sein heines Schicksal mit diesem Verstand und zwar Reihe von Bedingungen mit Einschluss, das ihm das wichtige Recht, dass das mächtige Riga verpfändet sein sollte das von Herkunft zu Rigen. Vor allem

aber wurde dem heftigen Nachdrucke wenigstens in so weit Rücksicht getragen, dass der Erzbischof und damit auch sein Balleyschreiber für einige Zeiten Verzicht leisteten auf die bisher in Anspruch genommene Oberkammerherrlichkeit über den holländischen Meester. Nicht mehr soll der würdige Meester vor den schwachen Priester das Knie beugen und von Verleumdung der Länder leben, die ihm ein starkes Schwert, nicht aber der Bekanntheit der Bruderschaft wehren. Wichtigere aber noch als die Abschüttelung der nur formellen Lehensverhältnisse durch Wegfall des -Hohenzollern-, des Lehenslandes, ist die Aufhebung der geistlichen Unterwerfung des Ordens unter die Bischöfe durch Wegfall der -Obersteuere-, des kirchlichen Trugtitelverwehrens. Damit war der Orden -vom- von der kaiserlichen Jurisdiction, wie in Preussen stand er nun auch in Livland in kirchlicher Beziehung völlig frei da. Eine starke Veranstaltung hatte sich in der Hansastadt abgespielt, um durch geeigneten Friedensschlüsse zu Stande zu bringen und ihn dann glücklich zu feiern. Wierich von Krippecke, der mächtigste Hofmeister des Deutschen Ordens, war umgeben von samaritanischen Gewerkschaftsträgern, der Grossenrathe, der Oberkammerthal, der Obersteuere, der Oberstraggler, der Ordensrenten, die alle waren in Begleitung zahlreicher Ritter und Priester zu dem wichtigen Tage gekommen, und dem heilich-schen Ordensmeister Wilhelm von Vilmersheim standen rathend zu Seite Bernhard von Dreykore, sein ehemaliger Vorgänger im Amte der 1344 nachtrill des Bismarckthum geschiedigt, und die Comture von Felfin und Demnauke. Doch auch Erzbischof Frenschel hat des Gegners in einer glücklichen Umgebung entgegen, nicht weniger als 1 Bischöfe — eines 3 Balleyschreiber von Danzig, Runkand, Cula, Pommern und Sackland und die Bischöfe von Lübeck und Riga — scharten sich um ihr geistliches Oberhaupt. Daneben die Fürste von Gnesen, Ermland und Pommern, die Decane von Gnesen und Runkand, schicklich ja den Deutschherren von Riga und Lübeck — der weltlichen Cleriker nicht zu gedenken.

Aber neben dem beiden contrahenten Parteien gab es noch einen Körperschaften, für deren Wohl und Wehe die damalige Handlung entscheidend war: die Vasallen des Reichthums, die Bürger Rigas. Diese hatten die Bedeutung des Tages wohl erkannt und nicht versäumt, sich würdig vorzusetzen zu lassen. Am der Spitze der

¹ Erbk. d. Verhältnisse d. Ord. Livland etc. p. 1. 59, 109—110

Verhältnisse Livland etc. p. 1. 59, 109—110

Grundbesitzer von 5 Ritters, welche die Interessen der rigischen Vasallen verfochten, stand als erster Vertrauensmann seiner Standesgenossen Bartholomäus von Tisenhausen. Die Führung der städtischen Angelegenheiten war den geschickten Händen der Bürgermeister von Lübeck und Bisps Jacob Plesow und Gerhard Meyr anvertraut. Welcher Glanz, welche Pracht zog sich in jenen Monaten in der stolzen Hansestadt entfaltet haben, als der mächtigste Fürst des ostlichen Europas mit dem ersten Fürsten jener Lande in Danzig zusammentraf! War doch hier alles vereint, was dem Mittelalter einen prächtigen, feierlichen Charakter verleiht, der stolze, feierlichste Ritter, der kluge, geschickte Fürst und der weisheitsreiche, kräftige Bürger. Sie, die einst gemeinsamen deutsches Leben an der Ostsee begründet, stehen sich hier die Hand an ergebnisreichen Zusammenhalten gegen Gläubers- und Händelsunde.

Wel mag Freude und Hoffnung die Brust jedes Patrioten über geschweigt haben und die schönste Feststimmung wird auch Herrn Bartholomäus gelinnet haben, als er nun weiter zog zur frühlichen Hochzeit nach Lübeck: wo sich sein Neffe Johann, der einzige nun bekannte Sohn Ritters Engelbrochts, mit Mechtilde, der Tochter des ersten Ritters Radulphus Tolmann Warendorp, vermählte.

Eine interessante Thatsache, das Leben von Tisenhausen, der Spießfühler der angesehensten, reichsten und einflussreichsten Adelsfamilie Lübecks, das Patricierthum zur Genuß erweckte: ja noch mehr, das es es nicht verschmähte, Bürger Lübecks zu werden¹ und als solcher in die Rittersgesellschaft zu treten — derselbe Ritter, welcher ein Jahrzeit darauf zum Kammerherrn des römischen Kaisers ernannt ward! Es waren eben jene Zeiten, wo der Handelskrieger den Schwert besser führte, als die Feder, wo das reiche Lübeck, auf dem Höhepunkt seiner Macht stand, bereit war im Bunde mit dem Schwertarmigen den Kampf um die Ostsee abzuwickeln mit dem übermächtigen Danenstolz zusammenzufechten.

Als Zeuge seiner Verbindung steht auch heute das Haus, welches Mechtilde ihrem Gatten anbrachte. Dasselbe war damals der größte Ackersaalhof der Stadt, reichte Landwärts vor dem Thore, drei Nebenhäuser, sammtliche Böden an der Südfassade der Weberstraße, umfaßte 9 Balken an der Nordfront und bildeten den

¹ Bericht Dr. Wisniewski an Tisch: Festausweis in Warendorp.

stifteten Besitz, welcher seitdem an Elern Johannes des Neuen (Häckerhof) blieb. Elern 70 Jahre blieb der Häckerhof Eigentum Elern von Troschhausen. Doch mit im 14. Jahre wurde der Neuen nach den neuen Bestimmung in (Wickederhof) geändert, im 18. Jahre ward nun das alte Bürgerrecht des Hannoverschen Postens, das 19. Jahre hat die in die Synagoge gewandelt. Hüten, Hügel, Staat und jüdische Überwachenheit hielt sich ab im Besitz, so ragen sich Häuser von dem Wechsel der Zeiten!

Das sagen verwandtschaftlichen Bande, welche zwischen Herrn Bartholomäus und dem Warendorpe geknüpft waren, sind jedoch kein Hindernis gewesen, dass derselben sich auch in heftigen Streifigkeiten begebenen. Im 14. Jahre erlaubte sich die päpstliche Curie über die Eingriffe in die kirchlichen Verhältnisse durch eigenmächtige Besetzung zu protestiren, ja oft auch schon vergebener Pfänden. Besonders empfindlich hatte unter einem derartigen Widerwilligen, ja widerspruchsvollen Vorgabe des Bischofs Dorpat zu leiden. So wurde z. B. von Papst Clemens VI. ohne jeden Rechtsgrund Johannes Gullabertus aus Dross und Damborn von Dorpat excommunicirt, während Katholik und nach legitimer Wahl zuerst Heydenreich Buschel und nach dem Tode von Troschhausen die Würde des Decanus bekleideten, während im 1365 jene Dambornstelle nicht der eingekerkerten Priester als nur von genannter Engelbrecht von Troschhausen aus hatte. Während des Prozesses über das Decanat starb Gullabertus und zu seinem Rechtsnachfolger succedirte von Papst Urban V. Gotthard Warendorp, welcher demselben das bedeutende Summe an die päpstliche Kammer einlegen musste, weil Gullabertus die Einkünfte eines Jahres versprochen habe, ausserdem aber die päpstliche Kammer nicht weniger oben so viel schuldig wäre, als die Einkünfte sich seiner Ernennung betragen hätten.¹ Die Besetzung der kirchlichen Aemter war so einem unvollkommenen Geldgeschäft der Curie beschaffen.

Ob nun dieser Damborn Engelbrecht von Troschhausen ein Sohn von Bartholomäus von dessen erster Ehe gewesen, oder ob unter Elern auf anderem Wege die erwähnte Pfände in seine Verwaltung gekommen, wie dem nach ist, seit 1365 hatten Streitigkeiten zwischen Troschhausen und Warendorp über Pfände wegen guberricht und Warendorp hatte, abgesehen die prinzipielle Frage über die Rechtsmäßigkeit seiner Ernennung nach nicht mit

¹ Hist. des Evêques f. des Evêques III, 154 160 1660, p. 17

² U. B. Nr. 1915

schieden war, seinen Gegner excommunicirt. Wie wirkungslos die Excommunication jedoch damals war, ergibt sich wiederum deutlich genug, denn trotzdem konnte Bartholomäus als öffentlicher Vertreter der ritterlichen Bürgerschaft an Sitzung vor dem Erzbischof, seinem geistlichen Oberhaupt, erscheinen. Ueberdies war der Prozess im päpstlichen Consistorium zu Avignon vorgelegt und der päpstliche Kammerer Anselm, Erzbischof von Lucca, zum Schlichter ernannt worden, weil der Schwager des Bürgers das ganze Verfahren Günstlich als unrichtig bezeichnet hatte. Die Gültigkeit des Schlichtens müssen vorrichtig gewesen sein, denn der Erzbischof übertrug im Juni 1303 die Entscheidung Conrad von Oweil mit dem Zusatz, falls Warendorp nicht offenbar im Rechte sei, möge er zugleich Herrn Bartholomäus schreiben und nur erst nach einer Curie verlangen, dass er sich dem Richter sprach fügen werde¹⁾.

Dieser Spruch sei überaus günstig für Bartholomäus aus Nordheim. Hierfür Conrad dassa Tag zu Land ausgeschieden, verteidigte sich Thierhausen erfolgreich durch seinen Procurator, den dortigen Domherrn Theobald von Honna, dagegen verurtheilte Warendorp die Verlobung und verurtheilte des Excommunicationsertheil des Bischofs. So war das Resultat des Prozesses, dass im Januar 1303 faerlich das Ansehen über Warendorp verhängt und selbes in allen Diocesen Verkündet wurde bekannt gemacht wurde²⁾. Demut war zugleich der ursprüngliche Rechtsstreit an Bartholomäus' Gunsten entschieden.

In späteren Jahren hat Bartholomäus einen Erblichsstreit mit Frembold Warendorp, welchen 1385 durch einen Schlichterspruch vor dem Rath von Lübeck beigelegt wird. Wir erfahren aus, dass eine Frau — die Vollwaise, wie sie nicht in der letztwilligen Urkunde genannt wird, testamentarisch dem Hilfer der Nutzung seiner Häuser und Hofsitze zugewandt hat, während Frembold Warendorp der eigentliche Erbe ist. Nun verlobt Frembold Zahlung wegen des Hauses und des Hofes, das er erbt hat, doch wird er mit dieser Forderung abgewiesen, nachdem Bartholomäus auf das Nutzungsrecht verstanden hat; dagegen wird letzterem das Verkaufrecht gemahnt für den Fall, dass Frembold das Haus verkaufen wolle³⁾. Leider erfahren wir nichts Näheres, weder über die Vollwaise, und die Art ihrer Verwandtschaft

¹⁾ U. B. Nr. 1074. ²⁾ U. B. Nr. 1075. ³⁾ U. B. Nr. 1077 L.

mit Troschhausen und Warenhorpe, nach über des Erbschaftsobjekt, vermuthlich auch über das Elms und im Lübeck getöndert haben. Jedenfalls ist klar, dass Bartholomäus nicht nur durch Johann verwaltschaftliche Beziehungen nach Lübeck kam und speciell zu dem Warenhorpe gelangt habe.

Doch wir sind den Ereignissen vorzugeseh, dass manche für das Leben dieses Ritters wichtige Thatsachen liegen zwischen dem Jahre 1280 und 1284. Neben Verkäufen von Besitzungen für das Familienleben und des Erbs zu Herrn Bartholomäus tritt in diese Jahre ein Ereignis, welches beweist, dass die Stellung der Herren von Troschhausen nicht nur in dem Grauen Altkönigs eine wichtige und hochangesehene war, sondern dass ihr Ruf auch weiter in das deutsche Reich hinausgetragen war, ein Ereignis, welches zugleich zeigt wie wohlvertraut wir dem Vertreter des brüderlichen Adels eines Wochens waren indem wir denselben auch durch glänzende kaiserliche Auszeichnungen die vortheilhafteste Auszeichnung zu sehen strichen.

Ein letztes Mal auf-fährhunderts hundert wachte in den Jahren 1274 und 1285 ein deutscher Kaiser in Norddeutschland. Karl IV. hatte die Mark Brandenburg für sein Mann erworben und erheute persönlich die vorerwähnten erwähnten Verhältnisse. Von der Mark aus ist der Kaiser im Herbst 1275 nach in die wichtige Residenzstadt Lübeck gezogen, wo ihn ein glänzender Empfang beehrte ward. Hier stand auch Bartholomäus und sein Neffe Johann vor dem Kaiser getreten, der ja nach ihr oberster Lehensherr war, und ein „Städtlich Privilegium“ ergriff von der Umst, welche die brüderlichen Ehrfürsten bei dem Kaiser des heiligen römischen Reichs zu gewinnen verstanden.

Im Deutsche übertragen, lautet der Eingang dieses Gnadenbriefes:

„Carolo dei gratie von Gottes Gnaden Römischer Kaiser, zu allen Zeiten Verwehler des Reichs und König von Böhmen.

Dem Rittern Bartholomäus Ritter, und Hanssen, seinem Neffen, von Troschhausen Unsere Dieners, Hofsprecher und hohen Getreuen Unsere Gnade und alles Gute! In gedächtester Betrachtung der dankenswerthen, getreuen Dienste, durch die Ihr und Ihre Vordere Uns und dem heiligen Römischen Reich sonderlich wohlgethan und durch die Ihr mit dankenswerthen und sonderlichen Verdiensten hilfreich zu Wohlgefallen uns künnet und sollet, setzen Wir beständig aus willkürlichen Mithen und

rechten Wissenschaft Bach und dem Jochen von Bach zu Unserm Diener, Hofgericht und Tafelgenossen in Kraft dieser Schrift gültiglich auf und ab und dem Bach der andern Unserer Diener Hofgericht und Tafelgenossen Scheur und Vermahlung gültiglich einzustellen.

Termine Unseres Kaiserlichen Gebots setzen, Ordnen und wollen Wir heiliglich, das Ihr alle und jede Privilegien, Rechte, Nachlassungen, Begünstigungen, Forderungen, Befreiungen, Befehlungen, nach alle Ehren gemessen, gebrauchen und Bach dem vertrauen sollet und müget zu ewigen Zeiten, welche Unser andern Diener, Hofgericht und Tafelgenossen bis hinnen in und außerhalb dem Reich gebrucht, gemessen, mächtig gemessen und sich vertrauen haben, nach gesamtlich gebruchen, gemessen zu.

Solchem nicht Kaiser Karl von kaiserlicher Macht, Bartholomäus und Johann und ihre also lebende und künftige Kinder, sammt allen Brüdern und Brüdern in einem und des heiligen Reichs, Schatz, Schatz und Verrentung und geistlich allen Unserthum und Getrauen des Reichs, weltlich oder geistlich, hoch oder niedrig, sich gegen die Ehre von Thionowizen anschließen und alle Zeit als gegen Unsere Diener und Knechtliche zu verhalten und ihnen gebührende Ehre zu erzeigen, und sie, ihre Kinder und Erben und alle Jungen oder künftigen Befreiungen und Rechte zu beistehen, zu überhören, zu verhandeln, zu betreiben, zu besorgen oder zu unterhalten (was dem Reich setzen) lassen. Wieweil sich unentzweifelnd sondern weltlich in einem Vergleichten Bach gültiglich vertrauen, schützen und handhaben bei Strafe Unserer schwerem Ungnade, da Wir den Ungehorsam nach Bewegung Unserer Hohm gebunden anzulegen. Zur Erkend mit Unserem kaiserlichen und Reichs-Majestätswort bekräftigt, gegeben zu Lohock 1473, des vierzehnten Octobers im Zehnten Jahre Unseres Kaiserthums und im Fünften Unserer Reichs Röhme.¹⁾

Etwa vierhundert Jahre später hat ein Nachkomme von Bartholomäus diese Urkunde, ihm ererbtes der Beschlungenge (Diener, Hofgericht und Tafelgenossen) betreffend für seinen Sohn Althaus und vorständig sigla er der ersten Worte, den Titel in (Haus- und Tafelgenossen) sondern? Nicht so konnten die Zeitgenossen unseres Hitters denken. Ihm erschien es als die größte Ehre, welche dem städtischen Rathsman aus der seligenen un-

¹⁾ U. B. Nr. 1182 — * Geschichtsbil. Einführung p. 71.

kannten Recht des Reiches an Theil werden konnte, dass der Kaiser des heiligen Römischen Reichs Ihn zu seinem Thätigkeitsort wählte, zu seiner eigenen Umgebung wählte und Ihn zu seinem und des Reichs besondern Schutze nahm. Im heiligen Sprachgebrauche würden jene Beziehungen wohl dem »Kanzlerhonorar« entsprechen, so dass man sagen darf, 1375 wählte der Kaiser von Tinsenhansen zu erledigten Kanzlerarbeiten des heiligen Römischen Reichs Ulrich, eine Würde, die Ihn noch 1411 einnimmt wird. Im Jahre 1388, wo man letzten Mal der Familie ein kanonischer Quasihofbrief an Theil wird, fehlt zwar ein derartiger Titel, doch verleiht Kaiser Karl V. dem Geschlecht eine Reihe von wichtigen weltlichen Vorzügen. Im wesentlichen bestehen die Vorzüge in dem Privileg auch gegen die Landesherren an dem Reichskammergericht appelliren zu dürfen und in der hohen Foe von 20 Mark heiligen Geldes bei Verletzung der Rechte und Schädigung der Güter des Geschlechtes.

Stand also Bartholomäus auch in den angsten und stressvollsten Beziehungen zum grossen Mutterlande, zu seinem kaiserlichen Oberherrn, wie zu der nächstgelegenen Erbschaft Lübeck, vor Ihm auch reiches Straub in Lübeck selbst, in Holstein und Lauenburg besaß, die Grundlage seiner bedeutenden Stellung bilden doch die Güter in Livland, und Ihnen hat er den vornehmsten Theil seiner Thätigkeit gerade in jenen Jahren angewendet. Schon 1367 ist er wiederum in Livland gewesen und hat gemeinsam mit Ritter Engelbrecht — Pröpst Nicolaus von Dorpat wird nicht mehr erwähnt — einen mit Kaiser Ludwig dem Hof und die Güter Yupa, das heilige Stügen, am 20 October verlehnt, was der »Leben- und Kaufbrief« auch 1375 beweist. Es ist der letzte Act, welchen die beiden Brüder gemeinsam vornahmen, bald darauf, jedenfalls vor 1375, ist Ritter Engelbrecht gestorben. Schwarzlich mochte er Bartholomäus berühren, des Bruder blühten zu seinem, welcher nach Ihm erst durch die Flucht nach Avignon das Rülde gescheit und Ihn den Weg gewiesen, durch Vererbung mit dem Erbschaftsbrief seine Stellung zu Lande zu erwerben, welcher Ihn von Jugend auf in allen Lebenslagen treu zur Seite gestanden, aber erste Sorgen für die Zukunft mochten auch in Ihm aufsteigen bei dem Gedanken an die verschiedenen Verhältnisse zu Bezug auf die Verwaltung der Familiengüter.

¹ Geschichtsbef. p. 84 — ² Quasihofbrief p. 14.

Nach gilt es ganz Leibel das strenge Leibeckht, nach welchem nur die Kinder des Vaters, nicht aber der Bruder auf seine Nückkommen des Bruder bestien. Stuch von Vnsall kinderlos, denn sel von Gut kein in des Leibeckhts. Gegen diese Heimallrecht des Leibeckhts gab es nur ein Mittel, nämlich die Gesamtthunbeziehung. Die Erben Ueben «stimmlich» in Besit des ungetheiltes Leibeckhts und einer der Bruder, meist der älteste, umfing die Beklung für die ganze Gut im Namen aller Mütter. So hatte jeder Bruder gleiches Recht an Gut, gleiche Rechte und Pflichten nach aussen hin und einen gleichen Antheil am Verfügen. Starb nun einer der Bruder kinderlos, denn sel von diesem Antheil ohne weiteres an die Miterben, während die Erben eines Gesamtthuners in die Besit des Vaters eintraten, ohne vom Leibeckhts befreit zu werden, da eine Beklung nur nach dem Tode des allein bestienen Bruders notwendig war.

Wir haben gesehen, wie die Gebrüder von Trarbachs bei allen verdingrechtlichen Acten, welche ihr väterliches Erbe betrafen, gemeinsam vorgiengen in 1142, 1154, 1165 Sines, Kugelrecht und Bertholomäus, endlich nach 1167 die letzten letzteren allein. Der Grund für diese enge Zusammenkling war eben diese solche Gesamtthunbeziehung. Die Bruder sogen in Vertreten auf ihr gutes Ervernehmen und im Wunsche, die väterliches Güter der Familie zu erhalten, die Unhohenheiten der gemeinsamen Wirtschaft des Geldes des Heimalls des Leibeckhts vor, und sie haben es nicht bewert, da trotz der reichen Nachrichten keine aller Streitigkeiten hinsichtlich der 30 Jahre der stimmlichen Besitze zuhalten ist. Mit dem Tode Baters Engelbrechts zerkerten sich jedoch die Verhältnisse vollkommen. Es ist schon oben bemerkt worden, dass alle Nachrichten über Kugelrecht auf einen kalten, verwickelten Charakter schließen lassen. Diese Eigenschaften Kugel brechen, von Unhohenheit als älterer Bruder, endlich der Umstand, dass die Bruder gemeinsam in diese Verhältnisse traten und mit ihnen verwickelt waren, hatten keine alle Schwierigkeiten ungelöst.

Nun aber sollte Bertholomäus, der über rechen gerichtlichen Besit verlegte, der Vertretung des Erbschafts, wie seiner väterlichen Gewesen, es, das er im Grunde der Gesamtthun stand, sich dem jugendlichen Johann, als dem Sohne des ältesten Bruders legen, von sollte anderswärts Johann sich dieses Erbes bei allen Ansehungen, bei allen Ausgaben an die Bewilligung

seiner Oberin gebunden zu sein. Konrad hat überweg solche Erwägungen demnach der Waise, sich gegenseitig das Säkralität zu sichern, und Oberin und Neffe haben die angebotene Gemeinverpflichtung nach ein Jahrzeit fertiggestellt. Derselbe erfahren wir von keiner andigen gemeinsamen That, weder von Kauf, noch von Verkauf, noch von einer Belehnung, wenn denn eben die Dinge gehen, wie sie haben gegangen, eben an Beständen zu rüthen. Obigen könnte für die Thatsache, dass von dem Jahre 1207 bis 1222 nichts über die Verwaltung der Panslängüter bekannt ist, auch eine andere Erklärung gegeben werden, als die obige.

Die Regierungzeit des grossen Hochmeisters Warrich von Rupprecht (1221—1228) war ausgefüllt durch die furchtbaren Kämpfe zwischen dem Orden und den Litauern, es war ein Kampf auf Leben und Tod, in welchem sich hier Volk gegen Volk mass. Friedrich wurde für Litauern der Kampf wesentlich durch die eigne Verbindung von Preussen und Livland, welche dasselbe jählich wohlüberdachten Doppelschritt ansetzte. In der Zeit zwischen 1221 und 1225 und etwa 25 grösere und kleinere Kriegerzüge von Livland aus gemacht worden, als Antwort auf die beständigen Einfälle der Litauern, und beide Theile bestreueten ihren Mägen Weg durch rauchende Schlösser und Dörfer, verwüstete Felder, durch Hauf oder Wegschleppung der Menschen. Von einem dieser entsetzlichen Verheerungszüge wissen wir, dass er ganz besonders hart die Herren von Troschowitz traf, deren Landbesitz, im Südwesten Livlands auf zum Theil im jetzigen Polisch-Lithuan geliegen den Karthagen der wilden Feinde direkt ausgesetzt waren. Zum Jahre 1225 berichtet der Chronist Benvenuto von Warberge: ein demselben Jahre — — — machte Konrad, der König der Lithauer, mit dessen Söhnen seinen Bruder, den Könige Algred, sowie mit dem Sohne des Königs von Samland, ihres Aeltern der König von Posen, mit seinen Leuten ein Feindes vor Kauen (2 März) einen Kampf in die Dünengegenden. Sie theilten ihr Heer nach der Waise des Preussen in drei Scharen, verwüsteten die Landbesitz des Herrn Erzbischofes von Riga und verheereten denselben von Troschowitz, nämlich zunächst die Trümmel von Kreuzburg, dann Lockstein, Barossa, Erle, Popsigt, Gemenow bei auch Bakhawen hin, und schleppten Gefangene mit sich fort. Dem Urtheil konnten sie jedoch wegen der Schwereigkeit des Weges nach wegen des üben Schanz keinen Schaden zuzugew; sie blieben über zehn Tage in den Landbesitz des Herrn Karthagen,

wenn auch nicht ohne selbst gewisse Schäden zu nehmen (s. o.). Acht Tage der Pfändung und Verwahrung mögen wohl Sperrn hinterlassen haben, deren Tüchtigkeit Jahre fruchtbarer Arbeit in Anspruch nahm.

So gross auch der Schaden war, wichtiger wohl als irgend ein anderer irrtümlicher Verkauf konnte Bartholomäus von Tiesenhausen denselben vermeiden, da er seinen dem Pfandbesitzer Güter in allen Gegenden Litauens und auch in Deutschland, dazu bedeutende Capitalien von eigenem Vermögen mitbrachte, welche nicht in der genannten Hand eingekerkert waren, bei noch Bartholomäus mehrfach in jenen Jahren beschäftigt. Die Anlage von Capitalien war im Mittelalter, wo überall vom kanonischen Recht die Zinsen verboten waren, naturgemäß sehr schwierig, es gab neben Gütern und Häuserkauf eigentlich nur einen Weg, wenn man sich nicht auf kaufmännische Speculationen verlassen wollte, um sein Geld sicher anzulegen, das der Pfändung, da der Capitalbesitzer im Pfande eine gewisse Sicherheit und bei zur Rücklösung der Pfandsumme in dem Besitze von betreffendem Lande oder Hause eine reichliche Rente gewann. Bartholomäus hat die Gehalts des Erzbischofs und Capitel von Riga geschickt zu benutzen verstanden, indem seine finanzielle Ansicht angeschlossen jene geistlichen Autoritäten von ihm abhängig machte, ihm verschiedeneartige Auszeichnungen und Schenkungen erwirkte und durch den Besitz grosser Pfandgüter eine gewisse weltliche Stellung erhielt. Inwiefern er doch seinen dem Gehalts Berben und Pehelg, welche die Pfandengüter sein schickte erstanden, d. h. mit ihnen so reichlich das ganze weltliche Gebiet des heiligen Wladimir'schen Kreises bildeten, auch noch das Gebiet Samzel phänderte, also drei der kaiserlichen Schlösser des Erzbischofs mit je einem Kirchspiel! Wenn Erzbischof Fromhold nach Samzel verpfändet, ist anzunehmen, doch betrugt 1372 Henrich v. d. B. Bartholomäus von Tiesenhausen, vom Kaiser und Lehnsherrn der Rigaer Landes zu der Rigaer, dass er von Johann von Barten, dem Prior der ritterlichen Domcapitel und Vize des Erzbischofs 1400 Mark Rigsch. von Barten und geschildert. Güter erhalten habe, ein Leingeld für Haus und Land Samzel, welches Erzbischof Fromhold und das Capitel für die gleiche Summe Herr Bartholomäus von Tiesenhausen verpfändet. Henrich stehen bei dem Geschäft zur Seite die ehrwürdigen Knechte und Mägde seines Vaters, als Gerdt Schütte und Gerdken von dem Nyckow, während der Prior je ein Domherr von Riga und

Darpat, Heinrich Orghen, Vogt und Eglew von Hainorden, Drost von Treiden beglückt!

Von der Sorgfalt, mit welcher Trierhausen sich der Verwaltung seiner Güter anwandte, zeugt sich ein Lebensbrief aus dem Jahre 1360. Hier belehrt unser Ritter die sich und seine Erben Johann von der Gube und dessen rechte Erben mit dessen väterlichen Erbe, von 1 Haken Landes, gelegen zwischen dem Lande von Bartholomäus selbst und von Golske (Stinken?). Auf genaue Weise wird hier die Grenze des Gutes angegeben, gebildet durch Bache, Tuche, Moore, besonders bezeichnete Büsche und Sträucher, wobei die Thierwelt zufällt, denn jedes noch so kleine Büchlein seines Stadtrammes führt, wie z. B. Arose, Pepsche, Fagarew, Firkale und Pepslette, wozu das Gut im Kirchhofe Seewegen gelegen ist. Nach der Grundbeschreibung läßt Bartholomäus fort: »Dies vorgeschriebene Land und Gut und Henschlage, wie die vorgeschriebenen Grenz-Schuldungen anzuweisen, soll er brauchen und besitzen zu ewigen Zeiten und mit Hinterkind vererben mit allem Gericht und Recht und allem Erbeher, als Heiden, Weiden, Heidegrüden, Fiederweiden, Wäldchen, Heidenungen und allem, was ihm nützlich werden kann auf dem vorgeschriebenen Lande, und er mag auch bewirren sich alles nutzlicher machen, anzuweisen nichts.«¹

Diese Urkunde wirft ein wenig Licht in die höchst dunklen wirtschaftlichen Verhältnisse jener Zeit. Bei der Eroberung des Landes hatten die Landesherrn des Eingeborenen ihren Landbesitz behalten, nur gewisse Pflichten, wie Thierweide an den Kriegszügen, Hilfe bei Burg-, Brücken- und Wegbau und gewisse Abgaben in der Form von Zins und kirchlichem Zehnt waren ihnen auferlegt, fernher waren sie der Jurisdiction der Landesherrn unterstellt worden. In ganz Europa herrschte in jener Epoche in der ägyptischen Artbildung des Lehensystems, es konnte nicht fehlen, dass dasselbe nach nach Livland hübergetragen wurde. Zum Kampfe gegen die Heiden galt es ständige Kräfte im Gegensatz zu dem jährlich Vorkommenden und beständigen Feigern zu gewinnen, da griff zuerst Bischof Albert zu dem Mittel, die deutschen Ritter durch Belehnung als seine Vasallen in Livland zu gewinnen. Aber was verlorste er und seine Nachfolger? Die Antwort giebt Schilling in prägnanter Fassung, wenn er sagt: »Darnach, dass die Juri-

¹ U. B. II, No. 1171, Nr. 1068 Mathedagen XII, p. 100.

² U. B. Nr. 2942.

letzten, der Zins und Zehnte in der Hand des Vasallen vorrangig sind, beruht die Eigenständigkeit des frühfränkischen Mundobanns.¹ Es waren also zunächst nur Rechte, nicht Land, welche die Beherrschung dem Vasallen gewährte, doch war der Niederlassung der vasallen Vasallen, der festen Abgrenzung seines «Domänen», seine Herrschaft an der geschlossenen Mark trat eine Aenderung in so fern ein, als jeder Vasall sich nun aus den ihm zugehörigen Wäldern und dem Walde von Hofstund, die «*curia*» schuf, es trat weiter eine tiefgreifende Aenderung in der Anschauungsweise ein, indem dem Vasallen der Besitz des Landes und dem Empfänger nur ein gegebenes Recht zu demselben zugesprochen wurde. Mit dieser historischen Entwicklung waren theilweise alle wichtigsten Belagere der Landkulturen auf ihre Lehnsträger übergegangen, diese waren in Macht dem Lehnsherrn gegenüber weit überlegen, sobald es umging waren. In der That ist die gesamte Geschichte Lehnlands ein Beitrag für diesen Anspruch — wir können noch darauf zurück — indem wir am consequenten Anwachsen der vasallischen Macht gegenüber dem Lehnsherrn einen steten Nachlassung der lehnsherrlichen Gewalt aufweist. Dann diese Entwicklung sich nicht noch schneller vollzog, erklärt sich nicht nur aus dem unersättlich bestehenden Gerechtigkeit, welches dem Bischof die Vereinigung von geistlicher Macht, bloßes Vorwissen und grenzen unerschlossenen Landbesitz in den sogenannten Talsitzungen gewährte, auch nicht aus der häufigen Unmöglichkeit der Vasallen, sondern vorzugsweise aus dem Umstände, dass die Vasallen, als echte Käufer der gleichen Zeit, genau eben so unabhängig ihre Güter verwalteten, wie ihre Oberherren.

Da von Knechte, gewöhnlich dem Geldwirtschafft nicht die Rede sein konnte, mussten die Bauern mit Beschäftigung der Hofknechte beauftragt werden, indem jene eben erstellten Abgaben und Leistungen mit Anwesenheit bestgeeigneten Leistungen so die Kirche in Arbeitsleistung organisiert wurden, wie Fineses, der seit der Mitte des 12. Jahrhunderts sich vollzog und die Grundlage der Fineses bildete. Was schon diese Wirtschaftsmethode unproduktiv, so war auch die Verwaltungsmethode noch weit unproduktiv, sobald ein grosser Gütercomplex in steter Hand vorrangig war. Wie der Bischof sein Land dem Vasallen verlehnt hatte, so tingulden nun wiederum die reichen Geschlechter ihre Lehnsgüter Allodualen-

¹ «*Waldenrecht*» H. 100 — ² «*Schilling*» s. 0. p. 81—101

Diese haben rechtlich dem Oberlehnsherrn gegenüber die gleiche Stellung, wie die Vasallen selbst, so dass für die Vasallen der Vorteil nur darin bestand, dass ihre Lehnsherrn einen Theil der Pflichten gegen die Landesherren übernahmen, von einer Zahlung oder rechtshilfigen Leistung findet sich keine Spur. Das Ackerlehen war also nur ein Mittel für den rindem Grundbesitzer, geleistete Dienste zu belohnen und sich eine Schaar erprobter Mannen zu schaffen; von einem Gericht der Vasallen über ihre Unterlehnsherrn ist nichts bekannt. Sehr charakteristisch für das Verhältnis zwischen Vasall und Ackerwirth ist gerade die oben citirte Urkunde. Vermuthlich ist der Vater von Johann von der Gaden gestorben, der Sohn hat bei dem Lehnsherrn 'das Lehngut' gemiethet und Bartholomäus verleiht ihm von dem väterlichen Erbe auf wenige Zinsen ein 'Kuderkübel' zu weiden. Also völlige Erleichterung, wiewohl nach hervorzuholen ist, dass auch der Oberlehnsherr gefunden war beim erblichen Tode des Vasallen das Gut dem Ackerwirth zu lassen! Und weiter, was gewöhnlich zwischen die Rechte des Unterlehnsmanns aufgestellt ist, allem 'Gerecht und Recht', das kommt eben mit allem Vasallenrecht: Jureddien, Zins und Zehnt enthält er das Lehen, was mit allem Zehnte, nicht die Wort stellt aber dessen Rechtlich nach Pflichten gegenüber, es ist eben genau das gleiche Verhältnis wie zwischen Landesherr und Vasall. Hier sind bereits mehrere Ackerwäzallen der Herren von Trossbachern genannt worden, so die Logge, Gard Schmitz-Godde von Nieschen und Johann von Gaden. Der Neckknecht von Bäuer Bartholomäus weilt uns jedoch mit wohlverdientem Stolz noch eine ausserordentliche Schaar von Vasallen seines Grundbesitzes vorzuführen, darunter Namen von solchen Klang, Edelheute, deren Geschichte wir Theil weis bereits wissen, so die Roggknecht, genannt Toff, die Karsch, die von Eßern, die von der Tyrone, Krone, Bremer, Siffersschaff, endlich auch einer von den Pöbken (der eine von Kockell — von alle von Adel, der mehrere Dienstmannen wird gar nicht gedacht). Und von einem dieser Unterlehnsherrn, Hans Engelken, erfahren wir, dass er 15 Haken Landes von denen von Trossbachern zu Lehen trug. Wirklich ein glänzender Gefolge, welches die Tafelgenossen des rindlichen Kamers umgab, welches die hervorragendste Stellung der Herren von Trossbachern in ihrer Heimat vollkommen kennzeichnet!

¹ Schilling a. a. O. p. 178.

² Geschichtsbuch p. 51 u. 52.

³ Geschichtsbuch p. 50.

Es ist mit Absicht hier von den Herren von Tausenhausen gesprochen worden, denn nur ein Theil dieser Adelsfamilien aus Loth von Bartholomäus, ein anderer von Johann, die meisten jedoch von beiden zugleich mit dem Gesamtvermögen. Gleich nach dem Vertheilen an den Vasallen machte manche Schwertknechte mit sich bringen, doch war diese eigenartige Verbindung von Eigenem und gemeinsamer Hand an sich schon vorwiegend genug, um die Thatsache zu erklären, dass das Verhältnis zwischen dem Herrn und dem Knecht immer unergreiflicher wurde und schließlich offene Zwietracht zwischen beiden ausbrach. Noch schufen die Vasallen, wie es der Sprachgebrauch jener Zeit zeigt, die Entscheidung herbei, doch zwang es schließlich der wachsende Haß ein Schwurgericht einzusetzen, welches über die heftigsten Ansprüche und Anlagen urtheilen sollte. Bartholomäus erlor für sich und seine Söhne Claus und Hermann zu Unterstauffern Herrn Johann v. Rosen, Viko von Wragell und Henrich Meier, während Johannes Ebermann von Johann von Dahn, Friedrich von der Bage — vermuthlich seinen Stiefvater — und von Lohke (Ludwig) Hebe vertreten wurden. Das Resultat dieses Schwurgerichts liegt uns in zwei Urkunden vor, welche nach der Sitze der Zeit gleichzeitig von Bartholomäus und Johann am 27. August 1262 angesetzt und angesetzt wurden¹. Die Urkunde von Bartholomäus, welche in Johann übertrug, ist schließlich in die Graf Tausenhausen-Helldorfsche Bibliothek gelangt, jene von Johann ist im Herzoglichen Familienarchiv gelitten, um dass wir dem größten Theil desselben diesem Zwecke des Geschlechts nach Warenden es folgen.

Zwei sprachlose Aufgaben waren es, deren sich die Vermittler an niedrigen letzten Zwischzeit galt es die verbleibenden Streitigkeiten kennzeichnen, welche zumeist durch gegenseitige Angaben zum Besten des Gesamtvermögens, vielfach auch durch tragliche Zugehörigkeit einzelner Güter zum Familienbesitz entstanden waren, sodass aber demerselben Abhilfe zu schaffen. Der vorliegende Vergleich zeigt uns dass Bartholomäus bedeutende Anlagen im heftigsten Interesse gemacht hat, wobei es nicht liegt an die Kaiserkrone in Lohke zu denken. Johann verzichtet nicht nur auf alles von Bartholomäus erworbenes Gut in Lohke, als in den Störern Bage, Dorpat und Usch, sondern auch auf Geld und Rente, Hühn, Dorf und Landgut in der Stadt Lohke, in Helldorf und Lüneburg, gleiches Graf Eberhard letztem Ver-

¹ U. E. Nr. 244 u. Beilage I, Nr. 66.

nigen Bartholomäus und Johann mit sanfter Hand verfahren hat, Ferner muss Johann noch die nachfolgende Schuld von 1500 Mark Hüllich abzulösen. Von diesem bezahlt er zugleich 500 Mark, indem er dem Hof Ruse von Despot an Bartholomäus und seine Erben überlässt, während er für den Rest von 1000 Mark sich verpflichtet einsetzt, wenn und wo sich Thierm er begehrt. Hierin sind dagegen die Zugeständnisse, welche Bartholomäus in seiner Urkunde zu machen hat. Fünftens erhält nach Johann hienach die rechte Hälfte seiner Güter als persönliches Eigenthum, aber den ganzen Kubanus gegenüber, wie sie die Übergabe der Güter in Deutschland, des Hofe Ruse und jene Schuld betreffen, wird ihm als einziger Erbe das Dorf Heltzowen, das bestige Gut Heltzowen

Aus dem zweiten Theil des Vergleichs geht vor allem klar hervor, wie schwer es dem Vaterm ist, die allerbetrübteste Ordnung, die erbrechtlich in günstigen, angebotenen Besitz aufzugeben. Kein einziges Mal wird direct von einer Theilung gesprochen, nur für den Fall, dass sie auf kurze, festgesetzte Zeit theilen wollten, werden die älteren Bestimmungen angegeben, und vorzüglich werden zugleich die Bedingungen vorgelegt, unter welchen wiederum das Vermögen vertheilt werden kann. Wünschen also die beiden Parteien eine Theilung, so soll diese nur für 10 Jahre Gültig haben: Johann, als der ältere Bruders Sohn, hat die Güter «mit» zu «legen», Bartholomäus hat die «dar» oder «zu» «kommen», d. h. die Wäld zwischen beiden Theilen. Ist nun die Frist von zehn Jahren abgelaufen und wünscht einer gütlich von dem andern «mit» zu «kommen», dann soll jeder bei dem «Losen», das er vorher «geboten» hat, bleiben; wenn die beiden Parteien aber aus werden das Güter wieder zu vertragen, soll jeder das mit der Theilung erworbene Vermögen, respective die gesehene Schollen für sich behalten. Endlich verpflichtet sich nach Bartholomäus und Johann, jeder einzeln, nichts von den Erträgen zu verkaufen oder zu verpfänden, ohne es vorher zu dem von Andern gebotenen Kaufschilling ihren Verwandten anzubieten.

Das geschick Mettwoch nach St. Bartholomäus, lange vollen zwei Monate später, am St. Gallustage, d. h. am 16. October 1282, wurde die Theilung selbst vollzogen. Der eine «Theilhaber» ist nach 1555 in Berlin gewesen und vom Kaiserherrs Heinrich von Troschleben copirt worden; er beginnt folgendermaßen:

«In Notizen domini Anna domini 1362 ap B Galleus Dux de verba de Tractatibus gestorum, Twischen De Hara von Tinschenhausen, Herr Bartholomäus und Herr Johann, Hüters geboten von Tinschenhausen, und ihrem Heubten erben. Also kome Siltz über die Frit von 10 Jahren, kome Andening über den geortlichen Charakter dieses Actes! Es scheint, als ob die Väter, nachdem sie nach langem Schwanken es endlich gesagt, die Möglichkeit einer Theilung im Auge zu fassen, namentlich in diesem zwei Meenten nach völlig in der Theilung gewillt und von vornherein den Gedanken an eine Wiedervertheilung der Güter aufgegeben hätten.

Jeder erhaltene Theilstheil geibt die Güter an, welche Hüter Johann in dem Erlaschen Ackerfeld „geleigt“ hatte, mit genauer Angabe der Hakenzahl jedes einzelnen Gebietes, aber jeder Paggart und zwar: Jagwörden mit 80 Haken, Miltzen mit 57, Aiken (Acker, wie Miltzen von Engel von Erbe) mit 42 H., die Paggart Erbe mit 46 H., Fohsche mit 58, Oltzen (Oltzener) mit 27 Haken. Ferner gehören von dem Erlaschen 2 und zu dem Rauschen Dorpe (Koschendorf, wie verlehnt auch Steine, in Polzsch-Lofsted) 26 Haken, wofür noch 2 Haken (Stamm vor der Partee) mit einem Zuschlag von 10 Mark und das Land (das wie zugestanden ist von Kokenhausen). Es sind mithin nicht weniger als 297 Haken Landes, über welche der Erbe des Erlaschen Theils dieses Verfügungsrecht grünte. An diese Ländereien schloß sich dann „die Mannschaft, die Vasallen des Erlaschen Antheils, nämlich Hans Kugelcke mit 20, Hans Hermann mit 6 und Lambert Hermann, „de Gabelcke“ und „Hinzich Eigen domter“ mit je 4 Haken, also im Ganzen 36 verlehnte Haken, welche mit je nach 267 maniere des Erlaschen Gütercomplex zusammen. Zu diesen dreierlei Bestandtheilen erwachsen, resp. abstrahirtes Vermögen, vaterliche Röhler in eigener Verwaltung und verlehnte Ländereien, gewillt sich endlich nach ein kaiserl. Weisthaffler Decret im hohen Schlosse Kokenhausen.

Dabei blieben die Grundzüge der Theilung zwischen 1362, wo Hüter Nagelbrocht sich zu Auftheilung von Schloss und Vogtli Kokenhausen verpflichtete, und 1369, wo wir die Herren von Tinschenhausen wiederum im Decret des Schlosses finden. Wenn Endlichsel Freihold 1361 „auf Unseer vortung, Kokenhausen erkauflet“, also das die Tinschenhausen zugegen ist, sohaben wir daraus nicht unbedingt

schlossen, dass die Bestätigung erst später erfolgt sei, denn nach 1542 haben die von Troschhausen nur einen Theil des Schlosses kennen, wie uns ausdrücklich gemeldet wird. Ein Theil des Postzug blieb mit 1542 stets in der Gewalt der Erbschäpfe und in dem verfallenen vermutlich das archaischste Töpfer von Kokenhausen, wie uns solche z. B. um 1570 an Otto v. Rosen und Woldemar v. Wraschel¹ und 1586 an Hermann Kruse² bezeugen. Diese Theilung des Schlosses ist wol auch der wesentlichste Anlass der fortwährenden Streitigkeiten zwischen dem Erbschäpfe und den Herren von Troschhausen gewesen. Denn sogleich nach dem Tode Erbschäpfe Proskold (1570), welcher Bartholomäus so wohlgekannt war, begannen die Zwistigkeiten von Neuem, indem nach dem Ausschl. der Geschlechtsabstammung des Erbschäpfe Sieghard Hinberg und Johann von Barten (die von Troschhausen wegen des Hauses Kokenhausen befragt angesehen) haben sollen — ruhiger Gemuth das schonen Bistum war den Ritters nicht beschieden!

Freilich lang ihr Herz an dem hohen Schlosse zwischen der mächtigen Düne und der heiligen Pforte. Das stolze Ruinenzwerg der Vergangenheit, die sich so dauerhaft knüpfen, die Hoffnung auf sicheren Schutz hinter des starken Mauer in künftigen stürzlichen Zeiten, sie lassen sich keinen der beiden Väter durch die Plan zu Linderlein erörtern. Sie legen es vor auch das Schloss selbst zu helfen.

Der ganze wird aus nicht nur über die Theilung von Herz, Winterzeit, Vieh und Land verfügt, auch die Wohnräume werden so sorgfältig geschieden, dass wir uns fast die Bild vom Schlosse machen können. Da erzählen wir von der „gewählten Herbergschänke“ im Schlosse d. h. bei den Wohngemächern im oberen Stockwerk, vom „alten“ Kauer, dem Historial (der noch wird nicht erwähnt, er machte dem Erbschäpfe angehört), von dem Flomchhaus, einer wähen auch des „Mahlhaus“ besteh, von zwei gewählten Kellern, von „Hessings Kämmer“, von einer „Hoffens“ Stube und von einer Küche mit einem Backofen in geschütztem Gehäus. Letztere soll im Sommer, der Geflügelzucht stets von beiden Theilen gemeinsames benutzt werden, während die übrigen genannten Räume abgetheilt und die Kammern von dem Flomchhaus ganz in zwei gleiche Theile zerlegt werden sollen, so auch das Torwerk

¹ Geschlechtsabst. p. 89. — ² U. B. VI. Kap. 156 f.

³ U. B. Xa 1219. — ⁴ p. 12.

mit dem Stadtkanzler bei Kokenhausen (S. 1 bei der Stadt), der Garten beschrieb und alle zum Schloss gehörigen Ländereien vor der Stadt Kokenhausen und jenseits der Pforte. Ja, so genau hat Johann von Troschhausen gehalten, dass er selbst die Ländereien *d i* des Altes vor dem alten Bontar nicht vergessen hat, sie werden beiden Theilen in gleicher Weise zur Benutzung zugewiesen. Was auch mit den Bestirungen die Thätigkeit der beiden Väter getrennt, in dem Hausstande sollten sie sich zusammenfinden, um von hoher Altes aus das Auge zu weiden an den herrlichen Wäldern und Feldern, die sich als im Eigenthum von Dina und Pette breiteten — es kann Zug von Sontrentalinn, in der sonst so trüblichen Urkunde.

Nach wird eine Mühle zu Jerslow bei den Steilen dem Kokenhauer Anteil zugewiesen, nach werden Bestimmungen getroffen über die Art der gemeinsamen Nutzung der Pommern-Bünde bei Kokenhausen und der Fischerei bei Buschendorf, sowie über die Verteilung der auf Kokenhausen ruhenden Schulden, dass beide der Thierzucht ohne jede Schließensetzung kurz ab.

Dieser Kokenhauer Parte: Nach Ritter Johann zu sagen, wodurch wir in der Lage sind, von Vainöpts vollständig genau zu hören. Da der ganze Schillingstheil von Kokenhausen auf die Haken (oder Lehen) geschätzt wird, umfasst der Kokenhauer Anteil, abgesehen von Kokenhausen selbst, Mühlen, Vorrücken, Fischwehren, Häfen und Wäldern und dem Lande von Kewlinshorn mit 10 Mark Geldes (200 Hk), 600 Haken Landes (200 in diesem Bezirk 90 verbleiben und 50 bei Kokenhausen), wenn dann noch das Dorf Hellenhorn und der ganze von Michael Warendorp eingebrachte Bezirk in Lohck kommt.

Treffend bemerkt Heinrich von Troschhausen: „Und obwohl die Thierzucht des Herrschaftlichen Pforten jüngerer Zeit nicht vorhanden, so hat man dennoch höchlich zu wünschen, dass Herr Bartholomäus, weil er die irren Kue und Wakl gehabt, an Landgütern und sonst nichts weniger nach dem Herrschaftlichen Parte viel bekommen haben, als Herr Hans nach dem Erlischen Parte erhalten.“ Daher wird man das Herrschaftliche Erbtheil glücklich auf 410 Haken Landes ansetzen dürfen, welche sich aus den Gütern Borsen, Lauterwee, Marten, Selgowsky, Grundke, Alt- und Neu-Cöllnien, Fölgen, Tysen mit Windain, Alt- und Neu-Sälke,

¹ Das Michael p. 11. — ² Geschlechtsb. p. 15.

Charlottenburg, wol auch Polzen und vielleicht Lützen, Lützen und Lützen zusammenzusetzen.

Der persönliche Besitz von Bartholomäus lässt sich leider nicht so genau schätzen. Wir erfahren, dass er im Erzstift, im Stift Dorpat und im Stift Oesel besitzlich gewesen, wir können auch einzelne Güter, jedoch ohne Angabe der Hakenzahl nachhaft machen, aber jeder Anhaltspunkt zu einer Maximalschätzung fehlt. So lässt sich denn nur sagen, dass Bartholomäus im Erzstift besessen hat: die Güter des Bisthums von der Palk, die sogenannten Anachen Güter, 4 i Hakenhof, Sankten und Golgwsky, jene 8 Haken, welche Hans von der Gaden verlehnt waren, die Dörfer Strömen und Warkelen im Lublinschen Gebiet, den Hof zu Siggissem an der Düna und die Fuggisken Vesten und Sahlke wohnt Ländereien vor der Stadt Kokenhusen.¹ Der letztgenannte Ländereien besitzt Bartholomäus seit 1389 von Hisko Liva gegen den Hof Pamel in der Wiek ein, doch wissen wir, dass er auch später noch Güter dieselbst besessen hat, da er nach 1399 Vasall der baltischen Diocese gewesen wird.² Zu diesem Lebensstadium kommen denn auch die Pfandgüter: Serben, Pölsig und Sunzel, deren Werth wenigstens bekannt ist, nämlich 4000 Mark und der oben erwähnte Hof zu Kone im köpplischen Stift im Werthe von 500 Mark, es kommen denn Hasser und Güter in und bei Ljbeck, in Holstein und Lüneburg, es kommen endlich noch dazu die großen Pfandgüter im Stift Dorpat.

In der letzten Periode von fast 200 Jahren mit der Befreiung Ritter Engelbrechts mit einer Kyrigade im Stift Dorpat im Jahre 1294 können wir nachvollziehbarerweise nicht ein Wort über die kuppischen Besitzungen der Tiesenhausen. Diese Thatsache könnte mit Recht nach gegen die spätere Familienstiftung die Frage aufzuwerfen lassen, ob nicht jene Kyrigade, sei es durch Todesfälle, sei es durch Verkauf von den Kindern der Familie gekommen, und ob diese nicht erst im 15. Jahrhund. wiederum im Stift Dorpat grosse Besitzungen gewonnen habe. Wir sind in der Lage, diese Möglichkeiten völlig verworfen zu können. Neben die Thatsache, dass Ritter Johann, der Vater unseres Helden, Beziehungen zum Stift Dorpat hat und darüber in Polzenen bezeugt ist, dass Ritter Engelbrecht fast ausschließlich und nach Bartholomäus, wie die Erben, mehrheitlich als Vasallen Dorpats auftraten, spricht gegen

¹ U. B. Nr. 2013, 2041 u. 2042. U. B. VII, Nr. 266 und Böhm. I, Nr. 34.

² U. B. Nr. 1209.

obige Annahme, es wird völlig widerlegt, wenn wir erfahren, das Bartholomäus Petronovich von Kavelocht und zwar gemeinsam mit seinem Neffen Johann gewesen, das 1417 Bartholomäus' Anteil am Ritter Engelbrocht, Herrn Johanns Sohn, von dem rechten vaterlichen Erbsitz des halben Schlosses Kungotul verkauft und dass nemehr das ganze Schloss besitzt, das vor allem 1418 der Ritter Peter von Troschhausen, Bartholomäus' Sohn, von einem Neffen seines verstorbenen Großvaters nach dem Tode erwarb. Letztere Grund ist schlagend, denn gerade als Zugabe zum Burggut in Olompä hatte ja Bischof Hermann zwei Kyrlogunde verlehnt. Es schließt nur anstehend inzunehmen, welche Güter im 14. Jahre im Besitze derer von Troschhausen gewesen, und da weisen die obigen Nachrichten klar auf die beiden Schlösser Kavelocht und Kungotul oder Gungota hin, die eben damals zusammen den Kirchspiel Pajes, heute Kavelocht, zum Kirchspiele bilden. Da diese gehörigen Güter erstreckten sich jedoch weit über die Grenzen des heutigen Kirchspiels hinaus, es gehörten große Theile von Ringen, wie Alt- und Neu-Kirumpah, Uälora, Heester, jetzt an Schloss Ringen gehörig, und Helesarna dazu, die dann mit Beirunges im Olompätschen Kirchspiel, als Kuppelhof, Handel und Viehhof nach Poltag zu einem nützlichen Gütercomplex zusammenwachsen, als dessen vertheiltes Schicksal noch ein Bestandtheil in Dospa, belegen bei der kleinen Gildstube, ein zweites von dem Domburge und im Domschick belegen, das Poltag in Kavelocht und der Burgitz in Schloss Olompä mit einer Erbstatt im Weickhöle im werten waren.

Eine spätere Urkunde gibt von dem Gesamtwerthe von Schloss Kavelocht mit allem Appertinenz im ringenschen und olompätschen Gebiet auf 150 Hufen Landes an, wobei das Land eines Untertanmanns und mehrere Gerode nicht mitgezählt sind. Kaum geringer wird das an Schloss Kungotul gehörige Gebiet gewesen sein, wenn man von dem dort 1418 angekauften 18 Dörfern resp. Gütern allein 50 Hufen entlehnt, so dass wir den Landbesitz der Familie Troschhausen, durch Helesarna und den Hof Reme mitgerechnet, im Stük Dospa auf etwa 200 Hufen Landes schätzen dürfen. Ob diese Güter schon vor dem erwähnt

¹ U. B. 260. — ² Bisthums I, Nr. 225. — ³ Bisthums I, Nr. 227.

⁴ Bisthums I, Nr. 227, 218 u. 241. — ⁵ Bisthums I, Nr. 226.

⁶ Bisthums I, Nr. 225. — ⁷ Bisthums I, Nr. 228 u. 227.

wie schon gesehrt worden sind, aber aber ob aus nur ein ungünstiges Geschick die gleichartig unterworfen getrennten Theilstrich für die Unter im Stift Dorpat vorvertheilt hat — darauf wagt der Unsinn, dass Ritter Johann Hoffmann versch erhalt, also doch sei aus der Gesamtsumme des Vermögens — das lässt sich jetzt nicht entscheiden, ebenso wenig, wie es bestimmt werden kann, wie viel Bartholomäus, wie viel Johann von diesem Besitz haben. Da aber die Güter von Bartholomäus nicht nur ganz Kowalewitsch mit Kabanin, sondern auch die Hälfte von Kongelini als ihr untergebenen Erbe bezeichnen, scheint auch hier der Besitz von Bartholomäus nicht geringer gewesen zu sein, als der seines Neffen, etwa 180 gegenüber 170 Haken.

Für uns wir diese Nachrichten über den Güterbesitz zusammen, so ergibt sich folgendes Resultat. Ritter Bartholomäus v. Tiesenhausen besaß im Erbsitz etwa 410 Haken Landes an untergebenen Erbe, dazu an Eigengut 4 Güter, 2 Pöppelgüter und 2 Dörfer darunter, sowie mindestens ein Gut im Stift Oesel, dessen Gesamtwerth mit 80 Haken schwerlich zu hoch berechnet ist, 180 Haken im Stift Dorpat und die Pfandgüter Serben, Pribalg und Saatzel im Werth von 6800 Mark Silber. Ferner wagt er Hans in Dorpat und viele Güter in Libau, Holstein und Lüneburg. Rechnet man den Besitz von Johann mit 130 Haken hinzu und setzt dem den Werth von Haken und Mark in unseren heutigen Rubelwerth um, indem ein Haken gleich 20000 Rbl und eine Mark Silber (ist oben) gleich 60 Rbl gesetzt wird, so stellt sich das Familienvermögen desselben von Tiesenhausen etwa in Ansehung und nur in Grundbesitz auf 670 + 800 = 1200 Haken und 4200 Mark Silber rechnet auf 24 Millionen und 140000 Rbl heutigen Wertes, wovon auf Bartholomäus' Antheil etwa gegen 14 Millionen entfallen. Ein gewaltiges Besitz, wenn man bedenkt, dass alles Besitztumgen alles folgende Hebe die Schlösser, die Häuser in den Städten, die großen Beständen in Deutschland untergebracht gehalten sind!

Und diese bedeutende Macht, welche ein solches Vermögen, an sich und durch die ständische Schaar von Aftersassen, Dienstmannen und Hinterlassen repräsentirt, wie bisher mit keiner Hand anzugreifen und verwerthet werden, so hatte den Eltern von Tiesenhausen eine Stellung geschaffen, mit der im Lande sich keiner der Standesgenossen messen konnte, da auch über die Grenzen Ansehung hinaus Anerkennung fand. Die Theilung von

¹ Materialien zur Kenntnis der lat. Kaiserwahlakten, Tabelle 52

1182 bedeutet einen Wendepunkt in der Geschichte des Geschlechtes: Werden jemals wieder die Güter vereinigt werden? Wird das Familienerbe, nachdem es nun auseinander gerissen, erhalten werden? Wird das Geschlecht seine Nachzuchtung auch wieder behaupten können? Das waren die Fragen, die sich nacheinander erhoben. Das Familienerbe ist nun mehr zusammengebrochen, mit der Theilung der Güter fällt die dauernde Theilung des Geschlechtes in den Ketzischen und Beromüncher Stamm auseinander, die typig wachsende bald Zwang zur Vereinigung hervorgerufen haben, bei jeder Einzeltheilung zum mächtigen, volgepflanzten Ganzen geworden. Doch symbolisch blieb die Verthigung bei der Theilung von Kokenhausen dem A'ten und Gefangenenthums gemeinsames Ziel. Gibt es Freude oder Ehre der Familie, drüben dem einzelnen Gruppen über das ganze Geschlecht ererbte Gefahren, dann wachen die getrennte Familie wieder zu einem Stamm zusammen. Und diese Treue und Blutsständigkeit gab die Kraft, welche das Familienerbe nach und nach, welche alle Angriffe abgewick abwickel, welche den Herren von Trebnitz ausverkauft, strengs Privilegien erlang, so dauerte es bis in jene Tage, wo alle Ordnung im Lande sank und wo fremde Machtüber das Land aus einander rissen, zugleich mit dem Lande auch den Freund vom Feinde, den Gruppen vom Gruppen!

Bartholomäus stand schon im Grünsand, als die Theilung vollzogen ward, er warher' etwa 20 Jahre alt, aber es ist charakteristisch für diese kerrige Natur, dass seine Thätigkeit und zugleich sein Aussehen mit den Jahren nur noch mehr zunahm, dass er seit 1282 noch energischer in die Entwicklung des Rechtsbewusstseins und der politischen Geschichte seiner Heimat eingriff.

Die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts ist grundlegend für den Aufbau der Verfassung sowohl der gesamten baltischen Confederation, wie der weltlichen Ritterschaft. Indem der Bischof, der Orden und die Stadt Riga in Marien Kampfe um die Vorkerrschaft in den baltischen Ländern rangen, zeigte es sich welche Partei die wahren Interessen des Landes vertrat. Hier der herrschende klergerichtlich übermächtige, vom Papst abhängige Erzbischof, seine weltliche und weltliche Rechte verpackend, gestützt auf alle Rechte, denen er durch Erfüllung entsprechender Pflichten neuen Beschäftigung zu verleißen nicht im Stande war, wenn ihm die selbstherrliche, unabhängige Hausmacht, doch mit all' ihren Interessen zu den deutschen Hauptstädten, zu Bismarck und Lüttich verwiesen, beide zu Grunde mit den wilden Erbfeinden des

Landes. Davi der Orten, schon durch seinen Besitz mit den Interessen aller Landesleute verknüpft, der Vorkämpfer des gesamten Litwens nach seinem, der Träger eines bewiesenen, wenn auch selbstständigen Kriegerpostens noch immer Ohne Zögern optieren die Stände Litwens ihr den Orten nach gehen zu diesem Ganzen in der Confirmation von Dorpat 1564 zum ersten Mal dem Großherzog Ausdruck, dass die so verschiedentlich abgeschiedenen Territorien Litwens ein einheitliches Ganzes bilden, für dessen Gesamtwohl es sorgen die einzelnen Machtbesitzer gleichmäßig verpflichtet wären. Es ist charakteristisch, dass in dem Augenblick, wo der litwändischen Einheitsgelände gehören wird, die litwändischen Vasallen als selbständige Macht zum ersten Mal, repräsentiert durch die Ritterschaft Dorpats, betheiliget, dass die einzelnen Vasallen Fortwähren können in Folge ihrer eigenartigen Entwicklung hier nicht in Betracht. Gegenüber dem König, weltlichen, landfremden und erblichen Prälaten und Ueltravikern stellen die Vasallen als das beständige Element dieses Litwens mang verhalten sich mit dem Ganzen des Landes. Unter einander geriet durch gleiche Interessen gegenüber dem Landesherren erhebet der Vasallenstand von nun ab als Vermittler zwischen Orden und Reichthum mit dem Bestreben die Territorien gegen die anverwandten Feinde zusammen zu fassen, Gut ab hier und da Schwankungen verkommen, die Macht der Verkäuferten und die Liebe zum Vaterlande wie immer wieder den Vasallen diese Rolle zu, und in dieser Stellung und durch dieselbe zwischen dem Landesherren haben sie zugleich sich ausgebildet zu einer einheitlichen Organisation mit bestimmtem Rechte, mit fester Organisation. Man darf sagen, von 1504 bis 1568 ist die Geschichte des litwändischen Einheitsgeländes mit der Entwicklung der Ritterschaften als Landesstand coincident.

Die Ritterschaft von Riga am Ende des 15. und am Beginn des 16. Jahrhunderts konnten sich der Liebe ihrer Vasallen nicht rechnen; wie haben zu dem Beispiel Johannes von Troskenen gesehen, dass die vier Verkäufungen der Rechte ihrer Mannen nicht zurückrechen, die Gefangennahme des Bischofs Johann von Tschelke durch seine Vasallen gab dem Urwille der Gesamtheit Ausdruck. Als von Bischof Prochaska 1571 aus dem Lande sah seine Anklager schutzlos verlassen, als er sich nicht vereinigt mit den Landesherren, dem baltischen Litwens, in ein Bündnis zu treten und damit seine Vasallen gleich sehr den Strauchelrängen von Freund und Feind aussetzte, da hatten sich die unzufriedenen

Vasallen ihren Vasallen erkennen, da zwang sei die Reich zu selbständiger Politik. Am 23. April 1316 schlossen das römische Domkapitel, der Deutsche Orden und die Vasallen des Erzbischofs zu Bogenwald ein Sekret und Tretschiedens gegen alle und jede Feinde jedes einzelnen Contractierten und gelobten einander treu beizustehen und keiner ohne den andern irgend welche Verträge oder Vergleiche einzuschließen¹.

Dieser Brief hat dort neben seiner Bedeutung als politischer Akt des Ordens den Anspruch erhalten, der Ausgangspunkt des staatlichen Lebens der römischen Vasallen zu sein. Drei Gesichtspunkte sind in dieser Beziehung hervorzuheben. Erstens fällt auf und zeigt sich die Vasallen, die bisher nur das gleiche Lehnrecht kannten, nicht als eine durch gleiche Interessen verbandene Gruppe, welche sich selbst für das eigene Wohl handelt und nicht. Zweitens läßt diese Gemeinsamkeit sich durch mehrere Gruppen vertreten, das sind Verwandlungen und Wahlen voraus. Wenn auch auf die Schwärze der Vertreter (Johann v. Pahlen, Waldemar v. Bienen, Johann und Rudolf v. Ungern, Johann v. Urskall und Johann v. Ostinghausen) kein großes Gewicht gelegt werden kann, da schon in der nächsten diesbezüglichen Urkunde Johann von Tauschhausen, der später die Führung übernimmt, als ständiger Vertreter, scheint doch mit dieser Vertretung der Vasallen der Kern des späteren Ständestandes gegeben zu sein. Endlich brachte die Thatsache, dass dieser Brief gegen den Lehnsherrn geschlossen war, eine wichtige Änderung in dem Verhältnis der Vasallen zu ihren Hinterbannern, den Bannern, mit sich. Bisher hatte der Erbkönig allein das Recht gehabt für Bannern des Erzbischofs zu Kriegszügen auszurücken, jetzt ist dieses Recht durch die Macht der Vasallen von selbst fort, die Vasallen rufen ihre Bannern von selbst zum Kampf auf Ja, was ist die Bedeutung erhalten, welche es wahrscheinlich macht, dass die Vasallen werden auch ohne, ja gegen die Wünsche des Ordens von dieser Befugnis selbständig Gebrauch gemacht, wenn es in einer Bulle vom Jahre 1324 heißt: „Ferner gebieten Wir, dass der Deutsche Orden die Vasallen des Erzbischofs Bogen und andere Christgläubige nicht handelt sich gegen die Ungläubigen zu vereinigen und dass anzugreifen, vielmehr soll er ihnen darin mit Hilfe, Rath und That beistehen.“ Dieser Gegensatz hat indessen die Vasallen nicht abgehalten treu

¹ U. B. Nr. 454. — ² U. B. Nr. 461. — ³ U. B. Nr. 300.

der Erlasse des Papstes, welche das Freuden für ungiltig erklärten, die Erde aufhoben und die Contractanten nach Rom beriefen¹, trotz der Drohungen, Überredungen und Bitten, wie des Ansehens und Interesses des Erzbischofs Friedrich² zunächst an ihrem Treugehalte dem Orden gegenüber festzuhalten, während das Capitäl schon bald genug seine Zusage brach³. Erst die Unterwerfung Reges im Jahre 1550 und die damit verbundenen Umänderungen der staatsrechtlichen Verhältnisse Lönlands schienen das Hindernis gelockert zu haben, welches zunächst der alten Voraussetzung anhebrte.

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts begann sich ein Wandelung in der Stimmung zu vollziehen, der Orden selbst nahm eine schwächere Haltung an, man strichte sich des Ausnahmestandes zu geschwunden Verhältnissen durch eine Verbindung mit dem Kaiserthum zu gelingen. Freilich war es Voraussetzung, dass auch dieser der Wahl der theilschlichen Verhältnisse Berührung trug. Die Treuenbäume sind, wie wir gesehen, in diesem Bereiche der Kaiserthum des Erstoffs vorausgegangen und haben Frieden mit ihrem Lehensherrn geschlossen. Ob ein ähnliches Vergleich zwischen dem Erzbischof und seinen Vasallen erfolgt ist, wissen wir nicht, doch begannen wir seit dem 15ten Jahre in den Anlagen gegen den Orden kein einziges Mal mehr Vorwürfen gegen die Statthalterthum und 1550 verlangte Bartholomäus, der kurz vorher als Vagt von Treiden Vertreter Festschloß gewesen und stets dessen volle Gunst besessen hat, als erster Vertrauensmann der ordentlichen Kaiserthum zu Dänzig. Ob offiziell oder nur scheinbar, ein freundschaftliches Verhältnis war jedenfalls hergestellt, es liegt sich nur, unter welchen Bedingungen. Hier zeigen uns die Urkunden zwei wesentliche Fortschritte, welche die Kaiserthum auf dem Wege zu ihrer vollständigen Ausbildung erlangt. Der erste betrifft die Frage des Aufhoben der Hindernisse. In den Verhandlungen von Dänzig verlangt der Erzbischof, der Orden solle für die Bischöfe und ihre Unterthanen nicht zwingen zu seinen Herrschaften beizutreten, vielmehr solle letzteren nur geschahen, wenn die Prälaten freiwillig ihren Unterthanen die Theilnahme gelobten hätten. Darnach erwidert der Ordensprocurator, wie sehr der Orden Zwang getrieben, sondern die notwendige, lebenswichtige Landbesitzlichkeit habe es mit sich gebracht, dass die

¹ U. B. Nr. 499, 500, 501, 502, 505. — ² U. B. Nr. 510.

³ U. B. Nr. 718. — ⁴ U. B. Nr. 554, Art. 15.

Vasallen des Erzstifts und der Orden, als gemeinsame Nachbarn der Ungarn, sich wechselseitig bei Angriff und Verteidigung gegen die Ungarn unterstützt hatten, was auch für die Zukunft notwendig und passend sei. Wenn nun im Verzuge von Dienst der Erzstift die Forderung nicht durchsetzt, so bedeutet das eben eine schließliche Anerkennung des Rechts der Vasallen auf persönliches Ansehen ihrer Hintermannen. Denn war es gewißiger Urtum für die Vasallen verbunden, das letzte, wichtigste Band zwischen dem Landesherren und dem Mann zu durchschneiden, die Vasallen vertraten jetzt politisch ihre Hintermannen allein nach dessen Art, die Erzstift mit dessen bei allen kriegerischen Gelegenheiten an die Zustimmung seiner Hintermannen gebunden.

Von einer verfassungsmässigen Vertretung der Vasallenstände ist dagegen nirgends die Rede, weder Stürmerbeide werden erwähnt, noch regelmäßige Versammlungen. In diesen Beziehungen hat die Ritterchaft nur sehr beschränkte Einflüsse erlangt und zwar nur das rechtliche, nicht das politische Leben der Ausgangspunkt ihrer Entwicklung, welche gleichfalls mit der Mitte des 14. Jahrhunderts beginnt. Die ursprüngliche Kerngesellschaft der selbständigen Politik der erzbischöflichen Vasallen ist nämlich die Anerkennung eines eigenen Rechts aus dem Munde des Mannschützen. Als erster „Kaiser der Mannen“ des Erzstifts erscheint Herr Waldemar v. Rosen 1336 mit dessen Teilnehmern die Gefährten von Tiesenhausen aus Dorf Karsdorf von Hünke Ouseville kaufen. Der zweite und bekannteste Mannschützer des Erzstifts ist Herr Bartholomäus von Tiesenhausen.

Im Jahre 1385 vollzog sich ein ausserordentlich interessantes und für das Erländische Rechtswesen sehr instructives Rechtsstreit zwischen dem Erzbischof Johann von Sitten und seinen Vasallen Henrich und Otto Pitkover. Der eingeleitete beschriebene Hergang der Rechtsabhandlung ist folgender: Henrich Pitkover und sein Bruder Otto hatten nach dem Tode ihres Vaters ihren Lehen im Erzstift nicht „gemacht“, sondern dieselben ohne Befehlung des Erzbischofs fort besitzen, wovon dann offenbar Streit zwischen dem Landesherren und den Vasallen erwachsen, in welchem letztere mehrere Quartieren des Erzbischofs verbrannten und getötet hatten. Da besaß der Erzbischof Freigut und Capital von Riga und seine

Vasallen zusammen auf den „gefristeten“ Termin, Sonntag nach Epiphania. Der erste Tag vergeht unter privaten Verhandlungen und Discussionen. Die jedoch zu keinem Ziele führen, so muss das Gericht erstehendes. Am Dienstag, als der Richter, Herr Bartholomäus von Tschekowen, zeitig im Tribunal erschienen, tritt Selke die für diesen Fall besonders beigenannten Herren Andreas Kugel und Woldemar von Raten zu Koschbeck, klagt der Erbschof gegen seinen Vasallen und verlangt Abprechung des Lehnguts. Pötker antwortete der Erbschof habe ihn früher nie von den Tagen, Verhandlungen und aus seinem Rathe verwiesen, welcher habe er diesen, wie allen Entschliessungen und Rechtsprechungen begünstigt, ja am sogar Führer an erblichelichen Hof gewesen. Vor allem habe ihn aber der Erbschof einst, als er sich bereit erklärt, das Lehn zu machen, versichert er wolle in seinem Besitze (Rechte) nicht verletzt werden. Dieser Erklärung widerspricht der Erbschof, worauf die Sache der Entscheidung und Untereuchung der Vasallen und des Richters übergeben wird. Die Vasallen wollten von dieser Berethung des Propst und das Capitel von Riga ausschließen, obwohl diese den Verhandlungen und Tagen, insbesondere des allgemeinen stets gemeinsam mit den Vasallen begünstigt hatten, doch wackeln die Domherren endlich wegen der alten Gewohnheit, einzulassen. Nach langer Beratung verkündet Gottschalk von Pahlen den Spruch: Keine Präbener jenseit Anspruch des Erbschofs durch zwei gleichwürdige Zeugen und zwei rigische Vasallen beweisen denn wolle er das Lehn behalten, wenn nicht, fällt es dem Erbschof heim. Zwei Verwandte Pötkers, Heinrich Rosen und Hartman Adlerka, bewegen darauf, dass Erbschof Johann in vorigen Jahre auf seinem Schlosse Koschburg vor dem Kaiser während des Maastages diese Anerkennung gelten zu Gegenwart von Johann Vahneus, Propst von Riga, Johann de Monte, Domherr von Riga, und von Heinrich Selke, damaligen Vogt von Treyden. Das misstet seiner Stimm, da der Erbschof diese Zeugen, als Verwandte der Beklagten, nicht anerkant und die Vermählung nach der andern Zeugen verweigert, während Pötker Durchführung des Urtheils fordert, wobei viele Rede und Gegnerrede auf Befehl und unter Vermittelung des Richters geschieht. So beginnt die Verhandlung früh morgen am Mittwoch unter anderem Richters, Vasalli von Raten, da wurden endlich Johann und Ludwig, Propste von Riga und Derpat, und Nikolaus, Schultheiss von Derpat, auf Wunsch des Erbschofs,

were Burchard, Constanz von Segersfeld, Gerhard Yagi von Wenden, und der gestrenge Ritter Herr Johann von Basen zu Schiedsrichtern ernannt. Diesem verfügten, dass Herr Hennekin sich mit «Leib und Gütern» der Gnade des Erzbischofs unterwerfen, ihn um Vergebung bitten, mit der Pappst Curmoyse mit seinem Bruder Otto verzeihen und wegen seiner Feindsel gegen die Unterthanen des Erzbischofs Sühne leisten soll. Als Johann v Basen diesen Spruch verstanden und Hennekin sich davorstanden erklärt hatte, da warf Hennekin Mastel, Urtel und Messer ab, fiel vor dem Erzbischof auf die Knie und flehte sich seiner Gnade «mit Leib und Gütern» und sollte mit gefalteten Händen dankbarstehend und demüthig um Verzeihung. Der Erzbischof aber nachdem er auf die Bitte aller des Verzeihung göttlich, nahm Hennekin, wie demen in gleicher Weise kühnenden Standes zu Gnaden zu und belohnte diesen nach dem andern mit den väterlichen Gütern, indem er die Kirchenlehen löste. Darauf erhoben sich die Bruder Pöckner und schworen mit erhabenen Flügen, wie Herr Johann v Basen zu ihnen vorredend, dem Erzbischof den Lehen und Treueid.

Dieser Übergang ist hier in ausführlich wiedergegeben worden, nicht nur wegen der Betheiligung von Bartholomäus als Mannrichter, nicht nur wegen der lebhaften Darstellung eines Processes und einer Beilehnung vor 600 Jahren, sondern namentlich, weil er uns einen tiefen Blick thun lässt in die Fortbildung der Verfassung des Erzbisths. Es ist die eigenthümliche Uebergangsstadium, welches sich uns zeigt. Feine Normen, gestrenge denn eine geschriebene Verfassung existiren noch nicht, denn überall wird nur auf die Gewohnheit, die Ueberlieferung verwiesen, man begreift auch, wie es scheint, noch gar nicht danach, Alles ist flüchtig, Alles gestaltet sich in Anlehnung an den einzelnen praktischen Fall, und dennoch sehen wir schon ein reich gegliedertes staatliches Leben vor uns. Sehen wir genauer zu, so lassen sich folgende Züge aus dem Fortausgangspunct des Erzbisths am 1285 sehen. Es gab regelmäßige Versammlungen, zu welchen vom Erzbischof der Propst, der mit Ansehenstellung stand, die Capitel und die Vasallen von Bisth heran berufen wurden und zwar auf diese Versammlungen schon so weit eingebürgert, dass es einen «gewöhnlichen Termin» des ersten Sonntag nach Epiphania gab. Es gab hieselb verschiedeneartige Versammlungen, welche als «consilium ap. placitum», als «placitum generale», als «curia consilium» und «curia» unter schieden wurden. Eine Ansehenstellung nahmen die «Consilia»

da, als werden nur einmal erwähnt und den »Tages- und Verlesungen« entgegengestellt, es ist der »Rath« des Erzbischofs, mit welchem er die wichtigsten politischen Fragen behandelt, welches er nach persönlichen Gedanken befragt und zusammenstellt, als privates Institut das sich erst am Ende des 12. Jahrh. in den ständigen »Stiftsrath« wandeln sollte. »Tractatus« und »placita« fallen offenbar zusammen, letzterer Ausdruck ist der gewöhnliche für alle »Tage« und wird in gleicher Weise für Mantage, Stifftage, Bischofsstage darunter auch Städtstage, und für die Landtage gebraucht. Es erhebt sich nun die Frage, ob die »placita« gewisser als »Landtage«, oder als »Stiftstage« aufzufassen sind. In ersterem Falle würden dann die »placita« als Stiftstage neben die »die« nachkommen, die Mantage, treten, in letzterem würden beide Ausdrücke zusammenfallen. Abgesehen davon, dass es sich hier nur um interne Angelegenheiten des Stifts handelt, spricht gegen die erstere Annahme die Bemerkung insbesondere des allgemeinen Tages- Mitten Capitel und Vasallen gemeinschaftlich begangen, dass die allgemeinen Landtage verfallen stets in Curia, nicht nach den Territorien, sondern nach den Ständen, so dass die Geistlichen aller Diocesen und die Ritter, schenken aller Gebiete je eine Curia bildeten. Zudem kommen allgemeine Landtage im 14. Jahrh. zu selten vor, als dass von einer »alten Gewohnheit« die Rede sein könnte. Wir haben somit für das Erzbistum zu unterscheiden zwischen Stifftagen und Mantagen.

Wie unklar den Zeitgenossen selbst die Grenzen dieser beiden Körperschaften waren, geht aus dem Streit zwischen Capitel und Vasallen hervor. Die Mantage waren Gerichtstage, auf welchen Rechtsstreitigkeiten zwischen dem Lehnsherrn und den Vasallen, wie der Vasallen unter einander vor dem Mannichsteig geschlichtet wurden nach dem germanischen Grundsatze, dass jeder von seinem Standesgenossen geschlichtet werde. Die Voraussetzung präjudicirte der Mannrichter, autorisirt von seinen Besitzern, die wol schon 1185 ständige waren, da betont wird, dass für diesen Fall ausserordentliche, nicht die gewöhnlichen Beamten deputirt waren. Das Urtheil wurde dann von der Majorem (= von fasten des Urtheil, jedoch keineswegs einmüthig, wie es sich später sagte), lautet es hier) der Versammlung gefasst und dass von einem der Vasallen verkündet. An diesen Mantagen scheinen die Domherren nicht Theil genommen zu haben — wenn es doch hauptsächlich Lehnverhältnisse, die zur Sprache kamen — wozu wäre das in Betracht zu ziehen an allgemeinen

Tages» nicht betont worden. Andererseits scheint aus der Unklarheit darüber, ob dieser vorliegende Fall vor einem Montag oder einem Stichtag gelöre, der Schluss hervorzugehen, dass die Stichtage gleichfalls Hochfesttage, etwa als Appellationsinstanz zu bezeichnen, zu einer Länge aber weit, nach der späteren Entwicklung zu urteilen, politische Fragen betrafen.

Klarer als die Kompetenzen des Stichtags, lassen sich die meisten Urlassungen erkennen. Der Erzbischof beruft sie, der Tinseltan ist gewöhnlich Sonntag nach Epiphania, der Ort scheint zu wechseln (Rosenberg und Lamsel werden im 14. Jährh. und noch später genannt) und Tinseltaner sind der Propst, die Domherren und alle Vasallen, während die Stelle bediensteter Weine nicht genannt werden. Welche gewaltiger Fortschritt von 1316 bis 1385!

Man darf die Resultate der Entwicklung dieser Jahre dahin zusammenfassen, dass die Vasallen sich ein ständiges Organ in den »Tages« geschaffen, dass sie in reichlicher Beziehung das völlig geübte Bewusstsein in Anerkennung als Corporation gewonnen hatten, dass endlich auch in politischer Beziehung wichtige Handhaben zur Mitbestimmung erlangt waren, wofür die Anerkennung der Vasallen als politischer Factor noch erlangte.

Nichtzuletztwichtig heißt die Thatsache bestehen, dass alle Verhältnisse Stränge, sich von innen heraus entwickelnde waren. Der Einzelfall, die momentane Notwendigkeit schuf das Gesetz, eine regelmäßige Gesetzgebung war unbekannt, rechtsbildend war der Richter durch sein »Wort« — Unsere großen Ritter sollte es beschließen sein, das wichtigste und interessanteste Wesen zu fallen, welches die Urkundliche Geschichte kennt.

Der Dorniger Vertrag hatte nur für kurze Zeit Wandel gebracht in dem Streitigkeiten zwischen Erzbischof und Orden. Der Gegensatz dauerte fort und wurde noch verwickelt, als Papst Gregor XI am 14. October 1375 auf Bitte des Erzbischofs Gregorius die Treue des eigentlichen Dornepistels, höher die väterliche Frömmigkeit, in die schwarze der Augustiner änderte, um Capital und Orden auch durch das neue Gewand zu erhalten. Das ist der Beginn des sogenannten Kleiderstreits, welcher bereits die Fräuleinbildung vom Stichtagot nahm, jedoch aber als neue Phase in dem alten Kampfe darüber entstehen sollte, ob dem Orden die Superiorität über den Erzbischof zählte. Um 1385 hatten Erzbischof und Capital des Ordens ebenfalls in dem Saal

gethan. Da beschloß der Orden nun auch sonderlich energisch vorzugehen und suchte zunächst durch Wiedererhebung eines alten Plans seine Position zu verstärken. Bereits im Anfang des 14. Jahrhunderts hatte der Orden sich den Sieg gegenüber dem Erzbischof und Bize langgestaltet durch den Krieger von Dürenstraße und Ueckell gesichert. Dürenstraße war ihm gelohnt, ja er strebte er durch Pfändung von Schloss Ueckell wiederum jene beherrschende, strategische Stellung zu gewinnen.

Annahernd gedrückt hat der Orden zu diesem Zweck operirt, so daß ihm bereits Rechtsverletzung vorgeworfen werden kann. Er schickte dem Bischof Ritter Nikolaus von Ueckell 4000 Mark vor und verlangte nach starker Zeit die Besahlung. Der Ritter schickte seinem Lehensherrn darauf, daß er diese Forderung nicht erfüllen könne, daher treibe ihn nichts, sein Schloss dem Orden zu verpfänden; da jedoch der Erzbischof als Lehensherr das Näherrecht habe, liete er ihm für 4000 Mark die Pfändung Ueckells an.

Der Erzbischof erwiderte, wie sich 2 Tage nachher das Capitel, die Summe sei viel zu hoch, auch habe Ueckell bisher nur von 1100 Mark Schulden gesprochen, so wolle er das Schloss nicht pfänden, schließlich aber die Verpfändung an den Orden auf weiße. «wenn seine Vasallen ihm nicht beistehen und Hilfe leisten wollten», sich an seinen Oberen (d. i. an den Papst) wenden. Diese Drohung, die auf keinem Rechtsgrund basirte, verhallte wirkungslos. Einen Monat schon nach dem Probot des Erzbischofs verpfändete Ritter Hermann von Ueckell an Wenden sein Schloss mit allem Zubehör dem Ordensmeister in Gegenwart folgender Zeugen: Herr Bartholomäus v. Truchsess, Hr. Otto v. Ueckell, Hr. Friedrich von der Bape, Hr. Dietrich Vitzth(h)of und Hr. Otto v. Rosen, Ritter; Ludke Holze und Dietrich von der Bape, Knappen von dem Stiften von Bize. Koval (er?) und Dorpat. Es spricht von dem hohen Ansehen, welches Bartholomäus genoss, wenn er hier als erster Zeuge, sogar vor dem Bruder des Verpfänders genannt wird, es spricht aber auch von dem wahren Interesse, welches ihn für alle vaterländischen Angelegenheiten heftete, daß der fast 50jährige Greis auch Wenden also, zu diesem Acte beizutreten.

Der Erzbischof war jedoch keineswegs gewillt, seinem Gegner

den Sieg im letzten Kampf zu überlassen; er wandte sich dagegen an sein Oberhaupt, den Papst, und es gelang ihm, dieselbe am nach zwei Jahren, das ihm günstige Balle ausstehenden Papst Bonifaz IX. verlor im Mai 1391¹⁾ in den schriftlichen Ausdrücken, dass Lehren der römischen Kirche, welcher Art es auch seien, von dem Inhaber an einzelne Personen, Stadt, Burg oder Dorf gemachen, an geistliche, oder auch weltliche Collegen, Orden und Genossenschaften, welche nicht unter der weltlichen Herrschaft des Erzbischofs stehen und von denen die Wiedererwerbung der Güter unmöglich sei, verpfändet, verkauft, verpachtet oder verrentet werden. Eile, Vasallen und Untertanen, die solches ohne Genehmigung des Erzbischofs und Capitels thun, sollten ohne Urtheil in des grossen Banns, und die Güter derselben sind sofort von Lehnsherrn einzuziehen. Rathbaren jezt dinsten Personlichkeiten oder Genossenschaften auf Hebung des Erzbischofs die Güter nicht, so trifft die ohne weiteres des Ansehens, wenn es Bischöfe sind, die Suspension, wenn Genossenschaften, das Interdium, wegen kein Prüfung schätzen, wovon es nur der Papst abschreiben kann. Der Papst betrachtete sich eben nicht nur als geistliches, sondern auch als weltliches Oberhaupt des Rheinlandes und schaute sich nicht, entgegen aller Collegen und Gewählten der Lande selbst in die lebensrechtlichen Verhältnisse einzugreifen, wobei denn in unprockter Verpäckung lebensrechtliche Güter durch geistliche Strafen gequert werden. Durch diesen Schritt des Papstes gewann die Verpäckung Ueckels, die bisher nur ein interner Streitpunkt zwischen Orden und Erzbischof gewesen, eine ganz andere, viel weitere Bedeutung. Sollte die Ritterschaft ihre so sich schon beschränkten Verfügungsrechte über ihre Güter nach der Willkür des Papstes noch mehr einengen lassen? Sollte das Land die viel hoch für Livland so ungeliebte Politik des Papstes als berechtigt an Eingriffen auch in die innersten Verhältnisse anerkennen, etwa aus Furcht vor den geistlichen Strafen? Die Zeiten des Schismas waren nicht dazu geeignet, den Respekt vor der Curie zu erheben, Livland war nicht mehr geneigt, sich vom Papst am Stängelende führen zu lassen, es hätte sich viel viel stark genug, selbst für sein Wohl zu sorgen.

Die Antwort auf die päpstliche Balle wurde von demselben gegeben, die zunächst durch sie betroffen worden, von der Ritterschaft des Erzbischofs und dem Orden. Am 19 Februar 1392 versammelten

¹⁾ U. B. Nr. 1395

sich in Lammal schließlich die stehbaren, geschnitten und bestickten Ritter und Knappen. Die abgewanderten und verstreuten Vasallen der rügischen Diözese zu ihrem allgemeinen Tage nach der Gewöhnheit des Landes und des Strals Rigs. Da sagte im Namen und Auftrage des ehrwürdigen Meisters von Lieland, Wismann von Bittgowsy, und des gemeinsamen Ordens der Vogt von Wenden Franke Spede die Ritter und Knappen an machten dem Bescheid gütlich, was zu alten Zeiten und was jetzt Recht und Gewöhnheit gewesen sei im Straßk für den Fall, dass ein Vasall des Erzstifts so weit gekommen sei, dass er nicht leben und seine Schichten besticken könne, wenn er nicht seine Güter verpfände. Und nach rechtlicher Berathung erwiderten die Vasallen einstimmig und vor allen erhob sich der hochwilde Mann, Herr Bartholomaeus von Troschhausen, Ritter und Vasall der rügischen, Anspacher und wendischen Kirche, ein Greis von 80 Jahren, klug und weise, wie er sich zeigte, und im Namen und Wunsch und Befehl aller und jedes einzelnen anwesenden Vasallen antwortete er und sprach: Best. 10, 20, 30, 40, 50 und 60 Jahren und noch länger sein so langer Zeit und während so langer Zeit, dass kein Mensch sich der Gegenwehr erinnert, sei es in diesem ganzen Lande Lieland und anderwärts im Strals Rigs von ihren Altvordern. Sit ein Recht, ein altes Herkommen und eine rechtlich anerkannte Gewöhnheit beobachtet, gesprochen und gehalten werden und noch heute sollte und werde es dafür von ihnen und von allen abgewanderten Vasallen dafür beobachtet, gesprochen und gehalten, dass, wenn einer von ihnen so weit gekommen und in solche Noth gerathe oder durch unbekante, schwere Schulden gedrückt werde, dass er die notwendigen Lebensmittel nicht habe oder seine Schulden nicht pfllichtig machen kann, dass es ihm erlaubt ist solcher offenkundiger Noth erlaubt gewesen ist, wie und mit nach eigenem Gutdünken seine Lehnsgüter theilweise oder ganz für eine bestimmte Summe Geldes zu verpfänden und als Pfand zu versetzen, wenn er es will, sei es ein Überschuldeter, ein Nachbar oder ein anderer aus der rügischen Diözese, ohne seinen Herrn oder sonst jemand belügen und um Erlaubnis bitten zu müssen. Wollte er aber eines Lehnsgüter einem anmerklich dem Rigs verpfänden oder versetzen, dann müsse diese Güter vorher dem Lehnsherrn für eine gleiche Summe angetboten werden, welche der Vasall von dem andern, anmerklich dem Rigs erhalten will und kann. Welcher sich der Lehnsherr um ein Pfand annehmen, dann steht es dem Verpfänder frei, seine Güter

zu verpflichten und zu versetzen, wenn er will, ohne seinen Herrn oder sonst jemand befragen und um Erlaubnis bitten zu müssen. Solches wollten sie auch in Zukunft als ein Recht und eine Gewohnheit für sich, ihre Erben und Nachkommen haben und fest halten und in Tätigkeit bewahren¹.

Dieser Hergang bezeugt uns Theodorich von Letten, kaiserlicher Notarius publicus, der bezeugen sah auch am gleichen Tag drei Ritter und sieben Knappen aus der sächsischen, böhmischen und rheinischen Diözese, indem sie als Vertreter des ganzen Landes sich demütigen Protest gegen päpstliche Eingriffe in die Gewohnheitsrechte der Lande ausstifteten². Für so wichtig wurde jedoch dieses Weisthum angesehen, dass der Ordensmeister nicht ohne Weiteres später zum Ritter von Rosen, Waldemar v. Rosen, Marschaller des Ernsts (—jener gewohnt) und noch fünf andere Vasallen der römischen Diözese die gleiche Frage vorlegte in Gegenwart von Bischof Johann und dem ganzen Capitul von Bressl, von dem Abte von Padua, und als Waldemar v. Rosen im Auftrag eines Genossen wirklich die Entscheidung des »verehrungswürdigen« Herrn Bartholomäus wiederholte, dass Antwort hinsichtlich von den genannten päpstlichen Würdenträgern bezeugen lässt³.

Dass Bartholomäus die Wahrheit gesprochen, als er diesen Verpflichtungsbefehl eine allgegenwärtige Gewohnheit des Ernsts nannte, beweist nicht nur die einstimmige Zustimmung der Vasallen des Ernsts, was der Vertreter der übrigen Diözese, klarer als dieses beweist welches das Verhalten des Erzbischofs und des Capituls. Nachdem sie ungern die Erklärung abgaben, dass Ritter Hermann v. Gerckel ihnen sein Schloss angeboten (wenn wäre diese Erklärung verlangt und beantwortet worden, wenn nicht durch die gewohnheitsmäßige Form gestellt worden wäre⁴) protestieren sie gegen die Verpflichtung, aber nur aus politischen Gründen. Mit keinem Worte denken sie an, dass das Recht des Lehensherrn verletzt würde, keinen Rechtspruch, einen Machtpruch erlassen sie vom Papste. Diese Thatsache muss betont werden, um die rechtliche Seite des Herganges richtig zu würdigen, um dem Charakter von Bartholomäus Tessenhausen gerecht zu werden. Wie schon oben bemerkt worden, legt uns hier das internationalste Beispiel zum Weisthume aus der irrländischen Geschichte vor. Gewohnheit war es nicht gewesen, dass der Vasall in echter Noth sein Gut

¹ D. B. Nr. 1287. — ² D. B. III, Tag. 1171. — ³ D. B. Nr. 1281.

nach einem Schiffbruches vorzuziehen darfte, wenn er es vorher dem Lehnherrn angeboten, das Weisthum von Bartholomäus selbst diese Gewährung zum Rechte, zu welchem die Vasallen des Kreuzzugs-Vertrages wollen zu Begier. So ersuchen bey der rathliche Vasall, den künftigen Amt oder Würde schenckt, nachtragend, will ihn, den gezeig, vorklagung-würdigen klagen und weisen Bitten, wie ihn die Urkunde in solcher Abweisung von der ermöglicht Art, nur trocken die Thatsachen zu registriren, so warn rühmt, das Gedächtnis durch 60 Jahre nützlich Rechtsherrn trennlich gelasset, weil seiner Rechtskunde, seinem festen Rechtsinn die Vasallen des Kreuzzugs, ja die Vasallen aller Dörfern in- dingungsthes vertreten.

Ein solches Bitt, wie der Styrerische Orden im Kreise der abfackelstrolch leuchtend, Fassung zusammengehörigen Gesetzen die Rechte seines Staates dem Lehnherrn gegenüber, die Rechte des Landes dem Papste gegenüber weiset, inselbst und abschließend um dieselbe Kostentragung der Lehnherrn, um das bereits ange- kündigtigen Recht! Denn nur das Recht es sich hat Bartholomäus walten wollen, nichts lag ihm ferne, als Zusageung zu dem Orden, als Begünstigung von dessen Streben, den Kreuzzug sich zu unter- werfen, wie sein letztes Verhältniß zum erzbischöflichen Er- bischof Freyhof zeigte, nichts lag ihm aber auch ferne, als Furcht vor dem Orden, wie er selbes in sagbarstem Muth in früherer Thatkraft noch in seinen letzten Lebensjahren, den Non- zigern sehr bewiesen hat.

Der Erzbischof Johann von Sitten war schon im Frühjahre 1391 am Leibeland entflohen, wozuf die Orden „zur Bekämpfung- die erzbischöflichen Schloßer und Pächter besetzte“ und „den Propst und einige seiner Domänen an einem entlegenen Orte hielt, wo sie über- soll behandelt wurden.“ Diese Auffassung des Ordens theilten der Erzbischof und sein Capitel nicht, denn sie knüpften sich an verführerischen Fehden des Ordens, namentlich Peter-Lützenen an, legten sich in ihren Schutz und abschloffen dem Papste mit Bitt- und Klageschriften. Die Folge dieser Klagen waren Ver- bindungen des Ordens und auch Hermann von Uechter¹⁾ und 1399 Excommunication einzelner jugendlicher, Frierler gegen Erzbischof und Capitel, sowie Anrufung eines nachtraglichen Urtheilspruches und des Interdicts über ganz Leibeland.

¹⁾ U. B. Nr. 1014. — ²⁾ U. B. III, Kap. 140. — ³⁾ U. B. Nr. 1016.

⁴⁾ U. B. Nr. 1018.

land nicht mehr als Vorkämpfer, sondern als Vorkämpfer da, der Erzbischof, das Capitul und durch das Consent von Riga, waren ihm von Papst selbst unterstellt worden, die päpstlichen Mandate brachten nur angeführt, nur noch der Bischof von Dorpat — der von Umeå und Revel kamen weniger in Betracht — in gleiche Abhängigkeit gebracht zu werden und der Orden hatte von lang erstrebtem Ziel erreicht, er war deutsch Herr von Livland!

Wie Schömann¹ treffend bemerkt, »kam im Orden, vor allem dank seiner persönlichen Leistungsfähigkeit, ein papstliches Mandat eines so vollständigen Sieg demgegenüber, dass eben deshalb eine Verwirklichung und Wirken unmöglich waren«. Lag es auch in jenen Zeiten, wo Polen und Litauen gemeint waren, mehr als je in Livland Interesse, dass die einzelnen Territorien und Städte sich einmütig an den Orden scherten, so war es doch ein Anderes, dass man von einem hier gewaltigen die Einigung verhängen werden sollte. Und nicht allein den Segen der Kirche brachten die Papstbulen, die drohten zugleich den Pflich im Konsulten durch die Unterwerfung unter den Orden, dass das strebe, gewaltigste Regiment des Ordens war nie gelangt, seinen Interessen Spottman zu breiter, eigenartiger Haltung zu geben. Indem Livland sich anschickte diese Sonderrechte, wenn freie Entwicklung gegenüber Papst, Erzbischof und Orden zu verteidigen, trat der letzte germanische Staat aus seinem engen Rahmen heraus, er wurde zu einem weltgeschichtlichen.

Eine gewaltige Coalition, deren Salo Dietrich Dauterem, Bischof von Dorpat, war, bildete sich gegen den Orden, nicht mehr Zurückweisung der Ordensherrschaft über Livland, sondern Verweigerung der Hochverpflichtung des Ordens im Nordwesten Europas war das Ziel. Der alte Erzbischof Johann von Sitten und die vertriebenen righellen Domherren hatten Otto, den Salo Herzog Schwabens von Stettin, zum Erzbischof von Riga erwählt. Aus Haas gegen den Orden, um Konsolidierung zu einem Verweirten Schwabens trat König Wenzel als Oberhaupt der deutschen Reichsmacht stütz der Orte an. Er verließ ihm die Truppen, er schickte an Herzog Schwabens und rief die Könige von Dänemark, Schweden, Norwegen und Polen, die deutschen Erzbischöfe und die Illustrierte zur Unterstützung des Consens gegen den Orden auf. Unterlassen kostete Bischof Dietrich mit den Herzögen von Mecklenburg an, und der junge Herzog Albrecht IV. eilte ebenfalls über Revel nach Dorpat, wo ihm Bischof Dietrich ergrü-

¹ Schömann, Polen, Livland II, 408. — * U. D. Nr. 1267 u. 1268

Schlösser Übergab und ihm Aussicht auf Nachfolge machte, regierte hatte Bischof Dietrich einen kaiserlichen Beauftragten in das mächtige Seestädten, den Vizekanzler zu genannt. Der meiste Ring von Widersachern des Ordens schloß sich, als Herzog Otto von Stettin -Vizekanzler und gekrönter Herr des Stettin Rugs- und Rath und Vizekanzler des Herzogs Bogislaw von Stettin, des Propstes und Capitels, der Ritter und Knechte von Rugs, eines -solchen festen Feinden setzte, mit Alexander, genannt Wlaret, Grundherr von Litzawa gegen alle geistlichen oder weltlichen Feinde. Das geschah zu Dorpat im März 1466 und das Bündnis unterschrieben Otto und Bogislaw von Stettin, Propst Johannes, das Capitel und die Ritter Bartholomäus von Trosshausen, Johann v. Rosen und Hermann v. Ueckell, sowie acht Knechte* (Kosow, Solow, Poldek, Kockall, Deyow, Dagers, Adrikow und Anagall), während sich darauf ein analoges Bündnis für das Hochland Dorpat von Bischof Dietrich, seinem -geistlichen Sohn- Herzog Albrecht von Mecklenburg, im Auftrage der -Ritter und Knechte- von den Ritters Johann von Trosshausen Otto v. Ueckell und Friedrich v. d. Kope und den Knechten Hans v. Dolow und Hans v. Brakell, sowie von Bürgermeister und Rath Dorpats (das Capitel ungepult anfallendenweise nicht) unterschrieben wurde.

An der Spitze der weltlichen Ritterschaft steht der große Bartholomäus an der Dorpat von Kuffe Johann, aber nicht nur als Vertreter ihres Standes sondern auch weil es diesem großen Bund, sie hatten dem Erzbischof Johann Walfenrode den Lehnsfeld gewilligert und sich in trotzigem Muth auf eigene Hand gegen Erzbischof auf Ordens erhoben, um ihre wie ihres Standes Rechte zu wahren. Doch die Macht des Ordens war zu stark gewesen, die meisten Schlösser Kolonien und Festen waren erobert worden und Bartholomäus hatte mit seinem Kuffen vor der Uebermacht nach Dorpat zurückziehen und die weltlichen Güter und Schlösser in der Hand der Feinde lassen müssen. Diese Tage, wo in der Reichstadt am Rande des Meerzuges, das alte Capitel von Rugs, jene weltlichen Vassallen des Erzbischofs, Gauswitz aus Litzawa und vielleicht auch solche der Rassen und der Vizekanzler wollten, kritiken das Werk - der weltliche König, der König von Polen, der Gauslaweg von Litzawa, die Rosen, die Ritter Dorpat und

* U. B. Nr. 1477, 1478 u. 1484 — * U. B. Nr. 1418

* U. B. Nr. 1418.

* U. B. 1468, 1477, 1480. — Mon. Lit. I, 186—189, Anst. II, 114 E.

Esq. die mächtige Völkermehrheit die Herzoge von Pommern und Mecklenburg waren vorerst gegen den Deutschen Orden, dem schon der Untergang im Irdischen, der Hochmeister selbst selbst im Irdischen und Letztend, dass „die Land zu grover verstanden.“

In dieser kritischen Lage hat der Hochmeister Conrad von Jungingen nentertlich und uermächlich operiert, schloß Briefe ausließe an den einzelnen Verbündeten, den Kurfürsten, den Fürsten des Reiches, den nordischen Herrschern, den Hansestädten, den Erbköniglichen Landesherren und Ständen. Und so gelang dem König Wenzel durch das Kurfürstentum in Schwach zu halten.¹ Der Ritterschleichen Sturmen-Werlands nach Havels bewog er zu treuer Unterstützung, durch König Erik von Dänemark suchte er auf die Mecklenburger einzuwirken, durch die Städte Rostock, Wismar und Stargard auf die Pommern, vor allem aber suchte er den gefährlichsten Feind westlich zu machen, indem er mit Witzlaw einen Waffenstillstand schloß.² Damit war die Kette der Feinde gesprengt und der Orden konnte nun in Letland, wo die Lettinen und Dorypiener bisher die Oberhand gehabt, zur Offensive vorgehen, nachdem er noch aus Preussen eine Unterstützung von 100 Wappennern erhielt.³ Ende Juli war der Waffenstillstand mit Lettinen geschlossen, in dem ersten Augusttage dringt das Ordensheer bereits in das Sittl Dorpat ein und bezieht gegenwärtige Kämpfe mit dem thörichtesten Rückzug.⁴

Warren auch die Schicksale nicht entscheidend, so mußte der Bischof doch die Unsicherheit seiner Lage einsehen, da auf die Verhältnisse in Pommern und Mecklenburg wenig zu rechnen war, so lange Felix Lützen Frieden hielt. So war er Vermittlungsversuchen nicht abgeneigt, als der von König Wenzel delegierte Bischof Heinrich von Brunsberg (Ermsied) zu dem Zweck im Beginn des Jahres 1397 in Letland eintraf. Zu Segewald wurden im Februar 1397 die Friedensverhandlungen geschlossen.⁵ Der Vertrag erfüllt in zwei Theile. Zunächst vereinbart sich Erzbischof Johann von Wollstede mit dem erzbischoflichen Vasallen, Herrn Bartholomäus und Herrn Johann von Tirschenhausen, Ritters, und den Knappen Ludke von der Falden, Heinrich Selas und Brun Assenpfe als Vertretern der Erzbischoflichen Vasallen dahin, dass diese

¹ U. B. Nr. 2090.

² Lützow „Gesch. d. deutsch. Rechts“ II, 154—155, 154/55, 273—44.

³ U. B. Nr. 1485, 29, 41, 64. — * U. B. Nr. 1421.

⁴ U. B. Nr. 2090. — * Johann v. Folligs, p. 274. — * U. B. Nr. 2091.

wiederum mit den Lehn- und Pfandgütern versehen und sie nach dem früheren Rechte besitzen sollen, angenommen ist allem das Sächsisch-Kurländische mit seinem Kurland von circa 40 Häufen. Dergleichen sollen die Bürger und Bauern aus dem Lande Oben (?) wieder ihre Güter frei und friedsam erhalten, ferner sollen alle Schulden und solche, die Urtheile gekostet, befreit und diese Worten einleuchtendes Verbot und Collich sollen die Herren Knechte und Diener des alten Kurlandeshofs, geistlich oder weltlich, eifrig das neue beizumachen und zu dessen, wo es magen. Der zweite Theil der Urkunde stellt fest, dass alle übrigen Streitpunkte zwischen dem Kurlandeshof und den Vasallen, als die Schlichter, Schiedsmänner, die Huldigung und Kurlandeshof betreffend, gleichzeitig mit dem Reichswägen Orden und Kurlandeshof einvernommen und dem Reichhof von Dorpat andererseits zu Johannis auf einem Tage in Danzig vor einem Schiedsgericht beigelegt werden sollen. Mit geschickter Genugthuung werden dann auch die Auslassungen über Competenzen und Zustanzweisung des Schiedsgerichts insoweit, dass letzteres soll man von demselben Tage ab ausschließen, die alle vorgezeichnete Erkenntnis- und Zwangsheit gänzlich beseitigt sind.

Hinter Bartholomäus ist wahrscheinlich 1525 etwas halbes Alter nach nach Segewald gezogen und hat dort an den Verhandlungen theilgenommen, das letztere in seinem theilsrömischem Leben. Meist lebte er nach Danzig zurück und bewohnte dort seinen Neffen Johann, mit dem er in seiner letzten Periode treulich zusammengehalten, auch seine Angelegenheiten in Danzig zu verwalten.

In Danzig haben die Verhandlungen sich längere Zeit hingezogen, bis endlich dem verschiedenartigen Fortschritte der Streitigkeiten befragten. Am 18. Jah. erkrankten die Bischöfe Heinrich von Leslau und Johann von Pommeranien mit zwei kurländischen Geistlichen und zwei preussischen Vasallen von Kurlandeshof Johann erwählt, und die Magister Johann Philipp, Domherr von Danzig, und Gottfried Kroppe, Stadtschreiber von Lübeck, wählten je zwei Vasallen und Bürger von Dorpat, als Schiedsrichter von Seiten Ritter Johann von Tauschhausen und der Knappen Heinrich Salze und Waldemar von Ungeru — diese Drei vertreten die Ritterschaft des Erzbisthums — über den Vergleich zwischen Kurlandeshof Johann v. Wallenrode und einem seiner Vasallen, die sich gegen ihn erhoben. Die Vasallen erhielten ihre Güter und Hufe, Lehn- und Pfandbesitz nach altem Rechte zurück in dem Zustand in dem sie sich augenblicklich befanden. Keiner von beiden Theilen hat ein

Recht und Schiedsgericht, doch soll der Schied der Mönche von Godesden des Erzbischofs stehen. Drei Wochen nach der Rückkehr in die Heimat sollen alle Vasallen an einem Tage, den der Erzbischof ansetzen wird, ihrem Lehnsherrn huldigen. Dessen Vergleich dürfen alle Mönche von Riga nicht unterschreiben und die sauer Landen verlassenen erhalten eine Frist von Jahr und Tag nach der Huldigung des andern. Damit soll die Zwangsweise „geschlichtet“ sein, nur über die Schlösser Kokeshausen, Barzen und Eris und die Schloßstädter nicht ernst geworden und haben die Entscheidung darüber Bischof Heinrich von Braunsberg und Bischof Dietrich von Darpst überlassen. Zwei Tage darauf, am 14. Juli, gelang es dann den beiden Bischöfen des Heiligens Johannes von Wellenrode und seinem ständigen Vasallen Johann von Trossenhausen, zugleich bei Bartholomäus beauftragt, abzulegen, nachdem beide Parteien gelobt, nach dem Schiedspruch zu hagen.

Der Theil des Schlosses Kokeshausen schied dem Vorwerk von dem Schloß und etwa 40 Haken Land, nebst Fachsenbüren, Mühlen und allem Zubehör, welchen die Herren von Trossenhausen und ihre Eltern besaßen, stattig die lehrende Hälfte ausgenommen, falls ihr ewige Besitz an die Kirche von Riga als Teilgift. Dafür erhielt der Erzbischof von Riga, das Schloß Barzen aus und gestattete dem Schloß Eris von Stein zu bauen, bevor soll der Erzbischof eben so viel „Lad und Haken“, als er zu Katenhausen erhalten, den Ritters unterstützen an einem Orte der ehrens Schlichtung ist. Endlich soll der Erzbischof als Ersatz für die Bauten und Anlagen dieser von Trossenhausen im Kokeshausen noch 50 Haken Landes hinzufügen. Dessen Vergleich gelte nachmals der Lehnsherr wie die Vasallen best und gewöhnlich zu halten².

Zum Schluß erfolgte dann der Vergleich zwischen dem Erzbischof und dem Orden einerseits und dem Bischof, dem Kapitel, nebst dem Abt von Polkawa, den Ritters und Kaufleuten — an ihrer Spitze wiederum Johann von Trossenhausen als erster Vertreter — und der Stadt und der Gemeinde von Darpst andererseits unter Vermittlung Bischof Heinrichs von Braunsberg. Das liegt nun die von Erzbischof und Orden ausgestellte Vertragsurkunde vor, sie zerfällt in fünf Artikel: 1) Das Privilegium des Ordens, dass die Untertanen der Bischöfe von Riga, Dausl, Darpst und Kaufleut ihm in den Krieg folgen und er sie dazu erlangen dürfe.

² Geschichtsbibl. p. 18—20

gehen sich an einem Rechte genügen lassen. Dient nur der Weg für eine geistliche Entwicklung gewesen. Nicht mittelalterliche Herrschaft des Ordens in Litauen sondern vernünftigen Zusammenhalten des Landes unter Führung des weltgewaltigen Ordens nach innen, herrschaft und gegenseitiger Achtung der Sonderrechte nach außen: das war das schöne Resultat der letzten Kämpfe in polnischer Beziehung.

Und weiter! In den damaligen Tagen, als die Schandurtheile noch zu keiner Einigung kommen konnten, da erließ der Orden, er, der stets ein Feind freier ständischer Entwicklung der Ritterstaaten gewesen war und helfen sollte, den berühmten Grundbrief Karols von Jungingen zu seine Felsen, getreuem Einar und Knechte in den Landen Litauen und Wärenden¹ als Lohn ihrer Treue in dem Winter der letzten Jahre. Das Lohn wird ertheilt auch in weltlicher Lage: es wird ertheilt in den Reichenmen bei dem Hofen Giede das Hausfallerecht ist damit so gut wie aufgehoben, die Ritterschaft hat den folgenschwersten Schritt in der sich vollziehenden Emanzipation von der Abhängigkeit von dem Lehensherrn gethan.

Siehe mit diesem Privileg die herrsch-vierfache Ritterschaft auch des Statutenrechtes auf dem Wege zur völligen Selbstständigkeit weit voran; diesen wichtigen Schritt vorwärts bedeuten die damalige Privileg von 1387 auch für die Ritterschaften Rigas und Dorpat. Die Vertreter unterhandeln in Danzig zwischen dem Erzbischof und den anerkannten Vertretern einer Vasallen, wie zwischen zwei Gleichberechtigten, von Macht zu Macht; die anerkannten Vertreter der Ritterschaft Dorpat stehen als selbständiger politischer Facte neben ihrem Bischof, im anderen Worten; die auch vorher selbständigen Vasallen sind nun als selbständige, mächtige Corporationen mit politischen Rechten, ihre früher zufälligen Führer nunmehr als ordnungsmäßige Vertreter anerkannt! Welche rasche Entwicklung der ursprünglichen Ritterschaft im Laufe des neuen Jahrhunderts! Um 1300 die Congregation von Smolensk, nur strengt durch das gleiche kirchlich, 1316 die erste Bekundung gemeinsamer Interessen in polnischer Beziehung und Ostern völlige Selbstständigkeit gegenüber dem Kaiserthum, um 1360 erste Gestaltung der weltlichen Verhältnisse durch Ernennung von Marschällen und Befestigung der Meinungen, 1385 schon Bezeugung der Meinungen als einer regelmäßigen Institution

¹ G. II. 20. 1408

mit festem Tritt, mit gewisser geschicktermänniger Form, sehen ihnen die Süßlinge als polnischer Feind und erst wenn auch ungewöhnliche Theilnahme der Vasallen im Hilde des Erb-
 hochs, endlich 1807 theilweise Anerkennung der Nationalität als politische Corporation mit bestimmten Vorzügen!

Doch werden wir uns zurück von der Entwicklung der aristokratischen Bürgerschaft an dem Manne, welcher ihr durch dieses ganze Jahrhundert aufzuwecken gelangt war, welcher dasselbe als Vertrauensmann seiner Genossen und des ganzen Landes, als erster Kämpfer und Wächter des Rechts, als unerschrockener Vorkämpfer mehr als irgend ein anderer gefordert hatte, wenden wir uns zurück zu Ritter Bartholomäus von Trossingen, dem wir nur widerwillig ein laienes Alter am Rande gestreift hatten, indem wir ihn an der Weisheit der Entscheidung über die Erbfolge seiner Aeltern sahen!

Woh mag glänzend Korn und reich Weisheit die Herzen der edlen Ritter erfüllt haben, als der Spruch gefällt ward, der ihnen Kerkerküchen für immer entziele, als die Fäden des Erbhochs von den Händen der stolzen Edelschwestern wehen, wo sie die Jugendspiele gespielt, von dem was sie ihren Mannesbrütern verrathet, das sie im Gottesdienste verteidigt! Daraus war die Forderung, welche durch 100 Jahre der Hilde und Hölle, der Schwert und Schute des stolzen Geschlechtes gewoben, der Erde der Väter, wo die tapferen Schwert die Helden bewegten, wo sie der Macht der Erbhochs entgegen getritten, wo sie dem waffengewaltigen Ueber die Sterne gelichtet! Konnten jene 10 Haken, konnten die Bestensten Beronen die Kolonnen in Hile mit einer neuen Schatzung zu schaffen, neuen Krone gewahren für die Fülle reicher und stolzer Erbverträge, für die jähervolle Abhängigkeit, welche die Ritter mit Kolonnen, der Wägen der Grosse dem Geschichte, verband? Und doch war der tapferer Kampf von Bartholomäus und Johann auch für das Geschichte Trossingens nicht vergeblich gewesen. Die beiden Ritter — auch Johann stiftete wol schon mehr als 60 Jahre — sollten haben die Frucht ihrer Mühen nicht erlösen. Langsam sollte sie heran und sah nach 50 Jahren den Hilde zu den Schwert: das Recht der Gensamen Hand für das ganze Geschlecht, welches alle die stolzen Hüter im Kampf, die Bartholomäus und Johann ihr erben genannt. Für sodenhalb Jahrhunderte dem Namen Trossingens seinen sollte. Was die Ritter in schweren Achsen gestat, das ernteten müdelten die Böden.

Unser großer Ritter hat den schweren Schlag nicht lang

strebte. Schon im Mai fühlte er sich schwach und krank und sah sich veranlaßt, sein Testament aufzusetzen. So schrieb denn Bartholomäus am sechsten Mai 1377: „Im Namen der heiligen und unsterblichen Dreifaltigkeit, amen! Ich Bartholomäus von Troschhausen, Ritter der Statte Riga und Dorpat, gesund an Sinnes und Verstand [=Witscheit=], allem krank an dem Leibe, gelteke, das nichts sicherer ist, denn der Tod, und nichts ungewisser, denn die (Todes) Stunde. Darum, auf das ich nicht beschwichen werde von dem unvermeidlichen Todestage, oder nach meinem Tode Streit und Zwistigkeit entstünde, setze ich mein Testament und eine Schenkung meines letzten Willens mit ganzer Vollkraft von Gode, meiner Hausfrau, und meinen Kindern, sowohl von dem Gute, das mir von meinem Eltern geerbt ist, als von dem, welches ich mit meinem gewissenbaren beuren Gute erworben habe, zu und nach der Weisheit, die hier geschrieben steht. Zum ersten, so befehle ich meine Seele, wenn sie von diesem vergänglichem Kleide scheiden soll und muss, dem Schöpfer zu dem ewigen seligen Leben. Und wenn die Zeit kommt, so läre ich meine Gode zu Falkenau in meiner Eltern Grabe an Falkenau. Auch will ich und befehle, dass man von meinem beuren Gut also viel nehme, dass man damit mein Begräbnis also vollkommen begabe, als sich das gebühren mag.“

Um das ganze Testament richtig zu verstehen, muss vorausgeschickt werden, dass in jenen Zeiten der Erblasser über den größten Theil seines Vermögens gar keine Verfügungswelt hatte, weil die Erbsolde in Bezug auf Lehnstücker und den größten Theil der lehrenden Hufe nach allgemeinen Gesetzen geregelt war und die Theilung derselben von dem Erben vollzogen wurde. Dadurch erklärt es sich, dass die Testaments hauptsächlich von brennen Stiftungen, Legaten und Schenkungen besteht. Ganz besonders zahlreich sind die Vermächtnisse des frommen und reichen Bartholomäus an Kirchen und Klöster. 12 Mark Richtig an Rosten hat ihm jährlich von 200 Mark Scheiden Johann von Dolin zu zahlen, davon erhält eine Vicarie, die Herr Barthold Kochener hat, 3 Mark, 3 Mark gehen als Pfrundgelder an die Dechanten und Vicare und 2 Mark erhält das Jungfrauenkloster in Dorpat. Die gleichen Zinsen hat Herr Johann von Troschhausen zu zahlen, davon bekommt die Vicarie an St. Dionysiusaltar im Dom zu Dorpat 3, die Dechanten wieder 2 und die Hölse von Bartholomäus, Herr Strothen und Hermann, 2 Mark, die Jüer beiden Schen-

die Lehnswesen, das Patronat an der Dreyenbrunnle, und an Herrn Johann von Tausenhausen mit besonderer Hand das Patronat an der Dolmischen Vicarie und an der Kirche von Fugen (Kawlebrich) erben. Ferner ist Herr Johann noch 75 Mark Rg. schuldig, das Bartholomäus im Hin an Lübeck ausgegeben hat (Schlichter als das Privileg von Karl IV. erworben wurde) und 30 Mark an verschiedenen Feuden von dem Capitel für den Dreyenbrunnle. Diese 30 Mark vertheilt der Rat, wie folgt: 12 Mark für ein goldenes Stuck auf die Fäden an seiner Bestätigung, die goldenen Decken für die Domkirche von Dorpat, an die Kirchen Unserer Frauen und die von St. Johannes in Dorpat je 2 Mark an die Kirchen der Petrus, des Salvators, des Heiligen Geistes, des Hospital und an St. Jacob je 1 Mark, des Hausmanns von St. Jacob 1 Mark, von Klöding seiner Leibe 5 Mark und Gertzel, Ledike Helms Tochter, im Jungfrauenkloster an Dorpat 2 Mark.

Es ist, seiner Handlung, hinterlassen Herr Bartholomäus abgeben von dem, was er dem Erbe nach erhält, für mancherlei Unruhe und Bequemblichkeit, die er ihm in seiner Zeit (Gesinde) und in seiner Abwesenheit erwirbt, alles Gut, an heiligen Geld oder an Rente, beweglich oder unbeweglich, oder an Landgüter, das er in Lübeck und über See (in Deutschland) besitzt, ferner das von Hisko Löwe ererbte Gut und das Gut an Lübeck, alles nicht zum Verleugern diese rechtgemässen Erbschaft. Nach dem Tode von Hisko teilen diese Güter an unsere Kinder Johann und Peter. Diese erben auch das Patronat an den Vicarien an St. Anna und an St. Johannes im Dome in Riga. Einmal Vicarie bekommt aus dem Lübecker Gut, letztere von einer zweiten Schuld Herrn Johann von 200 Mark je 2 Mark jährlich, wozu dem sollte noch 2 Mark jährlich von diesen letzten Summen an eine bestimmte vor uns sein, verwendet werden.

Zu testamentarischen Erben Bartholomäus Herrn Dietrich Vittinghof (Vittinghof) und Herrn Otto v. Dorsell, Rater, Pögelin von Vörden, Domherr an Dorpat, Ledike Helms, Bartholomäus Dorsellorden, Kolof Porsell und Claus von Wörden. Ob irgend eine, die er von seinen testamentarischen Erben erbt, er selbst die freiwilligen von uns in die Jahre nach dem (kann), alle die (ist) also an einem die. Sind nicht alle zusammen, so dürfen die von ihnen vollständig ererbten Erben sind die despaten Stefanus von Kildorf von Wragell und Otto von dem Löwenwilde, die die Urkunde mit beweglich. Das ist geschieden in dem Jahre

nach Geburt unseres Herrn, Jens Christ, als man schrieb 1377, den andern Sonntag nach Paschen, wo man sagt Mitternacht gewesen. Zu unserm ersten Heirathstag dieses Troschhausen habe ich selbst mein Logenpfeil an diesem Heil, als vor unser Testament, gehängt.

Hier mag nochmals auf den verschiedenen Geldwerth von einst und jetzt hingewiesen werden, entsprechend doch die ungleichen mannlichen Vermögensverhältnisse mindestens 1500 RM bestigen Werthes, während die ständigen Stiftungen die Zinsen eines Capitals von etwa 16000 RM repräsentieren — man kann nicht sagen, dass Herr Bartholomäus Kirchen und Armen sehr reichlich habe!

Von Interesse sind die Verfügungen des Testaments namentlich nach demselben, weil es uns einen tieflich nur stichtigen Einblick in die Familienverhältnisse Troschhausens gewährt. Singsüchtig unterschaltet Bartholomäus zwischen seinen vier Söhnen, Herr Nikolaus (Herr ist der ständige Titel der Ritters) und Hermann gehören stets zusammen, wie außerdem Hans und Peter, und an der Stelle, wo Bartholomäus so laßfertig für seine Ehefrau sorgt, nennt er diese Erben Hans und Peter seine drei Kinder. Erst 1408 legten uns die letzteren Söhne von Herrn Bartholomäus als Erben, während Hermann, unseres Ritters erstgeborener Sohn bereits 1372 Rechtsgenossenschaft für seinen Vater vertritt. Das beweist nämlich, dass Bartholomäus von Troschhausen zweimal verheiratet gewesen und aus der zweiten Ehe mit Ehefrau die zwei letztgenannten Söhne hinterlassen habe. Ferner spricht die Zuweisung des Gutes in und bei Lübeck an Ehefrau für die oben aufgestellte Hypothese, dass Ehefrau ein Patronskind aus Lübeck gewesen, welches Herr Bartholomäus im 1364 heimgeführt habe. Und auch solche Kinder von Bartholomäus von Troschhausen bekannt. Der älteste Sohn, Hermann, ist schon im frühen Alter gestorben zwischen 1378 und 1382, denn an letzterem Datum werden als Erben von Bartholomäus nur Klaus und Hermann genannt. Wenig ist auch von Ritter Nikolaus bekannt, er wohnt in Schöten, weil das Licht zu voll sei des Vaters Licht. War er doch schon 1369 Ritter, also beim Tode seines Vaters ein reifer Mann. Vermuthlich hat er Güter in Erik Borpat und die Güter in Holstein und Lüneburg geerbt, ist nach Danzigschland gezogen und allzu gestorben? Hermann ist gleichfalls jung gestorben, nach dem Bunde

seiner Selten Hans und Knappebrucht wissen war, dass er das halbe Schloss Knechtel und einen Theil von Kerveloch geerbt, nach einem Antheil am Schloss Bernau gehabt hat. Hans, der dritte Sohn von der zweiten Ehe, erscheint als Typus des schlesischen Ritters, er macht seine «Katerfahrten», tritt in Pommern auf, dann in Dänemark, wo die selbst seinem Bruder Peter König Feinde in seinem besondern Schutze sind in die Zahl seiner «legitimen» aufnehmen, so nicht er weiter, zurückkommt, ob er seine väterlichen Güter «vergräbt», wenn er nur in aller Eile zurück ins Leben kann. Uebigens ist er vermählt gewesen und hat eine Tochter Klara hinterlassen, die dem Hohen Heinrich Kasperer (Kasper) heiratete: Um das Familienwohl war es schlimm bestellt gewesen, wenn nicht Ritter Peter, der jüngste Sohn, das sorgsamste, hochachtbares Stum des Vaters geerbt hätte. Durch rechtzeitige Pfändung und Kauf verhinderte er, dass die Erbtheile seiner Brüder in fremde Hände gelangten, und so glückte ihm, fast die ganze Hinterlassenschaft seines Vaters wieder zu vereinigen. Er ist zugleich in Bezug auf Pommern, wie auf Landeshoheit, der würdige Erbe von Bartholomäus, der Stammvater aller noch lebenden Zweige des Bernauer Hauses. Endlich hat Herr Bartholomäus noch eine Tochter aus der zweiten Ehe in jugendlichem Alter hinterlassen, welche 1499 Kuzen von Rosen von Klein-Koop ihre Hand erhielt.

Knappe und Herr berichtet die Geschehnisse: «Nicht lange nach diesem Vertrage (zu Dornig) ist Herr Bartholomäus von Tisenhausen, Ritter, in Gott verstorben.»

Brief und Will mag der gute Graf, Herr Bartholomäus von Tisenhausen im Krönchen einer Familie entschuldigt sein, um im friedlichen Kloster zu Falkenberg in der Farnburggraff neben seinem Klerus eine Ruhe zu haben, die er sich in dem 80. Jahren seines thatenreichen, unheilvollen Lebens bei dem klugen Athener vorzugs vorzugs hatte.

Über keine Familien Alt-Litanei aus dem ersten halben Jahrtausend der deutschen Colonie sind uns so mannigfaltige Nachrichten erhalten, wie über Bartholomäus von Tisenhausen, und das ist verständlich, denn es Christenliebe Leutnants in Macht, Einfluss und Ehre in der Heimat und in Deutschland als Vorkämpfer für die Rechte seines Standes, als Vertrauensmann des ganzen Landes ruft es hinaus über das Norddeutsche.

¹ II, 75. Nr. 2070, 2090, V B VIII, Nr. 604

² II B Nr. 2478 — ³ p. 20

weiches des Vasaals zwar Tage gesteckt war. Und dennoch dürfen wir sagen: mit Bartholomäus sank die Typus der aristokratischen Vasallen ins Grab.

Troschen und heute ist die Sprache der Urkunden, die erziehen nicht, sie charakterisieren nicht, nur verzeichnen wollen sie die Ereignisse, und auch um das Blick in die Seele der Hauptpersonen neugierig. Fast un möglich erweist es deshalb in diesen abgemessenen Paraphrasen von einem reichen Menschenleben die Züge zu wissen, welche die Bruchstücke von lebensvollen, lebenswahren Geistes sagen; nur einzelne, oft widersprechende Züge des Charakterbildes treten noch vor dem Dunkel der vorerwähnten Jahresberichte hervor. So auch bei Herrn Bartholomäus v. Troschhausen. Ein Mann durch und durch von solcher unerschöpflicher Lebenskraft und Thatkraft, ein echter Ritter tritt er uns entgegen, ein ruhiger, rücksichtsloser Zug hat sich in seinem Verhältnisse zum Neffen Johann nicht verlohren, Reichthum steht er allen Ansehens seiner Zeit gegenüber und ohne sich zu bewegen in fremdem Weltkreis zieht der stolze Kämpfer das Schwert gegen den übermächtigen Feind! Und wieder tritt uns Bartholomäus entgegen: ein behender Hüne, dankbar für die erwiesene Liebe, züchtig um die Zukunft des Reichs besorgt, zugleich besichtigend und besorglich bei der Pedanterie und sich beherrschend in der Durchführung seiner Pläne. Hier ein sorgloser Wirk, dort Klatsch der Klimate bedenkend, dort grübelnd besichtigend gegenüber Kirchen und Armen und gern bereit, um andere einen Opfer zu bringen. Stark auf dem ritterlichen Gedächtnis und ein Selbstvertrauen, dem es gerade gut genug dünkt, Feindgenosse des römischen Kaisers zu sein, vermag mit so vortheilhafter Auszeichnung bürgerlicher Tüchtigkeit, dass er die Bürgermeister zur Hilfe ersucht. Ein Mann der That, aber in gewissem Maße berüht als -ling und weise. Frey von Vorurtheilen gegenüber der Kirche traut er dem höchsten Autoritäten derselben, seinem Erzbischof, ja dem Papste selbst, derselbe welcher wirklich die Kirche beschützt und in tiefer, klärender Frömmigkeit sein Leben beschreut. Nur ein Zug zeigt sich widersprechend während des ganzen Lebens unseres Bartholomäus: ein unbegrenzter Rechtsinn, ein tiefes Verstandnis für das Wesen des Rechts, gepaart mit dem Willen und der Kraft, ohne Rücksicht auf sich selbst und seine Neigungen nur das Recht zu sich zu schreien, zu erwägen. Dieser Rechtsinn war das Fundament, auf welchem höher der weise Patrio-

tennis amicus Helden bewies, die Wurzel einer vornehmlichen Thatkraft.

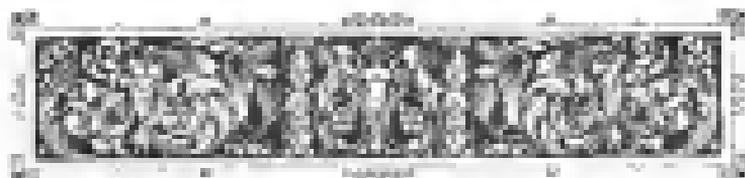
Rechtschaffen und Vaterlandsliebe herzustellen eog verschärftest über die andere Neigungen und Gefühle, diese hat er als Jüngling, als Mann, als Greis sich hingeworfen, für seinen Staat, für sein Volk, für ganz Livland hat er gesorgt und gekämpft als Vogt, als Hauptmann, als Rechtsfuder, als Führer der Gemeinen beim friedlichen Vergleich, beim heissen Kampf. Rechtschaffen und Vaterlandsliebe, sie haben zwar keinen Lohn um das Haupt des Helden gewunden, doch, was ihm weitverbreitet dankbar machte, er warben ihm die Liebe, das Vertrauen nicht seiner Staatsgenossen allein, wie des ganzen Landes, das dem Spruche des selbständigen Gemeinen einstimmig zu folgen bereit war, weil es wusste, was Bartholomäus mit Herz und Hand, mit Wort und Schwert bereit war einzusetzen, sich hinzugeben, wenn es das Wohl des Vaterlandes galt.

Keine hervorstechende Thaten hat Heir Bartholomäus von Tessenhausen vollbracht, wenn sein Wollen, nach sein Können weist jauch Schwanz auf, der in kaltem Fluge beweis ist sich über die engen Schranken, die dem Wirken des gewöhnlichen Menschen entgegenstehen, hinwegzusetzen, dennoch verliert sein Ansehen geistri zu werden, als das eines sympathischen Typus, eines wirkigen Vertreters des lettischen Vasallenstandes im 14. Jahrhundert.

Dem typisch sind der ansporn, vortheilhaftliche Sinn, die Neigung für das Familieliche, die zügel Ansehen, wie der rechtschönen Trotz, typisch aber auch der unerschütterliche Rechtsinn. Diese Eigenschaften schaben in den Vasallen Alt-Livlands jene Vaterlandsliebe, welche auch über die engen Grenzen der Einzelinteressen, über die heueren Streitigkeiten hinaus zum Wohle der ganzen Heimat zu wirken bestrebt, sie geben ihnen die Kraft und das Recht, den Haas ihrer Verfassung zu erweitere und zu festigen, sie wissen es, gestärkt und gelitert durch den neu erweckten, gereinigten Glauben, welche des Ritteradeligen Livlands die Kraft geben nicht zu wanken und zu wittern, als Alles um sie in Trümmen stürzend auch sie zu verdammenen drohte, sondern mit fester Hand wieder zu stellen in die neue Zeit als selbstiges Erbe der uralten Verfassungen der Vergangenheit in Treue, Brüt, Sprache, Recht und Glauben.

R. Hasselblatt.

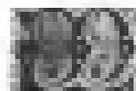




Die hellischen Frießgeßel

II

B. Tagraubgeßel *Falco tinnuncius*



Das Licht über der Frontalis, die Sonne dem Haupt nach über dem Occiput und der Tag über der Nacht steht, so oder nach einem wärteren hoch östlichen die falconartigen Tagraubgeßel über die indolente nachtholische Kule zu stellen war. Mit dem ersten Sprechenden Blick auf das so sehr verschiedene Aemere und beim hochtägigen Beobachten der Lebensart, wie auch namentlich der Fähigkeiten wird solches seltener und täglich erkannt werden können.

Die glatte Wachheit unserer Tagraubgeßel ist niemals unter dem Felle verdeckt oder von Gersten wie bei den Raben überkleidet, sondern sie erscheint immer frei. Die Kehle bläuliche, sehr scharfe und weichenartigen Augen stehen seltlich und sind nicht seltlich übergröss. Die Federn des Kopfes sind seltlich anliegenden Gebilden seltlich sich durch ein hohes Gewebe und eine sehr kräftige Struktur aus. Die meist sehr langen Schwänze sind seltlich und daher zu einem seltlich so nachschraben und schnecken, die nach schnecken und grossenartigen Fluge geeignet und bewahrt. Die Schwanzfedern zeigen eine ungewöhnliche Länge und zeigen daher weit über die Füsse hinaus, doch die Böse bildend, was dieses kühnenartigen Vögeln zu verhalten, das könnte man sagen seltlich Aemere zu verhalten im Stand ist.

Der besonders stark entwickelte und leichte Gebälkssack mit ihm vom Brustkorb ab. Alle Tagraubvögel haben ferner einen geräumigen Kropf, in welchem die mit verschiedener lebendig durch Luft und Kraft erleuchtete Nahrung zerweicht und dadurch zu beschleunigter und vollständiger Verdauung seitens des Magens gehörig vorbereitet wird. Das selbe Jägerleben, eine andere Fassung ab die Faser, bedingt dass durch eine große Ausbildung in Offenstirnstärke im Thorax wachsen, während die allerdings noch kräftige, vielfach gekrümmte und furchig über schwedigt Schnabel fast nur zum Zerrennen und Zerstückeln der weichen, schon- und knochenreichen Nahrung bestimmt und dabei eine Ausnahme kürzer als der Kopf ist (im Gegensatz zu den Geiern). Die Zehen sind stets mit grossen Schuppen und Schälchen versehen und besetzt und niemals wie bei den Eulen behindert. — Das Jugendkleid ist in der Färbung von dem Gewande der alten Vögel sehr abweichend, als derart verschieden, dass man nicht geneigt ist, zu ganz verschiedene Arten, aber nicht ungleiche Lebensjahre an gleichen Wägen aufstellend anzunehmen die Färbungsunterschiede je nach dem Geschlecht, während in der Körpergrösse gewaltige Differenzen aufzuweisen sind und zwar namentlich zu Gunsten der meist dunkel färbigsten Weibchen. Bei vielen Arten werden auch individuell weitgehende Färbungsabweichungen und derart grosse Abweichungen bemerkt, dass man seinen Klaren sogar andere Gattungen vor sich zu haben.

In Bezug der modernen Entstellungen und Benennungen begegnen wir auch in dieser Gruppe demselben Kampflust, Unübersichtlichkeit und Verwirrung wie ich schon bei Besprechung der Eulen darzulegen versuchte. Diese Kritikbarkeit hat nicht nur alle Zweige der Zoologie, sondern auch alle sonstigen naturwissenschaftlichen Disziplinen angeht, ergreifen und gründlichst verdrängt — Während dem grossen, unerbittlichen Vater Linné für alle Färbungen der Faunawelt «Faba» völlig genügt, gibt es heute eine gar viele Legen zerbrochener und gefühllos betrübender griechisch-lateinischer Familien, Sippen, Gattungen, Untergattungen, Arten- und Unterarten-Namen? — Wir wollen uns unsern heliachen Tagraubvögeln in möglichst wenig, aber der bessern Übersicht halber jedenfalls in einige Unterfamilien theilen und sie nach, um der scharfsinnigen, überaus aufklärten Zeitzeit einige Rechnung zu tragen, mit entsprechend verschiedenen Namen tituliren, und zwar

1. Adler, *Aquila*
2. Falken, *Falco*
3. Habichte, *Astur*
4. Bussarde, *Buteo*
5. Wälfen, *Circus* und
6. Mäuse, *Milvus*

Als Arten werde ich einige weniger vornehmlich im Stande sein, als Bassew und Schröder es thun konnten, da ich, wie schon gesagt, nicht allen bei uns erlogten Species des Heimatorts zugehören wollte und auch einige zweifelhaft selbständige Arten nur als Varietäten ohne Nennung derselben anzudeuten, aber nicht allereinstimmige Zustimmung zu verhängen bereit bin.

I. Die Adler, *Aquila*.

Der auffallenden Größe und guten Haltung halber wollen wir die Verführung der Jagtsbedeutung mit den Adlern beginnen, obgleich die Falken wegen ihres Muthes, der Jagdart und des Abschens vor todter Nahrung besser aus dem Adlern in dem sogenannten edlen Eigenschaftlichen über sich dürften. Ausser der allbekannten Stillsichtigkeit zeichnet sich diese Unterfamilie durch einen abgehakten Schnabel, durch einen an der Wurzel und auf der First eine gerade gebogenen Schnabel, durch zugespitzte Sarkan- und hintere Halsfedern und schließlich durch den etwas gedringten einschneidenden Karyothecus aus.

1. Der Steinadler *Aquila juba* Linnisch nach Bassew.
Straptonyx aquila juba Estlinisch Kuhn lat.

Artplattenverwechselungen hinsichtlich des Steinadler in zwei Unterformen zu trennen und zwar in den sogenannten Goldadler *A. chrysaetos* und des *A. juba*. Da aber der Färbung nach Übergangsformen häufig vorkommen und Färbungen stattfinden so ist die Scheidung eine unzutreffende und nicht anzurathen zu erhaltende.

Da in verschiedenen Lehrbüchern angeführten Trennungsmomente sind meiner Ansicht nach nur Ercheinungen der Federn, so kann diese strenge Form gebundenen Individualität, was sie hochbedeutenden Geschäften oft in Zweifel zu werden pflegt. Da die meisten — vollständig sogar allen Lesern der -Zeit Naturgeschichtliche Färbung und das Aussehen dieses Komplex unserer grossen Waldkomplexe gut bekannt sein dürfte, da Bassew Metagris und Kuhn's zoologischen Garten diese hervorstechende Adlerart fehlt, so will ich nur noch für den Unvorsichtigen bemerken, dass der

Stammeln bei einer Flügellänge von 6 bis 7 Foss. steht bis zu den Gelenken dicht behaart ist, somit für den Ornithologen unerschwinglich erscheint, während der selbst mit vorzüglicher Art zu verschiedenen Stunden stets halbausgetriebener Ständer zeigt und im Alter etwas ganz weisses Schwanzgefieder, im Gegensatz zum Ständerler, dessen Schwanz stets schwärzlich endet und im Alter in der Mitte ganz gehindert ist.

Der Ständerler ist bei uns eine seltene Erscheinung, namentlich als Nistvogel geworden. Meine Wägen ist zu Lützell im Jahre November 1857 im grossen Kiefernforst des Grafen Schlotterberg aufgefunden worden, wobei das Weibchen abgelegt wurde und zwei Eier aus dem auf einer sehr hohen Kiefer ausgelegten Nest mit unermesslicher Mühe erbeutet werden konnten. Das eine Ei ist der Sammlung des bekannten Ornithologen Herrn R. von Müllendorff auf Schlossam unterbracht worden, während das andere im Besitze des Herrn Oberkammer Weyrauch verblieb. — Man soll namentlich auch bis vier Eier in einem Horste gefunden haben, während die Anzahl 1—3 die Regel bilden dürfte. — Für unseren Wägen mag es als ein grosses Glück betrachtet werden, dass dieser viel verschleierte Hübler immer seltener wurde. Von erwachsenem Rah ab bis zum debiliten Haselhuhn verfügt der Ständerler vorzugsweise ganz alle unsere besten Wildarten, dass er ist ein rechter Feinschmecker, wie ich es noch eben und seit dem Jahre an seinem gelungenern Beispiele beobachten und bestritten konnte. Nur die gefüllte Noth im kalten Winter zwingt ihn zuweilen zum Ausstreuen oder zum Raube sonst unerschmackter Beeren und Kirchen. Da er in der Gefangenschaft sehr gern, sogar mit einer gewissen Leidenschaft durch vorliegende Eichhörnchen zu verwehren stets genügt ist, so vermuthete ich, dass derselbe ein arten, wohlgeschmecktes Fleisch besitzen müsse und dass nur unser Vorurtheil bisher von diesem Kletterwilde als Nahrungsmittel absehen liess. Die Kletterer in Oberitalien versetzen Eichhörnchen mit grünem Weidengefieder und versicherten mir, dass das Fleisch art und von gutem Geschmack sei. — Als ein Ständerwägen sollen nur den Ständerler zur höchsten Beute auf Anfliegen, Wolk Fische und Trappen abrichten, die Zeichen seiner unermesslichen Kraft und Gelehrigkeit, wie auch seines Muthes. In den Alpen hat man wiederholt Kämpfe der Ständerler unter einander beobachtet, die all eine köstlichen Ausgang nahmen. Dr. A. Girtanner in St. Gallen berichtet in einem Fasciculus von zwei vorliegenden

Kämpfe, die durch Hinzutreten des Menschen jedesmal mit dem Straßlagenwerden beider hat in eiganer verkrüppeltes Adler endete. Das eine Mal landete er sich an die Beute eines Lemmas, bei welcher Gelegenheit zwei Weibchen stritten, also am Straßfeld sich darboten, während des andern Mal der Kampf hoch in den Lüften lagte.

2. Der Schneeflecker. *Aquila nevia* Estrech: Heiße heße Ist. Lettsch: Wajut dypit.

Falco trennte die ostliche, ursprünglich klimatische Varietät als *Aquila clanga* anerk. ab, und die meisten Ornithologen folgten ihm darin. Unser heider zu früh verstorbenet Ranzow war durch eine mehrer Ansicht, dass nämlich *A. clanga* nur eine Unterart, aber keine selbständige Form sei, während z. B. Ruge von Hannover, Deutschlands Vater der Vogelwelt, mit größter Entschiedenheit die Selbständigkeit der Art *Aquila clanga* vertritt. Ranzow schreibt zu dieser Frage: „Ich habe mehrfach den Klauen, sowie den ganzen Schneeflecker lebend gesehen, konnte aber in einem Betrage keine merkbaren Unterschiede finden, auch habe ich Exemplare gesehen, wo es schwer hielt es selbst von einander zu trennen. Hiernach halte ich für *A. clanga* Fall nur für ein ostlich lebende und zugleich grössere Form der *Aquila nevia*. Ich constatire nicht nur häufig Übergangsformen, sondern nicht auch (1861) angeblich ein Pärchen unter Schloss Thüsten, dessen Weibchen ausgesprochen die Varietät *Clanga* repräsentire, während das sehr viel kleinere Männchen alle Merkmale der *A. nevia* an sich trug. Sollte da wirklich das räthige Ehe verhältnis zwei verschiedenen Arten gewiss sein? Die Frau Schneeflecker eine geborne Schneeflecker? — Diese Frage scheint mir noch keine für immer abschliessung zu sein, darüber wollen wir nur eine eine einzige Art Schneeflecker in Betracht ziehen.

Der Schneeflecker ist ein Stanzeller im Klauen, auch seine Füße sind bis an die Zehen dicht behaart und von braunen Geflecken durch bemerkt. Im Alter sehr dem Klauen alterer Schneeflecker. Der Schnabel ist aber im Gegensatz zu dem des Heuniedlers eben von der Wurzel an weiß gelogen, so dass seine Spitze keine gerade Linie bildet. — Wenn Ranzow schreibt: „Vogelwelt laße ich sie gefangen, und dann die die gänzlich Unsicherheit des Schneefleckers eintraten will, so muss ich hier anführen, dass auch in diesem Frühjahr von mehren Augen ein Schneeflecker im Hainhof eines Stam. lag und festlag und dass ich vor Jahren einen Schne-

weder von einem frisch geschlüpften Störchelein abwärts. Einige von Homager berichteten seiner Zeit gleichfalls, dass der Schreiwälder junge Störche und Drosseln miteinander erbeute und auch einmal in seiner Nähe einer Taube hart zugesetzt und nur zufällig ihrem Fang entgingen habe. Da aber keine gewöhnliche und Hauptnahrung in Störchen und Fröschen zu bestehen pflegt, so gehört er zu den mehr karrenlosen Raubvögeln, dessen Ansetzung nicht gehalten erscheint. — — Eriens Harnt erbeutet er meist auf besagters hohen Nadelbäumen und legt im Mai zwei, seltener zuweilen auch drei Eier zu denselben; ich selbst fand niemals mehr als zwei Eier. Wenn Friedrich in seiner belandischen Naturgeschichte der deutschen Sprache, Mose- und Jagdvögel mittheilt, dass «selten» auch vier Eier im Harnt des Schreiwälders gefunden wurden, so wage ich einen jeden Zweifel darüber zu verwerthen. Dessen ist man ungehörlich geizigste Wart bringt seiner Ansicht nach eine Ungarheit in die Welt: es ist ja vielleicht möglich, dass eine oder zwei Annahmen dieser Art irgendwo stattgefunden haben, aber sie bleiben immer Ausnahmen; Selbheiten können wir aber gewöhnlich periodisch, sporadisch wiederkehrende Erscheinungen.

3 Der Scauder *Jynx alba* abwärts. Nach Koenig sibirisch: Iala kofka, welche sollte kofka, poln. Letztlich: *Sturmus*, (sibirisch) *stus*. Ich hörte Letztlich gebrauchen: *Stus* *haja* *stus* und *haja-stus* im sibir. Vogel.

Der Flugweise auch ist der Scauder einer grüner Adler, denn dieselbe erreicht die meiste Weite von 120-130 Linien. Der in der Jugend schwebelocherartige Schabel wird im Alter heilig: die bei alten Vögeln starker dunkelbrauner Fleck verschwindet bei jüngeren mehr oder weniger gelockt. Nicht nur vermindert die Grauuntiefe durch das Alter und Gauhlicht wesentliche Abweichungen, sondern auch innerhalb dieses Graues kommen mancherlei Abweichungen vor: eine ziemlich breite (schwarze) Linie sieht sich herein bemerkbar; Fahlweise von Hellblau bis Schwarzblau, mit und ohne Flocke und weiße (graue) Flecken kommen häufig vor. Die belandischen Paarländer sind stets das beste Erkennungszeichen, wenn man kein Buch zur Hand hat. Bei alten Vögeln ist der hintere weiße Schwanz jenseit Uebergewöhnlichen ein wichtigerer arabischer Merkmal, wie, frei betrachtet, das Störchen nach Finken im Wasser.

Der Scauder ist nicht nur ein starker Vortiger sondern

Frische und daher in dieser Richtung schätzlich, wiewohl auch dem Wildstand die Neigt zu unternehmender Fährd. Dem Sommer über mag er in sehr fruchtlichen Gegenden (wie man Fliegen) nicht nachsehen, sondern nur gelegentlich eine Biene oder dergleichen schlagen, aber in andern von Jahr zu Jahr fruchtbarer werdenden Gegenden mit der Biene der behutsam Erziehung seiner Brut wesentlich bei unheilhaft verweichtem Witter durch auf den Wildstand abzugeben. So fand ich vor Jahren unter Pflanz bei einem Herrn die Biene von Hagen, Wilschauer, Hagen, Wilschauer &c., so fand noch kürzlich Herr Kogelbach in Sibirien beim Herrn des Biene der auf einem Schiffe im Gewässer oberhalb Usterorts von Hagen, Hagen und Hagen. — Das die im Winter bei uns unternehmenderen Adler, Hagen und Wilschauer rauben, wenn sie nicht genügend Nahrung finden, liegt auf der Hand. Auch E. v. Bismarck schreibt, — das er im Winterzeit lebende Biene aufhält und bewahrt, wie man jagt nach ein zuverlässiger Zeuge berichtet. Wie beim Biene der unternehmenden Mäuschen und Weibchen dergleichen Anfälle auf größeres Wild in der Regel gemeinschaftlich: — Alles Obigen nach nehme ich letzten Anstand, den Biene der Ertrag zu erklären, da von ihrem Stande auch keine Spur zu entdecken ist und da der Schaden hier nachgewiesen wurde. Kogelbach hat seinen Bericht auf hohen Kogelbach und Kogelbach, v. Kogelbach-Sibirien, wie angegeben, auf einer Biene, ich selbst nur auf Grüns; demnach scheint dem Biene der Biene der Biene zur Anlage des Nestes gleichzeitig zu sein, wenn der Baum nur stark und wächst an und besten Zeiten zur Unterlage dazusetzt, so besteht er denselben oft auch Jahre hinter einander. — Kogelbach behauptet, die Lagerzeit solle in die Mitte des April. Nach manchen allerdings nicht sehr zahlreichen Erfahrungen werden die Eier im mittleren Juliand bereits Mitte und Ende März gelegt. Kogelbach selbst ist am 4. April eigensinnig das Gelege aus, von einem großen Eier würde an diesem Termine bereits sehr stark — jedenfalls schon 14 Tage hindurch — bebrütet gewesen, während das dritte, zufällig viel kleiner von verkümmerten. Warum die war Kogelbach bereits nicht in Juliand und dem verführten Theil Juliand; sollte der geringe Brütungszeitpunkt aus derartige Kogelbachung in Bezug des Biene der Biene können? Oder ist es nicht wahrscheinlicher, dass auch bereits sich eine frühere Individualität, eine größere Unabhängigkeit, der unternehmenderen Witter einer Lasse überhastet? Ist die März sehr

halt, wie a H lautet; dass megen auch viele andere Vögel später zum Nesten und Legen schreiben. Ausser dem Meunianen dachte er keines irgend wie im holländischen Fiedel halten, er erscheint weniger selten und allwissend im holländischen als der Stoppelvögel, ich erhielt zwei Mal auf dem Meer erlegte und dabei nur durch Anschauen und nicht aus einem Wasservogel geschossene Beobachter — Auf dem Meer kommen einzelne Adler durch Verkrallen auf und in sehr grosse Fische oder Haiblen und dadurch befangenen Knaulen um, man fangt auf alten Steinen die Ständer und Käben, allein thig gelähmt, hat im Rücken stecken, wie augenscheinlich aus der Fisch mit dem holländischen Bletter auf dem Rücken durch die Platten geschossen von, im schliesslich die alle mildernde See durch Abkühlen nach diesem Angstanstande von See beruhte.

4. Der Fischadler. *Aquila haliaetus* Temminck nach holländischer. Lateinisch: *Falco piscin.* oder *Falco*

Flughöhe 150 bis 160 Centim. Schwanzlänge 20—24 Cent. Wachsthum und Fänge hell blaugrün, letztere nur wenig befledert, ohne eigentliche Haare, die Federn sind mit scharfkantigen, rechten Waben bedeckt, die nach glatte Fischschuppen an helle gegliedert erscheinen. Sehr bemerkenswert sind die ganz runden Krallen, dass eine Spur einer Hinte. Die weisse Unterseite wird nur an der Brust durch holländische Längsflecken fertig gezeichnet und der Schwanz zeigt sechs dunkle Querbinden und eine schmale weisse Kalkante. Die Iris ist lebhaft gelb. Neben dem Schwanzler im diese fast ausschließlich von Fischen lebende Adler bei uns die gewöhnlichste Adlerart, wo grosse Fische und Seen mit Wäldern umgeben werden, fällt der Fischadler nur selten. An der Küste am Hartenocksee, in den An-Wäldern, an der See, von Papunen bis zu er ziemlich häufig, d h auch ein Stoppelvögel. Dieses Heist erreicht er auf alten Gräben, Käben und Käben und legt im Mai meist nur zwei selten drei Eier; Mitte Juli sind die Jungen stets ausgeföhrt und gut flügge. Ich habe wieder beim Horst diese von Vögeln oder Klügern gehandelt, noch jemals bemerkt, dass der Fischadler Eten oder andere Wasservogel verfolgt hätte. Kagen von Homeyer sagt, dass er wahrscheinlich ausschliesslich Fischtrazer sei und schreibt hierzu: «Schon die Fischliebigkeit, welche die Wasservogel ihm gegenüber zeigen, ist dafür ein Beweis. Jedes lang habe ich auch dieses Vögel nur demerrent fast täglich beobachtet können und ihn stets als Fischer gefanden.» — Von allen Adlerarten dürfte der Fischadler am leichtesten zu beschreiben und

zu liegen sein, nicht nur seinen häufigeren Vorkommen halber habe ich ihn als gewöhnlich, sondern auch besonders darum, weil er beim Fluge mehrfach die Annäherung des Menschen duldet, weil er beim Vorüberfliegen eines Fisches nicht schamlos genug Unrecht thut, und weil er bei seinen Fischweil-Flügen öfters auch statt dem Harter in denselben Flugwege zu bestehen pflegt, so dass der Anstand in jedem Vorstich nachher zum Ziele führt, indem er langsam langsam nicht leicht gefühlt werden kann.

3. Der Schlangenschilder. *Agalla brachyptera* (eine *Oreocitta* geblieben) — Ich habe an wenig gefunden, da ich dieser Form mein volles Flecht nur ausserhalb ostindischer Adlernisten erwarbte, denn ich mit meiner Ansicht nach, in Linné wenigstens, eine grosse Seltenheit. Ich selbst habe ihn kein einziges Mal angetroffen und kein Exemplar in die Hände bekommen können. Nach Ratow soll er unter Aelst zweifelt Riga, fern unter Meydelshof und Palfayer vorgekommen sein. Aus Kalkül hat Ratow ein Paar Flänge erhalten, und ein Vogel zu seiner Zeit unter Kalk beobachtet worden. Ferner stehen an mehreren Museen und in der Sammlung des Naturforschervereins zu Riga mehrere eingestopfte indische Exemplare, wie in Mian ein St., so dass es jedenfalls in Karland noch gemein ist. — Nach Angabe der Lehrbücher besteht der Schlangenschilder aus Flänge von 163 Cent. und einer Schwanzlänge von 77½ Cent. Seine Wachheit und die Flügel sollen hellbraun und die Augenstern gelb sein; früher belief diese interessante Art zu langen Fingernägeln nur kurze Zehen und breite einfach zugespitzte Nockenfedern. Die Färbung ist oberwärts hellbraun, unterwärts weißlich mit braunlichen Flecken, und der braune Schwanz erweist sich durch schwarzkrause Ringe geteilt. Seine Habitus und mancher speziellen körperlichen Eigenthümlichkeit, wie auch der Stimme, dem Fluge und sonstigen Umständen weicht sie viel von verwandtschaftlichen mit den Bussarden, so dass er viel Mittelraum zwischen Adler und Bussard eingenommen werden dürfte. — Seine Hauptnahrung besteht in Lurche, Reptilien, Schnecken, Kraken, Fische, Wasserratten, ja auch in Regenwürmern. Von einer Schilligkeitigkeit in unseren Gegenden kann abgesehen von seiner Seltenheit, keine Rede sein. Hemmer schreibt darüber: »Stad nach Thiers mit kaltem Blute für auf die Dauer zu seiner Erhaltung durchaus erforderlich, so verweilt er doch öfters länger in unseren Gegenden, als Schlangen und Fische sichtbar sind. Darin mag ihn die Noth zur Abwechslung von einem

sonstigen Lebensweise treiben, gewiss aber ist dass er dem nach eifrig Jagd auf Vogel macht.

II Die Falcken Falco

Alle Mitglieder dieser edlen Familie haben einen kurzen aber starken Schnabel, der im Oberkiefer eines scharfen Zahns besitzt, welcher in einem entsprechenden Ausschnitt des Unterkiefers passt. Venen der hier ziemlich langen, schmalhäutigen Flügel sind als normale Flügel und ständige Jäger — Wenn der berühmte Haseyer sie zu den gefährlichsten Vögeln (nach Ausscheidung der Kästfalken) zählt, so dürfte das durch unsere schliesslichen beschriebenen Merkmale und unvollständigen Fortifikations und spärlicher noch auf dem Helme stehenden Kerne für die holländische Leute nicht ganz so schwerwiegend sein, als für Deutschland solche Arten. Vorherrschende Waldbestände, beschlossene Weidelandereien und strahlende Wiesen und Torfweiden. Die Edelkuckern machen ihre Beute nur aus fliegenden Vögeln und stehen für den Winter fast alle fest. Freiwillig liegen bei uns in der warmen Jahreszeit die Wildkuckern nicht leicht auf, sondern suchen in Dickichten. Sie werden von Falken daher nur im Frühjahr und Herbst gelegentlich gefangen werden. Diese sind hauptsächlich mehr auf Eulen, Turden, Drosseln, Straußvögeln und sonstige viel unterfliegende Vögel angewiesen.

In den beständigen Zusammenhänge werden für unsere Provinzen zwei nordliche Falckenarten (die eigentlich genau genommen artlich nicht ganz zu trennen sein dürfen, wie solche von hervorragenden Ornithologen wiederholt angeführt wurde, angegeben, welche ich hier nicht zu registrieren im Stande bin, nämlich der holländische Falcke Falco tinnunculus und der Jagdfalcke Falco tinnunculus. Von ersterer Unterart kann Russow ein Exemplar in seiner Sammlung, welches 1865 im April eines Karkits und von der letzteren gleichfalls nur ein, und zwar eines jungen Vogels, der 1866 im October unter Wasseln erlegt wurde war. Meyer schreibt, dass bei Wilmers einst auch ein Jagdfalcke erbeutet worden sein soll. — Das ist Alles was wir vom Auffinden dieser Falcken bei uns wissen, jedenfalls so wenig, um darauf hin über das holländische Bürgerrecht entscheiden zu können.

1. Der Wanderfalcke, *Falco peregrinus* Estreich nach Russow: Falck oder nur Karkit.

Flughaut 58 bis 60 Cent. Schwanzlänge 16 bis 17 Cent.

Die Flügel sind sehr lang, die Flügel verhältnismäßig kurz und von Farbe gelb, in der Jugend schwammig gefleckt; Nagel und Schnabel sind tief schwarz, die Iris ist braun. Das Wachsthum und der Ansehung sind in Jugend bläulich-grünlich, im Alter gelb. Die heiligen Hauben sind mit vorzüglich angeordnete und an Länge- und Querschnitten dunkelbrauner Farbe bedeckt, der breite Beckenstreif und die ganze Wangen ist schwarz; das Gesicht weiß gefleckt. Im Alter ist die Oberseite ebenfalls mit schwarzem Wollen geziert, der verhältnismäßig kurze Schwanz zeigt 9—12 Binden. Junge Vögel sind eben dunkelbraun mit hellen Federkanten, wenn wohl sehr-mischlich mit Langfleckchen. Hähne und sehr wesentliche Differenzen kommen in der Größe vor, wie auch in der Färbung, weniger dem Geschlecht als dem Alter nach, zuweilen schließ, seltener zufällige individuelle Abweichungen. Das Weibchen und immer sehr viel größer als der Männchen; durchschnittlich das Weibchen 18 Zoll rh. M., letztere nur 14 Zoll lang sein. — Dieser edle unserer Zeit allgegenwärtig Jagd abgerichtet, noch noch jetzt hin und wieder von Bauern gemästete Vogel hat eine große geographische Verbreitung — wie er sich eben hauptsächlich großer Produktion erfreut und keinen Gesetzen sehr genau folgt. Er ist ein ungewöhnlich tüchtiger Flieger, dessen Hähne-schlagendes Stossen entspricht in der Luft kein Vogel. Von der Hähne-schlagende bis zur Störche, von der Baccarins bis zum Birkelbe erhebt er fliegend alle Vögel als Bona, als einziger Nahrung. Von der Erde oder vom Wasser ein Thier zu erhaschen, ist er außer seinem weiten Flügel, sowie auch der kurzen Fasse wegen unfähig. Als Stapelkorn und Rapföhen und daher vor dem geschlechtlich gezeichnet, er ist nur unüberfliegenden Vögeln — aber davon auch im höchsten Grade schädlich, widerstandsfähig.

Manen ersten Wunderfalken, ein altes, starkes Weibchen, vor unser oben getöhltem Lebküchle vorübergefliegen abfliegend, sah ich als Schüler. Der Kampf begann der Angriff auf dem bestfliegende Ente ist in meiner Erinnerung in dieser Richtung das interessanteste, was ich je erlebte. Lebküchle konnte ich mir dabei die Lust, die Aufregung der Kämpfe nur noch sehr unzureichend beschreiben Hähne-jagd vertiefen. — Voll Bewunderung schaute ich auf die stehende bald hoch und niedrig, horizontalwende, bald rechtwinklige Wendungen schlagende, oder scheinbar niederschlagende Ente, voll Staunen auf die keine menschliche Gewandtheit und Schönheit des Faltes, dann alle Kämpfe mit zwei unantastbaren Ringen

und stossen die Kote nach in den Latten schlag, so dass beide im Kontakt stehen zur Erde führen, wo das alte: „Dusder hogenboer kerse gesudet“ wieder wahr wurde, dass ich trag beide als seltenen Seitenblick habe! — Auspflücht soll der Wandervogel Besuchen und Müssen steigt die Beise abgeben was gewiss auch natürliche Kampfhelder entwickelten dürfen. Während der Wandervogel in Mitteleuropa seine Haart auf Felsen, seltener auf Roth- und Wurzeln, in Schotland nur in Felspalten, in Nordamerika nur auf den höchsten Bäumen in Stumpfbäumen, in Java wiederum nur auf grossen Bäumen im Hochgebirge errichtet, legt er in den Gebirgsprovinzen vom 2—3, ausserordentlich auch 4 Eier auf das weiche Moosblatt in weiche, weichenkräftigen, mit Kröpfelkornern besetzten Moosmatten. Die Eier habe ich selbst kein Mal auf finden können, aber die eben sorgfältigen Jungvögel entdeckte ich meist im Thier-Moor unter Wägen, in Rasen, unter Wurzeln und unter Trümmern.

3 Der Lerdweller Felle schliessen Nach Buxton ein: Fiedel brandel Lethlich. Thandis wagt Ich hätte lathlich wiederholt geboren: Seelig wagt.

Dem Aussehen bei oberflächlicher Betrachtung nach ist diese Art ein Wandervogel im Klaren, dessen Flugvermögen aber nur 12 bis 18 Cent beträgt. Der breite Backenstreif steht von den rein weissen Wangen kräftig schwarz ab; das Gesicht ist weidlich gewaltig; die dunkle Oberseite ist ungefleckt und ungewaltig, während die weisse Unterseite mit dunklen Längsstreifen gestreift erscheint, die Nase ist nicht vorstehend, ebenso die Abbergenge, nur in etwas ruhendem Tone. Wundbeut, Leder und die Füsse sind gelb, letztere mit sehr dünnen, langen Zehen versehen. Nach Honeyers Ansicht ist dieser bei uns häufige und gut bekannte Stauer oder schaffte unter allen unsere Vögel, die ungezogene Schwärze im Flug anschauen und im langen vorzug. Dieses thut er nach meinen Beobachtungen so oft und vieler, dass er im Sommer vorzugsweise von Raschschweiften sein und seiner Kinder Leben im freien pflegt, während er im ersten Beginn des Frühlings und im Herbst besonders den Lerdweller nachstellt. Wenn auf ihrem Abzuge sagt stetig dabei folgend und schwarzen Thier an. Inland — dabei nach der allgemeinen gebräuchlichen deutschen Name: Lerdweller. Da er keine so manchen Früchte, so manche Schäfte und andere Kleinwelt schätzt, auch sehr viele anderer besten Nisttrögel verachtet, so würde seine Vermehrung sehr schäd-

Ich will; jeder Jäger und Vogelfreund sollte daher recht diesem Bienen gründlich nachsehen, seinen Bienen zu zerstören und ihn streng zu bestrafen. — Mir scheint, als ob die Anzahl der Larvenköpfe wenigstens im mittleren Ländel in den letzten 70 bis 40 Jahren wesentlich abgenommen habe. Da er zum Bienen hochachtungsvoll Waldrösche umhören von Calceolus oder Wiesens besonders bevorzugt, so mag das allmähliche Schwanden solcher kleinerer Waldgesellschaften in fruchtbarer Gegend Ursache sein, resp. Das steigende Cultar schafft gleichsam Flächen gegenüber grossen Flutenempfangen. Weiter kommt aber dieser Falke gern in gute kleinen Baumgruppen, auch lebt er in weit zusammenhängenden Wäldern seine Kinder aufzuziehen. Schwefel und Lorbeer werden die Urwälder, und diese beiden Vogelgruppen bilden das Haupterfordernis an seiner Ernährung, zur Bildung des Honigs von 2, meist 4 heilungsvollen Spitzkopfen. Die meisten Laubblätter gehen die Anzahl der Eier auf 3—4 an, stellen sie die Regel hin. Ich habe in meiner Jagd sehr viele Nester des Schwefelbienenbrotens (ungewöhnlich) und später auch noch einige Nester solche (ich kann) ich möchte von, gestützt auf meine hierbei gemachte Beobachtungen, als Regel die Zahl von 4 Eiern hinstellen, denn ich fand nur zwei Mal 3 Eier und ein Mal sogar 5, wobei eines verkümmert klein wachsen und unbeschadet war. Ob ich auch die Jungfernen aus und verliert dabei stets vier junge Falcken! — Die Larvenköpfe sind mehliges Geästöpfe, die in grösseren Umkreise ihrer Ernährung alle grünen Raubvögel und Käferarten mit Energie angreifen, auf sie stehen und denselben schliesslich vorzugen. Nützlich ist zufällig in der Nähe Bienenstöcke, Schwärmer oder Kollibien, so hört das Bekämpfen dieser beiden Falcken schwebend gar nicht auf; man beginnt dann nicht, als es noch die Zeit zum Erntehonig der Jungen erbringen können. Im Jahr dieses Jahres habe ich solche Laubköpfe im schönen Aethal zwischen dem Raubkuchen und Meisenhofischen Wäldern oft stundenlang zu beobachten Gelegenheit gehabt.

3. Der Herbstfalk Falco autumnalis. Dieser mehligste und vorzugsweise aller Raubvögel und zugleich kleinste Tigraraber in unserem Gebiete besitzt eine Fingervolle von 60 bis 64 Cent. — Friedrich beschreibt ihn also: „Wachheit, Augenkreuz und Flügel gelb; Mittelstück eines Kreutz kleiner als der Lauf. Das Mantelstück oben weißlich mit schwarzen Schaftrahlen und einer schwarzen Binde von Kopf des Schwanzes; unten rotgelb mit braunen Längs-

sehen. Das Weibchen und der junge Vogel ist von oben gesehen mit rufrotenen Flecken und Fehlfarben, von unten gelblich weiß mit kleinen, länglichen, Schwanz gestrichen mit fünf bis sechs dunklen Querbinden:

Seine Hauptjagdzeit hält er auf alle kleineren Singvögel, Straußvögel und Bienen ab, doch stoßt er gelegentlich auf ein größeres Wild, schlägt Feldhühner mit tödlicher Kraft, überfällt sogar Morasthühner und Herbsthühner, bezwingt die Kratzente leicht und gern und hat sich nachweislich sogar dazu im Herbst überlockten Gullänen vertragen auf Wildgans zu stoßen und diese allerdings ohne gewanderten Erfolg arg vorzusetzen, ein räuberischer David, der gegen Gulläne anzukämpfen sich nicht scheute. Im September hat man oft Gelegenheit, junge noch ungelübte Zwergfinken der Jagd auf Lerchen mit sehr profitablen Erfolgen abfangen zu sehen; es ist solchen ein für den Zuchtmann sehr beachtliches Übungsspiel, bei welchem die Sympathien meist der Lerche, soweit sie sich nach dem gewohnten Jäger zugewandt sein dürfen. Bemerkte ein junger Merkw. von der Spitze einer Stange aus, dass sich eine unbefangene eingeschlechte Lerche unweit anzuheben, so kragt er mit Ostentation hoch und sieht über dem Rücken dahin, die an die Erde gedrückte Lerche hat ströhend, jedenfalls unbedrückt, dass dieselbe kopfen vor Augen die zu vermeintliche Flucht ergreift. Alle Lerchen magen auf diese Kräfte nicht -hinfallen-, aber jüngere gehen. Noch in diesem Jahre hatte ich das Glück zweimal ein solches Manöver zu beobachten. Die aus beiderseits Herten, bald hoch den Wolken anstehend, bald in verkrüppeltem Abfall, dann wieder in Zickzackwindungen fortziehend, bald heersicher den Ziel ströhend, ist unbeschreiblich schön und fesselnd. Das man man gesehen haben: junge Merkw. quaden eine Lerche ab 5 Minuten lang und doch erfolglos.

Während der beiden Zügelperioden ist der Merkw. in unseren Provinzen eine häufige Erscheinung, im Sommer selten, da er am ausnehmenden bei uns zu selten pflegt, d. h. im nördlichen und mittleren Livland resp. Kurland. Wenn auch ein geringer Antheil, soll er im Herbst häufiger seinen Haart, meist in verlassenen Kothausen anliegen. Im Winter zeigt er sich auch hier und wieder in den Gebieten, wo Sporthaus und Goldammer zu erfragen; an der Düna soll er meistens des Winters sehr gemein sein — Ich selbst erinnere mich, nur ein Mal vom Nest unter Paaten auf einem dichtbesteten Sumpfgahndalman, etwa 4 Faden hoch vom

Indem entdeckt, und darin war bereits alles stark befeuchtete Fleck gefunden zu haben. So änderte denn das Thierleben, um was es so natürlich können, waren also über und über rötlich braun gefärbt, bespritzt und gefleckt. Ich habe ihn auch öfter gefangen gehalten und bemerkt, dass es sich nach eingewöhnt und endlich ruhig wurde, was natürlich Anzeichen machte für die Wunde.

4. Der Rothfüßliche Falke *Falco rufipes*. Der holländische und sibirische Falke ist in seinem Gesichte eine so seltene Erscheinung, dass ich ihn beim ersten Entwerf Britischen im Winter gefangen hatte. Da ich aber noch kürzlich im September zufällig ein altes Weibchen dieser Art auf kaum 10 Schritte vom Augenblick strom und dann an mir vorbeifliegen sah, nahm ich dieses seltsame Bogen für einen Fingerring und ging zu ihm her zu kleinen Flüssen. Nach Hause soll er im August im veränderten Umgegend, aus Friesland kommend, nicht selten kommen, und instead in einem Pärchen unter Kiefern in Lovland von Al von Hange jun. gefunden sein. Beide war der erste Ferkel, welcher von Hange in den Ostseeprovinzen betastet im Stande war. — Nach Geschlecht und Alter sagt diese Art derartige Farbveränderlichkeiten, dass ein neues Betrachter immer dieselbe Form im Erkennen vermochte. Während die alte Männchen bis auf den dunkelbraunen Schwanz und die rothe Nase schwarzblau ansetzt, hat die alte Weibchen einen weißlich-blauen Schwanz mit dunkleren verchromtem Ende, weißgrauer Rücken- und Flügeldeckern mit schwarzen Kanten und Schwanzfedern, und ist am Kopf, Nacken und der ganzen Unterseite rein Flouze rotgelb gefärbt. Junge Vögel haben einen braungrauen Rücken und Flügel mit dunkleren Kanten, einen rötlich-braunen Kopf, weißlich-gelbe Kehle, braun-grünliche Unterseite mit schwarzen Schweißlöcher und einen grau-braunlichen Schwanz. Die Flügel der alten Vögel sind rötlich-braun gefärbt, ebenso die Wachshaut und die Augenlider, die Zehen und die Füße junger Vögel sind gelbbraun, wie auch die Wachshaut, die Krallen sind immer hellgelb, der Schnabel vorn hornfarben, hinten gelb. Individuelle Abweichungen des Gefieders kommen namentlich bei jüngeren Vögeln nicht selten vor, so z. B. ist der Schwanz zwischen silbergrau mit grauen Enden. Da dieser kleine Falke eine große Anzahl Hirschwecken, Igelaffen, Katzen Spanner und manchen grosseren Schmetterling frisst und, wenn auch nur selten, ein Menschen verzehrt, so gehört er zu den dachaus nütz-

hohen Vögeln und wohnt in Südkalifornien, wo er sehr häufig ist, so manchen Feldhuhn vor zu viel Brauchvögeln.

♂ Der Thurnfalke *Falco swainsonii* Bosc. (altenglisch: Falke) Linné. Linné ungewohnt. Linné monogam.

Flughöhe 70—75 Centim. Schnabel Mächtig hornfarben, Füsse und Wadenhaut gelb; Oberflügel rotbraun, schwarz gefleckt, unter hell rufgelblich mit braunen Längsflecken. Das alte Männchen hat einen schiefen Kopf und Nacken, wie auch das Weibchen mit schwarzen Hals und weißer Kehle, Weibchen und Jungvögel haben dagegen einen schwarzen Kopf mit schwarzen Flecken und gleichförmigen, schwarzgebänderten Schwanz. Die Eide hat bei allen Vögeln dieser Art dunkelbraun. Finken ähnlichen werden meist nur in verschiedenen Größen und Formen vorkommen, in Süden kommen verschiedene Gattungen vor.

Denn bei uns sehr häufig und allbekannt Falke ist die echte Raibvogel, der niemals den Winter hier zu verbringen mag, sondern gewöhnlich schon zu St. Michaels unsere herbstlichen Flügel zu verlassen pflegt. In der Gegend von St. Michaels schmeckt Falke leicht ungewohnt und ganz anders zu machen; er kann zum Freiflug sehr bald angetrieben werden. In meiner Jugend habe ich viele Thurnfalken abgetragen und gefangen; es war stets eine bekannte Mähe. Hier von Silver-Hornhof schreibt mir Herr:

«Als Knabe habe ich im Besonderen einen Thurnfalken so geliebt, dass er auf meinem Hof mit selbst auf dem Kopf gefangen kam, wie eine Maus in Empfang zu nehmen. Im Herbst wollte ich die Ferkel lassen und wollte das dadurch zu fördern, dass ich die nicht mehr betriebe. Der arme Schelm schien aber dabei zu nicht geringe Verlegenheit gerathen zu sein, denn während er sich zu einem grossen Holzgang auf einen grossen Haubchen, welcher natürlich das Hauptpaar ergreif und den Falke im Gebüsch abtrotzte. — Nachdem verschwand der Falke. Im folgenden Frühjahr habe ich die große Freude, bei einem Spaziergang auf dem Feld neben Thurnfalken wiederzusehen. Ich sah zunächst zuerst von mir einen solchen Falke auf einem Klippen sitzen und auf die steine an, wie ich den meinen immer zum Felle gerufen hatte, zu meiner nicht geringen Ueberraschung kam der Vogel sofort mit dem bekannten Krachen auf mich zu geflogen, fasterte etwa 2 Fuss hoch über meinem Kopfe lang hin und her, konnte sich aber doch nicht mehr entscheiden, sich auf denselben zu setzen.»

So mag Gesezes unseres Thurnfalke in Bezug auf sein Klügel gezogen zu sein scheinen, so freie Wahl wird ihm gegeben bei der Anlage seines Nestes, bei der Nahrung und in Betreff seines Wohnortes. Der Thurnfalke nistet nicht nur auf Thürmen, in Bäumen und verlassenen Gebäuden, sondern auch auf Felsenvorsprüngen, in Felsspalten und Höhlungen, aber eben so häufig errichtet er auch seinen Horst auf hohen Weidenbäumen, niedrigen Morastbäumen und in hohen Fichtenbäumen oder besteht aus Farnwedeln oder Krähen- oder Buchenscheitel. — Wenn der Thurnfalke in der Regel 4 Eier zu legen und dies so viele Jungen gerne zu ziehen pflegt, so ist er aber darobham nicht gezwungen, denn Anzahl abzumindern, indem er häufig legte jüngere Weibchen auch nur 2 Eier, und so manche tüchtige Thurnfalckenweibchen 6; sogar 4 Eier werden zuweilen errichtet und auszubringen auch 7 Stück. Die Eier besitzen ziemlich stark, bleiben auch aber in der Hauptsache stets blank, so dass ein sehr schwaches Auge sie sofort richtig anspricht. — Seine Hauptnahrung besteht in den verschiedenen Feldmäusen; er frisst aber auch kleine Vögel recht gern, als: Sperlinge, Lerchen, Wappensperger, Goldammer, Stoppelgänger, junge Feldhühner und Urdrauf. Er soll auch gewisse Vogelweiser des Junges im Nest raubigen. Er arbeitet ferner gelegentlich auch kleine Frosche, Eidechsen, größere Käfer, Heuschrecken und sogar Schnecken. In Deutschland wird er als Mäusevertilger gesucht und gern gesehen. — Er ist weit auf dem Erdkreis verbreitet, fast ganz Europa besetzt die als heimischen Standvogel im Sommer, am Mittelmeer sogar auch im Winter. Er wird im ganzen westlichen Asien gefunden und bevölkert auch das nördliche Afrika. In Ostasien und Südamerika wird er durch Unterarten vertreten, die vielleicht nur neuestens klimatisch-geographische Spielarten sein dürfen, die meisten Forscher wollen aber eine völlige Trennung als selbständige Species anerkannt sehen. — In Deutschland wird er seines räuberischen Schreckens zu einem festen Punkte halber sehr allgemein Botschafter von Teufel genannt.

III Habichte Artur

Wenn es einen hervorragenden ornithologischen Werke zu lesen steht. „Die Habichte sind eigentlich nach den Falken der nächsten Raubvogel und überwiegen diese oft an Macht und Kühnheit und immer an Mordgier,“ so drückt sich vorzüglich deutlich an die Erörterungen, die sich an den Artikel des Herrn Baron Wolf-Ludwig-

hatten «Solche Passionen» kriegten. Also Kuckuck und Kestrel können Räubern vom Betragen «etwa vertheilt»? — Ich finde jedenfalls die Art und Weise der Habichte, Beute zu machen, genau wie gewöhnlich, wenn man überhaupt bewirkt sein will, von menschlich-selbstlichem Standpunkte aus über Gutes-Gewisses zu urtheilen, so hätte ich ein Recht, den Habichten jedes «ethische Wesen» derartig hart anzusprechen. Aus dem Hinterhate überfallen sie ihre Opfer, zwischen Baumkronen schweben sie gedrückt dahin, sie lauschen auf dem Boden ihrem tollwüthigen Jagdobjekten nach, sie ergreifen Vögel und Säugethiere, «gleichviel ob stumm, lausend oder fliegend, indem sie so jäh-oder Richtung darauf zu stoßen vermögen». — Sie sind Buschklepper, Strauchrüuber, Mäuselwäcker, aber keine «ethische Jäger oder Kröger; Fleck über sie! Im Ansetzen untersuchen sie sich von des Falters und andern Tagtäubern durch die schillend leeren Flügel und den bemerkenswerth langen Schwanz. An den hohen Heiden sitzen starke Zehen mit sehr scharfen Krallen, die Zehen sind an der Wurzel gestutzt, an der Spitze gestählt, der Lauf ist im sternen Dreifachhals bedeckt, Sturz aber ganz nackt. Der Schnabel hat die halbe Kräftigkeit und besteht aus vier festen Zähnen.

1. Der Kuckuckhabeicht: *Jager gelandeten* Leitch: *Wijn* wragt: *Wijn* hat

Wachheit, Iris und die leuchtigen Füsse sind gelb, alte Männchen sind oben dunkelgrau, unten weiß mit schwarzflechten Querbinden, alte Weibchen, zugleich grüner, sind oben braun, unten hellbraunlich mit braunschwarzen Querbinden, junge Vögel sind braun weißlich gefleckt, an Unterseite mit dunkelbraunen Längsbinden und erbleiben früher als andere Buchtigel des Altersklein. d h sehen im zweiten Lebensjahre. — Die etwas kletternder Flieg mit abgerundeten kurzen Flügeln laßt ein gelbes Augt den Hinterhate von unten mit Sicherheit erkennen, während der Wanderfalk mit langer spitzer Flügeln ruhig schwebend und schreit. Dem Hängefalken und der Wildkatze ist der Habicht der gefährlichste Feind, der den stärksten Hirsche, im Walde den Auerhahn und auf dem Felde zu machen, starke Mann leicht bewirkt. Hängefalk schreit über diesen Stuch also: «Wenn sich nicht so schnell wie die Steinböcke, wird er doch so möglich noch schafflicher, indem er eine Hecke überfliegt wie ein Kestrel verfliegt, an der Luft, auf der Erde, im dicken Gestrüpp, ja in die Heide, dem so vorzüglich er meist ist, so hohe ist er kein

Rauben. Dabei ist seine Gefährlichkeit ganz ausserordentlich und seine Mordlust so gross, dass er ganz tollgeraun durch's Feld wandert, wenn sich ihm eine günstige Gelegenheit zeigt. Der Scherchschicht ist daher unser allerschädlichster Raubvogel.

So sehr er den Menschen in Gestalt eines Jagers zu fürchten und zu meiden pflegt, so sehr er den Knecht des Gewirns zu wüthigen weiss, so vergisst er häufig oft alle Vorsicht und greift leicht vor dem Jäger und Halmhande unvorsichtig Mensch-, Hüh- und Feldhühner, sogar auch dem Schwan anserhalbende Eckelbäuer erhascht er leichter Was, so statt in Wäldern zu seinem Schalen, dass der lichte Lauf streckt ihn mit seiner Beute wieder. In Lipskahn lag mir einst ein alter menschliche Finkenbaron, ein Feldhahn vorliegend, das im Gesicht, während ich mit meinem Schreier auf weissen Schneefläche im Schützen sass, der Schwan traf ihn kaum noch 5 Fuss vom Finkenlauf entfernt, so dass er in den Schützen wohl hineinfiel — Da von mir abgelenkt Menschlichen trag er in dichten Kadelholz als Beute davon, während er einzeln ein anderes im Einzelstrupp beim Anfliegen sahlag, die ich abdrücken konnte, das noch wählende Hahn schielte ich, aber den in Fuss flüchtenden und erst nach 100 Schritt sich erhebenden Rauber konnte ich nicht der verlassenen Straße vorübersehen.

Wiederholt sah ich diesen Vogeljäger vor den jugendlichen Meute starke Hosen fallen, sogar vor den vorliegenden Windkräften stross er auf Hosen, und erwürgte dieselben im Gebüsch, als die Hände ihn von dem Gesicht hinweg hielten. Von dem Hohenstein schlopfte er in den Taubenschlag und trotz Gewehrlos Schüssen trug er mehrere Tauben als Beute davon und davon. Keine Peinung ist für die Ansehörung dieses Wildhahns zu hoch — ein unerwarteter Kampf muss da geführt werden.

Seiner grossen, breiten Horst errichtet er in dichten Hochwaldbestände möglichst hoch und unzugänglich, auch wenns Entehrungen vorzugewiss ganz in Gethäuschaumen, während Rauber schreibt, dass er alle Kevien dazu benutzt. Er schmückt der Nest stets mit hiesigen grünen Nadelholzäzweigen, was nach Anschlupfen der Jungen wahrscheinlich sehr wirkung auf die Keckerheit der Winge. wickelt dürfte. — Die dort über vier Schichten errichtet sich durch ihre hiesigen, kleineren, aber lichten Stämmen sehr bald — namentlich wenn sie schon den Nest verlassen sind in diesem Nabe noch weiss. Mehrmals glückte es mir denn, die ganze Brut abzuhängen zu können. Im September folgten sie dem Pfliz der

Haubevlügel), so dass auch der lockende Jäger von diesem leicht zu betonen konnte, wie mit selbst er trägt. Meist er lockender Freude gelang. — Alle Menschen übermüdet bei uns leider nicht selten und rüben denn gefährliche Verletzungen besonders unter den Feldflüglern an, im vorigen Winter wurden in Hinterpommern mehrere Feldflügel binnen zwei Monaten von Habicht geätzt und vergrast.

3. Der Sperber oder Finkenbläuel. *Accipiter niger*. Linné nach Knaus: Gänge brennt; ich hätte oft geirrt, weil meist mancherlei Finken: Finken: Finken ist.

Dieser Schreckens- oder Singvögel ist noch lockender als sein Verwandter und auch furchtbarer, der Lauf nur etwa 1/2—3/4 vom lockend und in Betreff des Geschlechtes so sehr an sich verhalten, dass man oft Geschiebe Art nicht leicht zu erkennen im Stande sein dürfte. Das Weibchen ist so viel größer als das Männchen, in der Färbung so verschieden, sogar in der Lebensart damit abweichend, wie es sonst bei keinem andern europäischen Vogel der Fall ist.

Der Sperber ist bei uns so gemein und allbekannt, dass ich von einer näheren Beschreibung wohl absehen darf. Er ist eben so lockend und heilig, eben so nachlässig und nicht so Verfolger, wie sein grosser Vetter, der weissenhaube Halswachtel. — Alle Wald-, Garten- und Feldvögel bis zur Wildtaube, bis zum Feld- und Haselhuhn sind seine junge Bark- und Nussbäcker müssen ihm zur Nahrung dienen. Wie im Doh in der Naht schreit er geduckt oder hoch über dem Erdboden strachend herum, mitten in die kaltherren Schaar des Spatzen, der singenden Staare, der schauernden Drosseln hinein, sein Opfer ergründend, es überfallend, mit sicherem Griff packend, um sofort wieder zu verschwinden. Als ich noch Knabe war und im einfaches Haus eines Tornstörge, dem Koch beim Hacken der Carbonaden auf die Finger schand, meine geliebte Jugendfreundin mit Nussbaum in der Küche gross, erklärte plötzlich aus verheulende Furchenscheibe, und begann stante durch die Brüche ein Sperber mit einem in denselben Momente mit ergriffenen Buchstaben, ein Schling mit dem Hackmesser streckte den Froschen nieder, stante aber leider den neuen ergriffenen Punkte nicht mehr. Vor etwa 12 Jahren ereignete sich in Lipskale ein ähnlicher Fall, indem ein Sperber beim Hacken eines Sperrings im Winter gleichfalls durch die Scheibe eines Vorzimmers schlug und von Gärten dabei glücklich erwischt wurde.

Hände: Sie schadet uns, und meistens die diesem Pflanzsafter, dem ähnliche Locke Bistrotala hatte ich über schreiben, auch in die Trocken schlägt er sich und lockt sich manchmal jung, halb flügel Triebchen heraus, manchmal das ungekocht gezeuere und stärkere Werkchen wird in dieser Richtung schädlich. Auch für diese merkwürdigen Gesellen müsste man überall Fang und Schusspreise aussetzen; jedes Vogelkühler müsste der Sperber schwer verkauft sein?

Vom Leben der Eier und zur Aufzucht einer Sperberlinge kommt es meist die Krühen-, Eichelhäher- oder Bussardweib, doch lebt er auch auch meistens in diesem Nadelholzbestande an eigener Nest. Die Jungen sind nach Verlassen des Horstes eben so laut und leicht bemerkbar, wie die des Hahnenschnitzers, kraschen und schreien dunkler Wiese oft so lange, bis sie von einem Jäger entdeckt und durch Anruf leicht geschossen werden können; vor drei Jahren erlegte ich beim Klapfreiben auf eine Sperberlaube 3 Stück hinan eben so vielen Monaten. — Ich habe als Knabe viele Sperber gefangen gehalten und bemerkt, dass sie leicht zu zähmen und lange gesund zu erhalten sind; lässt man sie aber frei fliegen, so entwickeln sie sich nicht in der kommenden Zugsperiode; an dem Flügel hängt er überlange wenige tren als der Thaumidie — Das meiste Sperber verlor ich aus Ende September und im October, doch blieben zum Schicksal der Spazee, Goldsammee und Winterwundern Krausströgel, wie auch der Feldläufer nicht ganz wenig, besonders in kalten Wintern hier und beachten dass regelmäßig unsere Gefährte

IV Falsche Buteo

Der kleine, etwas schwächliche und mahlene Schmelz, die kurze Flügel und wenig bewaffneten Eilen, die gewosen, helles, stumpfendigen Flügel und der ziemlich verkürzte, gerade Schwanz charakterisieren diese allgemein als -starkel- bezeichnete Gruppe mittelgroßer Raivogel. Wenigstens das Geschlecht und Alter kann wesentlichen Farben- noch Größenunterschiede erkennen lässt, so können individuelle sehr bedeutende Farbendifferenzen vor. Das Erste können sie nicht leicht im Fluge erkennen; ihr Flug ist auch und schwach. Sie gehören zu den weniger schädlichen Raivogeln.

1 Der Harlekinhaard *Buteo vulgaris* Linné nach Bussow (jacobus? und pulis namag). Ich höre stets nur „Fliegen“ gebrauchten Estnisch: Mälem me, wähl! Jann Aaf!

Die etwas aufgetriebene Wadenhaut und die nackte Nase sind gelb; die Haut ist braunlich, die Kehle der Kehlung und Kehlschwablen sind weißlich; die Schwablen haben meist 12 dunkle Querbinden. Braun, grau, schwarz und weiß macht das Federkleid aus — die Färbung und das Vorkommen der Töne sind aber so mannigfachen Variationen fähig, bei jedem Individuum unterschiedlich, dass eine genaue Beschreibung für die Art kaum möglich sein dürfte; sogar die Art der Flecken auf der Unterseite ist ziemlich veränderlich, bald einzelne Querrollen, bald Längsrollen, bald Streifen, bald halbmondförmige oder wandförmige Zeichnungen. Friedrich wollte 4 Haupt-Unterarten in etwas willkürlicher Weise auf, dass auch hierbei sich in unendlicher verändernde Übergänge stets einfinden. Kein europäischer Vogel zeigt dergleichen wechselnde individuelle Färbemodifikationen.

Er ist bei uns einer der gewöhnlichsten Buchvögel und wird in jedem gutem Waldlande, in jedem Forste allenthalben gefunden und zwar sehr leicht, da er durch sein oft ständiges während des Fluges hoch vom Himmel- und vom dabei fortwährend verlängertes Schwimmen abhängen, häufige (wobei der lateinische Name stammt) auch jenseits sehr bemerkbar macht. Er ist bei uns ein echter Zugvogel, der von dem 1. April im Norden und etwa um den 10. April in kleinen Partien eintrifft und Ende August resp. Anfang September dem Süden wieder ausströben pflegt.

In Deutschland wo die Felderstücke von den oft in großen Massen auftretenden Mäusen sehr Schaden erleiden, ist der Mäusehund gewiss ein nützliches Thier, indem er im meisten Theile 14 bis 18 Stück abtödtet soll. Man hat aber diesen Nutzen sehr übertrieben dargestellt, es namentlich der bekannte Naturforscher Gloger, indem er Mäuse die einzige Nahrung des Bussard bestellte und darnach seine Untersuchungen vornahm, das ist aber nicht der Fall, denn der Mäusehund reißt eben so gern auch Maulwürfe, junge Hasen, junge Tauben, alle die Nesträger und was er sonst erwischen kann. Da uns bei der Mäusehuth weniger eingefallen, dagegen der Hasenjagd mit Schmerz von allen Jägern bemerkt worden; da der Bussard auch junge Dikholmen gelegentlich frisst und Feld- und Morasthasen in der ersten Jugend sehr gefährlich werden kann, so glaubte ich, hat dieser Buchvögel in den heiligen Protomen sich keinmal Recht auf besondere Schöpfung erworben. Haseper, wenn ein vernunftvoller Verteidiger der nur irgendwo zu schützenden Vogel, wusst sehr von Uebervollzung des heiligen

Nahrung, besonders da in milden Wintern nach dieser Art in Deutschland wenig auf dem Reibholzern und Fasanen recht gefährdungslos werden soll — Ich habe wiederholt einem Horst, den er auf hochstämmigen Götterbäumen errichtet pflegt und in dem er 2 bis 4 Eier aufzueht, unterzucht und die Brut des den Jungen vorgelegten Hens in Augustheute gewonnen; Neben Henschen fand ich viele Maulwürfe junge Hasen und junge Drosseln. Auf der Jungvögeljagd trieb ich in Sommer 1871 einen Mäusebussard von einem ersten geschlechte, nach frisch schlüsseln und warmen jungen Drosseln ab, vor vielen Jahren dergleichen von einer noch nicht süßen Mäuse. Alles welchem nach vollkommen ich vollkommenen Falle keine einzigen Mäusebussard, sondern gleiche als Jäger und Vogelfreund recht zu sein, wenn ich ihn absetze, um so mehr als er bei uns im Sommer nur in Wäldern lebt und auf dem Zuge im August und September nur kurze Zeit auf den Feldern der Mäusejagd obliegt und bald weiter zieht.

2. Der Buntbussard. *Buteo lagopus*. Beim Kennzeichen dieser Art sind die bei auf der Seite beobachtet behaltene Flügel, die nur hinten einen weißen schmalen Streif übrig haben, der beim Ausbreiten der Federn sichtbar wird. Die auf die dunkelbraune Flügel und die schwarze Schwanzende sind besonders jungen Vogel und die Mäuschen meist auf weißlichem oder trüb beigefärbtem Grunde braun gestrichelt oder gefleckt und erscheinen am Kopf und Schwanz weißlich ganz wie. Alle Vogel dagegen erhalten als schwarze Feder am Kopf, der Oberseite des und werden überhaupt dunkler, wie auch die Weibchen meist ein braunes Ansehen haben. — Bei uns ist diese Art gewöhnlich nur als Zugvogel, als Postzeit vorhanden, indem er meistens Winter nur zweimal im Lande als Nest beim Buntvogel aufgefunden wurde, und zwar im späten Spätjahr bei Ota und unter Lichtenhof im Teichenschen Kirchspiele. Nicht ganz so selten ist er dagegen bei uns als heimischer Wintergast, ich habe ihn wiederholt als solchen beobachtet und im Winter bei uns geschlossene Exemplare gesehen. Seine Hauptnahrung soll in Mäusen bestehen, doch mag er gelegentlich auch Vogel resp. Wildkatzen. E. v. Homeyer schreibt hierzu: „So lange der Boden frei ist, wird man den Buntbussard auch keine etwas anderes jagen sehen als Mäuse, so wenig er auch ist, Rattfellen und Hühnerbabchen ihre Beute abzugeben. Dem hält er sich auch in der Nähe der Jagden und der anstehenden Hunde, und es ist uns mehrfach vorgekommen, dem

um zu verwehren, in Folge Entförmung gefälliger Schalen von dem Raabfarnbestand entfernt wurde, was ich beim grossen Bassard am beobachtet habe. Im kalten Schnee, wo sich Mäuse selten zeigen, wird dieser Bassard den Raabfarnern ganz besonders gefährlich. Auch den Tauben soll er im Winter mit Erfolg nachstellen, ob beim Futtergange überraschen und sie festschliessen. In Deutschland wird er im Winter sehr häufig auf der sogenannten Kirchweide geschossen, da er wie kein anderer Raabvogel dem Uhu zu bekämpfen und ablesen versteht will. Sein Flug ist etwas matt, aber schwebend und schön, namentlich wenn er hoch in den Lüften gross Kreise zieht und dabei immer höher und höher steigt.

§ Der Wappenharnisch. Länge adulter: Flügellänge 154 bis 156 Cent. Schwanzlänge 76 bis 77 Cent.

Die Zügel sind ganz mit Barborsten mit dicken, rauhlich gespitzten Federn besetzt, die schwärzliche Wachshaut ist mit gelben Flecken besetzt und in der Jugend ganz gelb. Alle kleinen Federn sind an der Wurzelhälfte weiss, und alle Federn des Unterleibes haben dunkle Schäfte. Der Oberkopf ist fast immer auch grau, wie bei jungen Vögeln bräunlich, auch weisslich, die Unterseite ist meist sehr hell mit Schaft- und Horstflecken gezieret. Flügel und Rücken dunkelfarbig, in der Jugend heller gezeichnet. Füsse und Iris bräunlich. So verhielt sich das Fröschlein so sehr pflegt, so verliert dasselbe doch niemals die zur Unähnlichkeit der Species.

Seine Nahrung suchet der Wappenharnisch als dornlos an unglücklicher — sogar vorwiegend irdischer Vogel, den man zu Erkennungszwecken immer erlegen oder aus Netz nehmern dürfte. Es vertilgt namentlich Wespen und Hornissen, auch Hummeln, ferner Insekten wie Würmer, Schlangen, Käfer, Kraken, Schmetterlinge, Frösche und Mäuse. Zwarlich aber plündert er auch die Nester anderer Vögel. In feuchten Gegenden, die reich an Laubwäldern sind, findet er sich bei uns nicht selten; in manchen Districten dagegen habe ich mich vergeblich auch ihm zugewandt, so z. B. habe ich ihn bei Wenden und im Schönebacher Kirchspiele bisher nicht antreffen können. Vor vielen Jahren, d. h. als Kasse, erlegte ich ihn wiederholt im Hefenacker und Salzbürgchen Kirchspiele, wo er auch zu nesten pflegte. — Sein Nest schmückt er, wie der Schaafschäfer, mit einem weissen erwearten grünen Krautgen aus; dieser etwas überhöfliche Vorgang ist bisher in seinem Zwecke

nicht ganz aufgeklimmt werden; beim Sturz sehen wir ziemlich eine ähnliche Thätigkeit, indem er Stützen und Stämme seines Nestens in die dunkle Weide steife trägt. Der Wespenbissend ist ein echter Raubvogel, der gewöhnlich erst nach St. Georg bei uns eintrifft und schon früh im September, oft im Großtheile von 6-7 zusammenhängen könnte. Seine Bewegungen sind etwas träge und matt, nur in der Begattigungszeit geschickte sie oft hoch in der Luft umher, allerlei Flugspiele ausführend.

V. Die Weibchen. Curwen.

Die Weibchen zeichnen sich durch ein weißes Gefieder, einen einseitigen Schmelz um das Gesicht, einen besonders scharfen und zarten Schnabel, einen sehr kleinen, schmalen Schenkel und hohe, nackte, ziemlich dünne Läufe mit nur schwach gelagerten Krallen vor allen übrigen Raubvögeln bemerkenswerth aus. Die Weibchen sind größer und im Alter meist anders gefärbt als die Männchen. Mit leise schwebendem, leichtem Fluge schwebeln sie über Feld und Wiesen dahin, ihre Beute lassend, niemals durch ihre Stimme getrieben; sie sind sehr schädliche Raubvögel, die mit der Erde zu stehen pflegen.

1. Die Schwarzweib. *Coccyzus erythrophthalmus* (Linn.) See heißt Letztlich: Steinhühner.

Diese große unserer Weibchen ist in der Jugend dunkelfarben, mit gelbem Scheitel und Kehlkopf gezeichnet; alte Weibchen sind untenwärts rostrothbraunlich, am Kopfe bräunlich-gelblich, mit dem Rücken und dem Flügel indifferenz, der Schwanz ist trüb gelblich, sehr alte Männchen tragen oben ein dunkelgelbes, unten ein weißes mit braunen Schaflocken gezeichnet Kleid und haben unten braunliches Scheitel und weiße Schwanzunterseite. Sie lauern vorzugsweise gern in wasserreichen oder sehr sumpfigen Gegenden; nach Bazon sind sie in den Endbachgebieten und in der russischen Matzoi-Wald sehr gemein. Unter Steinen im Hainbergischen Kirchspiele zählte sie in einem obeliskischen Brunnen und legte dort nicht, wie meist angegeben wird, 4-6 Eier, sondern von mehr; 7 Junge laut Baron Carl von Fagelhardt dort in einem Neste die zwei ersten, junge Hühner, junge Dorkhühner und andere Wild, plündert systematisch die Nester aller Vögel im Feld, Wiesen und Sumpf, stiehlt sogar dem Tauchern von Ufers schwimmenden Nestern die Eier fort — kurz, sie nährt sich nur von Vögeln und deren Eiern, auch von jungen Hasen, so dass sie zu unserer

schädlichsten Raubvögeln gezählt werden mag. Im Trossen-Ländchen ist es am dem Glück nicht häufig vorzuziehen; am Häufigsten bei Hage, an der holländischen Aa, auf Omsel in der ganzen Werk bei Arnhem habe ich die Beobachtung gemacht, es ist sehr selten und immer am Noth, schreien mit der Flinte zu schießen.

3. Die Korowibbe. *Circus cyaneus* Estuans. Jägersch. Lettsch. *Witloze waaige*

Dieser häufige und namentlich als Mäntchen gut gekannte Vogel tritt in der Färbung je nach Alter und Geschlecht sehr bedeutend, dagegen individuell nur gering. Das alte Männchen ist oben hell aschgrünlich — unten rein weiß, mit schwarzen Flügeldecken, alte Weibchen sind oben braun, unten hell mit Schattfärbchen, die Jungen sind braun, reinweiß gefleckt, unten hell lehmfarben und auf dem Schwanz gekamert. Das Weibchen ist rein weiß, daher früher der Heerde *Wittevogel* — Wenn der .Weisse Haas. an warmen Sommertagen leicht und geradlinig über die Fluren schwebt, so erweckt dieses Unbehutene in Freiheit und jauchend zur ungewohnten Stelle nach schönem Abend, dass Uebergriffe des schädlichen Raub dieses Urfalles nicht leicht errathen dürfen. Und doch mag die Korowibbe von Tod und Verderben, und zwar nicht der Jagd, denn wenig Raubvögel gehen so direct darauf aus, die Nester und die Sprüchlinge ihrer Mitgeschöpfe zu plündern wie dieser; es werden thätigen Ueberfall und zur Störung seiner zahlreichen Jungen bedarf es vieler unerschöpflicher Kräfte. Die Nesterungen der Raie in waldigen Lande nahe dem Hartweiden See dieses der Korowibbe seit jeher an einem besondern beliebten und daher sehr reich bewohnten Aufenthaltsort Durchdrungen von der Schädlichkeit, verfolgt der Eigentümer dieser Nesterungen, Baron Engelhardt-Schles, von kein Anderer, speziell dem Weibchen, und mit Erfolg. Engelhardt fand im Noth 3 bis 7 Eier resp. auch oft schon an viele Junge. Im vergangenen Jahr schloss dieser Weibchen das Weibchen von einem Nest mit nur drei Jungen ab; am dem Mäntchen vollbracht sich noch mehrere zu kennen, ließ er die Jungen im Nest, kehrte nach wenigen Stunden dorthin zurück und fand dieselbe nunmehr vom Mäntchen allein erbeutete fünf junge Hechtbäcker und zwei Locken nach untrüchelt abgelegt vor. Es erschien nahegelegend, ein ob das Weibchen allein die spezielle Fütterung bisher besorgt hätte, da die Jungen kräftig waren und das Futter demnach unbeschränkt dalag. — Während die Weibchen in Emden und die

Wiesenswale in Lagermanland die nördliche Grenze ihrer Verbreitung erreichen, geht diese Art weit nördlicher fort und ist auch hier Mittelstücken des Gouvernements Fogaen Blinnar in Petersburg im Norden von Petersburg sehr gemein und überall auf Feldern und Weiden angetroffen.

3. Die Wiesenswale *Circus cyaneus*. Diese bei uns seltene Wölk ist etwas kleiner als die Kornewölk, im Gefieder bedeutend dunkler und hat etwas weniger abgerundeten Schwanz. Das alte Männchen ist oben und an der Kehle dunkel schwarz, am Unterhals weißlich mit rotbraunen Schafbüscheln, das alte Weibchen ist oben dunkelfleisch, unten rothbraun. Nach Humeau hat sie bei Dorpat und Bural nichteud angetroffen worden, ebenso in der russischen Gegend und in Kurland, ich habe diese Art im westlichen Lorkand kein einziges Mal als Nestvogel beobachtet können und nur einmal Ende August an einem Männchen, wahrscheinlich auf dem Abzuge begriffen, in Kasanell gefast erlegt — Biecher theilt, in seinem Werke: „Der Vogel des St. Petersburger Gouvernements mit, dass man hieher die Wiesenswale überhaupt nur in zwei Exemplaren dort, und zwar bei Peterhof beobachtet habe. Ihrer Nahrung nach soll sie zwar weniger schädlich als die beiden anderen Weibchen, aber hinsichtlich der gefährlicherer Räuber sein, den man vertilgen muss. Der Seltsamer halber ist bei uns dieser Vogel wenig gekannt und auch in den Sammlungen noch nicht genügend in allen Altersklassen vertreten.

VI. Milva Milva.

Es sind große, langgestirnte Vögel, die einen ziemlich grossen Blauschweifel mit sehr stumpfen Keln besitzen, die lange Beine tragen und über sehr charakteristisches aufgebogenes langes Schwanz abheben führen. Die Vertreter dieser Unterform sind bei uns so sehr selten angetroffen worden, dass ich meistens, so überhaupt hier dem grösseren Leupoldheim vorzuziehen, und mich endlich entschieden nur die eine kühnere Art als unbekannt hinzustellen, während ich dem Boten König. *Milva regia*, als nur stilles von der Fauna in wenigen Exemplaren erhalten, keinen selbständigen Platz einräumen zu können glaube — Durch Wegfallen namentlich des jüngeren Ostregels werden sie als deutsche mehr schädlich denn nützlich zu erachten sein, was nach der Volkssage in Deutschland, „Hilfswald oder Hilfenweib, welchen deutlich genug nachsteht

1. Der schwarzbraune Milan. Länge über Flügelbreite 114 bis 120 Cent. Schwanzlänge 25—26 Cent.

Schnabel schwarz, Füsse orangefarb. Wächshaar hellgelb, Iris grau-grünlichbraun, bei sehr alten Vögeln tritt gelblich-grün.

Das Gefieder erscheint in der Hauptfarbe dunkelbraun, bei dem Weibchen schwarzbraun, unten mit der Färbung etwas ins Rötliche fallend, am Kopf und Hals ins Weissliche übergehend, auf dem Schwanz sieht man meist 12 schrägliche, nicht sehr deutlich abgesetzte Querbinden. Nach Bussow soll dieser Milan nur im östlichen Livland am Pripiass und am Nil unter Haseln bei Dorpat lebend gefunden sein, wie in Estland an der Narowa.

«In Kurland ist er nach Forstmeister H. Giesel Raubvögel-Baron Engelhardt-Würken bereits in einer Sammlung ein Ei des schwarzen Milans, welches er in Fellin, als angeblich von der Umgegend erhoben, gekauft hatte. Ich habe The nur zwei Mal auf dem Kape Neuchâtel — aber niemals erlösten können — Dichter erwähnt sein verheerendes Vorkommen im St. Petersburger Gouvernament, wo er im gelovden Kreise bei Charlouwa, Gard auf einer Feste gebrütet habe. «Das Ei, welches diesem Herrn Anfang Mai 1876 entnommen wurde, befindet sich jetzt in der zoologischen Sammlung des Zoologischen Museums der Akademie.» Es zeigt die Fruchtschneidung der Fledermausart scharf vor; doch reicht er nach Katen, Hübner, junge Hasen, Mäuse &c., vorwärts nach Oben.

So sind wir nun am Schlusse der Vorkührung unserer einheimischen holländischen Raubvögel. So bittend und daher wenig Lebensrecht die meisten unter ihnen von einem allgemeinen Vertheilung und jährlichen Standpunkte aus erlöschen mögen, so würden wir dennoch nur wenig Forman ganz und für unsern Nutzen entzogen sehen. Wenn wir auch z. B. die Heulente ganz völlig vernichten und zerstören wollten, so ungern vermüthen wir bei sommerlichen Weltstreichen die in wechselnder schönem Bogenschießen unterhaltenenden und pfühenden Bussarde. Wie bewundernd und erhebt verfolgen wir mit dem Blicke die Hitzschwalben. Laßwege der wüthenden Leuchtendlichen, wie ganz die waffen Weltentzogen einer langem über die ständlichen Wäster dabei unabhätelnden Kurrende, wie aufstirkom Menschen wir nichtlicher Weite dem schweifenden Haische des Weltkammes!

Auch solche kunstgeschichtlich, gewisser Himmst eines stigmatisierten
Stempel aufdrückende Gestalten wollen wir nicht fort schaffen,
sondern, wo möglich, nur in ihrer Anzahl beschränken. Leben und
Lohn lassen, so lange es geht!

Oskar von Löwin.





Die Handarbeit im Dienste der Raabenerziehung.

Für die Entwicklung der menschlichen Kultur strömt, findet man oft, dass Reformisten, die eine Zeit lang an Anerkennung gesungen hatten, dann aber der Ungeist der Zeitverhältnisse wieder ergriffen, nach Jahrzehnten wiederum an der Verborgenheit experimentieren und mit erneuter Kraft um die Anerkennung ringen. Solche Ideen scheitern schon an sich an ihrer Zügellosigkeit, wollen besonders Anspruch auf Beachtung zu haben. Gleich dem die neuwachende Idee langsam, aber beharrlich an sich, tritt sie auch hierher sprunghaft an weit auseinanderliegenden Punkten auf, erhält sie sich trotz lebhaften Widerspruch ihrer Gegner, dass verkennt sie gewiss die Berücksichtigung aller dieser, die nicht gegen das Fortschritt überhaupt von vornherein Front machen.

So darf auch die Idee der -Erziehung zur Arbeit-, die vor fast 500 Jahren zum ersten Mal von einem hervorragenden Pädagogen ausgesprochen ist, dass vor ca. 40 Jahren nach einer in einem belebenden deutschen Polsterer eines bescheidenen Vertriebs fand, aber erst in unserem Jahrhundert eigentlich praktisch geworden ist, jetzt, da sie sich in der Praxis bewährt hat, den Anspruch erheben, dass alle Freunde der Jugendbildung ihr näher treten. Wenn ich es im Folgenden unternehme, die wichtigsten Bewegung in ihrem Werden und Wachsen zu skizzieren¹ und auf ihre Be-

¹ Es mag vorläufiges Geschichte der Handfertigkeitsbewegung sein hier nicht der Ort, auch ist diese Aufgabe, wenn es der Kapazität ist

denkung auch für unser Land hinzuweisen, so liefert mich wenig der Wunsch, das Interesse für dieselbe anzuknüpfen und für schon vorhandenen Anschauungen, wo erforderlich, zu klären. Ein völlig kompetentes Urteil steht mir bei meiner geringen Erfahrung über die zu behandelnde Frage nicht zu.

Die hervorragenden Pädagogen haben sich dem 16. Jahrhundert wiederholt darauf hingewiesen, dass schon der thüringischen Unterweisung des Knaben nach die praktische Beschäftigung gelien müsse, wenn die Erziehung das Ziel erreichen wolle, nicht nur gelehrt, sondern auch thätigsetzige Männer zu bilden, die dem Kampf um die höchsten Lebensgüter gewachsen wären. Zum ersten Mal finden wir diese Forderung klar ausgesprochen bei Amen Comenius (Komensky). Derselbe war bereits auf die Bedeutung des Anschauungsunterrichts gegenüber der Belehrung durch Worte hin, wollte in erster Linie die Sinne statt des Gedächtnisses geübt wissen und verlangte neben Spielen und Leibesübungen die Beschäftigung des Kindes durch Arbeit. Der Thätigkeitstrieb sei so mächtig in der Kindennatur, dass er auch gestillt werden müsse. In der Volksschule müssten die Schüler die wichtigsten Handwerke kennen lernen, um nicht in großer Unkenntnis bezüglich dessen zu bleiben, was im praktischen Leben vorgeht. Ob freilich Comenius auch die Betheiligung der Handwerke seitens der Jugend verlangte, lässt sich nicht mit Bestimmtheit nachweisen. Derselbe spricht in die Forderung einer stetigen Verbesserung der Hand an.

Dieses Grundriss ist zum Teil abweichender Begründung werden sodass von Locke im 17. und von Rousseau im 18. Jahrhundert vertreten. Beide verlangen, dass der Knabe ein Handwerk erlernt; jedoch legt Locke als Arzt besonderen Nachdruck auf den gesundheitlichen Nutzen der Arbeit, einmal als einer Bekämpfung

Insbesondere betrifft hierzu von Rousseau, „Gleich der Arbeitsunterricht in Deutschland“, Halle 1838 und J. Meyer, „Die geschichtliche Entwicklung des Handfertigkeitsunterrichts“, Halle 1893 bedingungslos gelien, während die Ansicht in J. Künz, „Der deutsche Handfertigkeitsunterricht in Theorie und Praxis“, Wiesbaden 1900 Handwerker- (des Handfertigkeitsunterrichts, unter Theorie und Praxis I, Wiesbaden 1900) weniger Berücksichtigung gefunden hat. Weiter Schwenke, „Erziehungslehre“, Berlin 1904, ist klar zu sein durch die Forderung „Handfertigkeitsunterricht und Volksschule“, Berlin 1904, Giering, Leipzig 1900. Die in Art. 100 des Reichsgesetzes vom 11. März 1904, betreffend die Verhältnisse der Arbeiterkinder, ist auch die weitverbreitete Ansicht von Prof. C. Biedermann, „Die Bedeutung der Arbeit“, 2. Auflage, Leipzig 1900 mit der weitverbreiteten Ansicht von Dr. W. Döring, „Wirklichkeit und Aufbau des Arbeitsunterrichts“, Leipzig 1904 auch von Natorp geteilt.

in körperlicher Gesundheit, sodass als einer notwendigen Gegenwirkung gegen die geistige Anstrengung, und selbst aus diesem Grunde besonders der abschulenden Beschäftigung mit Textilen und Gartenbau das Wort; Rousseau dagegen stellt bereits den pädagogischen Zweck in den Vordergrund, dass durch die Bildung der Hand auch der Geist gebildet werde. Er gliedert seinen Vortrag mit der Gewöhnung an körperliche Übung und Handarbeit zugleich unmerklich Gewöhnung an Nachdenken und Übung beizubringen, dass durch die Arbeit Manes Vorstellungen zu erweitern, seinen Geist selbsttätiger zu machen, indem das, was er sich erwirbt, durch selbsttätige Erörterung sein eigen wird. Der pädagogische Gesichtspunkt, der bei Comenius und Locke hinter den praktischen zurücktritt, wird wiederum betont durch Fichte, der in einem -Reisen an die deutsche Nation: als die Haupterfordernis der Nationalerziehung hinzufügt, dass in ihr Lernen und Arbeiten vorzuzieht werde. Fichte glaubt dass das Berufsleben erlernen zu können den Mann innerlich selbsttätig mache und ihn veredele.

Keiner der genannten Männer unserer Comenius nimmt freilich auf die Schulerziehung Bezug, selbst Locke und Rousseau die Erziehung von Kindern aus vornehmen Häusern im Auge haben, Fichte aber Erziehungsinstitute, die Familie, Schule und Werkstatt verknüpfen.

Die hier wiedergegebenen theoretischen Erwägungen finden schon seit dem 12. Jahrhundert praktische Anwendung, und zwar zuerst durch A. H. Pausanias (1668—1721), der in seinem Waisenhause die Mädchen in Handarbeiten und wirtschaftlichen Verrichtungen aller Art unterweisen liess, die jungen Knaben ebenso dem schick, ihre Kinder selbst zu beten, zu schreiben, in der Küche zu helfen und Holz zu sägen. Die jungen Kinder sollten an Arbeit gewöhnt und tätig gemacht werden, selbständig nach dem Gut Belieben zu helfen. In dem Pädagogium aber, einer Erziehungsanstalt für Söhne vornehmer Leute, wurde das Einrichten, Pappen und Glasmachen unter Anleitung geübter Meister eifrig. Die Praxis dieses belehrenden Schulwesens ging selbst auch in die auf seine Anregung hin gegründeten „Boschschulen“ über.

Auch die Philanthropen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wählten Lust und Liebe zur Arbeit in ihrem Bughause zu weihen. So wurden von Biederer in seinem „Philanthropium“ zu Dessau im Sommer Gartenbauarbeiten, im Winter verschiedene Handwerke

besuchen. Und in der that darauf gegründeten Schwestern-Asylat zu Schöpfungthal, die sich bei dem heutigen Tag ihren grossen Ruf erhalten hat, ward ebenfalls von jenen auf erste körperliche Arbeit grosses Gewicht gelegt. Schwanau weist bereits darauf hin, dass der Errecher, indem er den Thätigkeitstrieb des Kindes befriedigt, des Ausschweifens vorbeugt, welche die Hemmung desselben zur Folge haben müssen — an unerschütterlich richtigen und allgemein herrschenden Grundsätzen, der auch für das Jünglingsalter volle Anwendung ausgesprochen darf. Der freie, frische Geist, der in Schöpfungthal, herrschte und gewiss gerade aus der Verbindung der geistigen mit der körperlichen Arbeit unter der künftigen Leitung des Lehrers Blüthe entsprang, führte der Asylat von weit und breit Schüler zu, und verschaffte der eben wohlgegründeten Ruf. Blüthe ging noch einen Schritt weiter als nur Vorläufer, indem er der Handfertigkeit nicht bloss als Gegengewicht und Ergänzung der geistigen Ausbildung suchte, sondern sogar die praktische Arbeit zur Grundlage der geistigen Erziehung machen wollte. Erschlägt z. B. von, Botanik an der Hand des Knoschen, Treckens und Anbauens der Pflanzen, Physik und Chemie gelegentlich der Bearbeitung von Holz und Metall zu leisten. Dass die auf diesem Wege gemachten Erfahrungen nicht dem Gedächtnis tiefer einprägen als bei bloss theoretischen Unterweisung und selbst bei dem heute üblichen experimentellen Unterricht, wofür der Lehrer die Hauptrolle zu machen pflegt, ist gewiss richtig, andererseits dürfte jene Methode nur in sehr beschränktem Masse anwendbar sein. Uebrigens ist vielleicht Blüthe nicht der eigentliche Schöpfer dieses Gedankens; denselben scheint vielmehr auf seinem Zeitgenossen Herwegers¹⁾ zurückzuführen, der durch psychologische Erwägungen zu demselben Resultat geführt wird.

Wie die Philistologen, so war auch Pestalozzi von der Ueberzeugung durchdrungen, dass Arbeit des Menschen veredelnd und seinen Verstand bildet, deshalb als Mittel der Erziehung unentbehrlich sei. In der Praxis aber kamen seine Erziehungsgrundsätze nicht zur Ausführung. Auch der Plan, aus der Schule eine Anstalt zum Volkswesen, zur Industrie und zur häuslichen Wirtschaft zu machen, die er in seiner Anstalt zu Natchel und an anderen Orten auszuführen suchte, missglückte zu Folge Mangel an praktischer Begabung. Mit mehr Erfolg war sein Landsmann Fallberg,

¹⁾ v. H. Herwegers z. S. D. p. 261.

eine weltüblicher, tüchtig vorgeschulter Landwirt, in seiner Beziehung Halbrut thätig. Er wußte darüber in einem gewissen Cyklus von Lehranstalten, die sich um seine landwirtschaftliche Masterwirtschaft gruppierten. Sahen der armen Volksschichten anseits, der reichen Stände andererseits demselben voranzukommen, dass sie sich gegenseitig achten und beide Theile einsehen lernten, dass sie nicht ohne einander auskommen könnten.

Die Beschäftigung mit der Landwirtschaft stand hier durch, was im Vordergrund, der Geometrischen Bildung war daneben nur ein sehr enger Raum begrenztes. Fesseln wurde zum Theil während und an der praktischen Arbeit ausgeübt. Pöhlings leitete den Lesenden für vorzüglich gehalten, nicht nur die ökonomische Lage der Landbevölkerung zu kennen, sondern auch die Stellung auf einer höheren Stufe zu setzen. Diese Anstalten erforderten noch denn auch einen vortrefflichen Ruf; eine andere als industrielle Bedeutung ist ihnen jedoch nicht auszusprechen. Dasselbe gilt von anderen, auch demselben Namen getriebenen Anstalten der Schweiz, unter denen besonders die von Pöhlings Mitarbeiter gegründeten und nach ihm benannten Weib-Schulen Erwähnung verdienen.

Dem Zweck, durch Erziehung zur Arbeit den körperlichen Wohlstand zu heben, dienten auch die sogenannten Industrieschulen, die, wie durch den österreichischen Pfarrer Kindermann 1773 begründet, sich bald über Oesterreich, Preussen, Sachsen, Mecklenburg und Helvetien verbreiteten. Der pädagogische Gedanke tritt hier völlig in den Hintergrund gegenüber dem weltlichen und industriellen, der einen Bevölkerung eine heilsame Beschäftigung zu bieten. In Helvetien kam noch die humane Absicht des Herzogs Peter v. Oldenburg hinzu, der durch die »Kleinschulen« die er auf seinen helvetischen Gütern öffnete, die Bauern zur gestiegenen Befreiung anleiten wollte, um ihnen dann als Belohnungsgewinn Lohn die Lehrergewalt abzunehmen. Während sich hier nur die Mädchenschulen gegenüber mancherlei Hindernissen zu halten vermochten, sind die »Industrieschulen« seit den vier Jahren unseres Jahrhunderts fast in allen Theilen Deutschlands eingedrungen.

Aus denselben Reichthum, den Paracelsus und Paracelsisten zu bilden, erwachsen sollten die Reitzungshäuser, deren bekanntester »des Raiffe Hain« in Horn bei Hamburg und die Armenanstaltgegend in Bayreuth in Belgien sind. Erstere pflegt eine ganze

¹ Diese »Kleinschulen« versahen auch in Helvetien der Arbeiter in Holz, stülcht wie in Schulen der Klöpfer.

Menge von Handfertigkeiten, letztere hauptsächlich ihre zahlreichen Zergliederungen besonders mit Vielseitigkeit und Landwirthschaft, sowie allen dazugehörigen Handwerkerberufen, welche der Unterwelt der Arbeit selbst erfordern.

In den 50er Jahren tritt die Handfertigkeitsschule, welche wir mit Pestalozzi, Fellenberg und allen durch dieselben direct oder indirect beeinflussten Anstalten vorwiegend auf bestimmte Fertigkeiten beschränkt sehen, wieder in der von Franke und den Philanthropen beherrschten Bahn, man beginnt wiederum die Arbeit als Mittel zur Erziehung zu betrachten. Die Bewegung geht dieses Mal nicht aus der Praxis von Schulmännern hervor, sondern erhält den Anstoß durch Männer, welche die Leistungen der Schule ihrer Kritik unterziehen und die Kunstigkeit derselben wie die ungenügenden Resultate durch Einführung der praktischen Arbeit bessern wollen. Auch nicht so fremd bei den theoretischen Erwägungen mit einer weiter unten zu besprechenden Ausnahme. Von einem an den holländischen Künstscheitern gemachten Entschluß geht Dr. Michelsen¹ aus und trifft die bestehende Anstaltshaltung in Verbindung mit der Lernschule ein. Klare viel umfassendere Blick zeigt die Schrift des Prof. Steiermann, die zunächst unter dem Pseudonym Karl Friedrich 1862 erschien und an der Hand des Ausdrucks menschlicher Pädagogik wie Curtmann, Deisterweg u. s. die Unzulänglichkeit der deutschen Volksschule nachweist. Der Schule entfehlt dem Zügelnde dem Leben, lehre viel Unnütziges, was im Leben keine Anwendung finde und darum bald wieder vergessen werde, gehe vom Abstracten aus, statt von der sinnlichen Anschauung, gefährde durch einseitige Anspannung des Geistes die Gesundheit. Dagegen verlangt er, dass die geistige Erziehung, die Uebung des Gedächtnisses und der Reflexion sich an die praktische Thätigkeit anschließen, entsprechend dem Thätigkeitsstadium des Kindes, der sich selbst lebend annehme und veranschaulicht zum Kernzeugenstadium werde. Er zeigt nach, wie der Arbeitsunterricht sich in die Schule einführen lassen könne ohne Verlust nach der anderen Seite. Die Frage jedoch, wie die Verbindung von Lern- und Arbeitsschule durchzuführen sei, welche beide ergänzend zu verbinden wären, bleibt sich selbst überlassen. Die Antwort konnte auch erst von der Schule selbst gegeben werden. Schon vor Steier-

¹ Die Arbeitsschule der Lernschule in ihrem vollendeten Zusammenhang mit der Lebensschule. Helm 1862.

man war ein Versuch zur praktischen Lösung von einem herausragenden Pädagogen unternommen worden, den ich erst hier erfüllen, weil seine Erfolge in so kurzer Folge bis in unsere Tage nachzuweisen, während Böhlers Arbeit zwar eine Zeit lang lebhaft Beachtung fand, dann aber in Vergessenheit geriet, um erst in unserem Jahrhundert wieder die Aufmerksamkeit würdiger Kreise auf sich zu ziehen.

Jener neue Versuch wurde von dem genialen Friedrich Froebel unternommen. Durch ihn kommt jetzt im prägnantesten Sinn pädagogische Gedanke Rousseaus wieder zur Geltung, welcher die Handarbeit im Dienste der Geistesbildung stellt, dass es jetzt nicht erreichen lässt. Froebel geht davon aus, dass das Handeln und Thun früher war als das Nachdenken darüber, wünscht deshalb, dass die Erziehung denselben Gang nehme. Er betont, dass sichere Erkenntnisse nur durch Selbstthaten gewonnen werden, dass die Erziehung sich stützen müsse auf die Wechselwirkung zwischen Thun und Denken, Darstellen und Erkennen, Können und Wissen. Er stellt deshalb das Erziehungsgeschäft in den Unterricht, der die Vorrangigsten, und die Arbeit, welche dem Nachdenken entspricht. Der Unterricht war aber der praktischen Arbeit so sehr untergeordnet, als dass die Wirkungsursache des Kindes erregte, das Thun nach Reifezeit werden sollte. Praktisch ausgeführt wurde diese Methode froebel war für die ersten Kinderjahre durch pädagogische Verwerfung und methodischen Aushau des Spiels. Die „Kindergärten“ begründet und lebensfähig gemacht zu haben, ist das unbestreitbare Verdienst Froebels. Leider ist es ihm nicht vergönnt gewesen, sein Erziehungssystem, abgesehen von einer Unterstufe, in Ausführung zu bringen.

Das, was dem Meister verweigert war, von der Verschiebung des Berufs zur Schule zu schlagen, versuchte, auf denselben Grundsätzen fassend, sein Schüler B. Haasemann und Dr. Geopren, doch sollte es ihrer Theorie an einem durchschlagenden Erfolge in der Verwirklichung.

Diese streng pädagogische Haltung wird sodann von der Handarbeitschen Schule vertreten. Dieser selbst spricht bereits von dem Nutzen, den die praktische Arbeit für das Kind hat. Er sieht in demselben nämlich eine passende Auffüllung der Sinne, der er, weil sie zugleich dem Geist helfe, sogar den Vorrang vor dem Lernen angesetzt. Dieser eine wichtige Ergänzung des wissenschaftlichen Unterrichts, weil dieser den Knaben in Passivität verharren lässt, während jene zur Aktivität erzeuge.

Engländer als er jedoch besaß von der Verkörperung heiler aus Anhänger Prof. Koller, der die wissenschaftliche Belehrung in den «Hauptklassen» betreiben, den Arbeitunterricht in die «Nebenklassen» verweisen will, welche mit etwa 4—5 St. wöchentlich bedacht sind und auf den praktischen Beruf vorbereiten sollen, d. h. dem Knaben soll hier in der Handarbeit die Anwendbarkeit der dort aufgenommenen theoretischen Erkenntnis geübt werden. Die Geistbildung bleibt die Hauptsache, sie kann aber gefördert und vertieft werden durch die praktische Anwendung. Diese sind in Kürze die Gedanken, die im wesentlichen noch heute den Handarbeitslehrerbestrebungen, wie sie in Leipzig verfolgt werden, zu Grunde liegen.

Weniger als Vorbereitung für das Leben, vielmehr als notwendige Ergänzung des ortsüblichen Schulunterrichts kam im anderen Harbortzamer, Dr. E. Barth, die Handarbeit auf, der durch die praktische Ausgestaltung seiner Erziehungslehre, wie durch die Sem. in Leipzig und weiteren Kreisen gebotene Anregung besondere Vorliebe beanspruchte auf. Er sieht in dem Werkstattunterricht einen ständigen Anschauungsunterricht, der durchaus wesentlich sei, um dem Schüler klare Vorstellungen zu vermitteln, resp. den Ursach der gewonnenen Klarheit zu kontrollieren. Das Zeichnen kommt desselben nur in der Fläche, also zweidimensional hinzu. Die Zeichnung laßt die wichtigsten Organe — Auge, Arm und Hand wesentlich, diese würden durch die Handarbeit ausgebildet. Auf die Art, wie Barth in den oberen Schulklassen die Geisteswelt betonen will, für die spezielle Berufsbildung vorzubereiten und die Neigung des Einzelnen zu berücksichtigen, will ich hier nicht eingehen. Für unseren Zweck halte ich den Versuch einer detaillierten Gliederung seiner Lehrgänge in Anlehnung an die Geographie, Culturgeschichte, Naturwissenschaften, Technologie und Maschinenwerk. Aus wieweit der dort angegebene Modellbau, in dessen Anfertigung Barth Anleitung gibt, kann auch das Gymnasium großen Nutzen ziehen, wie wir die Culturgeschichte aus den Modellen: Pflug und Egge, die Handmühle der Älten, Feuerschloß der Griechen, die Bauart des Für die Erklärung der alten Lebensverhältnisse dienen; Pläne von Athen und Rom, Flotte des Odysseus &c. Was die Handarbeit war, seine Gedanken können nicht volle Theorie, sondern wurden in der mit seiner Erziehungslehre verbundenen Werkstatt seiner Lösung des bekannten Lehrens Niederdruck verstrickt. Auch Barth

diese Artwegung nicht ohne Nachahmung. Doch waren auch Kisten zu machen nur vermittelte Versuche.

Um die Bewegung in weitere Bahnen zu lenken, bedurfte es eines wirksamen Anstoßes, einer heilsamen Agitation. Dieses kam vom Auslande her und zwar vom Norden, aus Skandinavien. Während bisher die Artwegung für Pflege der Knabenhandarbeit meist von Theoretikern ausgegangen und mehr eine ideale Bestrebung zu sein schien, wurde sie jetzt praktisch, und erst auf Grund der Erklärung begann sich die Methode zu bilden. Das Vorbild, heraus den Grund gelegt zu haben, gehörte dem auch in den höchsten Prozentsatz wohlkennenden dänischen Schulmeister Classen von Kær. Das einstufige Garmacchelen in einer kleinen Stadt hatte denselben veranlaßt, die Einrichtung einer Kister schick zu lassen. Kisterarbeiten zu einer eignen Jagdzeit brachte ihn auf den Gedanken, die Handarbeit als Erziehungsanstalt zu benutzen, und da sich diese Methode beim Versuch überraschend bewährte, so suchte er nach Mitteln, die geringe Execution dadurch mit der praktischen zu verbinden. In wenigen wöchentlichen von der Festsitz andrerigen Stunden wachte er seine eignen and fremden Kindern nachherbei Fortschritten beizubringen. Es fand dabei, dass die körperliche Arbeit denselben kostenswegs absparte, vielmehr ihrem Thätigkeitsstadium entsprach. Die Schiffsvermesser wählten und zu dem loblichen Bestreben leitete, ihre Angehörigen durch die eigene Arbeit zu erziehen. Schluss machte er sich gegeben, dass es Schüler, die er bisher wegen ihrer geringen Leistungen in der Schule für schief and träge gehalten hatte, jetzt, da sie bei andrer Arbeit viel guten Willen und Fleiß bewiesen, erst richtig beurtheilen konnte. Diese Erfahrungen veranlaßten ihn, als er 1866 seinen Abschied von der Amme nahm, bei der Schulsynode in Malmö, zunächst aber auch selbst Kister für seine sich immer bestimmter gestaltenden Reformpläne zu gewinnen. Es gelang ihm mit Hilfe der Presse und durch private Agitation, zunächst in Kopenhagen die Lehrschule mit der Arbeitsschule zu verschmelzen. Als dies Erfolg sich wiederum günstig zeigte, verband er sich mit dem Lehrer Ros in Jütland zur Herausgabe zweier Kisterschriften die Verbesserung seiner Idee and Wirkung des Handflüsses unter der neuen Lehrverföhrung beizubringen. In Folge dieses entstand 1873 die Centralveröid «Dänische Handflüssigenesellschaft», die für die Einrichtung möglicher mehrerer Arbeitsschulen, die allseitige Fortbildung derselben, sowie speziell ihrer Fortwegung mit geschickten

Lehrern tätig war. Die Arbeitsschulen wurden bald populär. Auch die Regierung wurde mit sie aufmerksam und unterstützte sie mit Geldmitteln. Die Begründung jener Centralvereine folgte jedoch zu einer Spaltung des Grundprinzips. Denn während bei Clausen-Kass, wie wir sehen, das pädagogische Interesse im Vordergrund stand, sah der neue Vertreter des Veronesi, Löfmark-Johl, die Frage mehr von Staatshilfs- oder von sozialen Standpunkte aus an, weshalb er auch seine Propaganda ausserhalb Schwedens nicht versuchte.

In Deutschland wurde zum ersten Mal die Aufmerksamkeit auf die deutsche Handarbeitsbewegung gelenkt gelegentlich der Wiener Weltausstellung von J. 1873, welche auch von Clausen-Kass besucht worden war. Derselben fanden jedoch damals auch die Pläne eines österreichischen Schulmannes, des Gymnasialdirectors Dr. Erasmus Schwegel, hohes Interesse. Derselbe war in demselben Jahr in zwei Schriften, daraus wie die Arbeitsschule, die neben den Schulgarten beschrieb, mit einem auf Reformen der Volkserziehung zielenden Ideen hervorgetreten. Er verweist an dem Volk Thätigkeit und Arbeitethum an. Hinsichtlich der nach der Zeit des Grunderschwindels und der demselben folgenden Entschlaffung wiederholt von crassen Mässern berührt werden war,¹ und lehrt die Schuld dafür wesentlich auf die Unzulänglichkeiten der Volksschule zurück. Er glaubt denselben durch Einführung der Arbeit als eines wesentlichen Elementes anlang der Einrichtung der Mädchen-schulen reformieren zu können und verspricht sich besonders von Schulgarten als Mittelpunkt des praktischen Unterrichts in Verbindung mit Klappstein, Backstein, Zementwerk, Zierstein und Aquarien grossen Vortheile. Auf der Ausstellung wurden diese Projekte noch durch eine Schülerwerkstatt, eine Arbeitsschule für Mädchen und einen Schulgarten illustriert. Mit diesem letzten Reformpädagoger trat von Clausen-Kass in Verbindung, und damit kam die Bewegung in Fluss. In Oesterreich vortreten wurde alsbald eine grosse Zahl von Anstalten nach Schwedens Plänen gegründet, so dass nach Raumanns Angabe! bei zum J. 1878 schon Oesterreichisch-Schlesens 173 derselben bestanden, die grösstentheils mit Vorschulkindern resp. Hauskinder, wofür 60 von 100 auch im Heimatslande versehen waren. Durch Vorträge, welche Clausen-Kass in Dresden und Berlin hielt, wurden seine Ideen in Deutsch-

lund bekannt, es bildete sich ein Verein zum Zweck der Verbreitung der Handarbeit in Schule und Familie Deutschlands, und in Berlin entstand eine Arbeitsschule nach dem Muster derjenigen in Kopenhagen. Das Interesse wuchs in Folge der Ausstellung in Philadelphia, gelegentlich weiterer Besuchen dem deutschen Volk Geschmack anstems und Urtheil über Erziehung des Gewerbes ab sprach. So wurde Clausen-Kaas von verschiedenen Städten zu weiteren Vorträgen aufgefordert und gewann besonders in dem Separatistenkreise Kaputt in Lügden einen starken Partisan seiner Sache. Durch dessen Bemühungen kam 1880 der erste Handfertigkeitskursus auf deutschem Boden zu Stande in Straßburg.

Die Clausen-Kaas neben der famalen Pflege der Geschicklichkeit nicht zum mindesten den Zweck verfolgt, die Handarbeit von der Schule ins Haus zu verpflanzen, so enthält sein Programm eine ganze Reihe von gleichzeitig zu lehrenden Fertigkeiten, die in dem häuslichen Leben Anwendung finden und mit dem statischen Werkzeugen ausgeführt werden können. So wurden die Teilnehmer an anderer Stelle unterwiesen in: Tischlern, weiches Polieren, Kerzenmachen, Buchbindern, Strohschuh (Jaschuh), Buchbindern, Papierbrenn, Leinwand- und Kattunarbeit. Der Kursus währte sechs Wochen. Unter den 55 Theilnehmern waren 50 Lehrer oder Lehrling, 1 Handwerker. Die Schulverwaltungen sprachen sich in ihren Thesen einstimmig für die Zweckmäßigkeit des Arbeitsunterrichts aus. Sie hält die Aufnahme desselben in den Schulplan, wenigstens nach nicht als einen obligatorischen Faches für erforderlich und empfiehlt, bis das geschehen, die Pflege desselben allen für das Volkwohl sorgenden Vereinen.

Nunmehr entstanden bald an verschiedenen Orten Schülerwerkstätten, am lebhaftesten war viel der Fälle in der zu Leipzig, die 1883 von „gewererbzogenen Tanten“ gegründet war. Dasselbe zeigte jedoch, da ja hier die Handfertigkeitsbestrebungen nicht von waren, manche Abweichungen von dem Clausen-Kaas'schen System. Gleichet wurden Buchbindern, Leinwand- und statische Tischlerarbeiten, Metallarbeiten, Modellieren und Formen in Thon und Gyps. Im Sommersemester waren die Lehrer angestaltet worden, im October bereits konnten die Schülerkursus beginnen. Bei der Wahl des Lehrplans war der Lehrfächer war wesentlich von dem dänischen Bruch abgewichen worden, weil die leipziger Schultatler von Anfang an, wie auch heute, grundsätzlich statt der gewerblichen Seite vermehrt die pädagogische betonen. Dr. W. Grosse in Leipzig,

unmittelbar einer der Handwerker und begabtesten Verächter der Handfertigkeitensache, dem noch nie viel Beifolgung und Anregung zu erlangen dankbar bleiben. Inge die Grunda Ideen in einer sehr interessanten Broschüre dar. Dieselben sind in der Verschiedenheit der bayerischen Verhältnisse zu suchen. Der lange nordische Winter mit seiner völligen Ruhe für den Landmann köhlt in Deutschland, wo die Arbeit kaum jemals ganz stillsteht. Der deutsche Bauer hat nie voll die zur Stadt, wo er für ein Teilgen seine Familie heizzen oder neue Kräfte kann, dank der blühenden Industrie erhält er sie schoner, als er selbst sie jemals herstellen konnte. Sein Geschmack ist bereits unterworfen. Auch konnte der neuen Beschäftigung leicht unter der Industrie, wenn diese Grund hätte Konkurrenz zu bekämpfen, ein gefährlicher Feind erwachsen. Von einer Propaganda, die Einführung der Handarbeit oder gar der Hausindustrie bezwecke, ist deshalb abzusehen. Um so wichtiger erscheint dagegen die pädagogische Seite der Frage. Die Schule bedarf eines Gegengewichts gegen die sonstigen Inanspruchnahmen der Unmündigkeit, sie bedarf eines Hülfsmittels, um solches, verwirklichtes Wissen, dessen aber auch im Können zu erzeugen, die erst gemeinsam nach einem starken sittlichen Willen zu bilden vermögen. Die Handarbeit habe die vorübergehenden Vortheile, dass sie eine klare Anschauung vermittelt, die Hand geschicklich mache, das Sinn für Feinverschickheit fördern, den Geschmack entwickeln, endlich Frieden in der Selbstständigkeit gewähre. Solches führt der Verfasser an, wie der Arbeitsunterricht zur Erleichterung der wissenschaftlichen Arbeit benutzt werden könne.

Wurde nun schon in Leipzig sehr gearbeitet, um der Handfertigkeit im Interesse der Schule Aufmerksamkeit zu verschaffen, so sind dieselbe eines stützigen mit einer Eigenschaften eines Agitators im besten Sinne versehenen Vorkämpfer in der Person des Fräulein E. Schenkendorff, Stadtraths in Göttingen. Dieselbe hatte außer Ansehlichkeit gewiss mehr die sachliche und gewerblichen Vortheile im Auge, die sich von einer Verbreitung der Handfertigkeit im Volk erwarten lassen. Während des Nachstehens in Obersachsen und in Anknüpfung an sozialdemokratischen Bewegung im Waldenburger Kreise nahm er Gelegenheit, die Einführung der Handfertigkeitunterrichts anzuregen, um die Jugend zu Mannern für das praktische Leben heranzuziehen, die zu jeglichem Gewerbe

¹ Dr. W. Kroll, „Die Begabung des Schülerschickens durch praktische Beschäftigung“.

ausfertiger wären und die in der Schule erworbenen Fertigkeiten auch in das Heim übertragen. Schenkendorf legte seine Ansichten in einer weitverbreiteten Schrift nieder, in welcher er dem pädagogischen Gesichtspunkt durchaus gerecht wurde, daneben aber den Hauptnachdruck auf die Vertheilung legte, die er in Vertheilung des Familienlebens, Aufblühen des Handwerks und der Industrie, endlich in Abhilfe gegen die Socialökonomie erblickte.

Da somit das Interesse für die besagte Sache zu erheblichem Wachsen begriffen war, trat Schenkendorf beim Cakusministerium für Errichtung einer Commission nach Dänemark und Schweden ein, um die dort bestehenden Schulverhältnisse zu studiren. Es beteiligten sich an derselben außer dem Delegirten, den vortragenden Rathen beim Ministerium Dr. Schneider und Lüdem, mehrere Vertreter der hiesigen Schul-, Kirchen- und Stadtverwaltung. Derselben fanden bei ihrer eingehenden Untersuchungsreise die auf-fallende Thatsache, dass in Dänemark von einem organischen Zusammenhang zwischen Schule und Handfertigkeit nicht die Rede sein kann, dass der Handwerker von durch Preussen oder einem Verein, nicht aber auch durch die Regierung gefördert wird, was gewonnen, dass dieselbe dem Verein und Chanson-Kass eine Unterstützung von zusammen 1000 Kronen jährlich gewährt. Die Ver-theilung pflegte an den Korten zu scheitern, die Seminare hatten sich abföhrnd damit verhalten. Meist wurden nur stübliche Lehnstügel und Holzschnitzarbeiten gewirbt. Die Handwerksvertheilungen haben demnach in Dänemark nicht sehr Wohlstand gebräut, während in Schweden die Handfertigkeiten noch erheblichen Grundsatzen in vollster Blüthe stehen. Wir werden sehen, dass diese Erhebung nicht verächtlich besteht.

Die Jahre 1881 und 1882 brachten zwei Congressen in Berlin und Leipzig, die für den Fortschritt der Sache von grosser Bedeutung waren. Der erstere fand auf Einladung des Herrn von Schenkendorf und unter dem Vorsitz des hochverehrten Prof. Sydeman im Juni 1881 statt und zählte 48 Theilnehmer. Es war gestattet, die Thesen über Wesen, Ziel und Methode der Handfertigkeit, wie sie von jenem Congress angenommen wurden, als deren erste Grundlage und die heute nur wenig modifizierte Norm hier vollständig wiederzugeben. Derselben lautet:

1. Die deutsche Conförens für Handfertigkeitshandunterricht und

* Dr. v. Schenkendorf, «Der politische Unterricht, eine Forderung für Ziel im die Schule»

hiesigen Gewerbetellen zu Berlin spricht die Hoffnung aus, dass die Staatsregierung Stütze und Unterstützung in die freie Fortbewegung einbringe und dies besonders dadurch bestmöglich mache, dass sie den Handfertigkeitsunterricht nach und nach, möglichst erstens in beschränkter Form, in den Lehrplan der Seminare aufnehme. Hierbei dürfte auf eine enge Verbindung des Handfertigkeitsunterrichts mit dem Zeichenunterrichte hinzuwirken sein.

2. Die Leitung des Handfertigkeitsunterrichts muss in der Hand eines in den elementaren technischen Fertigkeiten vorgerückten Pädagogen liegen. Ihm zur Seite muss ebenfalls für jede Richtung des Unterrichts ein tüchtiger Handwerker stehen.

3. Die zur Leitung des Unterrichts bestimmten Pädagogen sind gegenwärtig am stärksten ausgebildet während der Sommer- oder Winterferien in wehrwissenschaftlichen Unterrichtszentren auszubilden.

4. Im Lehrsystem ist vornehmlich darauf statemässig vorzugehen, dass anfänglich nach körperlichen Vorlagen, wie sie dem Alter angepasst sind, später nach analogen Zeichnungen und endlich nach eigenen Entwürfen gearbeitet wird. Parallel hierzu muss eine theoretische Anweisung geben, welche sich mit dem Gebrauch der Werkzeuge, mit der Anleitung zu der vollkommensten Nachbildung der Modelle und Zeichnungen, mit den Grundlagen des Stils der Formen- und Farbenlehre, sowie mit der Materialkunde befasst.

5. Die körperlichen Vorlagen und Zeichnungen sind darauf zu wählen, dass sie den Formen- und Schönheitszwecken bilden, dass sie dem übrigen Unterricht unterstützen und dass sie endlich, soweit hinreichend möglich auch nützlicher Art sind.

6. Inwieweit es vortheilhaft ist, im Handfertigkeitsunterricht die Anleitung zu einer theilweise selbstständigen Materialbeherrschung zu geben, so dürfte doch niemals mehr als drei Unterrichtsgegenstände gleichzeitig gepflegt werden. Hierbei ist strengstens darauf zu achten, dass die Arbeiten meistens technisch richtig und andererseits in gewissen, die Oberflächlichkeit und Feiligkeit auszeichnender Weise zur Ausführung gelangen. Im allgemeinen dürfte genügen auf den Handfertigkeitsunterricht wöchentlich 4 Stunden zu verwenden.

7. Bei dem gegenwärtigen Stande der Sache empfiehlt es sich, den Handfertigkeitsunterricht im wesentlichen zunächst für den letzten Jahrgang der Volkshochschule fruchtbarer zu machen.

Es schiedler Aufsatzreihe folgt verbunden von in allen Theilen

Deutschlands Schülerwerkstätten, die sich von Jahr zu Jahr zu mehrten. Wichtig war, dass der „Sozialrat“ ein von Dr. Lammert in Bremen geleitetes Blatt zur Förderung gemeinsinniger Kreise, sich ebenfalls der Handfertigkeitserziehung annahm, deren Inhaber und besonderer Fürsprecher er bis heute geblieben ist. Der Leipziger Congress vom J. 1882 rückte bereits einen grossen Fortschritt, was die Zahl der Theorien betraf. Auch war die gleichzeitige nachlässige Anstellung neuer aus Schweden und der Schweiz auch von über 10 Schülerwerkstätten Deutschlands besichtigt. Der Bericht des auf dem Berliner Congress gewählten Comiteesvorsitzenden rückte dann die Handfertigkeitserziehung nach in Norddeutschland etwas in erheblicher Weise vorwärts, namentlich der Anschauung herausgegeben durch hiesige Agitation gewirkt habe. In Bezug auf die in der Schülerwerkstatt hervortretenden Dinge entwickelte Dr. Goette seinen Grundgedanken, der bis jetzt für Leipzig massgebend geblieben ist; denselben sollten sich möglichst auf die Schulstufen beziehen, die Werkstatt sollte zwischen Schule und Haus vermitteln. Der selbe theilte ferner mit, dass die Betheiligung der Lehrer an den für ihre Ausbildung bestimmten Cursum auf ein hohes Interesse in der Lehrerwelt schliessen lässt. Endlich ist zu erwähnen, dass in Bezug auf das Verhältnis der Werkstatt zur Schule wie über den Zweck des Unterrichts sich abweichende Meinungen zeigten, während in Bezug auf die Gesamtaufassung von der Nützlichkeit der Erhebungen volle Einmütigkeit herrschte.

Einen Monat später fand auch in Dresden ein schwächerer Cursum zur Aufklärung von Lehrern statt. Derselbe wurde von 61 Theilnehmern besucht. Die Leitung hatte Gieseler-Kunz, der Unterricht wurde aber öfters von tüchtigem deutschen Handwerker erteilt. Auch in Bezug auf die Wahl der Lehrgegenstände hatten die Dresdener Abänderungen durchgesetzt, indem die Metallarbeit Aufnahme fand, die Hammerschmiedeweise dem Erbschritt weichen musste, die Hammerschmiederei ausgeschlossen wurde. Der Erfolg dieses Cursum war der, dass die Lehrer sich stämmlich für die Sache der Handfertigkeit erwärmten und voller Liebe an die Aufgabe herantraten, die erwünschten Fertigkeiten der Jugend weiter zu vermitteln.

In Leipzig wurde die erste öffentliche Schülerwerkstatt Michaelis 1880 eröffnet. Seitdem wurden die Curse daselbst Jahr für Jahr fortgesetzt und zwar während des ganzen Schuljahres. In den ersten drei Jahren war die Theilnahme kreuzwegs regt, 40

waren über 25 Schüler im Seminar gestellt. Im Jahre 1883 dagegen stieg diese Zahl in Folge eines von Dr. Götze verfaßten Auftrah, der in freier, dem Kassen verständlicher Sprache sich unmittelbar an die Schülerversammlung richtete, auf einen Schlag auf 300 Schüler.

Seit 1880 wurden in Leipzig wiederholt Kurse zur Ausbildung von Lehrern der Handfertigkeit abgehalten. Die rege Beteiligung, welche denselben stand, hätte schlie, daß 1887 eine Lehrerbildungsanstalt gegründet wurde, welche jährlich in den Sommerferien ihre Kurse hält. Derselben wurden von Lehrern aus allen Gegenden Deutschlands, aus Genuß nach Ungarn und dem baltischen Provinzen besucht, je im Sommer d. J. nahmen auch vier Deutscher aus England theil. In den Jahren 1884—85 wurden 64 Lehrer ausgebildet, 1887 besuchten die Sommerkurse 54, 1889 bereits 80 Lehrer.

Da ich im Juli und August d. J. ebenfalls zu den Kursen eingeladen, so war es mir erlaubt, über die Einrichtung dieser Lehrerbildungsanstalt in Kürze zu berichten. In jedem Sommer finden in Leipzig zwei besondere Lehrkurse statt, deren erster vom 1.—20. Juli, der zweite vom 1.—20. August dauert. In hohemwüchsigster Weise werden im voraus gute und billige Quartiere in der Nähe der Waldsiedlung besorgt. Am 30. Juni fand die Eröffnung durch den Director des Seminars, Oberlehrer Dr. Götze, statt. Am 1. Juli tritt um 7 Ubr die Arbeit. Jeder durfte sich von den vier Lehrfachern: Holzbauwerklich, Papierarbeit, Kirchschreiner und Metallarbeit ein Haupt- und ein Nebenfach wählen. Auf erstere wurden 30, auf letztere 20 Arbeitsstunden in der Woche veranschlagt. Zur Erlangung eines Reifezeugnisses war man für das erste der genannten Fächer aus berechtigt, wenn man es in zwei Kursen als Hauptfach betrieben hatte, natürlich vorausgesetzt, in den übrigen konnte das Ziel bereits erreicht werden, wenn man sie in einem Course als Haupt- oder in zweien als Nebenfach gewählt hatte. Die Teilnehmer des Jahreskursen, fast sämtlich Lehrer, standen im Alter von circa 25—45 Jahren. Das Tagesarbeitsdauern von 7 Ubr früh bis 7 Ubr Abends mit einer zweistündigen Mittagspause von 12—2 und je einer halbstündigen Erholungsfrist am Vier- und Nachmittage. Die Werkstätten befanden sich in drei Räumen der alten Thomasschule. Ausserdem waren dem Seminar dazwischen zwei Erholungszimmer, ein Lesezimmer und zwei Zimmer für die gemeinsame Ausstellung von

Schüler- und Lehrerarbeiten eingereicht. Auch befand sich darüber eine Bibliothek, namentlich die gesamte auf die Handfertigkeitslehre bezügliche Literatur. Die Leitung der Werkstättenarbeit lag in den Händen bewährter leipziger Meister, die namentlich mit sehr ehrenwerthem Eifer ihrer Aufgabe oblagen und es verstanden, nicht blos die Handarbeiten zu den Geschichtsstunden zu gestalten. Obwohl man gelegentlich bemerkte, dass der Meister des diesem gewidmeten botanischen Fachkurses auch auf diese bereits manchen Lehrlinge übertrug, gab es nie eine mehr als vorübergehende Verstärkung. Das sah man besonders deutlich an den Commensalenden, welche zum Schluss des Curus Meister und Schüler in bestmöglicher Einigkeit verknüpfte. Auch hatten jene allen Grund mit uns zufrieden zu sein, denn es wurde mit grossem Eiferthum und eingehendem Interesse gearbeitet, oft über die Arbeitszeit hinaus. Und wenn auch das Mass der Geschicklichkeit ungleichmässig bei den Einzeln sehr verschieden war, so übertraf doch das Resultat bei weitem unsere Erwartungen. Die gefertigten und zum Schluss zur vergleichenden Prüfung ausgestellten Arbeiten zeigten einen grosseren Unterschied in der Zahl der hergestellten Gegenstände als in der Schönheit und Sorgfalt bei Ausführung. Sie bezeugten nur den Beweis dafür, dass, was zur Ungeschicklichkeit zu rechnen pflegt, meist nur als Ungewöhnlichkeit zu bezeichnen ist, die bei festem Willen und hingebender Beschäftigung fast immer zu überwinden ist. Ich habe unter 40 Lehrern, obwohl nur bei einem Theil derselben eine günstige Beurteilung für den Entschluss, an den Curus Theilzunehmen, ausgesprochen werden durfte, keinen gefunden, der unbefriedigende Resultate erzielte. Im allgemeinen wird jeder vortheilhafteste Beurtheiler zugestehen, dass hier in kurzer Zeit auf einem glänzlich angewandten Arbeitsfeld Erfolge erzielt wurden, die auch unparteiische Handwerkermeister schätzliches verwandert die Köpfe und erklärten, das hätten sie nicht für möglich gehalten. Ich bin daher zur Ueberzeugung gekommen, dass in unserer Schulzeitgenossen Schätze von technischen Anlagen liegen, die genau mit der Zeit verknüpfte Pflicht der Erziehung also wie es, diese Anlagen zur Entfaltung zu bringen, die zwar oft zufällig sein mögen, weit über aller ihrem Träger von grossem Nutzen sein werden.

Zwei Nachmittage in der Woche wurden dazu verwendet. Vorzugsweise zu lernen, die entwerfen die Bekleidung des Handfertigkeitsunterrichts von gärtnerischen, naturhistorischen, anatomischen, etc.

pädagogischen und gesundheitlichen Standpunkt Heranzuziehen be-
zweckten oder, auf der Praxis hervorgehoben, stiftliche Flugblätter
für die Anwendung der erworbenen technischen Fertigkeiten betraf.
Oder man stattete den Schülerwerkstätten Leipzig und der Um-
gebung Besuche ab, um zu sehen, wie bereits gebildete Lehrer den
Unterricht erteilten. Es war reges Interesse, insbesondere hinsichtlich
verbreiteten wir auch mit der Berücksichtigung analoger Anstalten in
Halle, wo sich der Handfertigkeitunterricht einer regen Theilnahme
erfreut. Im Winter 1887/88 wurden darauf 160 Schüler in der
allgemeinen Werkstatt unterrichtet, wovon aber wieder noch
viele Kinder in den vier Knakenkosten der Stadt unterrichtet,
Ich schied aus Leipzig mit dem Bewusstsein, in der kurzen Zeit
von zwei Monaten sowohl in sachlicher Beziehung einen guten Grund
gelegt zu haben, auf dem es nur leicht fallen werde, einen er-
worbenen Fertigkeiten weiter zu vervollkommen, als auch eine
reife Fülle neuer Anschauungen mitzubringen aus dem Leben für das
Leben gewonnen zu haben. Die geringe Mühe hatte reiche Frucht
getragen.

Es ist unmöglich, auch nur annähernd genaue Daten über die
Verbreitung der Handfertigkeit in dem Schilde Deutschlands zu
geben. Gegenwärtig haben von Seiten des „Deutschen Vereins für
Krankenversicherung“, der seit 1880 die Bewegung leitet, Erhebungen
statt, nach deren Abschluss wir ein einigermaßen klares Bild zu
erhalten hoffen dürfen. Nach den bisher eingekommenen Nachrichten
sieht, wie mir Herr Lehrer Sonntag in Leipzig freundlich mit-
theilte, fast, dass an 40 Orten des Königreichs Sachsen in etwa
70 Anstalten von 1000 Kindern Handarbeit geübt wird. Der
„Deutsche Verein“ ist unermüdet thätig, richtige Anschauungen
über die Bedeutung und die Ziele des Handfertigkeitunterrichts
zu verbreiten, und seine Bemühungen sind bereits zu nennen. Von
besonderer Bedeutung darf genannt werden, dass
der deutsche Reichskanzler Fürst Bismarck im Juni dieses Jahres
den Vertriebskosten aus Reichskasse eine Unterstützung von 5000 Mark
bewilligte. Solchen erweist der preussische Minister des Innern
Herrn v. Schönerer am 25 Sept. a. c. ein Schreiben an die Regierungs-
präsidenten, in welchem er den Handfertigkeitunterricht als eine
sehr wirksame Hilfsmittel der Erziehung, bezeichnet und des
Wunsches ausgespricht, derselbe möchte durch die regere Mitwirkung
jeder Herres sowohl in geschlossenen Anstalten, Waisenanstalten,
Erfahrungsanstalten etc. als auch in Privatschulen Eingang finden.

Auch führte der VIII. deutsche Congress für erziehbare Kinder Handarbeit, welcher am 27. Sept. in München eröffnet wurde, den Besatz, dass der Arbeitunterricht in Deutschland in immer weiteren Kreisen Interesse gewinnt. Dessen Fortschritt ist so lassen wirtrag, dass die Aufklärung über den Zweck des Unterrichts auch in Deutschland keineswegs das mindeste ist.

In Leipzig wird, wie bereits mehrfach betont, der Hauptdruck auf die erziehbare Seite gelegt. Es soll also nicht nur eine höher entwickelte Heimstätte der Jugend gepflegt, sondern der Arbeitunterricht gelehrt in dem Dienst des Unterrichts gestellt werden, indem durch die viele der in der Schule erworbenen Anschauungen geschärft und geklärt, das Wissen vertieft werde. Durch den fortgesetzten Kampf gegen die so überwältigenden Schweregeburten, welche Werkzeugverschwendung und das geistige Material der jugendlichen Kinder in den Weg legen, soll zugleich ein nützlicher Reiz ausgenutzt, der Willkür gesteuert, der Charakter geformt werden. In diesem Sinne ist man neuer in den Leipziger Schülerwerkstätten in der Heinstätten in Hothagen bei Kitzsch, in dem Hain und gegen Saxe an vielen anderen Orten thätig. Die Arbeitsschule zu Ullrich wurde von Herrn v. Schenckendorf gegründet ist und unter seiner Oberleitung steht, hat zwar auch den pädagogischen Zweck im Auge, doch erst in zweiter Linie. Wichtig erscheint dem Leiter die Kräftigung technischer Geschicklichkeit. Der Arbeitunterricht sucht dort neben der nützlichen Fertigung der er bewirkt, besonders auf Wirkung der Arbeitslust und Bildung des Gewissens, des Gefühls für Fortschrittsfähigkeit. Man geht sich der Hoffnung hin, auf diesem Wege das Handwerk und das Kunstgewerbe zu leben.

Den schlesischen Schülerwerkstätten vollends stellen den Nützlichkeitsgedanken voraus, darauf, dass die in denselben hergestellten Arbeiten für den Verkauf berechnet sind. Die Einführung des Arbeitunterrichts geht hier aus dem Wunsch hervor, die wirtschaftliche Lage der Bevölkerung zu bessern.

Maner Meinung nach ist es durchaus natürlich, dass für Begründung von Schülerwerkstätten verschiedenartige Gesichtspunkte zusammengefasst waren. Verhindert man doch auch mit Einrichtung von Schulen den lokalen Bedürfnissen entsprechend unterschiedliche Absichten. Im weitesten Sinne dienen darum doch alle denselben Zweck der Erziehung und Veredelung der Menschheit. Schreien sich die Freunde des Arbeitunterrichts dazu, dass sie

denselbe Ziel im Auge haben, welches die Schule verfolgt, denn man muß diese wie alle Handlungsmomente betrachten und eine Fortsetzung mit ihnen anstreben. Erweist es sich, daß der Arbeitsschule der erzieherische Zweck wenig gilt gegenüber dem gewerblichen, so hat die Lernschule mit ihr nichts zu thun, weniglich der Erziehung solcher Einrichtungen an sich selbstentwerthbar ist. Wird aber nicht bewiesen der erzieherische Nutzen zur gewissermaßen als Anhaltspunkt benutzt, während in Wahrheit solche Institutionen im Vordergrund stehen? Und kann nicht eine falsche Lehrmethode, eine unzureichende Auswahl der Fächer dazu führen, daß durch die Handarbeit erzieherisch mehr geschadet, als gelehrt wird? Ich glaube allerdings Deshalb wird die Schule nur methodisch gelehrte Handarbeitelieferer zulassen dürfen. Es wird darauf zu achten sein, daß alle mechanische, geschickliche Arbeit ausgeschlossen wird, das nicht durch Aufstehen vieler Fächer der Stümperei Vermeidung geschieht, daß der Lehrgang nicht zur Herstellung solcher Gegenstände ist, welche keinen Werth besitzen, wofür die Gründlichkeit und Sauberkeit der Arbeit darunter leidet. Ist aber die Forderung erfüllt, daß der Unterricht streng methodisch nach einanderach Grundstufen geleitet wird, so kann es der Schule gleichgültig sein, ob die hergestellten Arbeiten von der Familie benutzt oder verworfen werden.

Wenn ich im Folgenden eine kurze Uebersicht über den Stand der Handfertigkeitsfrage in den nördigen Ländern Europas zu geben versuche, so muß ich mich nach der ausführlichsten Darstellung ihrer Entwicklung in Deutschland, die jetzt gerade im ersten Uebersichtswort interessiert, hier auf das Notwendigste beschränken. Es gibt mit Ausnahme der drei nördlichen Halbkugel kein Land in Europa, das unserer Frage kein Interesse geschenkt hätte. Fast überall ist demselbe Interesse in einem Wachsthum begriffen. In Oesterreich sind zunächst die Bemühungen des Directors Hr. Schwab nicht ohne Nutzen geblieben: wenigstens hat sich, wie wir sehen, der Schulgarten als Erpfortung der Lernschule auszubilden vermocht. Die Handarbeitelieferer wurde sich neue Anregung und in überraschender Weise begründet durch den Director der österreich-

¹ Im nächsten in diesem Theil wieder Angaben aus den genannten Werken von Hrn. und Händler, Th I und III, sowie aus Gell's -Page und Händler's Handarbeiten und die -Händler für Kindererziehung. 1888. Leipzig und veränderte hier und da durch die ungenügend von Leipzig aus veröffentlichten ähnlichen Erörterungen bekannt werden.

schen Museen für Kunst und Industrie: Etalagen v. Böllberg in seiner Schrift «Über Zeichenunterricht . . .» ist der er auf die Notwendigkeit hinweist, dass die Volksschule auch für das praktische Leben, speziell für das Gewerbe vorbereite. 1895 entstand in Wien ein Verein zur Gründung zweijähriger Kunstbeschäftigungsklassen, der bisher zwei Schülerwerkstätten errichtete, denen demnächst weitere folgen sollen. Auch fand am 1884 jährlich ein Course zur Ausbildung von Lehrern statt; an demselben Jahre bereits 110 Lehrer thätiggenommen haben. Nach Ausreichungen zu schließen, welche den hier gefertigten Arbeiten auf den Ausstellungen zu Zürich und Antwerpen zu Theil wurden, scheint es, dass das Ziel, den Arbeitsunterricht mit dem Lernstoff der Schule in Einklang zu bringen, hier besonders glücklich angestrebt wurde. Dem Leiter der ersten Schülerwerkstatt A. Brohan ist hierin nicht geringe Verdienste anzusprechen. In der Schweiz sind auch bereits Anfänge zur Verbreitung der Handfertigkeit gemacht worden, indem zu basler Verein bereits vier Werkstätten errichtet hat. Die Beschreibung welche wir von der bedeutendsten derselben zu Klein-Basel vorliegt, zeigt, dass dort — ohne, besonders verbesserte Kunst-Unterrichtung erhalten, also mehr in der Art der deutschen Kunstschule als der allgemeinen Schülerwerkstätten. Doch haben bereits vier Course zur Ausbildung von Lehrern stattgefunden die Zeichen, dass die Bewegung ihres Fortgang nimmt.

In Belgien bestehen schon seit fast 50 Jahren Industriemuseen in denen gewisse gewerbliche Künste in Verbindung mit Schulunterricht gepflegt werden. Auch besteht in Brüssel eine berufliche Besserrungsanstalt in der Handarbeit aller Art in das Erziehungsprogramm aufgenommen ist. Eine Anregung zur Anpflanzung der Handfertigkeit in unserem Sinne wurde jedoch erst in diesem Jahrezeit gegeben. Indem der Staatsrath N. van Kalken, der in Dresden von Clemens-Kauf ausgebildet war, später auch die Handfertigkeit in Schwaben studirt hatte, das dort geltende System in das Seminar zu Brüssel verpflanzte, das dorthin ströbt, den Unterricht in der Volksschule anzuschließen. Derselbe wird dort von Handgelehrten gegeben. In Holland ist ein Vortrag von Clemens-Kauf gehalten worden, der die Gründung eines Vereins zur Folge hatte. In Folge dessen sind etwa 50 Besserrichtungen errichtet worden.

England verhält sich lange Zeit abwartend. In letzter Zeit

wird jedoch ein lebhafteres Interesse erweckt zu sein. Ja, es scheint dahin getrebt zu werden, den Handarbeitsunterricht auch in Mädchenschulen einzuführen. Wenigstens hat sich in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Damen in Schweden und in Leipzig nachhaken lassen.

In Frankreich ist bereits 1880 durch ein Gesetz die Handarbeit zum Übungsfach in allen Lehrerseminaren und Volksschulen gemacht worden. Das Beispiel hierfür hatte Professor Schick gegeben, der in Paris die erste Arbeitsschule begründete. Bis zum Jahr 1880 soll der Unterricht bereits in 80 pariser Volksschulen eingeführt gewesen sein. Wiederholt haben Delegierte Frankreichs Reisen durch Deutschland und Schweden unternommen, um die dort bestehenden Einrichtungen zu studieren. Die Regierung war bei dieser Gelegenheit der gesamten männlichen Jugend des Landes in der Handarbeit unterrichten zu lassen. Wenigstens von solchen Unternehmungen unterlassen wir Kost besprechen muss, zumal es dazu einer bedeutenden Anzahl von Lehrern bedürfte, so werden doch bei jeder zu erhaltende Nachrichten von den dortigen Fortschritten gemeldet.

Dänemark hat unterweg das Vorhaben, durch die bekante Agitation „Glasen-Korn“ das Interesse für Handarbeit vieler Orten anzuregen zu haben, es scheint aber, dass die dort beherwortete Vielseitigkeit, die notwendig zum Erlernens führen muss, gegenüber der nur einseitig fruchtbarere Arbeitstätigkeit berechnete, gleichen Richtung nicht bestehen kann. Am industriellen oder social-pädagogischen Ertragsgewinn erachteten, kann für sich in der Art der Ausführung wenig pädagogisches Werth ausgesprochen werden.

Wir kommen nun zu Schweden, dem Lande, welches seit fast 30 Jahren in immer steigendem Maas die Augen aller Freunde der Handarbeitsmethode auf sich zieht. Die eigentlichen Mütter derselben ist jedoch, wenn wir von den geringen Anfängen in Deutschland absehen, Finland. Das Cygnus, der Begründer der heutigen baltischen Volksschule, hatte sich in Deutschland mit dem oben dargelegten Herrn Protokoll, sowie mit dem prächtigen Versuchen seines Lehrers Froebel befreundet und, zurückgekehrt, am 1858 den Handarbeitsunterricht als formales Bildungsmittel in die Schule eingeführt. Durch eine Verordnung vom Jahre 1860 wurden technische Handarbeiten als obligatorisches Übungsfach in den Lehrplan der Normal- und Stadtschulen und „Stöpsel“ als solches in den Unterricht der hiesigen Volksschule aufgenommen.

¹ G. Schick „Einleitung zur baltischen Volksschule“, Leipzig 1860 p. 20

«Styl» ist eine schweizerische Bezeichnung für Ausbildung der Handgeschicklichkeit in ausstrichlosem Gegensatz zum flüchtigen Angewandt wird das Wort meist auf Holzarbeit. In Schwaben selbst war zwar in einer Schule zu Uppala schon seit 1854 die Handfertigkeit gelehrt, weiter Fortschritte machte es jedoch erst, als man in Pasingen bereits günstige Erfolge aufzuweisen vermochte. Jetzt drang sie in Schwaben zunächst in die öffentliche Schule, sodann in die Volksschule. Hier übte sich die erste wichtige Richtung aus, die heute Stille zu ihrem Centrum hat, während dazwischen an anderen Orten wie in Elmstey und Heuberg, die Arbeitsschule an erwerbsfähigen Zwecken Pflege findet, etwa dem Unterrichtsbezug zwischen der Inzinger und der Göttinger Richtung in Deutschland vergleichbar. Stille versteht den Styl als allgemeines Erziehungsmittel, Götting will geschickte Handwerker vorschulen. Der erstere Ort, der heute als Zentrum zur Ausbildung von Styllehrern Wülfling bezieht, verleiht diesen Emporsteigen seinen reichen Besitzer Anhaltmann, der in hochwachtiger Weise große Capitalien auf diese Gründung verwendet hat. Die Direction des Sentenzen liegt in den bewährten Händen des Herrn O. Salomon. Der Lehrplan enthält neben wissenschaftlichen Fächern die Elemente der Tischlerei, Schreinerkunst, Drechselkunst und Schnitzkunst. Unter Schutzern ist hier wie in Leipzig nicht der Frei- oder Naturunterricht zu verstehen, sondern das Kerbholzwesen, das, dem geometrischen Zeichnen vergleichbar, mit Hilfe von Gabel und Lineal ausgeführt wird und auf geometrische Grundformen zurückgeht — Answert tätig für Verbreitung der Handfertigkeitssache war auch der deutsche Bildhauer O. A. Kuhn, der für durch zahlreiche Vorträge viele Anhänger gewonnen hat. In 1870 Schloß sich demselben bereits vor zwei Jahren der Styl angelehrt gewesen sein. Auch von der Einführung in die Gymnasien versprach sich das Kultusministerium viel für die Umwandlungsverhältnisse der Schuljahre.

In Bismarck zeigt sich auch bereits seit 18 Jahren viel Interesse für Aufnahme technischer Beschäftigung in den Schulunterricht. Das erste Schritt zur Verwirklichung der Idee haben wohl die Oberproffessoren gethan, und stellten sich die Leiter, auch wenn der Erfolg viel zu wünschen übrig Hess, wenig auf dem betretenen Wege fortgeschritten. Am 10. Januar 1878, also zwei Jahre vor dem anderen Census, bildete sich in Folge persönlicher Anregung durch Clausen-Kass in Dorpat der «Verein zur Förderung des

Handarbeits in Stadt und Land, unter Vorsitz des Herrn A. v. Stejneger, der alsbald Tischschreier an einem durch Clauson-Kaas zu leitenden Arbeitstournee suchte. Denselbe ließ, nachdem die nicht unbeträchtlichen Kosten gedeckt werden waren, in den Monaten September und October 1875 in Dorpat unter Beihilfe von 48 Herren am 19. Decemr statt, nachdem eine dorpater Lehrerin, Frä. Sommar, im Sommer desselben Jahres sich in Kopenhagen durch Thierische am dort abgehaltenen Course zur Leitung der weiblichen Abtheilung vorbereitet hatte. Denselbe hatte die Schulverhältnisse in Stadt und Land in Bezug auf ihre Anwendbarkeit zu unserem Verhältnisse geprüft, stellte sich jedoch in diesen Erwartungen getäuscht. Mehrere der dort betrachteten Arbeiten heißt Frä. Sommar für ungeeignet für unsere Mädchenschulen oder sie sah, dass dieselben auch dort zum Knabenunterricht von den Dänen nicht wurden. Durch das Entgegenkommen des Vorterritorienverwalters gelang es ihr denn auch, gewisse Abweichungen von dem dänischen Programm von Herrn Clauson-Kaas zu erreichen. In acht Stunden täglicher Arbeit nahen die Herren Tischlerei, Korbwebererei, Buchbindererei und Papparbeit, Bismuthwebererei, Leinwandarbeit, Balgarbeit und Polieren Bleichwebererei, große Stickerarbeiten und Strickwebererei, die Dänen dinstliches Arbeiten zusammengesetzter Tischlerei, Bleichwebererei und große Stickerarbeiten, an deren Stelle Spinnwebererei und methodischer Handarbeitsunterricht in gewöhnlichem Sinne lehren. Wie gering die Fertigkeit sein kann, die bei einem so reichem Programm in den meisten Fächern zu erzielen ist, geht daraus hervor, dass man von Clauson-Kaas nach im ganzen vollständiger Arbeit das Recht, in Tischlerei zu unterrichten, erhielt, während in Leipzig December 200 Stunden dazu erforderlich sind, abseich in der Papparbeit in welcher 48 Stunden bei guter Zeit dort man Kalle Thiers, abseich in Leipzig das Buchbinden nicht gelernt wird. Im übrigen stellt der Leiter des Tischschreiers am dorpater Course ein überaus günstiges Zeugnis aus.

Der Erfolge von Verkennung des Handarbeits in den Schulen bedürft, lassen sich heute als genug besprochen. Zwar war der Verord, wie die Beschlüsse von 1874—1877 nur wenig auszufüllen thätig, durch Vertagung der in Stadt und Land den Handarbeits Erziehung in die modernen Schulen zu verschaffen, durch Revisionsreisen mit den der Idee gewanderten Anstalten Bildung zu befolgen, durch Anstellungen das Interesse zu beleben, endlich neue Schulcurse im Anziehung von Lehrern zu veranstalten. An

Thatsächlichigkeit des Landvolkes, Mangelhaftigkeit der Schule, Mangel an opferwilligen Interessirten der geistlichen Bevölkerung schloßten die meisten Bemühungen. Während daher der Vorschlag vom J. 1864 26 Schulstellen vurfürte, in denen Handfloss gelehrt wurde, kann der letzte 1887 erwidern nur noch folgende Schulen nennen, die der Sache trotz geblieben sind: Das evangel. Gemeindefabrikantenheim, die Piarischulen zu Lemesi, Uenhold Weidau, Ecker, Halms, Kantschik, Tschhof und Marso-Magdalena, ferner 6 Gemeindefabrikanten. Vollständig erklärt sich die Thatsache, dass der Handfloss bei uns wenig zurückgegangen ist, auch dadurch, dass Lehrer oder Pastoren ihrem Wirkungskreise verhausen und durch Männer ersetzt worden, die der Handfloss nicht fern standen. So ist z. B. durch die Entlassung des Pastor Bredt in Palmas, zwar für den Handfloss überaus ruhigen Gegenstand, wo in 9 Schulen 433 Schulkinder besonders Geschicktes Arbeitsunterricht erhalten; dieser Segen getragen wurde, wenigstens schreien ausdrücklich die Bescheinigungen zum Vortheil geübt. Von weit tiefer gehendem Einfluss vollends muss die Regimentsverwaltung sein, der ruhige unsere Landschulen dem Einfluss der protestantischen Geistlichkeit entgegen wurden. Innerhalb darf der Versuch, das neue Handflossvertrauen mit so unkonventionellem Eifer gemacht hat, auch nicht für verunglückt gelten. Vollständig wird die veränderte Bestrebung der evangelischen Handflossigkeit wie in Deutschland sei dem schon vorbereiteten Boden, um so besser gedeihen. Einzelne Anstalten hierzu sind bereits jetzt bemerkbar.

Schon 1868 hatten die Pionierkräfte der künftigen Schülerwerkstatt die Aufmerksamkeit des Vorstandes des Litauischen Handflossvereins auf sich gezogen, und man war mit Dr. Goetze in briefliche Verbindung getreten. Demnach entsprung der Wunsch, wie in Leipzig der städtischen Schulpflege durch öffentliche Schülerwerkstätten Gelegenheit zur Handarbeit zu geben. In Folge dessen wurde 1867 Herr A. v. Hofmann, der seit 1871 für Förderung des Handflosses beständig thätig gewesen war, nach Vriem nach Leipzig geschickt, um sich dort in der Lehrerbildungsanstalt mit den betriebl. Einrichtungen bekannt zu machen. Im II. Semester 1867 leitete der genannte Herr bereits in Dorpat einen Course, in welchem Professorien zwölf Lehrer von allen Schulen und weiteren Freunde der Sache, im ganzen 19 Herra, sich in die Elemente der Papparbeit, Tischerei und des Kerbhandwerks einweisen lassen. Dieser

Curas wurde mit Hinzunahme der Monatsarbeiten auch im I Sem 1888 fortgesetzt, wozuf 1887 die Leitung der gesamten vorgeordneten Lehrer im II Sem 1888 eine Schülerwerkstatt eröffnet wurde. In derselben wurden die vier genannten Lehrfächer nach dem in Leipzig geltenden Grundsatz gelehrt, und bereits im ersten Semester wird eine größere Zahl von Schülern beschäftigt, um Zeugn. dass die gebildete Bevölkerung Dorpts dieser Erziehungsanstalt viel Vertrauen entgegenbringt. Doch sehen nicht unsere Universitätsstadt nicht mehr allein da. In Riga hat Herr Oberlehrer Schön für die praktische Arbeit durch einen Vortrag und gewisse Bemerkungen Interesse zu erwecken versucht, und es ist ihm, obgleich er solange nicht viel Entgegenkommen fand, gelungen, die Entsendung des technisch recht bewanderten Lehrers Meyer zu dem diesjährigen Leipziger Sommercuras zu erwirken, der schon vorher eine Privatwerkstatt für Kochkunst und Landwirthschaft eingerichtet hatte. Nach seiner Rückkehr aus Leipzig setzte er den privaten Unterricht im Kochkunst und Papparbeit mit 44 Schülern fort. Die Energie und Aufopferung, mit der Herr Meyer fast ohne jede Unterstützung der hier richtig erkannten Erziehungsanstalt in der Hauptstadt unserer Provinz Solen zu gewinnen suchte, verdient die vollste Anerkennung. Auch im Landgymnasium zu Hirksdorf wurde im II Sem 1888 Handarbeit gelehrt. Das Verhältniss entsprechend, die das Fortbestehen der Schule tagtäglich erweisen lassen, konnte nur ein bescheidenes Verzeichn. gemacht werden. Alle kostspieligsten Einrichtungen mussten gegenwärtig, obwohl das Scholcollegium sich dem Unternehmen dankbar gütig zeigte, verschoben werden. Doch fanden sich, obwohl wegen Mangels an Lehrkräften an die vier unteren Klassen herangezogen werden konnten, ca. gleich 40 Kinder zur Theilnahme an Papparbeitcuras bereit, während die übrigen abwarten wollten, ob sich ihnen Gelegenheit bieten würde, die in Aussicht gestellte Tischlerarbeit zu erlernen. Die Schüler zeigten ein ausgesprochen lebhaftes Interesse zu der Handarbeit, das trotz des strengen Lehrplans, dem die Tischlerarbeit sich fügen mussten, bis fast allen (siehe 1890) geblieben ist. Die Handarbeit hat sich hier als die überaus wichtige, für Interesse beim zu erheblichen Erziehungsmittel erwiesen. Jedoch steht allem zu Lande und Vornehmste mit Einrichtung von Arbeitsstätten gemacht worden. Giesow-Krau hat auch in Mitten und Golliggen Vortrags gehalten, und in beiden Städten sind in Folge dessen Arbeitsstellen am Leben getreten. In wie weit dieselben noch

heute besuchen, ist nur von Goldingen leider nicht bekannt geworden. In Nauen besteht die Werkstatt unangesehen, und der Umstand, dass ihr Leiter, Herr S., in diesem Jahre zur Theilnahme an den hiesigen Curien entsandt wurde, scheint zur Hoffnung zu berechtigen, dass die unserer Werkstatt nachtheilich den letzte in Deutschland getriebene Anstrengungen gerecht werden wird. — Bekannt ist ferner, dass auch das Ministerium der Volksbildung der Frage seine Aufmerksamkeit zugewandt hat und sich der Vertheilung der Arbeitsschulen lebhaft interessiert. Aus Potsdam wurde demnach ein Lehrer nach Schwedt geschickt, und es sind seitdem in der Reichshauptstadt Werkstätten eingerichtet worden. Leider ist meine Bemühung, Näheres über dieselben zu erfahren, erfolglos geblieben.

Es erübrigt nun noch die Frage zu beantworten, ob die im Obigen in ihrer Entwicklung und gegenwärtigen Verbreitung geschilderte Idee, die Handarbeit in den Kreislaufplan der mittelbaren Jagd einzufügen, vom pädagogischen Standpunkt als berechtigt gelten darf. Dieser, welcher der augenblicklich vertretenen Richtung der Vorseh. vor den andern gehört, endlich ob die locale Verhältnisse unserer hiesigen Provinz die Pflege der Handfertigkeit empfehlen und in welcher Ansehung.

Wie scheint es unzweifelhaft, dass die Handarbeit ein vortreffliches Mittel der Erziehung wie der körperlichen Erziehung des Kindes sein kann. Nur durch Selbstthätigkeit, gewisste wie physische, kann sich der Charakter bilden. Die geistige Gymnastik pflegt ja die Schule gewissem, ja es ist bei dem fleißigen, wissenschaftlichen Schüler, der unangesehen dem Unterricht folgt und seine künstlichen Aufgaben gewissenhaft ausführt, wal der Gipfel der Ansprüche erreicht, die an die Geistesfähigkeiten des Kindes oder des Jünglings gestellt werden dürfen. Dass dagegen die stilkche Energie und der Wissenschaft nicht immer gleichen Schritt mit der Entwicklung der Intelligenz macht, wals der aufmerksamste Beobachter gar oft selbst an den wissenschaftlich tüchtigsten Schülern. Knaben, welche in den unteren Gymnasialklassen einen Wissenschafts besitz der arten, was in seinem Bereich kommt, vertheilungen zu wahren schont, erlangten schließlich die dem vielleicht noch bemerklich des Pflichte in Folge der Gewöhnung und aus Klagen, die rege Interesse aber fehlt. In dem Ferien aufstehen die kann den Trieb, sich auch nur durch gute Lectüre fortzubilden, und einmal der Zucht der Schule entwöhnen, fällt ihnen der stilkche

Ernst und des Willenskraft, auch nach Fortfall des Zwanges ihr Ziel zu erreichen. Wie viele, die hochbegabte des Gymnasium abschrit leben, verlassen vor beendeten Studium die Universität, weil ihnen die tieferen wissenschaftlichen Interessen abginge. Der Schatz wird daher oft der Vorwurf gemacht, dass sie zu wenig für die allgemeine Erziehung thue, zu einseitig das Lernen betriebe. Ich will hier nicht die Berechtigung dieses und vieler anderer Anklagen, die heute lebhafter als je gegen die Schule erhoben werden, untersuchen. Das scheint mir unzweifelhaft, dass gar oft die Erfolge der Schuleraziehung der aufgewachten Kraft nicht entsprechen. Das gesamte Arbeit würde erfrölicher sein, wenn sie in vollständiger körperlicher Thätigkeit zu entsprechenden Gegenwärtigen finde. Man ist die deutliche stärkste Körperthätigkeit unangenehm die, welche sich schließend innert. Denn indem die Arbeit den Geist entspannt und zu weiterer Anstrengung inaktiv, stellt sie dem Willen neue Aufgaben, die er bei Abwechslung wegen langwierig erfährt, und macht den Körper, vor allem Auge und Hand die wichtigsten Organe der Menschen, geschickt. Der Kräfte empfindet nach mehrwöchiger geistiger Arbeit die Handhabung des Hebeln, des Pappweises, der Feile nicht als Anstrengung. Diese Erfahrung wird von mehreren Physiologen bestätigt, nach deren Urteil wirksam Erholung nach überanstrengten Organen nicht durch völlige Ruhe, sondern durch Änderung der Thätigkeit erreicht wird. Wir spüren die körperliche Ermüdung nach einer anstrengenden Fastenzeit nicht, wenn wir strenge Unterhaltung haben oder ein Buch unsere Aufmerksamkeit fesselt. Von Studien müde aber erholen wir uns am besten durch einen Spaziergang oder durch körperliche Arbeit. Nach jeder neuen der Werth einer solchen Erholung in den Augen des Erziehers steigen, wenn sie selbst in dem Dienst der Erziehung tritt. Es ist eben keine Unthätigkeit, der das Kind sich hingibt. Kann denn überhaupt ein körperlich und geistig gesunde Knabe je unthätig sein? Sein sucht er sich doch eine Beschäftigung, und die schmeckt nach einem Geschmack ist: immer dazwischen, durch die er sich neue Gegenstände verfertigt. Dieser Trieb, zu schaffen und umzugestalten, zeigt sich in den ersten Lebensjahren zu Ende und braucht nur in die richtige Bahn gebracht zu werden, um allgemein fruchtbar zu werden. Dabei verlangt die zunehmende Kritik beständig nach Hindernissen. Auch das Spiel erfährt nur dann, wenn es Schwierigkeiten zu überwinden gilt. Man braucht also dem Knaben nur künstlich sich entgegen-

erweckung ausgewählte Handarbeit zu geben, und man kann es allerdings dann befragen, dass er zu seinen Freizeunden bedingende technische Fertigkeit erwerbt. Der eine wird dieselbe nicht, der andere weniger zu seinem Beruf oder zu seiner Hauptthätigkeit angewendeten Geübtheit haben, voraus ist sie im Dienst der Erziehung nicht wenig, wie viel Nutzen der Schüler erst von dem auf der Schule erworbenen Wissen und Können haben wird, sie verfolgt nur das Ziel, seine geistigen und körperlichen Kräfte zu einer möglichst hohen Vollkommenheit zu führen. Durch Hinzunahme der Handarbeit soll also die geistige Bildung nicht leiden, im Gegenteil, da die praktische Arbeit in der Erholungszeit geleistet werden und erst eine wirksame Erholung ermöglichen soll, fördert sie die geistige Bildung keineswegs, hindert darüber vielmehr nachher. Wird vollends angegeben, dass die Handarbeit eine Willensgymnastik ist, indem sie das Kind gelehrt, die Spitzigkeit des Materials zu überwinden, die ungestülte Hand an den Gebrauch der meisten Werkzeuge zu gewöhnen, alle sich entgegenstellenden Schwierigkeiten zu überwinden, so ist die Hoffnung nicht zu klein, dass der so geübteste Wille auch die Aufgaben, welche die Lebensschule an ihn stellt, bewältigender wird lösen können.

Freilich ist der Einwurf berechtigt, dass ja auch die Schule dahin strebt, durch den Unterricht den Willen zu kultivieren, soll doch nach Herbert jede Unterricht erziehend sein, die Intention anzugeben, den Willen in Sachzwecken zu bilden, braucht aber deshalb der erziehende Unterricht jede Unterwerfung abzuweisen, ist er damit nicht vielmehr als hehrlich? Ein starker Körper erträgt die beständige dauernde Anspannung der Muskulatur der aktiven Organismus erliegt ihr. Statt gefestigt zu werden, muss der Wille vielfach erlahmen. Und selbst wenn das nicht der Fall ist, vermag in mancher Beziehung die Handarbeit wirksamer die Willenskraft zu üben als die Kopfarbeit, indem sie einen regeren Sporn erhält. Die Mügel einer intensiven Arbeit, welche der Schüler trotz der vielen Striche nicht so klar sa, als die eines verhältniß geschickteren Künstlers. Doch ist dies das Uebel des Lehrens unangehend, und der Schüler selbst ist nicht die Möglichkeit es besser zu machen, hier steht und fällt er die Felle selbst, er muss, wenn er es versuchen und erweist sich die Fähigkeit zu, mit mehr Aufmerksamkeit und Beustigung es eben so gut zu machen wie jeden andern Handwerker. Er versucht es gern immer wieder, und zuletzt bleibt das Gelingen nicht aus. Erlebene Handfertigkeitlicher aber ver-

weisen, dass gar oft dem Fortschritte (des Rückwärtig auf die Leistungen innerhalb der Schule hatten. Ich sehe nicht an, dass es gleiche, denn gefährliche Feinde des Unterrichts, Pflichtigkeit und Unordnung, sie werden hier aufs schärfste bekämpft. Der Knabe sieht, wie die Meiste Ungenauigkeit sich nicht, der Fleiß auf dem eigenen selbstgefertigten Pausal stört. Im weit mehr als Jungs vorhin der Tischdeck in seinem Hof. Allmählich verschwindet beides. Sie werden durch die Handarbeit verschiedene in der Schule stehende Unarten wirksam bekämpft. Nicht gering zu veranschlagen ist endlich die Bildung des Gedächtnisses und des Fachensinnens, auf welche Eigenschaften jedes Fach des Handfertigkeitsunterrichts weit mehr Gelegenheit hat als die Schule, ausgenommen bei dem Zeichenunterricht, der unsere Gymnasien leider nicht so vernachlässigen gewungen sind. Das und mehr kann sich für den Naturgenuss, der der Handfertigkeitsunterricht der Erziehung, welches auch dem Unterrichte knagt. Doch nach dieser Feststellung für die wissenschaftliche Förderung müssen sich ergeben, wenn es gelingt, nach dem Herbartischen Grundsatze der Concentration des Handfertigkeitsunterrichts mit dem Lehrgang und Lehrstoff in Beziehung zu bringen. Denn einmal muss der Knabe durch die Beschaffung der Pappe, des Holzes, des Metalls eine Fülle von Beobachtungen machen, die in dem sonst wissenschaftlichen Unterrichte über Erhaltung kosten, er wird beim Bescheiden der Pappe beim Schneiden und Beschalten des Holzes gewissermaßen praktisch Geometrie lernen, es kann aber bei richtiger Leitung der Arbeitsunterricht auch in Bezug auf die herstellenden Gegenstände in dem Dienst des Lernunterrichts stehen. Schon höher liegt der Lehrer im Raumgeometrieunterricht des Schöler dazu an, sich die Körper in Pappe vorzustellen, und in dem Physikstunden suchte er die zur Aufzählung solcher Apparate anzuleiten. Wie viele Kinder besitzen aber die dazu erforderliche Geschicklichkeit? Ist Knäufel ein großer Theil der Schüler geschicklich genug, so wird es dann ein Leichtes sein, nach Anweisung des Lehrers oder nach Hülfsarbeiten derartige Vorrichtungen zur Discussion des Unterrichts herzustellen. Ja noch mehr, der Philologe wird es erreichen können, dass wenn Schüler sich Modelle aus dem Gebiet der Knagelherstellung oder zur Erläuterung der Wokungsverhältnisse der Alten, ihrer Haken &c. anfertigen. Die Lust für die frühen Lektionen der, gerade weiß die Mittel zur Veranschaulichung haben, ist ihres Nachschubs auf die Jugend verfehlt, aber schon durch häufige Pa-

werker, der Schüler nur vom Lehrer unterrichtet, da sich immerhin von einem Handwerker beraten lassen. Ich muss mich auch für das Letztere bekümmern. Es mag sein, dass man in Omschickel Handwerker gefunden hat, die genügend pädagogisch beseitigt sind, um den Unterricht an Schülern erfolgreich zu erteilen. Häufig wird es nicht möglich sein, eine solche glückliche Wahl zu treffen. Es bedarf der selben Ausdauer des Lehrers, um den Schüler zu überzeugen, dass missglückter Versuch immer auch neue zu wiederholen. Der Handwerker versteht in der Regel nur das «Was» zu tun, und auch das ist in einer für die Auffassung des Kindes nicht geeigneten Weise, auf die Frage nach dem «Warum» muss er selten eine klare Antwort zu geben. Und doch ist es für die Erziehung unserer Schüler unangenehm nötig, dass sie nicht gelächelten (den), gerade in der beständig auftretenden Frage, warum denn eben genau gerade so zu machen ist, wie ich Ihnen befehlen würde der Handarbeit. Will man diese endlich auch für den Unterricht fruchtbar machen, so liegt es auf der Hand, dass nur der Lehrer selbst die Unterweisung im Einzelnen leisten darf. Was dagegen eingeführt wird, scheint mir nicht überflüssig. Die eine Schwierigkeit, auf welche Buchholz hinweist, dass es schwer halten dürfte, eine genügende Anzahl technisch geschulter Lehrer zu finden, mag ja hier und da vorhanden sein. Vorausgesetzt jedoch, dass die Schule die Begründung von Werkstätten wünscht, wird sie viel auch die Lehrkräfte dazu beschaffen können. Dass das möglich ist, beweist vor allem Leipzig, das heute eine ganze Anzahl technisch geschulter Lehrer besitzt, und auch in Bregenz hat sich, wie wir sehen, eine genügende Anzahl von Lehrkräften gefunden, die sich der dankbaren Mühe unterziehen, um möglichst den ihr gut ersonnenen Plan zu verwirklichen.

Eben jene Herren überlegen sich den zweiten Entwurf des österreichischen Pädagogen, in 4—5 Wochen könnte sich der Lehrer nur wenigstens halbtägig erweisen, durch die Tat. Dass, wie ich aus eigener Erfahrung wissen und durch das Urteil tüchtiger Handwerker belegen kann, ist, was in je zwei oder Wochen und selbstverständlich bei stetig fortgesetzter Übung geleistet wird, mindestens gut. Die energische, unermüdete Arbeit des Lehrers innerhalb zweier Monate sichert demselben dem Schüler gegenüber, der nur zwei Stunden in der Woche beschäftigt wird, einen Vorsprung von mehreren Jahren, welcher Zeitraum nur eigenen Fortbildung benutzt werden kann.

Nur scheint zunächst die benagte Frage um Analogien in den sonstigen Schulverhältnissen zu lauten. Wir finden gar oft, dass der Elementarunterricht im Rechnen oder im Lesen nicht von dem Fachlehrermeister oder Philologen gegeben wird, dass der Unterricht dadurch an Werth verliert. Die Beherrschung der elementaren Lehrmethode gibt solchen Meistern sogar einen gewissen Vorrang gegenüber dem mit wissenschaftlich gebildeten Mann. Dies so wenig, als in den meisten Gymnasialklassen Philologen und Mathematiker ausgebildet werden sollen, will der Arbeiterunterricht Handwerkermeister bilden. Das Element der Handarbeit aber magst auch der gebildete Mann leid zu und was andere besser zu ihm zu unterweisen als der Handwerker. Im übrigen muss auch hier die Erfahrung auf dem richtigen Weg führen. — Eine weitere Frage, welche nach der durch die Erfahrung zu gebende Lösung wartet, ist die nach den Arbeitswegen, welche diese umstehendes Wertes wegen Berücksichtigung verdienen. Mit Recht werden jetzt diejenigen Beschäftigungen von der Schule zurückgewiesen, die rein mechanischer Art sind, wol gar von Blinden verrichtet werden können, wie das Büstenbinden, Korbflechten des Elements ist man von der früher so beliebten Leinwandarbeit zurückgekommen. Da die Vorlage mechanisch kopiert wird, das Auslegen der Muster eine äußerst gleichförmige Arbeit ist, ausserdem die bei dieser Beschäftigung erforderliche gebückte Haltung und die Anstrengung der Augen Dehnen für die Gesundheit, so sich schließt, ist in den Körper wie auch sonst in den meisten Heilberufsklassen Deutschlands von der Leinwand abgesehen worden. Gewiss kann nach Beschäftigungen finden, die höherer und gesunderer Natur befähigt sind, doch scheint mir das Verbot zu streng. Wegen des besondern Charakters der Leinwandarbeit, der, vorausgesetzt, dass die Muster sorgfältig und sorgfältig angefertigt sind, des Stillsitzens für Menschenmeister zu wecken und zu pflegen durchaus geeignet ist, möchte ich diese Art Arbeit in dem Dienst der Tischlermeister geteilt betrachten müssen. Bei unvorsichtiger Anwendung kann von gesundheitsgefährlichem Einfluss nicht die Rede sein, und was die Notbarkeit der Gegenstände betrifft, so sind sie denen aus höherer Pflanz mindestens gleichwertig.

Allgemeinen Befalls erhebt sich die Tischlerei, in Leipzig, an jedem Verdacht des Handwerkeralters überaus, schlechtes Schloßwerkzeug gemacht. Nicht und in Nachfolge dieses Meistermannes Ausdruck pflegen sie ausnehmend. Der Schloß soll

Bei dieser Art der Gebrauch der zur Bearbeitung des Holzes wichtigsten Werkzeuge — Hebel, Säge, Hammer, Stockseil, Bohrer, Winkelzahn etc. können lernen, Auge und Hand werden in hervorragendem Maße geübt, der ganze Körper vielfach in Anspruch genommen, so dass neben dem bereits bekannten Werth dieser Beschäftigung gleichberechtigt der gesundheitliche steht. Nach beiden Seiten stellt sich die Tischlerei als die ungeliebteste Abtheilung der geistigen Arbeit hin. Eine wertvolle Ergänzung nach der Seite des Kunstgesirbes erhält sie durch den am Ständestaat herübergenommenen Kerbelbau, was auf streng geometrischer Grundlage beruhende, mit dem Schreinerwerk zusammenhängende Technik, vorwiegend mittels grosser Holzstücke durch vielseitig combisirbare Ornamentformen geschmückt werden. Die Grundformen wurden gelernt, die dem jetzmaligen Zweck entsprechende Compositen derselben im Besche des Schülers, dessen Selbstthätigkeit und Geschmack daher in hohem Grade in Anspruch genommen werden. Das freie -Bildschneiden wird meist von der Schülerwerkstatt ausgeschlossen, da es Talent voraussetzt, nicht von jedem zu lernen ist. Wo künstlerisches Schaffen angestrebt wird, ohne dass die Naturgabe dem vorhanden ist, da muss schaffender Eifer und Genie das Regelmaass setzen.

Nicht der Art der Arbeit im Holz erweist sich die in Folge der grössten Beherrschung. In ökonomischer Beziehung hat sie vor ganz der weit grössere Hilfigkeit der Werkstatteinrichtung voraus. Einen Nachtheil verursacht die geringere Nützlichkeit der herzustellenden Gegenstände, sowie das Frühem einer durchgehenden Körpergymnastik. Doch werden Beherrschung der Hand und Augenmaass beim Zuschneiden der Fuge und des Pappens, was durch vielseitige kleine Manipulationen geübt, und durch Zusammenstellung der Fugen bildet sich der künstlerische Geschmack. Für kleinere Knaben, deren Kunst zur Handhabung des Hebel und der Säge noch nicht ausreicht, ist die Papparbeit höchst nützlich. Durch die vielfache Verfertigung der herzustellenden Dinge im Schaffens ertheilt sie für den Knaben auch besonders Reiz und erweist sich vortrefflich zur Schöpfung seiner Schützlinge und Bücher.

Weniger verbreitet sind bisher zwei andere Arbeitszweige, welche sich in den leipziger und strassburger Werkstätten bereits Einnahme zu machen haben: Metallarbeit und Modelliren in Thon. Was die erstere betrifft, so kann nicht geleugnet werden, dass, wenn der Knabe während seiner Schützjahre in die Welt der Arbeit

eingeklärt werden soll, die Aufeinanderfolge der Behandlung von Papp, Holz, Metall nach seiner körperlichen und geistigen Entwicklung entsprechend anschließt. Die Metallarbeit erhält durch die völlig abwachende Art der Behandlung, durch die Neuheit der Verbindungen, durch die Bekanntheit mit ihr unsere Culturen zu diesem wichtigen Stoffe gerufen des Bildenden genug. Die Kenntnisse, die dagegen erlernt werden, erschienen nicht nichtig. Denn wenn die Unsauberkeit der Arbeit von manchen Lehrern perhorrescirt wird, so könnte man denselben Einwand gegen die Besetzung des Lesens erheben, oder gar der vielen Tintenflecke wegen dem Schüler die Besetzung der Tinte untersagen. Wer erlernt lernen will, darf mehrere Hände nicht schonen, ehe der jauchende Hammerklang seiner Hände unter das Auge kommt, kann ja jede Spur der unvollendeten Arbeit mittelst Wasser und Seife entfernt sein. Denn die Kräfte eines Knaben dieser Art Arbeit nicht gewöhnt sein, kann man der behaupten, der sich nur ideale Vorstellung von derselben macht. In Leipzig arbeiten 11—14jährige Knaben, die zu Kraft hierfür besser dem Durchschnitt unserer Jugend erheblich zurückstehen, obgleich mit Hammer, Feil und Lötflöhen, ohne den Eindruck zu machen, sie wären überfordert.

Auch mit dem Modellbau, d. h. einer Erweiterung des Zeichenunterrichts durch Nachbildung geometrischer Körper und unregelmäßiger Formen in Thon oder Plaster, hat man in Leipzig unter der sachverständigen Leitung des bekannten Zeichenlehrers Placz öffentliche Erfahrungen gemacht. Nicht mechanisches Abformen, auch nicht künstlerische Imitation wird hier gelehrt, sondern nur Anwendung des Zeichens auf den Raum. Gewiss man erziele solche Arbeit für den im Zeichnen geschulten Knaben von erheblichem Nutzen sein, auch von den erwünschten Resultaten konnte ich mich persönlich überzeugen, doch wird die notwendige Voraussetzung unvollständiger Festlegung des Schülers, mangelnder Fertigkeiten des Lehrers eine weitere Verbreitung dieses Unterrichts seinen Fortschritten nach im Wege stehen. — Auf manchen zudem noch dringende Fragen näher einzugehen, muss ich mir leider versagen. Es wäre zum Schlimmen zu entscheiden, ob und in welcher Ausdehnung die Einführung des Handfertigkeitsunterrichts in unsere Landes- und Schulwesen zu verdienen.

Die erste Frage beantwortet sich von selbst. Es liegt kein Grund vor, weshalb wir einen Lehrzweig diesem Berechtigten ver-

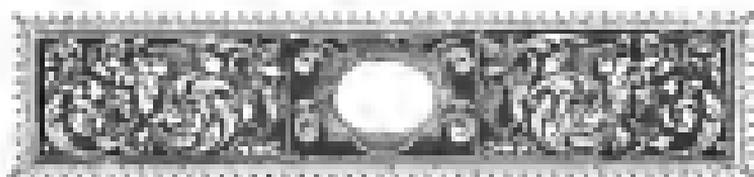
im allgemeinen anerkanntes Mittel, in der Erziehungswissenschaft unserer Provinzen nicht aufgenommen sehen möchte. In diesem Sinne wie es auch in anderen Ländern bewährt hat, würde es sich auch bei uns bewähren. Und zwar müsste die Beschäftigung mit Handarbeit den Schülern aller Schulen ermöglicht werden. Schöner anzusehen dürfte dies zunächst auf dem Lande sein, wo nur beschränkte Thätigkeit des Verones unter lebhafter Mitwirkung der gebildeten Bevölkerung des Landes, vor allem unserer Gastwirthe und Pastore zum Ziel führen kann. Dies setzt jedoch zunächst ein lebhaftes allgemeines Interesse für unsere Erziehungssache voraus. Ein solches kann nicht durch theoretische Erörterungen erzeugt werden, sondern einzig durch den persönlichen Versuch. Hande man mehrere die Städte voranziehen, in erster Linie die grösseren, in denen der Sinn für Erziehungssachen in einer grossen Bevölkerungsdichte sehr ist. In denen es nicht an tüchtigen und gebildeten Handworkern fehlt, deren Hilfe wir in unserem Werkstätten nicht entbehren könnten. Ist genügendes Interesse in der Lehrerwelt vorhanden, finden sich in denselben Männer, die dem Wohl unserer Schützlinge sind, ich sage ihnen, ihrem eigenen körperlichen und geistigen Wohl einige Stunden täglich in der Ferne, einige Wochenstunden in der Schulpflicht zum Opfer bringen wollen, um in die Gefolge zu treten, dass es leichter zu bezeugen, dass, ist nicht eine Anzahl von Lehrern unter ausschliesslicher Leitung in der Handfertigkeit ausgebildet und, ich glaube es behaupten zu können, damit der Sache gewonnen worden, so kann es nicht schwer sein, auch die Einrichtung einer Schülerwerkstatt zu ermöglichen. Dasselbe bräuchte ja für den Anfang nur ein oder zwei Arbeitstische zu liefern, damit die Ausgaben für die Einrichtung nicht gleich sehr hoch sind, auch die der Versuch nicht bewährt hat. Nur der Anfang muss gemacht und das Ergebnis des Versuchs, so er günstig oder nicht, eines nach Jahresfrist dem grösseren Publikum mitgeteilt werden. Dann werden auch weitere Kreise auch für die Handfertigkeitssache erwärmen, die ja in unmittelbarer Berührung mit dem Familienleben steht. Sollte nicht eine Frage, welche mit einem Dozenten unserer weissen Kreise der Lehrer Deutschlands beschäftigt, auch bei uns Beachtung finden? Haben wir auch nicht dieselbe solche Gelegenheit wie unsere Kollegen im Auslande, in Direktorenconferenzen, Provinziallehrerversammlungen, allgemeinen Congressen und schulpädagogischen Zeitschriften unsere Meinung über erzieherische

Frage auszumachen, so ist doch unsere Presse jederzeit bereitwillig gewesen, ihre Spalten dem Gedankenaustausch über angelegte Fragen von allgemeinerem Interesse zu eröffnen. Es wäre zu der Zeit, dass dies auch in dieser Frage geschehe, die nicht nur die Beachtung der Lehrer, sondern auch der Aerzte, Techniker, des Vorkurses der Industrie und des Handwerks, ja jeder Panschen-vaire verdient, dem die geistliche Erziehung selbst schon ein Heros liegt. Der Erfolg einer solchen öffentlichen Discussion, die in gleichzeitigen praktischen Versuchen ihre Begründung finden müsste, wäre ohne Zweifel das, dass vieles, was sich anderswärts befindet hat, auch bei uns ungehindert Eingang finde, anderes noch bestandet oder, als für unsere lokalen Verhältnisse ungeeignet, ausgeschieden würde. Nur auf diesem Wege also kann man zur völligen Klarheit über den Werth des neuen und doch so alten Erziehungsmittels gelangen. Die Freunde der Handfertigkeits-unterrichte in Deutschland hinter auch den vorerwähnten Aufzügen, welche in unseren Provinzen gemacht werden und, mit der Zuversicht zu uns herüber, dass die einmal angelegte Idee bald bei uns heimisch werden wird. Mögen sie sich darnach nicht zu uns täuschen. Von hoher Wichtigkeit auch für unser Land, in unserer Zeit ist es, dass die Jugend für Arbeit erzogen werde.

Hilfsmittel

M. Böhm.





Notizen.

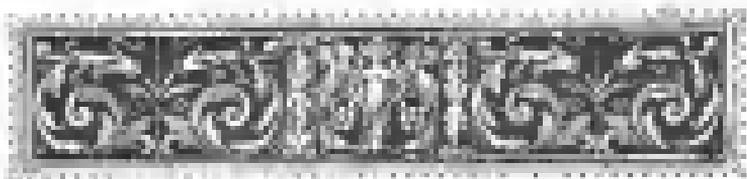
Machen und Sagen des ostindischen Volkes. Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen von Harry JOHNSON. Zweite Auflage. New York, Kynard 1868. n. S. 200.

Im Jahr 1881 konnte der erste Lichring dieses Werkes hier jugendlich werden (H. M. Bd. 28, S. 445). Wir freuen uns, dass der Herausgeber von den Aufgaben, die ihn schon mehr über zwanzig Jahre lang aufhalten sich abgewandt hat und wieder zu der lebendigen Beschäftigung zurückgekehrt ist, für welche er die volle Begabung lange bewahrt hat. Wir wünschen ihr ununterbrochenen Fortgang und als Krönung der mit behutsamer Knappheit und tiefem Verständnis vollzogenen Arbeit die Ausführung des Planes, eine vollständige ostindische Mythologie der Heimat und der Wissenschaft vorzulegen. Insofern wäre erst der Schlüssel zur rechten Würdigung des Märchenmaterials gegeben, der in der ansprechenden Fassung, in welcher er uns erscheint, an unerschöpflichem Reize viel genug bietet, doch aber wegen der mancherorts fremdartigen Züge, namentlich an dem starken Hervortreten des meteorologischen Geistes, im Hause nicht so leicht sich einbürgern dürfte, wie es der vorerwähnte Lebensboden des deutschen Märchens gethan.

F B







Abschiedswort.

Aber lassen die Herrstglocken mit gar erstem, traurigen Klänge. Von Thurne an St. Jakob hebt er an, der Dom und St. Peter fallen ein, und über die trauernde Stadt hin weicht er den Wiederhall weiter im Lande, vor allem in Posen. Die evangelisch-lutherische Kirche Livlands hat die Hauptversammlung, des Heiligsche Generalsuperintendenten Heinrich Gingsenbehnung am 26. October zur ewigen Ruhe des Fromm Herrn über Tod und Leben wurde es seinen Ansehn ertheilt, das er um seiner Körperschwäche willen schon anherzuhaben sich entschlossen hatte und das er nur so verwelken gelachte. Sie seinem gewählten Nachfolger die Bestätigung ertheilt worden und er ihn abzugeben hätte. Nun haben wir auch von ihm nur die Erinnerung!

Schmerzlich empfinden dessen dächtigen und doch so nachzu zu missenden Rest all dessen, was ihn zum Entsetzen im Leben geliebt, seine vielfachen Haterlebnisse, die vertrautesten Freunde, die Laufverrichtung, die Geschäfte- und Beauftragungen, die Ansehlichkeit, dessen Organismus ein treuer Berater, ein kompetent Führer, ein geschätzter Vertreter gewesen. In der Stellung unserer Kirche an allen Lehraufgaben unsere prozessualen Diensten hatte die Hochachtung und hat jetzt der Verlust Gingsenbehn sehr viel weitere Kreise ergreifen und trauert das Land, trauern die Provinzen in Nord und Süd mit Livland um die Einbuße eines wertvollen Mannes.

Acht Jahre stand der Verehrte auf dem hochragenden Posten, den seine Thätigkeit in jeglicher Hinsicht erfüllt, nicht nur ausserhalb von offenem Blick, von Geschick und von ruhiger Beharrlichkeit für die wichtigsten Dinge eines so weit entfernten Landes. Die Feier der fünfzigsten Wachenfeier der lutherischen Synode im J. 1884 im Dorpat theilte so reichlich die Aufmerksamkeit des letzten lutherischen Generalagendenkongresses zu zwei scharf nach kennzeichnende Perioden. Weil kann man heute den ersten Abschnitt als einen vollständigen harmonischen betrachten, abgesehen während desselben die Kapitulung nicht oben zu war. Er wirkte in jenem schönen Goldkitteln und Sammetgewand, bei dem in Vertretung und Leitung der Geistlichkeit Livlands die Haupt angewandte aller schiedenen Theologen sich so ganz als der rechte Mann so seiner Stelle erwies.

Nicht plötzlich im Übergange seinen Wirkungskreis entlassen. Seit drei Jahren hat er gegen das schwere Leben angekämpft, das seine Thätigkeit wiederholt zu, neuen drohte und manchmal längere Zeit gebremst hat. Immer wieder erschien er auf dem Platze. Nun ist er des pflichtgemäss geführten Kampfes überleben, er, der Letzte aus der kirchlichen Familie der letzten Jahreszahl. Die Götter haben ja Livland viele Freijäger gegeben, schlangenerthe lachende Männer, aber dort gestandene Hände gehört doch der jetzt ausserordentlich Genesenen und speziell dem Oppokalanden Knecht der Familie an. Es ist ein schönes Ereignis und viel werth im Andenken der Heimat zu leben, dass dem alten verstorbenen Superintendanten, der 25 Jahre seines Vorworts im Consistorium war hatte, der jüngere Sohn in der gleichen Stellung folgte, der ältere livländischer Generalagendenpräsident wurde, während zwei Töchter und eine Enkelin nach einander als Kantoren in den Generalagendenpräsidenten Erlände schickten. Möge der alte gute Blut in den Adern, wenigstens mehrere andere Namen, der evangelisch-lutherischen Kirche tüchtige Männer schicken!

Im selben Octobermonat hatte auch Erhard des Sohners, zwei Männer mit deren Namen zu rechnen zur Gewohnheit der Zeitgenossen gewesen, nur zur Verfügung stellen zu können. Ausserhalb der persönlichen Stellung des Einzelnen, welcher dem Abbruch eines verheissenen Einkommens durch den Tod schwer zu verwinden vermag, wird im Fortzuge des Geschicks und des Gesellschaftens ja viel jede Lücke ersetzt, schafft das immer neu sich bildende Bewusstsein sich neue Mittel der Befriedigung, wenn die

stien versagen oder gesunken werden. Anders ist für den, der, aus dem vollen Anhalt an jenem Leben hinaus auf einen andern Standort versetzt, mit dem innern Glückseligkeit der Blüthenzeit auf die ihm wohlbekannteste Erde tritt, deren allseitige Verschönerung er nicht mehr verkümmern hat. Führt die ein Glied in der Kette der verstorbenen Vorfellungen, so läßt kein Verstand und keine Phantasie die gänzlich Lacerationen: man schaut doch nur das Allgewohnte, Selbstverständliche, und man muß sich denn sagen, dass die Wirklichkeit dem nicht entspricht, so sehr als ob die Welt nie wird mehr und mehr. Glücklich, die, immer existierend, in der Anerkennung an allen, was um sie her vorgeht, immer jung bleiben!

Selbst ein Mann schon in dem ostpreussischen Landrath Otto Baron Bachberg am 1. October aus dem Leben. Sein Charakteristik ist in der „Ber. Ztg.“ trefflich skizziert worden und durch die weiteren Hefen weiter gedrungen, dass an dieser Stelle den nicht kennenzulernen ist. Keine andere als höchste auf alle gesellschaftliche Beziehungen haben Schriftsteller dieses mit dem Verstandes verknüpft über die Geltung geleidet an dem erquicklichsten Nachdenken eines langjährigen ausgeübten Verlebens. Die Verantwortlichkeit, welche dürfte man sagen, die Übereinstimmung der Anschauungen und die ganze Otto, deren Verf. sich selbst der alten Norm entfremden durfte, gütigen anderen auch in ähnlicher Gesellschaft des Geistes seiner lebensfrischen Unterhaltung, weil die in Nürnberg vor besonders hervorragende Hartnäckigkeit dazwischen gern im Zwiesprache sich schiedlich halten machte. Im kleinen Kreis trüblich, beim ruhigen, stetig laut geführten Montagabendgespräch gelangten eines hervorstechenden Geringfügigen, was ein schwaches Urteil, sonst alle Gemüths, was strenges Rechtsgefühl am meisten zur Geltung, und was Gegenstand hob ähnlich die Phantasie an höherer Würde. Ein Schwarm von echtem Schmutz und Korn, was Landrath Bachberg einer der edelsten und thätigsten Vertreter kollektiver Selbstverwaltung.

Sein Schwager, der die ostpreussische Landrath Ferdinand von Bamberg-Himmelsleiter, kam drei Jahre jünger, folgte ihm am 7. October in den Tod. Bei der ungewöhnlichen Nützlichkeit und Stelle seines Wissens, die in größerem Umfange im kaum je das Wort ergreifen oder gar seine Stimme erheben kann, wäre es schwer geworden zu ein Verhalten, zu diesem verdrängungswürdigen Mann zu treten, wenn nicht der Verf. im Auftrage

seines Berufslebens in dem neuen Vorgesetzten gehabt hatte, da Landrath v. Samson von 1780 bis 1808 Präses des Consistoriums der Ritter- und Domschule war. Wie es so geht, brachte ein sehr ernstes Gespräch aus in die erste Berührung. Das Jahr darauf bewog ihn eine schwere Erkrankung im Schulleben zur Niederlegung des beruflichen Amtes. Nun ganz frei von Berufsbeziehungen führte da eine gemeinsame Liebe zur vaterländischen Geschichte und eine Wahrnehmung meines erwachenden Interesses für die besondere Entwicklung Ostlands mich zusammen, und da habe ich aus Vertrauen früh erwarben und bewahren dürfen bei dem Ende. Wie sein Vater, der Landrath Wilhelm v. Samson, ein jüngerer Bruder Reinhold Johann Ludwig, des nachstehenden ausführlicher chronologischen Inhaltsverzeichnisses der Ritterschulzeitprospekte während der Periode sächsischer Herrschaft in jungen Jahren angefertigt, so hatte er während seines 27jährigen Dienstes in der Ritterschulzeit bereits die sächsische Zeit unter sachlichen Gesichtspunkten bearbeitet: da stattholder stand, das er bis in die letzten Jahre in seinem Privatstutium betrieb, aber mit Katastrophierung seiner dortigen Arbeit war. Zu Anfang 1808 schon starb er mir das damals so viel ich weiß, einzige Exemplar der Selbstbiographie Jakob Georg von Berg, die dann auf lange Zeit bei der Ausgange- und Krystallisationszeit meiner Studien und Sammlungen vor meinem Gesichte ruhte worden ist, deren Zusammenfassung und Verarbeitung der Mangel heraus erforderlicher Masse noch nicht hat gestatten wollen. Da Berg mit Samsons Vater in vertrauter Freundschaft gestanden und der Begleiter der Creditreise gewesen, des Intimus, dem Samson Wissen vorzüglich gewidmet war, machte es sich natürlich, dem unser wissenschaftlicher Verkehr ein innerer Inhaberer und Mitarbeiter wurde und ich Gelegenheit gewann den bescheidensten often Mann nach dem vollen Worte eines Wismars und nach eines Gemüthes an würdigen und seiner herrlichen Gutmuthung noch vorgewissern konnte. An viel zu vielfachen sükweren Schicksalsbeschlägen hat es ihm nicht gefehlt, sowohl auf seinem eigenen Berufsfelde, wie als Vater, da sein einziger Sohn in dem Angerückte, da er zu Strassburg den Doctorhut erringen wollte, plötzlich erkrankt den Eltern entrissen ward. Friede und Eine seinen Andenken!

Indem die „Historische Monatschrift“ durch diese schlichten und unwillkürlich ein persönliches Gepräge machenden Zeilen der drei jüngst dahingegangenen Männer gedacht, da dem allge-

meiner Wohlthat geteilt und das Ganze der Provinzen dabei im Hellen tragen, wenn sie bekümmern, wenn schon länger Verlassen noch nicht ein Wort gewöhnt zu haben, das ja sicher in ihrem Spätes nicht enthalten wird. Vorläufig nur so bei der nach ergebenden Gelegenheit auch an dieser Stelle des Irdischen Landraths Ernst von Mennenkampff gedacht. Es ist mir ein Bedacht zu bemerken, wie hoch die uralte Kunst, die Aufzucht der Fähigkeiten, die menschliche, die erhebende Thätigkeit, der unerschöpfliche Sinn, der patriotische Hingebung des alten Jagadgenossen von dem früheren derpater Kämpfers an mir stets vor Augen getrieben haben. Das gemauerte Haus aller Erinnerung knippte nach jedem an ihn; mir stehen noch die Tage vor Augen, wo wir zusammen — nur zwei Thierkämpfer leben noch oder gar einer, es war im Frühsommer 1868 — die Umgegend von Topitz zu Fuß und zu Wagen durchzogen; dann auch noch die Rückkehr in dem freien selbiger Jahren. Später hat ich nicht mehr das Verstandes für einen politischen Ziele, noch weniger für seine Argumente, das lag in der Verantwortlichkeit der Ansetzung über die gegebenen Sachlage. Die Augen des Einen sahen eben anders als die des Andern. Die Gewandtheit der Falscher, dass die Mannhaftigkeit der Richter hätte und drüber bewirkten eine völlige Entzündung. Um so mehr ist es ein Zeugnis der freien Gewissung des Lebens zu früh erloschenen Patrioten, dass er dieser Betrachtung, als sie unter meine Leitung trat, doch seine Unterstützung, wo er es vermochte und sie erforderlich war, gewährte und bewährte. Gerade da die Schicksalsweisung der Heimat die Meinungsvorschlägen anerkennend und die ungewöhnliche Arbeitskraft Ernst von Mennenkampff in die höchste Verwaltungsbehörde des Landes in Anspruch genommen war, ist sein Leben erloschen, und ihm wird es nicht beschreiben oder es wird ihm erpant selbst wahrzunehmen, ob seine Heide heimische Verwirklichung finden oder als Hingegen sich bewahrheiten.

Endlich gehört in diesen Blättern ein Wort dankbarer Erinnerung zwei aus unserer Mitte geschiedenen Männern, die den Mittelpunkt ihrer rechtswirksamen Wirkens für das Gemeinwohl zu weit zurückgelegener Zeit erreicht haben, während nicht nur wir noch immer die Früchte ihrer gesegneten Thätigkeit genießen, sondern sie, wie Gott, das Spätere werden werden. Es sind der unsterbliche Vorgewonnene Wackl Staatsrath Julius

von Cuvier, gestorben am 4 Sept. d. J., und Manufactur-
rath Adolf Thilo, gestorben am 16 December vorigen Jahres
Sie waren in der Vollkraft ihrer hehrwürdigen und schöpferischen
Thoughten, als die heutigen Männer in den Junglingsjahren standen.
Schreiber dieses hat die beiden Ossanen sogar von Angesicht
zu Angesicht gesehen, so viel er in jener Zeit auch von ihnen ge-
hört. Er ist demnach auch nicht im Stande, irgend einen eigenartigen
Kug der Charakterzeichnung hinzuzufügen, welche die »Hag Ztg.«
von ihnen gegeben hat. Aber er hat hervorzuheben, dass sie beide,
jeder in seiner Sphäre zu den Begründern dieses Organs gehörten,
das wie die erste Eisenbahn in unsern Provinzen, die Riga-Düne-
berger, wie das Baltische Polytechnikum, die rigische Börsebank
in jener hoffnungs- und schaffensfruchtigen Aera unsern Ursprung
gewonnen hat. Ist auch im »Jahrbuch« die »Balt. Manuscript-
kritik« der Mitwirkung dieser Männer bei der Entstehung der Zeit-
schrift gedenkt, so sei es doch erlaubt, mit den Worten eines 1862 als
Manuscript gedruckten Buches noch einmal darauf zurückzukommen:

»Der Regierungsrath des Kaisers Alexander II. gab sich
in den Ostseeprovinzen das Signal zur Lösung der Bannes, welcher
sich so lange auf dem öffentlichen Gedankenschauplatz in der localen
Presse gelagert hatte. Nicht allein, dass die Tagesblätter sich so-
fort nach Form und Inhalt erweiterten, es entstanden in Folge der
wiedererweckten Interessen des Publicums an öffentlichen Dingen
eine Anzahl neuer Zeitschriften, die sich nach einem ungeheuren
Laufkreis erwarben, ja es dehnte sich die politische Tagesliteratur
auf ein Gebiet aus, welches sie bisher noch gar nicht betreten
hatten — auf die Tagesblätter des Landvolks, der Esten und Letten.
Für diese wurden im J. 1865 mehrere Zeitschriften neu begründet.
Der Fürst Bismarck unterstützte alle diese Unternehmungen und
Erklärung kräftigste der freien Redung, welche in neuerer Zeit die
»deutsche Tagespresse« und insbesondere die »Rigische Zeitung«, und
die im J. 1861 gegründete »Rigische Handelszeitung« durchführten,
durch welche Ausübung der neuen Offizien durch das Gesetz über-
tragenen Censur; sein Hauptinteresse aber wandte sich ihnen im
Jahre 1862 in Riga in Ausübung gekonnter größeres Hohen-
schonchen Unternehmungen an — der Gründung einer selbstständigen politisch-
socialen Revue für die baltischen Provinzen. An der Spitze dieser
Vorhaben von Männern aus dem Gelehrten- und Kaufmannstande,
welche die geistigen und materiellen Mittel für das Unternehmen
beisorgten, unterstützte der Senatsrath v. Uebe (1862-

Commissen zur Revision der baltischen Handelsverträge gewirkt ist und einen hervorragenden Antheil an ihrer Arbeit zu danken hat, deren Ergebnis war, dass an Stelle der alten unangenehm Satzungen neue rationellere Practiken des reformirten Handelsvertrages an Grunds gelegt wurden, die durch eine heitere Bewegung und nachhaltige Erweiterung des Handels ermöglichten — eine Wendung, welche in wenigen Tagen durch ausserhalb Rigas Elbfuss liegende Neugründungen aufzuwachen ist, deren Wirkung zu begreifen man in der kaufmännischen Welt des alten Handelslandes an der Düna noch nicht die Mittel gefunden hat (vgl. die Besprechungen der Schiffe von Oskar Mertens in der »B. M.« 1883 und 1885 und des »Berichts des Comitees für die Vertrieben von Errichtung eines öffentlichen Lagerhauses für den Gefährlichen in Riga« in der »B. M.« 1885).

In den erweiterten Interessensphären mit Jahn von Oebe zusammenwirkend, hat Adolf Thilo, wie uns scheint, ein weit reicheres Gebiet umfasst. Neben dem Rathsherrn und Bürgermeister Hermann die Seele der rigaschen Kaufmannschaft, hat er als Oberrath des rigaschen Bürgercomitês in den Jahren 1867 bis 1883 seine auf erstem nationalökonomischen Studien beruhenden handelspolitischen Anschauungen mit durchschlagendem Erfolge für Geltung zu bringen gewusst, so vor allem in der Gründung des rigas. Handelsclubs. Seiner Thätigkeit an der Begründung des Baltischen Polytechnicums ist wiederholt gedacht, als Preuss. Reichenschaubach hat er sich das grösste Verdienst um das Prachtgebäude dieses Instituts erworben. An der Spitze des Comitees zur Errichtung der Riga-Müritzer Bahn, gelang es seiner rastlosen Bemühungen die Comission und die Garantie der Staatsregierung zu erlangen. Die glückliche Hand in seinen dem Gemeinwohl gewidmeten Bestrebungen bewahrte sich leider nicht in seinen eigenen zahlreichen industriellen Unternehmungen. Seine finanzielle Kraft brach zusammen, aber unter dem schmerzlichen Hieb dieser unglücklichen Character ergriffen und in der Zurückgezogenheit auf seinem schlichten Landhause bei Schlock, ließ sich immer ruhender Ernst Senze und Befreiung an philosophischen Studien, an Gartenbau und an poetischer Production, von der ein nicht unbedeutender Nachlass Zeugniss gibt. Der »Baltischen Monatschrift« ist Thilo an ihren ersten Jahrgängen (so Bd. 1, Bd. 5) ein werthvoller Mitarbeiter gewesen.

Nur spätere sind noch die Männer von jener schaffenskräftigen, unruhigen Zeit, verstanden da, die als Hausvater, sich an die Seite zur modernen Grossstadt sich anstreckten.

In einer Reihe von Jahren hat der Untersuchungs-mannchen verdienstliche Mann ein heilsam generates Wort im Urth nachgerufen und, so viel an ihm lag, von Anderen verstanden wollen, durch andere Gedächtniswort ist ihm von heilsamen Folgen zur Veröffentlichung in deren Blättern übergeben worden. Fortan haben die veränderter Teilhaber eines republikanische, vielleicht jede Beteiligung an diesem (im themen Organ der Provinzen sein letztes Wort sollte dem Gedächtnis solcher Persönlichkeiten gewidmet sein, deren Kenntnis es begründlich macht, dass die heilsame Heimat unregelmäßig diese: werden kann und muss.

Im November

Fr. B.



Ein heilsam klingen!

N. 101 Jan. 17 1891

N. 101 Jan. 1 1891

Verleger: H. Wenz. — Verlagsort: Berlin. — Druck: H. Wenz.

Verlag: H. Wenz. — Druck: H. Wenz.

Verlag: H. Wenz. — Druck: H. Wenz.







12-101 08-4-78894



